NA
Neue



F. Jugel fecit Berolini

August Ferdinand von Veltheim
bherr auf Harbke, Aderstædt, Groppendorff etc
önigl: Grosbritann. Churbraunschweigischer Berghaupt
geb. 1741. d. 18ten Sept.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des sechzehnten Bandes erstes Stück.

Erstes bis Viertes Heft.

Kiel,
verlegts Carl Ernst Bohn, 1795.

Verzeichniß

der im ersten Stücke des sechzehnten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

V. Schöne Wissenschaften und Poesien.

Bey.

VI. Theater.

VII. Romane.

IX. Mathematik.

X. Botanik, Gartenkunst u. Forstwissenschaft.

XI. Haushaltungswissenschaft.

Prak

XII. Weltgeschichte.

XIII. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

XIV. Erdbeschreib. Reisebeschreib. u. Statistik.

XV. Gelehrtengeschichte.

XVI. Biblische, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, rc.

XVII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XVIII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XIX.

XIX. Erziehungsschriften.

XX. Vermischte Schriften.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Sechzehnten Bandes Erstes Stück Erstes Heft,
und Intelligenzblatt No. 17. 1795.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Metrologische Tafeln, über die alten Maaße, Gewichte und Münzen Roms und Griechenlands, nebst dem Verhältniß derselben gegen bekannte französische und deutsche, zur Erklärung alter Schriftsteller; nach Herrn Romé de l' Isle, von G. Große. Mit einigen Berichtigungen vom Hrn. Hofrath Kästner. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1792. 8. XLVI und 364 Seiten, ohne das Register und des Hrn. Hofraths Kästner's Berichtigungen. 2 Rt.

Bey der Ueberzeugung, eines der wichtigsten und nützlichsten Bücher anzuzeigen, das die Frucht der mannichfaltigsten Kenntnisse, der schwersten Untersuchungen und des anhaltendsten Fleißes ist, findet sich demohngeachtet der Rec. verbunden, das aufrichtige Bekenntniß abzulegen; er sey außer Stande, ein Werk dieser Art kritisch zu prüfen, und müsse sich bloß mit einer historischen Beschreibung des Inhalts begnügen. Die Nachricht von dem Buche, welche wir im Begriffe sind zu ertheilen, wird es rechtfertigen, daß mehr nicht zu leisten stehe, wenn auch der Rec. sich rühmen dürfte, er habe die Berechnungen und Data des Vf. mit eigenen mathematischen Einsichten verglichen. Ohngeachtet er aber das

Buch bloß als Philolog schätzt, vermißt das Publikum, welchem man dasselbe als klassisch und einzig in seiner Art empfiehlt, doch nichts, was zur Ueberzeugung von dem mathematischen Werthe und von der Zuverlässigkeit des Werks in Rücksicht auf die Ausrechnungen erforderlich scheinen könnte. Außerdem nämlich, daß der deutsche Herausgeber selbst Mathematiker war, hat man dem Buche das Zeugniß und das Urtheil des großen, nun ehrwürdigen Nestors der Mathematiker unsers Zeitalters, eines Kästners, angefügt, der auch alte Gelehrsamkeit besaß, um ein Werk dieser Art von allen Seiten gründlich zu prüfen. Es ist dadurch außer Zweifel gesetzt, daß diese Tafeln gleichsam die rectificirte Uhr sind, wornach künftig alle ihre Uhren stellen müssen; die alle bisher gebrauchte, andere Bücher eines Budé's, Jak. Capelle, Eisenschmids, Gronovs, Arbuthnoth's, Ed. Bernard's (in Hrn. Gatt. Uebersetzung und Einleit. S. XIX durch ein Versehen aus Vor- und Zunamen zwey Personen gemacht worden) und auch das allerneueste, die Metrologie von Hrn. Paucton, Par. 1780. 4. in Rücksicht auf Maaß, Gewicht und Münzen der Griechen und Römer, verdrängen, und als zuverlässiges Orakel in keines Philologen und Alterthumsforschers Bibliothek vermißt werden dürfen.

Das französische Original, woraus und wonach dieses Werk verfaßt worden ist, war unter folgendem Titel erschienen: Métrologie, ou Tables pour servir à l'intelligence des poids et mesures des anciens et principalement à déterminer la valeur des monnoies Grecques et Romaines d'après leur rapport avec les poids, les mesures et le numéraire actuel de la France. Par M. *de Romé de l'Isle*, de l'Acad. Imp. des Curieux de la nature, des Académies Royales de Sc. de Berlin et de Stockh. etc. — (ancien Secrétaire au Corps Royal de l'Artillerie et du Génie détaché dans l'Inde en 1756) à Paris 1789. 4. (In der deutschen Uebersetzung wird der Name des Vf. immer Rome, ohne Accent, geschrieben, auf ähnliche Art in anderen Fällen Bude, anstatt: Budé; u. s. w., welches ohnfehlbar eine fehlerhafte Schreibart ist, die eine falsche Aussprache des Namens zur Folge hat.) Ohngeachtet es nur 214 Seiten betrug, war doch der festgesetzte Preis 18 Livres, der dadurch entschuldiget wurde, daß es fast ganz aus Tafeln bestand, deren Druck viel kostete. Der Deutsche hat den Vortheil, es nur

für 2 Rthlr. kaufen zu können. Der Verf., welcher bisher, wie er selbst S. XVII der Einleit. erwähnt, bloß die Geometrie der Natur im Mineralreiche und besonders die Formen der Krystallen studiert hatte, ist durch eine zufällige Veranlassung in diese Untersuchung hineingeführt worden. Er war ersucht worden, zweyen Gelehrten, welche über das Münzkabinet des Hrn. D'Ennery ein Verzeichniß verfertigen sollten, mit seinen Kenntnissen zu dienen, und diese Gelegenheit setzte ihn in den Stand, das, was Hr. Pancton gewünscht, aber nicht erlangt hatte, wirklich zu leisten. Dieser nächste Vorgänger des Vf. hatte in seiner Metrologie S. 313 geäussert: „Eine Untersuchung der alten Münzen, welche sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, würde ein helleres Licht über diese Materie verbreiten können. Er selbst sey nicht im Stande gewesen, diesen Vortheil zu benutzen; aber er zeige dieses Mittel denjenigen an, welche etwa Lust hätten, sich mit diesem Studium zu beschäftigen.“ Und niemand hat diesen Vortheil vollkommener erreicht und sorgfältiger benutzt, als Hr. Romé de l'Isle. Das ihm geöffnete Münzkabinet des Hrn. D'Ennery war das einzige in seiner Art, die Frucht eines mehr als hundertjährigen Fleißes und eines Aufwandes, der den größten Theil des Vermögens seines Besitzers erschöpft hatte. Das gelehrte Publikum kann sich Glück wünschen, daß Hr. Romé de l'Isle die Anwendung für die Wissenschaft gemacht hat, die nur damals möglich war. Denn der ganze gesammlete numismatische Schatz, der seines gleichen nicht hatte, ist zwey Jahre lang zum Verkauf ausgeboten und hernach, da in ganz Europa kein Käufer zu finden war, zerstreuet worden, so daß sich sein Andenken bloß durch das Verzeichniß desselben und durch dies gegenwärtige Werk erhalten hat. Der Vf. hat alle römische Gold- und Silbermünzen, und eben so die Münzen der Griechen, nicht nur der freyen Republiken, Inseln und Colonien, sondern auch der macedonischen, ägyptischen, syrischen, sicilischen u. a. Könige, nachdem er sich erst vorher versichert hatte, daß ihr ursprüngliches Gewicht durch die Zeit nicht verändert worden sey, gewogen und ihre wechselseitigen Verhältnisse auf das genaueste untersucht. Mit gleichem Eifer hat der Verf. die Gefäßmaaße und das ganze System der Linien- oder Längenmaaße, das Pancton gegründet hatte, von neuem untersucht. Er entdeckte mehrere Fehler und Irrthümer Panctons und anderer seiner Vorgänger, die er durch neue Vergleichungen und Rechnungen glücklich

 geho-

geholfen und berichtiget hat. Man muß über seine Verbesserungen und über sein ganzes Verfahren ihn selbst in der Einleitung nachlesen, um sein Verdienst und den Werth seines Buchs schätzen zu können. Denn uns ist es nicht vergönnt, das was er von neuem untersucht hat und wie dabey verfahren worden ist, umständlicher zu erzählen, da uns obliegt, die innere Einrichtung des Buches selbst und dessen einzelne Theile zu beschreiben.

Auf dem Titel des Werkes ist nicht alles genau angemeldet, was dasselbe enthält. Es besteht aus fünf Theilen, die so auf einander folgen: I. **Linien- und Flächenmaaße**, S. 1 — 59. Sie sind wieder abgesondert: 1) in kleinere Maaße, vom Querfinger bis zur Elle. Alle sind einzeln bestimmt, die verschiedenen Fuße unterschieden, und alle Maaße gegen einander im Verhältniß vorgestellt, und mit neueren Maaßen, dem Pariser und Rheinländischen, verglichen. Durch Columnen hat der Vf. die Vorstellung sehr leicht und deutlich gemacht, und durch Anmerkungen sowohl in der letzten Columne als auch hinter den Tafeln alles erläutert, was nach den einzelnen Angaben einer besonderen Erläuterung zu bedürfen schien. 2) In Maaße mittlerer Größe, welche sich zum Feldmessen schicken; die Namen der Maaße, ihre bestimmten Verhältnisse, verglichen mit neuern Maaßen: der einfache Schritt, das Xylon, der Doppel- oder geometrische Schritt, die Orgyr, die Acäne u. s. w. 3) In Reisemaaße: die 8 Stadien, der Diaulus, das Hippikum, der Sabbathsweg, die hebräische Meile, die römische Meile, die persische Meile u. s. w. Die Anmerkungen sind, wie im vorhergehenden, zugleich etymologische Namenerklärungen. Ueber die Bestimmungen der kleineren und mittleren Maaße nach gewissen alten Denkmälern hat der Vf. S. 8 und 18 das nöthige erinnert. Angehängt sind S. 57 die Verhältnisse verschiedener neuerer Reisemaaße, auch die vornehmsten Fußmaaße der Alten, und einige neuere, auf einer besondern Tafel.

II. **Gefäßmaaße flüssiger und trockener Körper**, S. 59 — 98. Der Uebers. setzt die Pariser und Berliner Handlungsgewichte, auch das cölnische Gewicht voraus, weil in dem folgenden die Schwere der flüssigen und trockenen Dinge, welche in bestimmten Gefäßen enthalten sind, angegeben wird. Es folgen hernach die hebräischen Gefäßmaaße in

einer

einer besondern Tafel, welchen der Uebersetzer wieder das Berliner und Dresdner Gefäßmaaß angefügt hat. Darauf erst werden a) die römischen Maaße der Flüßigkeiten S. 71 f. Columnenweise vorgestellt, nach römischen Gewichten bestimmt und mit neueren Gewichten verglichen. Es ist ein Verdienst des Uebers., daß auch hier wieder das Berliner Gewicht beygesetzt worden ist. Die Verhältnisse der römischen Maaße gegen einander zeigt eine andere Tafel S. 76 an. b) Die römischen Getraide- oder Körnermaaße, S. 78. c) Die griechischen Gefäßmaaße im Verhältnisse mit den römischen, S. 80; auch mit allgemeineren neueren Maaßen der Hauptstädte von Deutschland und nach Pariser Gewichte bestimmt, S. 82 ff., und im Verhältnisse unter sich selbst, S. 88. d) Griechische Getraidemaaße, S. 91. Noch werden die verhältnißmäßigen Schweren der vorzüglichsten mineralischen Körper und natürlicher oder künstlicher Flüßigkeiten, S. 92 — 98, in eigenen Tafeln angezeigt.

III. Gewichte der Alten, S. 99 — 148. Die Theile des Talents und des römischen Pfundes werden nach ihren Verhältnissen vorangeschickt; in den S. 102 ff. folgenden Tafeln aber enthält die erste Columne die Namen der alten Gewichte, die übrigen Columnen hingegen stellen ihre Verhältnisse unter sich und mit den Gewichten der Neueren vor. Im Original war nur das französische Gewicht verglichen; Hr. Gr. hat das Berlinische, Cölnische, Leipziger, Braunschweiger, Hannöversche und Hamburger beygesetzt.

IV. Münzen der Alten, S. 149 — 328. Dies ist der weitläuftigste Theil des Werks. A. Griechische Münzen nach verschiedenen Münzfußen: 1) der Peloponnesische, oder von Aegium; 2) von Samos, oder der kleine Attische; 3) von Euböa; 4) von Tyrus, oder der Phönicische; 5) der Jonische, oder von Ephesus; 6) von Creta oder Chios; 7) der Mittel-Attische; 8) der Attisch-Sicilische; 9) der große Attische, oder Corinthische; 10) von Abacöna, oder Istrus; 11) von Pylus oder Elis; 12) von Rhegium, oder Naxus; 13) von Alexandria; 14) von Aegina. Von jedem giebt der Vf. zuerst die Münzsorten an, nach ihren Verhältnissen, bestimmt das Gewicht, und berechnet den Werth in französischer Münze; (der deutsche Herausgeber hat den Werth nach Conventionsmünze beygefügt) hernach beschreibt er einzelne Silber- und Goldmünzen, so wie er sie selbst abgewogen hat, in einzelnen

Columnen, nach den Städten und Ländern, nach dem Gepräge auf beyden Seiten, nach dem Gewichte, nach der Münzsorte und nach dem Cabinette, worin er sie angetroffen hat, nämlich entweder von D' Ennery oder Hunter. Dieß angehängte Verzeichniß einzelner von ihm gewogenen Münzen ist gleichsam der Beweis der vorausgeschickten Angaben. Er selbst nennt sie darum auch Beweismünzen. B. Römische Münzen, (S. 225 ff.) in folgender Ordnung: 1) Römische Gold- und Silbermünze in ihrem wechselseitigen Verhältnisse. Es werden von der republikanischen Verfassung bis zum Untergange des römischen Reichs neun Zeiträume oder Epochen unterschieden. Den Münzfuß bestimmt der Verf. durch eine Anzahl instructiver und beweisender Münzen, welche er nach dem Gepräge, Gewicht und nach den Cabinetten beschreibet. 2) Römische Kupfermünzen, und zwar a) Beschreibung einzelner Münzen, aus verschiedenen Cabinetten, welche der Vf. gewogen hat, theils nach der ursprünglichen Vollwichtigkeit, theils nach neuen Reductionsfußen. b) Römische Gewichte von Bronze, Marmor oder Stein, verglichen mit dem wahren römischen Pfunde und mit dem französischen Gewichte, so daß der Unterschied angezeigt und die Cabinette bemerkt werden. S. 298 ff. c) Verhältnisse des Goldes zum Silber in unterschiedenen Zeiträumen, und Werth der großen und kleinen Sestertien in französischer und Conventionsmünze. S. 302 ff. d) Die römische Rechnungsart in Sestertien. S. 312 ff. Sie wird in Columnen, nach ihrer Bezeichnungsart durch Buchstaben, nach großen und kleinen Sestertien angegeben und auf französische Geld- und Conventionsmünze reducirt. Letzteres ist wieder ein Zusatz des Uebersetzers. Endlich sind gleichsam zur Uebung noch etliche und zwanzig Stellen aus alten Schriftstellern angefügt, übersetzt und berechnet worden, welche merkwürdige Beyspiele von dem Kostenaufwand der Römer auf verschiedene Gegenstände enthalten. Es ist kein Zweifel, daß dadurch den Lesern eine sehr nützliche und angenehme Unterhaltung verschafft worden. e) Vergleichungstafel der vornehmsten europäischen Gewichte, um ihr Verhältniß zur alten römischen Unze leichter zu erkennen. Bey der Reduction hat der Uebers. zum Nutzen seiner Landesleute die von Krusen angegebenen Verhältnisse der Gewichte zum Grunde gelegt.

V. Maaß der Zeit, S. 329 — 364. Von diesem Theile des Werks geschieht auf dem Titel gar keine Anzeige,

und

und er scheint mehr eine zufällige Zugabe zu seyn, zu welcher der Vf. über der Ausarbeitung des Buchs veranlaßt worden ist, ohne daß sie anfangs in seinem Plane war. Man darf sich ja nicht ein System der alten Chronologie darunter vorstellen, wie mancher Leser, wenn er bloß auf die Ueberschrift achtet, vermuthen wird. Sondern es sind bloß einzelne chronologische Angaben der Hauptepoche der alten Geschichte, in besonderer Rücksicht auf merkwürdige Fortschritte in der Astronomie, oder wichtige Veränderungen in dem Münzwesen unter den Griechen und Römern. Sie sind vorzüglich aus Bailly's Geschichte der Astronomie gezogen, und gehen bis auf den Anfang der christlichen Zeitrechnung. An der Seite stehen Citationen oder Verweisungen auf gebrauchte Bücher, die als Quellen oder Hülfswerke nachgesehen werden können; aber leider fast durchgehends sehr allgemein und unbestimmt. Ueberhaupt würde man diese chronologische Tafeln nicht vermißt haben, wenn der deutsche Herausgeber für gut gefunden hätte, sie, so wie manches andere, für den Deutschen entbehrliche, wegzulassen. Sie sind aber immer der Durchsicht werth.

Hr. Groß hat übrigens um diese deutsche Ausgabe Verdienste, welche die gewöhnlichen Verdienste eines Uebersetzers sehr übertreffen; theils durch seine mathematischen Einsichten, ohne welche ein Werk dieser Art gar nicht übersetzt werden konnte, theils durch Absonderung des Entbehrlichen, um den Preis zu verringern, theils auch durch Zusätze, in Rücksicht auf deutsche Maaße, Gewichte und Münzen. Da wir diese einigemal bereits zu erwähnen Gelegenheit gehabt haben, so finden wir unnöthig, zum Lobe desselben weiter etwas zu sagen. Die von Kästner hinter dem Register des Werks angehängten Berichtigungen enthalten wenig Tadel, und sind die zuverlässigste Empfehlung des Originals und der Uebersetzung.

Ein Paar Anmerkungen in der Einleitung finden wir noch würdig, hier angezeigt zu werden. Die eine ist von Hrn. Romé de l'Isle, und betrifft die Anwendung der griechischen und römischen Maaße und Gewichte zum allgemeinen Gebrauch unseres Zeitalters. Wenn einst, sagt er, das Project, die Gewichte und Maaße zur Einförmigkeit zu bringen, wie man schon lange gewünscht hat, ausgeführt werden sollte; so könnten wir nichts besseres thun, als wenn wir das alte Metrische System in seinem ganzen Umfange wieder annähmen. Er empfiehlt sogar diese Sache zu einem Gegen-

Gegenstande der Berathschlagung der Nationalversammlung. Die andere Anmerkung ist von dem deutschen Uebersetzer, und enthält eine litterarische Anekdote von Eisenschmid's kleinem aber vortrefflichen Buche de ponderibus et mensuris. (Einleitung S. XXI.*).) Der eigentliche Verfasser, sagt er, soll nicht Eisenschmid, sondern Stanisl. Grzepsius seyn, der Professor der Philosophie zu Cracau war und 1572 gestorben ist. Er führt nichts an, worauf diese Anekdote gegründet sey, welches in einer Sache, welche eines Dritten Ansehen und Kredit betrifft, billig hätte geschehen müssen. Kästner rettet die Ehre Eisenschmids, (Berichtigungen, auf der vorletzten Seite) mit guten Gründen, und wir erkennen die Anekdote für unerweislich und für höchst unwahrscheinlich. Hr. Gr. hätte sie beweisen oder ihr widersprechen müssen.

Ar.

Auszüge aus alten lateinischen Dichtern, die gewöhnlichen und bekanntern ausgenommen. Für Gymnasien und Akademien, von D. Ch. D. Köler, Rector des Detmoldischen Gymnasii. Erster Theil, welcher das Beste und Zweckmäßigste aus den Dichtern der goldenen Zeit enthält. Halle, in der Rengerischen Buchhandlung. 1794. XLIV und 184 Seiten. 8. 14 gr.

Der Hr. Vf. erfüllt hier ein schon 1788 in der Vorrede seiner damals herausgegebenen Sammlung auserwählter Poesien aus den alten lateinischen Dichtern (welche aber bloß Catulls Epithalamium enthielt) gegebenes Versprechen, der studierenden Jugend eine Chrestomathie in die Hände zu liefern, in welcher, wo nicht alle, doch die meisten Fehler der gewöhnlichen Chrestomathien, welche hier S. III u. ff. der Vorrede aufgezählt werden, vermieden seyn sollten. Der Zweck der vor uns liegenden Sammlung ist also nach S. XXI der Vorrede: „Jünglinge der vierten Klasse aus den engern Schranken ihres Ovid, Phädrus, Virgil, Horaz heraus in die weitern Gebiethe der lateinischen Poesie zu führen, sie auch mit den übrigen lateinischen Dichtern, keinen wichtigern ausgenommen, so weit es einen Nichtphilologen interessirt, in chronologischer Ordnung bekannt zu machen, sie in einige Bekannt-

Bekanntschaft wie den ungewöhnlichen Dichtungsarten und Gegenständen zu sehen, dergleichen der Sternhimmel, die Pest, die Jagd, eine Hochzeit, ein Todesfall und philosophische Gegenstände sind, und dadurch ihnen eine Uebersicht über die lateinische Poesie überhaupt zu geben." Beurtheilen wir nun nach diesen Worten die in diesem Bande enthaltenen Auszüge; so wollen wir zwar nicht in Abrede seyn, daß sie dazu dienen können, dem Jünglinge einigermaaßen eine Uebersicht über die lateinische Poesie von dem fünften Jahrhundert bis zum Germanicus und einem gleichzeitigen Unbekannten zu geben, und wollen auch nicht mit dem Vf. darüber rechten, daß er die gewöhnlichen und bekanntern Dichter, oder doch die bekanntern Werke derselben, ganz übergangen; daß, wenn gleich eigentlich Proben und Auszüge aus ihnen mit zu einer solchen Uebersicht gehörten: aber daran glauben wir doch mit Grunde zweifeln zu müssen, daß diese Sammlung, so wie sie da ist, als Lesebuch für Schulen (und dazu soll sie doch dem Titel und der Vorrede nach dienen) selbst nach dem Plane des Vf. zweckmäßig genug sey, und den Nutzen stiften werde, den sich der Verf. davon zu versprechen scheint. Um in den Schulen gelesen zu werden, sind viele hier aufgenommene Gedichte, besonders unter den kleinern nicht interessant genug, wenigstens nicht für alle Schüler. Was interessirt z. B. einen Nichtphilologen, welches doch die Gränze war, die sich der Vf. selbst absteckte, was interessirt einen solchen ein Gedicht, wie gleich die erste Grabschrift des L. Scipio von einem Unbekannten aus dem fünften Jahrhundert? Wird er wohl Lust haben, ja wird es sich wohl für ihn der Mühe verlohnen, sich durch die rohe Sprache durchzuarbeiten? Was interessirt ihn und selbst einen Philologen, der noch Schüler ist, ein versificirtes Compliment des Dichters, den er aus der Aeneide, und aus seinen übrigen bekanntern Werken, von einer ganz andern Seite hat kennen gelernt? Was kann ihm ein Compliment von zwey Zeilen, oder eine drollige Klage eben des Dichters von fünf Zeilen, für Ideen zu einer Uebersicht über die lateinische Poesie geben? So schwer es, nach unserm Gefühle, dem Hrn. Verf. werden möchte, diese Frage völlig genugthuend zu beantworten, so schwer möchte es ihm auch wohl werden, jeden seiner Leser zu überzeugen, daß dieser Band das Beste und Zweckmäßigste aus den Dichtern der goldnen Zeit enthalte. Das Wort goldne Zeit wäre hier wenigstens in einem etwas sehr weiten Um-

fange

genommen, wenn alle Gedichte, die sich in dieser Sammlung finden, selbst die schon genannte Grabschrift, dahin gerechnet werden sollten. Und was die Auswahl betrifft, so möchte mancher Leser, der einen andern Geschmack hat, und anders urtheilt, als der Vf., hierüber das nämliche Urtheil fällen, was der Verf. von andern Chrestomathieenschreibern in der Vorrede fällt, — daß er sich vergriffen habe. Nach unserm Gefühle wenigstens hätten in einer Sammlung, die zum Gebrauch auf Schulen und Akademien gemacht ist, denn dies ist der Gesichtspunct, aus dem wir sie beurtheilen, manches gewählt werden können, das besser und für den Zweck, den der Vf. beabsichtet, den jungen Lesern eine Uebersicht eines ganzen Zeitraums zu geben, brauchbarer gewesen wäre, selbst wenn die bekanntern und gewöhnlichern Werke der Dichter dieses Zeitalters hätten ausgeschlossen bleiben sollen. — Doch wir wollen erst die folgenden Bände abwarten, welche auserlesene Gedichte aus dem sogenannten silbernen, dem ehernen und eisernen Zeitalter enthalten sollen, um alsdann desto bestimmter unsre Meinung über das Ganze und über die Ausführung des Plans sagen zu können. Bis dahin mag denn auch das verschoben bleiben, was wir über einige in der Vorrede aufgestellte Meinungen des Hrn. Vf., besonders S. IX u. ff., wo er uns den guten Alten gar zu nahe zu thun scheint, oder S. XI., wo er es für gut hält, neuere Schriften ins Latein zu übersetzen, und diese zum Verständnisse der wissenschaftlichen Compendien in den Schulen lesen zu lassen, und andre dahin einschlagende Materien mehr, zu erinnern haben. Auf die Antikritiken des Hrn. Vf., welche die letzten 29 Seiten der Vorrede einnehmen, und unter denen die eine auch gegen die A. D. Bibl. ist, zu antworten, überlassen wir billig denjenigen unserer Herren Collegen, gegen welche sie gerichtet sind. Nostrum non est, alienas componere lites.

Tb.

Biblische, hebräische, griechische und überhaupt orientalische Philologie.

Des Apostel Johannes Offenbarung Jesu Christi, als das von dem letztern verordnete, und von denen zum Lesen, Hören und Bewahren empfohlne allge-

allgemeine Hauptlehrbuch der Religion N. T. neu übersetzt und erklärt von M. Michael Friedrich Semler, Conrector zu Neustadt an der Orla. Ein Lesebuch für Jedermann, zur leichtesten und ganz ungezweifelten Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion, zur richtigsten und sichersten Bestimmung des wichtigsten Religionskenntnisses und zu mehrerm höchst heilsamen Nutzen. Neustadt a. d. O., gedruckt bey Kathe. 1794. 793 Seit. sammt 100 S. Vorrede, gr. 8. 2 Rh. 23 K.

Seitdem der geistreiche Commentar von Eichhorn über die Apocalypse erschienen war, glaubte Rec. auch dem Uebel abgeholfen, daß dieses schwerfällige Buch hinfort die Köpfe der Menschen nicht weiter verrücken würde; allein er sieht sich von Jahr zu Jahr immer mehr getäuscht. Der Verf. dieser sonderbaren Schrift hat ihn entweder gar nicht gekannt, oder absichtlich ignorirt, weil er durch sein System einen gewaltigen Querstrich zog. Es hält schwer, die Schrift eines Mannes, der, wie der Vf., gar nicht ohne gründliche Gelehrsamkeit ist, und dabey ohne Falsch zu seyn scheint, vor das Tribunal einer strengen Kritik zu ziehen, wenn sie bloß einen traurigen Beweis von der Verirrung des menschlichen Verstandes liefert; sonst aber gut gemeint ist. Ueberdem hat der Vf. den unglücklichen Gedanken gehabt, dieses enorme Werk selbst zu verlegen, wodurch er noch, außer seinem sauren Schweiß und Mühe, in die Nothwendigkeit kommen kann, einen beträchtlichen Geldverlust leiden zu müssen. Was soll nun hier ein menschenfreundlicher Rec. thun? Er kann sich fast auf weiter nichts einlassen, als auf eine trockne Beschreibung des Inhalts, und auf die Anführung einiger Stellen, die einen Vorschmack von dem Ganzen geben können. In der Vorrede, die als eine Einleitung des Ganzen anzusehen ist, versichert Hr. S., daß er nun schon über zwölf Jahr die Bearbeitung der Apocalypse unermüdet fortsetze. (Guter Mann! warum widmeten Sie ihren Fleiß und Gelehrsamkeit nicht lieber einem klassischen Schriftsteller, wodurch Sie Dank und Belohnung verdient haben würden?) Der erste Theil seiner lateinischen Bearbeitung dieses Buchs kam 1785 als Dissertation heraus,

und

und der zweyte wird noch nachfolgen. Jetzt tritt aber die übrige Bearbeitung im deutschen Gewande zwischen beyde. Zuerst wird nun in der Einleitung das unveränderte Alterthum der Apocalypse bewiesen. Sie ist eben dieselbe, welche die alte Kirche hatte. Darauf der göttliche Ursprung; eigne Aufschreibung des Apostel Johannes (aus einzelnen Worten gezeigt, die der Apocalypse mit den übrigen Schriften des Johannes gemein sind) und kanonisches Ansehen derselben. (Bis hieher hat der Vf. die gewöhnlichen äußern Gründe für die Echtheit und Kanonicität der Apocalypse recht gut dargelegt, außer daß er die Auctoritäten dawider zu kurz abfertigt. Warum soll z. B. Dionysius von Alexandrien kein Gewicht haben, wenn er sagt, der Evangelist Johannes könne nicht der Vf. seyn, wohl aber ein anderer Johannes? Er ist so gut Auctorität als alle übrigen K. V. des dritten Jahrhunderts. Man nun auch den äußern Beweis für die Echtheit zugegeben, der sich allenfalls führen läßt; so ist doch der innere Beweis dawider gar nicht berührt, da er doch bey weitem der wichtigste bleibt. Der Evangelist Johannes ist etwa Jesu an Jahren gleich; ob ein Paar Jahre jünger oder älter, macht nichts aus. Nun stimmen aber die meisten Kirchenväter dafür, daß er die Apocalypse unter Domitian geschrieben habe, d. i. in der Periode von 81 — 96; nach Andern soll er sie aber gar erst unter Trajan, der seit 98 regierte, aufgezeichnet haben. Unser Verf. läßt sie im J. 95 aufgeschrieben seyn. Auf jeden Fall wäre er also doch 80 Jahr und darüber alt gewesen, als er dieses Buch schrieb. Vergleicht man nun mit der Apocalypse das Evangelium und die Briefe: so ist es moralisch unmöglich, daß der sanftmüthige, ganz prosaische Evangelist Johannes in seinem hohen Alter noch ein so feuriges, höchst poetisches Buch schreiben kann, als die Apocalypse ist. Es ist moralisch, und fast möchte Rec. sagen, physisch unmöglich; denn schon in den Briefen, die er doch nach Aller Meinung früher geschrieben haben soll als die Apocalypse, entdeckt sich schon eine gewisse Mattigkeit und Eintönigkeit als Folge seines Alters, wenn gleich noch dieselbe Liebe und Sanftmuth. Dagegen entdeckt sich in der Apocalypse von diesem allen nichts; sondern vielmehr ein starkes poetisches Feuer, eine Kraftsprache, Heftigkeit u. s. w., welches alles dem ruhigen Evangelisten ganz fremd war. Dies ist ein Hauptgrund, warum Rec. mit andern Theologen die Apocalypse für kein Werk des Evangelisten Johannes halten kann.) Der Vf. zeigt ferner die

Art

Art seiner Bearbeitung, und die mannichfaltigen Eigenheiten dieses Buchs. Es hat deren 13, die nun einzeln durchgeführt werden. 1) Die Art der Offenbarung. Es ist dem Johannes offenbart von Gott Jesu Christi, in einer Entzückung, durch seinen gesandten Engel, vermittelst des Geistes der Weissagung dieses Engels, in Gesichtern und bildlichen Vorstellungen verschiedener Art. 2) Die Offenbarung des Inhalts dieses Buchs durch einen den Geist Gottes habenden Engel und Apostel zugleich. (Freylich eigen genug!) Die Schwachheiten der Apostel bey den übrigen Schriften des N. T. könnten immer noch Zweifel erregen; allein diese fänden hier wegen des Beyseyns des Engels gar nicht statt. 3) Die ausdrücklich anbefohlne Aufschreibung dieser Offenbarungen in ein Buch. Dieses könne man von keinem einzigen Buche des N. T. beweisen. Bey den übrigen Büchern könne man nicht errathen, was eigentlich wörtlich inspirirt sey; allein hier sey alles unmittelbar inspirirt, weil es unmittelbar ausgeschrieben wurde. 4) Des Johannes Aufschreibung aller Offenbarungen gleich unmittelbar nach der Zeit, da er sie gehabt hat. (Fast dasselbe noch einmal.) 5) Die geschäftige Gegenwart des Erlösers, Gottes, und eines Engels bey der Aufschreibung der Offenbarung. (Sonderbar, daß nach und nach immer mehrere gegenwärtig sind. Johannes gehört doch auch noch dazu; also waren es zusammen vier. Diese wollen wir fürs Erste im Sinne behalten, wenn nicht etwa der heil. Geist noch besonders gerechnet wird.) Von keinem einzigen andern Buche der Bibel lasse sich beweisen, daß nur Einer von jenen dreyen sich auf eine so besondere geschäftige Art bey der Aufschreibung gegenwärtig bewiesen habe. Die Einschleichung auch des mindesten Fehlers sey hier ganz unmöglich; also habe dieses Buch Vorzüge vor allen übrigen. 6) Des Erlösers absichtliche Bestimmung dieses Buchs für alle Christen zu allen Zeiten N. T. Sie wird bewiesen aus K. 22, 16. 17. Dieses findet nun wieder bey keinem andern Buche der Bibel so eigentlich statt. 7) Die erste Entdeckung vieler besondern Begebenheiten N. T. und anderer Sachen in diesem Buche. Sie betreffen vorzüglich die jetzt schon erfüllten Weissagungen desselben. Sonst aber auch ganz neue Entdeckungen, z. E. daß die Engel eine gewisse bestimmte Größe oder Länge haben, 21, 17. (Aus der Anmerkung zu dieser Stelle lernt man dann folgende Entdeckungen. Die Statur eines Engels ist 144 Ellen hoch, und an dieser Größe sind sich alle gleich, theils weil sie zugleich

erschaffen sind, theils weil diese Gleichheit ihnen ein vorzüglich schön in die Augen fallendes Ansehen giebt, wie z. E. einem irdischen Heere. (Aber da pflegt doch auch ein Flügelmann zu seyn. Vielleicht ist dies der Erzengel.) Der Vf. fragt sich nun selbst: ob diese ungeheure Länge auch wohl wahrscheinlich seyn? allein er findet dabey keinen Zweifel, da eine größere Statur den Engeln weit angemessener sey, als eine kleinere. Zugleich bringt er eine Muthmaßung über die Körper aller Engel bey. „Ich schließe nämlich aus dem Vermögen irdischer Körper, sich auszudehnen und zusammenzuziehen, daß dieses Vermögen auch den feinern Körpern der Engel ihrer Natur nach eigen sey. Aber es scheint auch nöthig zu seyn, „daß sie von diesem ihren Vermögen Gebrauch machen. Von „jenem Vermögen, sich auszudehnen und ihre größte Statur „anzunehmen, vornehmlich dann, wenn sie vor dem Throne „Gottes stehen, und ihren Dienst verrichten, damit sie auch „durch diese ihre größte Statur die Offenbarung der unendlichen Majestät Gottes verherrlichen; von diesem aber, sich zusammenzuziehen, alsdann, wenn sie sich mit den Seligen auf „irgend eine Art beschäftigen. Denn die Unbequemlichkeiten, „die mit dem Umgange und besonders der Unterredung erwachsener Personen mit kleinen Kindern wegen der großen Verschiedenheit der Statur verbunden sind, und die bey denen, „welche von gleicher Größe sind, wegfallen, würden sich auch „bey dem Umgange und der Unterredung der Seligen mit den „Engeln um so viel mehr ereignen, da die Statur der Engel „von 144 Ellen die größte menschliche gar zu weit übertrifft. „Daß nun aber der Mauer dieser Stadt grade eine der Größe „eines Engels gleichkommende Höhe bestimmt wird, hat höchst „wahrscheinlich einen Bezug auf dieser ihren Wächterdienst „und Schutz, der ihnen nach der Schrift schon in Ansehung „der Kirche Gottes auf Erden und ihrer Glieder beygelegt „wird, Ps. 34, 8. Hebr. 1, 14. und den sie vielleicht auch dieser Stadt, als der Kirche im Himmel, noch fortleisten, wobey ihnen die Gleichheit ihrer Statur mit der Höhe der Mauer „derselben in so fern zu statten kommt, als sie vermittelst „derselben über diese wegsehen, und folglich das, was „sich außer derselben ereignet, sogleich bemerken können.“ u. s. w.) Ferner, daß alle an dem letzten Welttage noch lebenden Gottlosen den zeitlichen Tod auf eine natürliche Weise, nämlich durch Entziehung der Luft, ausstehen müssen, 7, u. folg. Solche Offenbarungen, welche die Kenntniß der Christen

außer-

außerordentlich erweitern, finde man in keinem andern Buche der Bibel, und hierin liege eine sinnliche Ueberzeugung von der Göttlichkeit dieses Buchs selbst, so wie der in ihm enthaltenen christlichen Religion. 8) Vorherverkündigung aller die christliche Kirche N. T. betreffenden wichtigsten Begebenheiten. Es enthalte gewissermaaßen ein Compendium einer Universalkirchengeschichte. 9) Die Angebung gewisser bestimmter Zeiten, die zusammen die Zeitrechnung des ganzen N. T. ausmachen. 10) Die vollständigere und mehr bestimmte Beschreibung verschiedener in andern Schriftbüchern auch erwähnter Begebenheiten. In keinem einzigen Buche der Bibel finde sich eine so bestimmte weissagende Beschreibung der beyden widerchristlichen Thiere, nämlich des römischen Bischofs und der Klerisey, so wie der widerchristlichen Stadt Rom. Sogar der Säbel gewisser Kriegsvölker werde angedeutet. 9, 10. 11) Der alle Menschen zu allen Zeiten auf eine besondere Art überzeugende sinnliche Beweis der Göttlichkeit dieser Offenbarung und der in derselben enthaltenen Religion. Dieser Beweis liege grade in den Weissagungen zufälliger Dinge und deren genauester Erfüllung, die das am Ende angefügte Register nachweise. Alle übrigen Beweise aus den Wundern und Weissagungen Jesu u. s. w. erforderten viele Gelehrsamkeit zur Ueberzeugung, und überzeugten dennoch selten; allein hier sey ein höchst leichter sinnlicher Beweis. 12) Die besondere Art, wie in diesem Buche bey dessen Weissagungen zugleich die christliche Religionslehre angebracht ist. Die Apocalypse enthalte die ganze christliche Dogmatik in nuce, und zwar immer nur so viel, als zur Seligkeit eines Christen zu wissen nothwendig sey. Da finde sich nichts von der Maria und Geburt Christi, nichts von der Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt, u. s. w. Lauter Lehren, die gar nicht so nothwendig zur Seligkeit wären, als die man in der Apocalypse lese. Jeder Unbefangene werde sich davon überzeugen, sobald er nur die angehängte apocalyptische Dogmatik mit der sonstigen Dogmatik vergleiche. Dagegen läse man aber andre zu wissen nöthige Glaubenslehren, z. E. daß die Engel eine gewisse Statur oder Länge hätten, die man nach einem menschlichen Maaße messen könne, also eine sichtbare materielle Natur. Dieses zu wissen sey zur Seligkeit nothwendig, denn sonst würde der künftige Umgang mit ihnen seyn, wie der eines Blinden mit andern Menschen, und würde die Seligkeit sehr stören. Auch drohe dieses Buch

der Ketzermacherey eine gewaltige Zerstörung, (das gebe Gott!) sobald man nur die Dogmatik desselben zum Maaßstabe nähme. Besonders sey sie zum Unterricht der Jugend nothwendig, und habe dazu die gehörige Deutlichkeit, denn selbst die apocalyptische bildliche Sprache sey allgemein und zu allen Zeiten verständlich; z. E. die Redensarten von den Sünden im Blute Jesu gewaschen; — von ihm zu Priestern und Königen gemacht — wären allgemein bekannt, und allen Menschen zu allen Zeiten verständlich. Eben so vorzüglich und allgemein nothwendig ist die Moral der Apocalypse. Der Vf. bedauert, daß er nicht Zeit genug gehabt habe, sie selbst ausführlich auszuarbeiten; allein ein Andrer, der seinen angehängten Grundriß benutzen wolle, werde nun leichte Mühe damit haben. 13) Der Umstand, daß dieses Buch allein das allgemeine Hauptlehrbuch der Religion N. T. ist. Außer einer vollständigen Religionslehre des Christenthums enthält es auch noch eine Geschichte der merkwürdigsten Schicksale der Kirche N. T. von ihrem Ursprunge an bis an der Welt Ende. Es ist ein eben so göttliches Meisterstück des Erlösers, als sein Vaterunser. (Mehr wird man nicht zum Beweise dieser Rubrik verlangen!) Darauf folgt die Nothwendigkeit eines allgemeinen Hauptlehrbuchs der christlichen Religion, und die Art des Gebrauchs dieses Buchs als des allgemeinen Hauptlehrbuchs, sammt einigen Vorschlägen zu einem solchen, besonders unsern Zeiten angemessenen Gebrauche desselben. Ein Lehrbuch nach dieser Apocalypse verfertigt müßte öffentlich eingeführet werden. (Die Dogmatik ist zu diesem Ende schon angefügt; nur fehlt es noch an der ausführlichern Moral.) Ferner müßte fleißig darüber gepredigt werden; aber immer nur mit den Worten der Apocalypse selbst. Eben so müßte dieses apocalyptische Lehrbuch ein symbolisches Buch werden, denn unsre symbolischen Bücher hätten ihre grossen Mängel, und es sey den Lehrern dadurch ein schweres Joch auf ihre Hälse, oder eigentlicher, auf ihr Gewissen gelegt. (Sehr wahr! aber Luther und Melanchthon haben dieses auch gewiß nicht gewollt. Wie hätten sie auch darauf ausgehen können, indem sie selbst das alte Joch des Glaubenszwanges abwarfen, ihren Anhängern ein neues Joch aufzuladen? Als hätten bloß sie vom Zwange frey seyn, die Nachwelt ihrer Anhänger aber in neue Fesseln zwingen wollen? Dies wäre ja ein tyrannisches und unredliches Verfahren zugleich, und es heiße zum mindesten die ehrwürdigen Schatten jener eigentlichen

lischen Reformatoren, denen wir doch alles verdanken, verwehren, wenn man ihnen eine solche tyrannische und selbstsüchtige Absicht andichten will.) Sie wären theils weitläuftiger als die Bibel selbst, theils hätten sie ganz andre Bestimmungen als die Bibel, und noch dazu sehr häufig unpassende Beweise. Dabey verwechselten sie Religion mit Theologie; wären mit einer Eilfertigkeit geschrieben, die sich für solche Bücher nicht schicke, und niemals mit ganz unbefangenem, unpartheyischem und ruhigem Geiste. Ein solches Menschenwerk solle nun noch in unsern Tagen beschworen werden! (Freylich ist dieses himmelschreyend, und thut der guten Sache des Christenthums unendlichen Schaden, denn wo diese Sitte noch gilt, da entlaufen die besten Köpfe junger Studirender der Theologie, wie jeder Kenner weiß.) Alles dieses finde aber nicht weiter statt, wenn das apocalyptische Lehrbuch als symbolisches Buch angenommen werde. Endlich sollen auch noch die Lehrer auf Akademien darüber lesen. Nun geht der Verf. über zu einer Beleuchtung der wegen Ausführung dieser Vorschläge zu besorgenden Hindernisse und Schwierigkeiten. (Es läßt sich leicht erwarten, daß diese bald weggeräumt werden, bis auf eine Schwierigkeit, wie es in die römische Kirche einzuführen sey? die nämlich durch die Deutung der Weissagungen am erbärmlichsten mitgenommen ist. Der Verf. erwartet hier zwar alles von der Toleranz und Aufklärung unserer Zeiten; aber er glaubt doch am Ende, daß der Beytritt dieser Kirche nicht durchaus nothwendig sey. Endlich wird noch die besondere Obliegenheit der Regenten gezeigt in Ansehung des Gebrauchs dieses allgemeinen Hauptlehrbuches der christlichen Religion in unsern Tagen. Kein Regent wird anstehen, es sobald als möglich einzuführen. Das Buch selbst enthält eine Uebersetzung mit untenstehenden Anmerkungen, und gegen über noch eine Paraphrase zu mehrerer Deutlichkeit und Vollständigkeit. Etwa auf folgende Weise, K. 13, 2. Die Uebersetzung: „und das Thier, das ich „sahe, war einem Pardel gleich, und seine Füße waren wie „Bärenfüße, und sein Mund einem Löwenmaule gleich, und „der Drache gab ihm seine Kraft, und seinen Thron und sei„ne große Gewalt“. Die Umschreibung: „und dieser einem „Thiere gleiche römischchristliche Widerchrist, den ich sahe, „war gleich einem Pardel, grausam und arglistig; und wollte, „wie ein wüthender Bär, alles zertreten will, alles, was „ihm zuwider war, voller Wuth ganz vertilgen; und seine

„[illegible], gleich dem Brüllen eines Löwen, unerträglich
„und fürchterlich. Und der grausame und arglistige Fürst
„böser Engel gab ihm seine Kraft, scheinbare und erlogne
„Wunder und Zeichen zu thun, und Menschen zu verfüh-
„ren, und Rom, als den Ort, wo er vorher vermittelst der
„Verfolgungen der Rechtgläubigen durch den römischheydni-
„schen Widerchrist persönlich herrschte, und seine große Ge-
„walt, eben so, wie er selbst, in der Welt zu herrschen.“ (!?)
Vor jedem Capitel ist der Inhalt angegeben, und in den No-
ten finden sich mitunter sehr schätzbare, treffliche philologische Be-
merkungen. Außerdem lieset man am Ende noch drey An-
hänge. Der erste enthält ein Verzeichniß aller in diesem Bu-
che geweissagten Sachen und Begebenheiten nach der Zeitrech-
nung. Hieraus soll sich vorzüglich ergeben, „daß dieses Buch
„eine vollkommene Kirchengeschichte des ganzen N. T. in An-
„sehung der vornehmsten die christliche Kirche betreffenden Be-
„gebenheiten, von dessen Anfange bis an der Welt Ende sey.“
Der zweyte Anhang hat ein anderes ausführliches Verzeichniß
aller in der Apocalypse angegebenen Unterscheidungszeichen des
ganzen römischwiderchristischen (so schreibt der V. dieses Wort
eigentlich immer) Reichs. Dieses Register soll theils die Mit-
glieder der römischen Kirche zur Besinnung und zum Ueber-
gang bringen, theils die Protestanten vom Uebertritt abhal-
ten. Der dritte Anhang endlich enthält sowohl die allgemeine
Dogmatik aus der Apocalypse, als die besondere Moral der-
selben in einem Auszuge. Die Dogmatik begleitet der V.
auch noch mit seinen Gedanken von den dreyen in einem Gott,
von der Erbsünde, den Wundern, der Höllenfahrt, und an-
dern Lehren, die Zweifeln und Widersprüchen ausgesetzt sind.
Für diese wünscht er eine besondere Prüfung der Theologen,
worauf sich aber Rec. nicht einlassen kann, da die Widerlegung
der gegebenen Gedanken eine ganze Abhandlung erfordern
würde. Die besondere Trostlehre fängt mit folgendem Grund-
satze an: Der Teufel und seine Engel sind nicht mehr persön-
lich in der rechtgläubigen Kirche. Sie sind vielmehr zwischen
den Jahren 33 — 65 nach Christi Geburt unter die Ungläu-
bigen geworfen worden, so daß sie nicht weiter, wie vorher,
persönlich schaden können, Apoc. 12, 7 — 12. — Dedicirt
ist dieses Werk allen christlichen Regenten und allen geistlichen
Collegien, und allen akademischen Theologen. Wenn die leh-
tern darüber Vorlesungen halten wollen, wie es eigentlich ge-
schehen sollte: so erhalten sie für die Studenten das Exemplar

um 2 Sgr., für ganz dürftige Studenten aber das fünfte Exemplar um 12 Sgr. wohlfeiler, sobald sie sich an den Vf. selbst postfrey wenden. Neustadt an der Orla gehört, so viel Rec. weiß, noch zu Chursachsen!!

Np.

Memorabilien. Eine philosophisch theologische Zeitschrift, der Geschichte und Philosophie der Religionen, dem Bibelstudium und der morgenländischen Litteratur gewidmet, von Heinrich Eberhard Gottlob Paulus. Drittes Stück. Leipzig, bey Crusius. 192 Seit. 8. 12 gr.

Wir fahren fort, die Aufsätze kürzlich anzuzeigen, welche diese auch in ihrer Fortsetzung interessante Zeitschrift enthält. Da wir jedoch den Raum möglichst schonen müssen: so werden wir nur bey denjenigen Abhandlungen etwas anmerken, welche nach unserer Einsicht einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdig sind.

In vorliegendem dritten Stücke finden sich folgende Aufsätze. I. Hartmann Commentatio de Africa geographi Nubiensis; der Beschluß — II. Bruns über die Johannischristen nach Abraham Echellensis. Die Nachrichten, welche Abraham in seinem Euthychius, patriarcha Alexandrinus vindicatus, von den Zabiern giebt, und welche für die Geschichte dieser sonderbaren Parthey weit wichtiger sind, als man gewöhnlich glaubt, werden hier ausgehoben, und mit demjenigen verglichen, was man besonders aus Kämpfer und Norberg von den Zabiern weiß. — III. Psalmus II., oda pragmatica, Nathani, vati Hebraeo, vindicata. Sonderbar genug ist das Licht, in welches dieser Psalm hier gestellt wird. Die im ersten Buche der Könige Kap. I. erzählte Geschichte von der Gelangung Salomons zum Throne soll die historischen Data enthalten, aus welchen er zu erklären ist. Mit vieler Kunst wird gezeigt, durch eine von dem Propheten Nathan eingeleitete, und mit Hülfe der Bathseba ausgeführte Intrigue sey der rechtmäßige Thronerbe Adoniah um die Krone gebracht, Salomo, Nathans Zögling, auf den Thron erhoben, und die ganze Unternehmung mit diesem im

Namen Gottes bekannt gemachten drohenden Eide vollendet werden. Das Urtheil über diese Erklärung hängt ganz von dem Begriff ab, welchen man sich von der eigentlichen Verfassung des israelitischen Staates gebildet hat. Wer ihn noch für eine Theokratie hält, wird den Vorgang, von welchem die Rede ist, unmöglich so betrachten können, wie der Vf. dieses Commentars ihn vorstelle. Wer dagegen alles, was nach den Erzählungen der hebräischen Geschichtschreiber Veranstaltung Gottes ist, für Priesterbetrug ansiehet, durch welchen ein rohes Volk von schlauen Köpfen nach Gefallen regiert wurde: der wird den Propheten Nathan freylich für einen herrschsüchtigen Hoftheologen, der in allen politischen Angelegenheiten seine Hand hat, erklären, und ihn, wie hier ausdrücklich geschieht, mit Scultetus und Hoe von Hoenegg vergleichen können. Es ist hier der Ort nicht, den Werth beyder Vorstellungsarten zu bestimmen; aber dies können wir nicht unbemerkt lassen, daß gleich der erste Vers des zweyten Psalms die ganze Hypothese des Vf. widerlegt, wenn man den Sprachgebrauch gelten läßt. Nach demselben lassen sich nämlich die Worte למה רגשו גוים nicht übersetzen: was will der Völkerlärm, und vom Israelitischen Volke deuten, wie sie hier gedeutet werden müssen. Das Wort גוים bezeichnet in dem Zeitalter, in welches dieser Psalm gehört, allezeit Ausländer, und ein hebräischer Dichter konnte seine Mitbürger eben so wenig mit demselben anreden, als ein Römischer die seinigen mit dem Worte barbari. Zugeschweigen, daß bey dem Vorgang, welcher hier gemeint seyn soll, die Nation ohnehin keine unruhige Bewegung machte, und den jungen Salomo ohne die mindeste Schwierigkeit für ihren König erkannte. — IV. Paulus über die syrischen Nasirier. In der Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient. Th. I. S. 297—300 hatte Hr. Paulus über diese noch gar nicht genug bekannte Secte seine Meinung in einer Reihe von Sätzen vorgetragen, ohne jedoch, weil der Ort es nicht erlaubte, diesen Sätzen die nöthigen Beweise beyzufügen. Diese Beweise hat er in dieser Abhandlung zusammengefaßt, und sie scheinen die dort aufgefaßten Resultate allerdings zu begründen. — V. Rinks Zusätze zu Abulfeda's Werke. Varianten und Verbesserungen zur Eichhornischen Ausgabe dieses Werks. — VI. Conz: war die Unsterblichkeitslehre den alten Hebräern bekannt, und wie? Der Vf. prüft

die vornehmsten Beweisstellen, aus welchen Michaelis in seiner bekannten Abhandlung über diesen Gegenstand geschlossen hatte, die alten Hebräer hätten die Hoffnung der Unsterblichkeit gehabt, und sucht zu zeigen, daß jene Stellen dies nicht darthun können. Er selbst ist geneigt, anzunehmen, bis auf die Zeiten der Wegführung der Israeliten aus ihrem Lande habe diese Nation entweder gar keine, oder nur eine sehr dunkle und unwürdige Vorstellung von der Fortdauer nach dem Tode gehabt; habe sich aber nachher, wie er mit Stellen aus dem Buche der Weisheit beweiset, zu sehr gereinigten und fruchtbaren Begriffen von dieser Sache erhoben. Wie zweydeutig und dunkel auch die Spuren von einer Hoffnung der Unsterblichkeit in den vorhandenen Schriften der alten Hebräer seyn mögen: Rec. hat sich doch nie überzeugen können, daß es diesem Volke, welches in gewissen Perioden, sonderlich unter David und Salomo, eine hohe Stufe der Cultur erreicht hatte, an einer Aussicht gefehlt haben sollte, die man selbst bey weit rohern Völkern nicht ganz vermißt. Ihm hat das, was Semler in der Beantwortung der Fragmente S. 3 — 10 hierüber angemerkt hat, immer sehr befriedigend geschienen. — VII. Paulus zur Erklärung von Jes. LIII. Dieser Aufsatz widerlegt die Gründe, mit welchen Hr. Martini in seiner commentationis philologica critica über diese Stelle zu beweisen gesucht hat, daß das Individuum, von welchem sie handelt, nicht das Jüdische Volk seyn könne. Hr. Paulus dringt darauf, man müsse unter dem Subjecte der Rede des Propheten zwar nicht das ganze Jüdische Volk, aber wohl den bessern Theil desselben verstehen, der mit dem verdorbenen leiden mußte, jetzt aber wieder in bessere Umstände kommt. Es ist nicht zu läugnen, daß die Meynung, der Prophet spreche in dieser Stelle vom Jüdischen Volke, durch diese Wendung gewinnt; aber eben so gewiß ist es auch, daß die darauf gebauete Erklärung immer noch viel Gezwungenes an sich hat, und auffallende Härten behält. — VIII. Bruns von dem alten Evangelienbuche zu Aachen. Einige lesenswürdige Nachrichten von diesem alten kostbaren Codex, worauf der neu erwählte römische Kayser zu schwören pflegt. — IX. Ebenderselbe zur Berichtigung der syrischen Chronik des Bar Hebräus. Einige Varianten aus dem Vaticanischen Codex dieser Chronik, welche Hr. Bruns vom Hrn. Prof. Adler erhalten hat, und hier mittheilt. — X. Orientalische litterarische Neuigkeiten aus Briefen von Wien.

[illegible] ein syrisches Psalterium mit [illegible]schrift auf Baumwollenpapier geschrieben, aus welchem zugleich einige Lesearten zur Probe angeführt werden.

Weltweisheit.

Ueber den Charakter des Menschen, von M. Georg August Flemming. Hamburg, bey Bachmann und Gundermann. 1794. 102 Seiten in 8.

Weder das Gute, noch das Schlechte dieses Büchleins enthält etwas Neues; sondern es ist gewiß schon tausendmal gesagt worden; nur aber die Eindringlichkeit und Würde des Vortrages wird jedoch diese Repetition des schon oft Gesagten empfehlen, ob gleich auch jener nicht immer sich gleich bleibt, sondern hie und da zum Kleinlichen und Alltäglichen herabsinkt. Hier sind die Grundzüge des Raisonnements des Vf. Erstes Kapitel. Entwickelungsart des menschlichen Geistes. „Es giebt keine ursprüngliche Verschiedenheit in der Natur des Geistes und den Aeußerungen des Begehrungsvermögens, und wenn gleich eine Verschiedenheit in den Meinungen und Handlungen der Menschen uns alle Tage in die Augen fällt: so ist sie doch keine ursprünglich eine nothwendige Einrichtung der menschlichen Natur, sondern durch äußere Umstände und Einwirkungen bedeutender Auftritte hervorgebracht. Wir denken, begehren und fühlen alle gleichstimmig; aber durch die Wirksamkeit dieser Vermögen auf den verschiedenen Stoff, und die ungleiche Uebung aller erhalten wir die Mannichfaltigkeit und Abweichungen in den verschiedenen thätigen Vermögen bey den Individuen, die sich verändern, sobald dieser oder jener Stoff ein Antheil des Gemüths wird. Bildung der sinnlichen Natur ist die erste Bedingung zur Thätigkeit des [illegible]. In dem Körper soll sich unsre Seele zur Kraft ausbilden, und zur individuellen Persönlichkeit erheben. Wir können sie daher nicht als eine eingepflanzte Kraft betrachten, und würden ihr dann ihren eigenthümlichen Werth in Rücksicht der Freyheit ihrer Handlungen nehmen. Mit den Fortschritten der äußern Bildung der körperlichen Maschine strebe die in ihr (sie) gelegte Lebenskraft, sich zu entwickeln, — es erwachen Triebe nach physischen Gese-

Geschöpf. Trieb kann nur da entstehen, wo außer dem Subject vorhandene Naturgesetze bestimmen, und freye Thätigkeit des Individuums ausgeschlossen ist. Trieb ist daher weder deutlich noch undeutlich vorgestellter Zweck des Objects, sondern bloßer Naturzweck. Folglich giebt es auch nur physische und keine geistige Triebe. Denn Bedürfnisse des Geistes gründen sich auf kein nothwendiges Gesetz der Natur. Der Mensch hat es in seiner Gewalt, sie sich durch selbstgewählte Mittel zu verschaffen. Man kann daher nicht sagen, daß wir einen Trieb nach Vorstellungen haben, denn Vorstellungen zu haben ist keine Folge von unserer Organisation; es ist ein in uns gelegtes Vermögen, durch das Afficirtwerden von den äußern Objecten uns selbst von diesen zu unterscheiden. In diesem absoluten Vermögen liegt also schon die Wirklichkeit der Vorstellungen eingeschlossen. Da Triebe keine besondere in uns vorhandene Kraft, sondern ein Produkt der Wirksamkeit innerer Organe sind, so kann uns nicht viel Hoffnung übrig bleiben, einen Grundtrieb ausfindig zu machen. Dem Gefühle eines jeden gemäß dürfen wir nun aber auch ein denkendes Subject vom organisirten Geschöpf in ihrer Handlungsweise trennen, um die Erscheinungen von jenem auf ein der ganzen Klasse dieser Wesen eigenthümliches Princip — Vorstellungskraft zurückzuführen. Sie ist keine besondere Grundkraft der Seele oder bestimmende Ursache der verschiedenen innern Erscheinungen, sondern überhaupt die unbestimmte innere Wirksamkeit des Geistes, in so fern Verstand, Einbildungs- Begehrungs- und Gefühlvermögen in ihr gegründet sind. Da sie nicht angeboren, oder gegeben, sondern erworben ist, so läßt sich keine innere oder wesentliche Verschiedenheit muthmaßen. Zufällige Verschiedenheit derselben läßt sich freylich nicht läugnen, sie begreift aber bloß die Stärke und Schwäche, Lebhaftigkeit und Trägheit der Wirkungsart des Geistes in sich; für eine in der Natur gegründete Stärke oder Schwäche, Lebhaftigkeit oder Trägheit der Gemüthskräfte wird kein Mensch diese Verschiedenheit ansehen."

Zweytes Kapitel. Ueber Selbstbildung. „Die größten Wirkungen unserer geistigen Kraft werden erst in der vollsten Blüthe und Reife durch ein thätiges Subject erfolgen. Alles Große entwickelt sich langsam, und wirkt desto allmächtiger. Der Mensch, sagt man, empfängt von der Natur

die

Die [illegible] ursprünglich ein syrisches Psalterium mit [illegible]schrift auf Baumwollenpapier geschrieben, aus welchem zugleich einige [illegible] zur Probe angeführt werden.

Weltweisheit.

Ueber den Charakter des Menschen, von M. Georg August Flemming. Hamburg, bey Bachmann und Gundermann. 1794. 102 Seiten in 8. 6 gr.

Weder das Gute, noch das Schlechte dieses Büchleins enthält etwas Neues; sondern es ist gewiß schon tausendmal gesagt worden; nur eben die Eindringlichkeit und Würde des Vortrages wird jedoch diese Repetition des schon oft Gesagten empfehlen, obgleich auch jener nicht immer sich gleich bleibt, sondern hie und da zum Kleinlichen und Alltäglichen herabsinkt. Hier sind die Grundzüge des Raisonnements des Vf. Erstes Kapitel. Entwickelungsart des menschlichen Geistes. „Es giebt keine ursprüngliche Verschiedenheit in der [illegible] des Geistes und den Aeußerungen des Begehrungsvermögens, und wenn gleich eine Verschiedenheit in den Meinungen und Handlungen der Menschen uns alle Tage in die Augen fällt, so ist sie doch keineswegs ursprünglich eine nothwendige Einrichtung der menschlichen Natur, sondern durch äußere Umstände und Einwirkungen bedeutender Anstriche hervorgebracht. Wir denken, begehren und fühlen alle gleichförmig; aber durch die Wirksamkeit dieser Vermögen auf den verschiedenen Stoff, und die ungleiche Uebung aller erhalten wir die Mannichfaltigkeit und Abweichungen in den verschiedenen thätigen Vermögen bey den Individuen, die sich verändern, sobald dieser oder jener Stoff ein Antheil des Gemüths wird. Bildung der sinnlichen Natur ist die erste Bedingung zur Thätigkeit des [illegible]. In dem Körper soll sich unsre Seele zur Kraft ausbilden, und zur individuellen Personalität erheben. Wir können sie daher nicht als eine eingepflanzte Kraft betrachten, und würden ihr dann ihren eigenthümlichen Werth in Rücksicht der Freyheit ihrer Handlungen nehmen. Mit den Fortschritten der äußern Bildung der körperlichen Maschine strebe die in ihr (sie) gelegte Lebenskraft, sich zu entwickeln, — es erwachen Triebe nach physischen Gese-

Geschöpf. Trieb kann nur da entstehen, wo außer dem Kör-per vorhandene Naturgesetze bestimmen, und freye Thätigkeit des Individuums ausgeschlossen ist. Trieb ist daher weder deutlich noch undeutlich vorgestellter Zweck des Objekts, sondern bloßer Naturzweck. Folglich giebt es auch nur physische und keine geistige Triebe. Denn Bedürfnisse des Geistes gründen sich auf kein nothwendiges Gesetz der Natur. Der Mensch hat es in seiner Gewalt, sie sich durch selbstgewählte Mittel zu verschaffen. Man kann daher nicht sagen, daß wir einen Trieb nach Vorstellungen haben, denn Vorstellungen zu haben ist keine Folge von unserer Organisation, es ist ein in uns gelegtes Vermögen, durch das Afficirtwerden von den äußern Objecten uns selbst von diesen zu unterscheiden. In diesem absoluten Vermögen liegt also schon die Wirklichkeit der Vorstellungen eingeschlossen. Da Triebe keine besondere in uns vorhandene Kraft, sondern ein Produkt der Wirksamkeit innerer Organe sind, so kann uns nicht viel Hoffnung übrig bleiben, einen Grundtrieb ausfindig zu machen. Dem Gefühle eines jeden gemäß dürfen wir nun aber auch ein denkendes Subject vom organisirten Geschöpf, in ihrer Handlungsweise trennen, um die Erscheinungen von jenem auf ein der ganzen Klasse dieser Wesen eigenthümliches Princip — Vorstellungskraft zurückzuführen. Sie ist keine besondere Grundkraft der Seele oder bestimmende Ursache der verschiedenen innern Erscheinungen, sondern überhaupt die unbestimmte innere Wirksamkeit des Geistes, in so fern Verstand, Einbildungs- Begehrungs- und Gefühlvermögen in ihr gegründet sind. Da sie nicht angeboren, oder gegeben, sondern erworben ist, so läßt sich keine innere oder wesentliche Verschiedenheit muthmaßen. Zufällige Verschiedenheit derselben läßt sich freylich nicht läugnen, sie begreift aber bloß die Stärke und Schwäche, Lebhaftigkeit und Trägheit der Wirkungsart des Geistes in sich; für eine in der Natur gegründete Stärke oder Schwäche, Lebhaftigkeit oder Trägheit der Gemüthskräfte wird kein Mensch diese Verschiedenheit ansehen."

Zweytes Kapitel. Ueber Selbstbildung. „Die größten Wirkungen unserer geistigen Kraft werden erst in der vollsten Blüthe und Reife durch ein thätiges Subject erfolgen. Alles Große entwickelt sich langsam, und wirkt desto allmächtiger. Der Mensch, sagt man, empfängt von der Natur

die

die bestimmten Anlagen zur künftigen Bildung, folglich auch, schon den Keim seines eigenen Charakters. Aber was sind Anlagen mehr, als Empfänglichkeit seines Etwas? Dies Etwas aber liegt anfangs ganz außer dem Menschen, es hängt also meine Bildung davon ab, unter welchen Formen mir dasselbe gegeben wird, und was ich späterhin mir selbst nehmen werde. In den Anlagen sind alle Menschen sich gleich, nur aus der Mannichfaltigkeit des Stoffes, den die Empfänglichkeit eines jeden erhält, geht die Mannichfaltigkeit der Denkungsart und des Charakters hervor. Selbstbildung ist die Quelle des großen und festen Charakters, allzuthätige Erziehung, die alles aus dem Menschen in der Jugend machen will, die Grundlage des alltäglichen Charakters. Ohne frühe oder späte Selbstbildung wird der Mensch in seinem bestimmten Wirkungskreise und einzelnen Verhältnissen eine simple Rolle spielen. Die Erziehung darf nicht psychologisch, oder philosophisch, sie soll nur natürlich seyn. Bindet die jugendliche Kraft an keine pädagogische Gesetze." (Ganz richtig, wenn diese Gesetze selbst unzweckmäßig und naturwidrig sind, denn ohne alle Gesetze läßt sich durchaus keine regelmäßige Erziehung denken, so sehr auch der Vf. alles das nachbetet, was Rehberg so einseitig der armen Erziehungskunst aufgebürdet hat. Die plumpen Widersprüche dieses Systems sind schon zu oft gerügt worden, als daß man hier auch nur noch ein Wort hinzuzufügen hätte.)

Drittes Kapitel. Was ist Charakter? „Die bestimmte Denkart eines Individuums nach seinen Verhältnissen als Mensch." Eine Erklärungsart, bey welcher der Vf., ob er gleich ganz unpsychologisch dasjenige ausschließt, was man Sinnlichkeit des Charakters nennt. Eben so falsch ist der Satz: daß da, wo der Mensch nur nach seinen Bedürfnissen und Lagen einen Weg für seine Thätigkeit einschlagen kann, der ohne Wahl ist, und noch dazu in keinem (?) gesellschaftlichen Verhältnisse steht, ohne Charakter sey. Der einseitige, bloß mechanisch handelnde Mensch, der Hagestolze, der Misanthrop, der Einsiedler hat ja eben so gut einen Charakter, wie der geschäftigste Weltmann, obgleich jene Leute den gesellschaftlichen Verhältnissen fast ganz entsagt haben können. „Der Charakter ist entweder eigennützig, — gewöhnlich; oder uneigennützig, — groß. Hier werden einzelne Eigenschaften der Größe und Nichtgröße des Charakters, jedoch

jedoch nur flüchtig, abgehandelt. Mit Rechte sagt der Verf., daß der große Mann nicht ohne Leidenschaften seyn könne; aber wir vermissen ganz den gesunden Logiker, wenn Herr Flemming die Leidenschaft selbst eine sthenische Bewegung im Innern bey Begebenheiten, nennt, die innigst an unser Interesse geknüpft sind. Solche fade und bildliche Definitionen sollte wenigstens ein Mann nicht gebrauchen, welcher über einen so wichtigen Gegenstand schreiben will, und noch dazu sein Buch einem — großen Philosophen dedicirt hat. —

Viertes Kapitel. Grundlegung des eigennützigen Charakters. Es ist ein völlig unverdauter, und überdies noch geliehener Gedanke, wenn der Vf. die Weiber von dem Erziehungsgeschäfte der Kinder, wenigstens der Söhne, ausschließen will. Da er einmal von dieser verderblichen weiblichen Erziehung spricht; so könnte man doch auch hinwiederum annehmen, daß wohl eben so viel Kinder durch die Launen, die Härte, den Eigensinn und das gefährliche Beyspiel der Väter, als durch die zu weit getriebene Zärtlichkeit der Mütter verdorben werden. Da ferner der Vf. die Weiber überhaupt nicht sich in die Kindererziehung mischen lassen will, wie konnte er gleich hinterher in den Widerspruch mit sich selbst fallen, daß der Umgang mit dem andern Geschlechte für den Charakter nichts weniger, als schädlich und gefährlich sey? S. 54 tritt er sogar, aber mit wenigem Glück, als Vertheidiger der Romanenlectüre auf. Wenn wir auch annehmen wollen, daß diese Seuche unsrer Zeit auf die wirkliche Umänderung des Charakters einzelner Menschen nur einen geringen Einfluß habe: so ist doch gewiß selbst dieser geringe Einfluß schlimm und gefährlich genug, und der durch sie von dem Vf. selbst angenommene Schade sehr groß, weil die Romane — (dies sind des Vf. eigene Worte) — die Möglichkeit erschweren, zu einer höhern edlern Denkungsart hinaufzusteigen, und den Gebrauch eigener Kraft verhindern. Einseitig und dictatorisch, ganz à la Rehberg ist der Satz S. 60, so wie alles übrige Deraisonnement über die Weiber: daß die Wahrheit sich ungerne mit ihrer leichtfertigen hüpfenden Phantasie vertrage. Charakteristik kleiner Menschen. Des Gutherzigen, Hochmüthigen, Ehrgeitzigen, Eigensinnigen, Leichtsinnigen, Unselbstständigen, Schmeichlers, Heuchlers, Geizigen, Verschlossenen und des Windbeutels. Diese kleinen

Cha-

Charaktergemählde, die man freylich in Ewalds grösserm, aber viel zu wenig gelesenen Werke über das menschliche Herz ausführlicher aufgezeichnet findet, enthalten zwar manche feine und lehrreiche Bemerkung; aber auch viel Schwankendes, Unbestimmtes und Gewöhnliches. Sanftherzigkeit ist gewiß nicht immer die Eigenschaft des furchtsamen, schüchternen und schwachen Weichlings, sondern auch sehr oft die liebenswürdigste Seite der größten und selbstständigsten Köpfe. Bey dem, was der Vf. von der verschrobenen Erziehungsmaxime der Mütter S. 71 so ganz allgemein hin sagt, konnte er doch wohl nur die unvernünftige Klasse derselben und die Weiber aus der irregulären großen Welt im Sinne gehabt haben. Eben so wenig sehen wir ein, warum der Eifersucht in der Liebe und Ehe, S. 76, nur grade eine Dauer von drey Jahren gegeben wird; auch verräth das angegebene Recept, welches gegen die fliegende Hitze dieser Krankheit angegeben ist, — daß man nur fein die Augen zudrücken solle, einen nicht sehr scharfsinnigen Seelenarzt. Wenn der Vf. S. 78 behauptet: daß der specielle Einfluß des Körpers auf die Denkungsart des Menschen als evident bewiesen sey, so hat er uns doch hinwiederum keinen Beweis von der Evidenz eines speciellen Nichteinflusses des Körpers auf die Denkungsart gegeben, wenn er nicht anders seine Definition vom Temperament dafür halten will, welches er die Art und Weise von den Vorstellungen die Bezug auf das individuelle Interesse des Subjects haben, afficirt zu werden nennt. Allein diese Erklärung selbst unterstützt so wenig die Behauptung des Verf., daß sie bey einer kritischen Auseinandersetzung ihrer Theile ohne einen hinzugenommenen Einfluß des Körpers gar nicht verstanden werden kann. Endlich will uns das nicht einleuchten, was S. 96 von dem Geizigen wieder zu allgemein gesagt wird: daß dieser nämlich sich nicht an der Menge des Geldes, sondern an den Einbildungen und Gedanken labe, wie große Dinge er damit thun könne. Der Geizige betrachtet seinen Geldkasten wirklich als sein nothwendiges Spielzeug, und öffnet ihn nur dann, wenn er dadurch seinen Goldklumpen zu vergrößern, und sich durch dessen Vermehrung einen noch angenehmern Anblick seiner Schätze zu verschaffen hoffen kann. Er labt sich also wirklich an der Menge des Geldes, wie ein Blumenliebhaber an seinen Aurikeln, — auch ohne den Gedanken: wie große Dinge er damit ausrichten könne.

Qk.

Dugald Stewarts, F. R. S. Edin. Professors der Moralphilosophie auf der Universität zu Edinburgh, Anfangsgründe der Philosophie über die menschliche Seele, aus dem Englischen übersetzt und mit einer Vorrede versehen von Samuel Gottlieb Lange. Erster Theil. Berlin, bey Maurer. 1794. in 8. 384 Seiten. 1 Rh. 4 gr.

Wegen mancher scharfsinnigen Gedanken verdiente dies Werk allerdings unter uns bekannt zu werden. So viel wir ohne Dagegenhaltung des Originals urtheilen können, ist die Uebersetzung gut, wir wenigstens haben weder von Seiten des Sinnes, noch des Zusammenhanges, noch auch der deutschen Sprache, nirgends Anstoß gefunden. Da wir es hier nur mit dem Uebersetzer zu schaffen haben: so wollen wir einige Bemerkungen über die Vorrede noch hinzufügen. Stewart hat seinem Werke zwar eine Einleitung vorgesetzt; aber darin den Zweck und Gang desselben nicht beschrieben; wir erwarteten also von dem Uebersetzer darüber einigen Aufschluß. Statt dessen giebt er einen zur Hauptsache nicht wesentlich gehörigen Panegyrikus der Kantischen Philosophie, von der Art wie sie in fast allen Schriften der Anhänger derselben, mit vollen Backen pflegen gegeben zu werden. So viel, heißt es, leuchtet wohl jedem unbefangenen Zuschauer ein; daß bey dem Streite (zwischen der ältern und neuesten Philosophie) wenigstens auf Seiten des ältern Dogmatismus, für den man doch hauptsächlich ficht, das Recht nicht seyn könne; da die Kritik seine Blößen so sichtbar aufgedeckt, und ihn seine ganz ungegründeten Ansprüche auf stringente Beweise überwiesen hat. Hier ist doch die Rede wohl davon, daß die kritische Philosophie überzeugend dargethan hat, daß wir von den Gegenständen an sich nichts wissen; und dies ist unsers Wissens von der unerschütterlichen Festigkeit noch sehr entfernt, auch bey weitem nicht durchgängig anerkannt. Es scheint manche dieser Philosophen haben es darauf angelegt, die Gegner zu überschreyen, und da muß man freylich gestehen, daß ihrer mehrere die stentorische Kraft ihrer Lunge unwidersprechlich bewiesen haben.

Etwas von solcher Lungenkraft scheint auch unserm Verf. beyzuwohnen; denn er fährt gleich darauf fort; ohne mich jedoch

jedoch in eine vollständige Erörterung der Frage einzulassen, was und wie viel hat denn die Philosophie bey dieser Veränderung gewonnen? will ich hier bloß ein Paar sehr einleuchtende Vorzüge der neuen Philosophie vor der älteren anzeigen. Den ersten derselben beschreibt der Vf. so: Hätte die kritische Philosophie auch weiter nichts gethan, als daß sie die einzige Untersuchung von der Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori auf die Bahn gebracht, und uns eben dadurch auf den letzten Grund aller Philosophie aufmerksam gemacht hat: so würde ihr Stifter schon deswegen den Dank und sie selbst die Aufmerksamkeit jedes denkenden Menschen verdienen. Denn nun ist erst an ein eigentliches Forschen nach Wahrheit zu denken; nun erst können wir die Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Gültigkeit oder Ungültigkeit der letzten Principien eines jeden bisher bekannten Systems gehörig untersuchen, seine etwanigen Wahrheiten hinlänglich beweisen, und seine Irrthümer gründlich widerlegen; nun ist es aber auch den Philosophen erst möglich, zu allgemein geltenden Principien in ihrer Wissenschaft zu gelangen, und den großen Vorwurf von sich abzulehnen, als wären sie in Aufstellung einer Vernunftwissenschaft nur eine angebliche Kunst, weil die Vernunft mit sich selbst in einem ewigen Widerspruch stünde, und daher nie als die Quelle eines zusammenhängenden und befriedigenden Erkenntniß betrachtet werden dürfte. Dies wäre also ein Vorzug, und noch dazu ein sehr einleuchtender! Der Vf. scheint im Fluge seines Enthusiasmus nicht daran gedacht zu haben, daß die synthetischen Urtheile a priori, wie sie die Kantische Philosophie annimmt, von mehreren angesehenen Philosophen nicht zugegeben werden; nicht daran gedacht zu haben, daß selbst die kritische Philosophie in der Erklärung und Bestimmung dieser Urtheile nicht einstimmig sind; nicht daran gedacht zu haben, daß die Definitionen davon noch manches Unbestimmte enthalten. Synthetisch, sagt man, ist ein Urtheil, dessen Prädikat im Begriffe des Subjects nicht enthalten ist: soll also auch das ein synthetisches Urtheil seyn, wenn man sagt, schwarz ist nicht weiß? Auch das; ein rechtwinklichtes Dreyeck ist dem andern ähnlich? Nach der Definition müssen sie es seyn; aber nach der Entstehung dürfen sie es nicht seyn; denn man bedarf nichts mehr als der Vorstellungen von schwarz und weiß, und der beyden Dreyecke, um sie zu Stande zu bringen. Dieser Vorzug also ist so weit entfernt, sehr einleuchtend zu seyn, daß es noch sehr dahin steht, ob er gar ein Vorzug ist.

Ein

Ein anderer Vorzug der Kantischen Philosophie, fährt der Vorredner fort, welcher mit dem ersten zusammenhängt, ja eigentlich nur eine Folge desselben genannt werden kann, ist dieser: daß sie wirklich einen viel nähern und sicherern Weg, sowohl zur Erkenntniß der den Menschen nöthigen Wahrheiten überhaupt, wie auch zum Beweise der ihm schon bekannten Wahrheiten einschlägt, als die ältern Philosophen. Sie verfährt gerade umgekehrt, wie vordem die Philosophen zu verfahren pflegten. Ehemals glaubte man nur in einem Gleichniß zu reden, dessen Kant sich selbst bediente, gleich den Astronomen vor Copernikus, daß der Mensch sich um die Außenwelt drehe, das heißt, daß seine Kenntniß von den Dingen außer ihm, sich nach der wahren Natur und Beschaffenheit dieser Dinge richten müsse: die Kritik der reinen Vernunft hingegen versuchte es, gleich dem Copernikus, ob nicht etwas Klügeres herauskäme, wenn man annähme, die Außenwelt drehe sich um den Menschen, d. h. seine Kenntniß von den Dingen außer ihm richte sich nach den Bedingungen seines Vorstellungsvermögens, und dieser Versuch gelang. — Ob er gelungen sey, ist aber ja noch die große Frage, worüber gestritten wird; wie kann also dies schon zu den sehr einleuchtenden Vorzügen der neuen Philosophie gezählt werden? Heißt das nicht, wie die Skeptiker den Dogmatikern oft vorwerfen, προαρπαζειν το ζητουμενον? Oder, wie man bey uns sagt, die Rechnung ohne den Wirth machen? Wenn so etwas nicht Grossprecherey ist: so weiß ich nicht, was Grossprecherey heißen soll.

Die kritische Philosophie hat endlich vor der ältern auch noch dieses voraus, daß sie uns unsere einmal errungene Vollkommenheit, so wie unsern künftigen Fortschritt viel stärker sichert, und eine viel vestere Schutzmauer gegen Unglauben und Aberglauben, ja überhaupt gegen den Rückfall zur Barbarey ist, als die ältere. — Die Beweise sind folgende: schon überhaupt wird der tiefe Eindruck, welchen diese Revolution gewiß auf jeden denkenden Menschen gemacht hat, nicht so bald verlöschen, sondern den menschlichen Geist mehr als ein Jahrzehend hindurch wach erhalten, und ihn gegen alle Versuche ihn zu betäuben oder einzuschläfern, vorsichtig machen. — Dies hätte jedes andre sehr plausible und Aufsehen erregende System auch gethan, es kann also als etwas der neuen Philosophie Eigenthümliches nicht angepriesen werden.

Sie hat vielmehr durch eine beträchtliche Anzahl blinder Nachbeter, die sogar durch Auswendiglernen sie zu studiren vermeinen, und durch enthusiastische Schreyer zur Betäubung und Unterdrückung des menschlichen Geistes kein geringes Scherflein beygetragen. — Ein anderer Beweis; der neue Gang, welchen die Philosophie genommen hat, macht sie gewissermaßen unabhängig, nicht bloß von einigen ehemals unentbehrlichen Hülfswissenschaften, sondern auch von äußern Umständen überhaupt, und eben deswegen kann sie nun viel freyer wirken. — Der Beobachtungen aus der Außenwelt, der von andern Wissenschaften entlehnten Beweise bedarf sie itzt weniger, ja fast gar nicht; denn die Quelle, woraus sie schöpft, ist das Vorstellungsvermögen des Menschen. — Hieraus sollte man stark vermuthen, der Vf. selbst sey eine von jenen tönenden Schellen, und mit dem Geist seiner Dulcinea wenig bekannt. Kant setzt ja das Verdienst seiner Lehre darin vornehmlich, daß sie auf mehrere und bessere Anbauung des Feldes der Erfahrung führen, und vom vergeblichen Forschen hinter bloßen Begriffen abhalten soll. Bedürfte von nun an die Philosophie der Erfahrung nicht mehr, dann würde sie erst den menschlichen Geist recht einschläfern und betäuben; weil man dann, um Philosoph zu seyn, nichts mehr brauchte, als die Kantische Vernunftkritik nebst der Reinholdischen Theorie des Vorstellungsvermögens auswendig zu lernen, da in beyden Werken alles aus dem Vorstellungsvermögen zu schöpfende, nach vielen lauten Behauptungen, hinlänglich dargelegt ist. Endlich, schließt der Vf., der Geist des tiefen Forschens und Untersuchens, der jetzt in der Philosophie herrscht, wird sich sehr bald auch über diejenigen Wissenschaften, die unter ihrem nähern Einflusse stehen, verbreiten. Dies wäre denn auch wohl die einleuchtendste gute Wirkung der neuen Philosophie; bey welcher wir aber auch auf einen wirklichen Nachtheil aufmerksam machen müssen. Dieser Geist des tiefen Forschens fängt sehr an, an abstrakte Worte sich zu hängen, und alle Verdeutlichung durch konkrete Fülle hintanzusetzen. Er artet daher von der einen Seite nicht selten in undurchdringliche Dunkelheit seiner Produkte, wie von der andern in Verbindungen gedankenleerer Worte und Terminologien aus. Es wäre also zu wünschen, daß er, um nicht in scholastischen Wortkram zu verfallen, aus seiner Tiefe sich ein wenig mehr ans offene Sonnenlicht hervorarbeitete.

F.

Auf-

Aufsätze eines Denkers über Gegenstände der Politik, Moral, und Metaphysik. Aus den hinterlassenen Papieren Georg Friedrich Theodor Kummeths, weil. Herz. S. Cob. Salf. Hofadvocat (s), herausgegeben von Joh. Albrecht Fischer, Herz. S. Cob. Salfeld. Hofadvocat. Berlin, 1794. bey Maurer. 12 Bogen in 8. 12 gr.

Der Verf. dieser Bruchstücke war zu Coburg 1765 geboren, und auch in der Neujahrsnacht 1788 verstorben. Sein Vater, ein noch daselbst lebender Canzelist, der diese Schriften seines Sohnes allen Personen des Herzogl. Coburgischen Hauses namentlich dedicirt hat, bestimmte ihn zum Studiren, und nahm in dieser Absicht in einer damals bekannten Waarenlotterie ein Loos für ihn, mit der Devise: zum Studieren, und gewann wirklich einen Hauptgewinn von ohngefähr 1500 Gulden, (nun wundre man sich, daß der Spielgeist das Lotto in Coburg noch itzt zum Greuel aller benachbarter Obrigkeiten sich erhält,) Er trieb sein Studium zu Coburg und Jena, und nebst seiner Brodwissenschaft am stärksten Philosophie, kam aber hypochondrisch und krank zurück, und endigte zwey Jahre darauf sein hoffnungsvolles Leben. Er scheint allerdings, nach diesen Aufsätzen zu urtheilen, ein sehr guter Kopf gewesen zu seyn, aufgelegt zur Abstraction und zum scharfen Denken, der alles was ihm vorkam, zur Veranlassung eines ihm neuen Gedankens fruchtbar machte, der überdem gewohnt war, alles, mit der Feder in der Hand, zu lesen, und jeden Gedanken, jede Prüfung und Berichtigung, die sich ihm dabey aufdrängte, sogleich niederzuschreiben, eine Pünktlichkeit, die andre gute Köpfe unterlassen, die bey ihrer Lectüre manches denken, sich aber nicht die Zeit nehmen, es aufzuschreiben. Und dieser Gewohnheit haben wir denn diese Sammlung von Rhapsodien zu verdanken, die ein Freund des Verstorbenen aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben hat. Es sind derselben 58: und schon daraus kann man schließen, daß sie größtentheils ganz kurz seyn müssen. Viele bestehen aus hingeworfenen witzigen Gedanken, Gleichnissen, Definitionen, Bestimmungen verwandter Worte, z. B. Groll und Haß, Betrug und List, Stolz und Eitelkeit, Willen und Begehrungsvermögen. (Letzte denkt man sich sonst als Genus und Species:

Sie hat vielmehr durch eine beträchtliche Anzahl blinder Nachbeter, die sogar durch Auswendiglernen sie zu studiren vermeinen, und durch enthusiastische Schreyer zur Betäubung und Unterdrückung des menschlichen Geistes kein geringes Scherflein beygetragen. — Ein anderer Beweis; der neue Gang, welchen die Philosophie genommen hat, macht sie gewissermaßen unabhängig, nicht bloß von einigen ehemals unentbehrlichen Hülfswissenschaften, sondern auch von äußern Umständen überhaupt, und eben deswegen kann sie nun viel freyer wirken. — Der Beobachtungen aus der Außenwelt, der von andern Wissenschaften entlehnten Beweise bedarf sie itzt weniger, ja fast gar nicht; denn die Quelle, woraus sie schöpft, ist das Vorstellungsvermögen des Menschen. — Hieraus sollte man stark vermuthen, der Vf. selbst sey eine von jenen tönenden Schellen, und mit dem Geist seiner Dulcinea wenig bekannt. Kant setzt ja das Verdienst seiner Lehre darin vornehmlich, daß sie auf mehrere und bessere Anbauung des Feldes der Erfahrung führen, und vom vergeblichen Forschen hinter bloßen Begriffen abhalten soll. Bedürfte von nun an die Philosophie der Erfahrung nicht mehr, dann würde sie erst den menschlichen Geist recht einschläfern und betäuben; weil man dann, um Philosoph zu seyn, nichts mehr brauchte, als die Kantische Vernunftkritik nebst der Reinholdischen Theorie des Vorstellungsvermögens auswendig zu lernen, da in beyden Werken alles aus dem Vorstellungsvermögen zu schöpfende, nach vielen lauten Behauptungen, hinlänglich dargelegt ist. Endlich, schließt der Vf., der Geist des tiefen Forschens und Untersuchens, der jetzt in der Philosophie herrscht, wird sich sehr bald auch über diejenigen Wissenschaften, die unter ihrem nähern Einflusse stehen, verbreiten. Dies wäre denn auch wohl die einleuchtendste gute Wirkung der neuen Philosophie; bey welcher wir aber auch auf einen wirklichen Nachtheil aufmerksam machen müssen. Dieser Geist des tiefen Forschens fängt sehr an, an abstrakte Worte sich zu hängen, und alle Verdeutlichung durch konkrete Fülle hintanzusetzen. Er artet daher von der einen Seite nicht selten in undurchdringliche Dunkelheit seiner Produkte, wie von der andern in Verbindungen gedankenleerer Worte und Terminologien aus. Es wäre also zu wünschen, daß er, um nicht in scholastischen Wortkram zu verfallen, aus seiner Tiefe sich ein wenig mehr ans offene Sonnenlicht hervorarbeitete.

F.

Aufsätze eines Denkers über Gegenstände der Politik, Moral, und Metaphysik. Aus den hinterlassenen Papieren Georg Friedrich Theodor Kummeths, weil. Herz. S. Cob. Salf. Hofadvocat (s), herausgegeben von Joh. Albrecht Fischer, Herz. S. Cob. Salfeld. Hofadvocat. Berlin, 1794. bey Maurer. 12 Bogen in 8. 12 gr.

Der Verf. dieser Bruchstücke war zu Coburg 1765 geboren, und auch in der Neujahrsnacht 1788 verstorben. Sein Vater, ein noch daselbst lebender Canzellist, der diese Schriften seines Sohnes allen Personen des Herzogl. Coburgischen Hauses namentlich dedicirt hat, bestimmte ihn zum Studiren, und nahm in dieser Absicht in einer damals bekannten Waarenlotterie ein Loos für ihn, mit der Devise: zum Studieren, und gewann wirklich einen Hauptgewinn von ohngefähr 1500 Gulden, (nun wundre man sich, daß der Spielgeist das Lotto in Coburg noch itzt zum Greuel aller benachbarter Obrigkeiten sich erhält,) Er trieb sein Studium zu Coburg und Jena, und nebst seiner Brodwissenschaft am stärksten Philosophie, kam aber hypochondrisch und krank zurück, und endigte zwey Jahre darauf sein hoffnungsvolles Leben. Er scheint allerdings, nach diesen Aufsätzen zu urtheilen, ein sehr guter Kopf gewesen zu seyn, aufgelegt zur Abstraction und zum scharfen Denken, der alles was ihm vorkam, zur Veranlassung eines ihm neuen Gedankens fruchtbar machte, der überdem gewohnt war, alles, mit der Feder in der Hand, zu lesen, und jeden Gedanken, jede Prüfung und Berichtigung, die sich ihm dabey aufdrängte, sogleich niederzuschreiben, eine Pünktlichkeit, die andre gute Köpfe unterlassen, die bey ihrer Lectüre manches denken, sich aber nicht die Zeit nehmen, es aufzuschreiben. Und dieser Gewohnheit haben wir denn diese Sammlung von Rhapsodien zu verdanken, die ein Freund des Verstorbenen aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben hat. Es sind derselben 58: und schon daraus kann man schließen, daß sie größtentheils ganz kurz seyn müssen. Viele bestehen aus hingeworfenen witzigen Gedanken, Gleichnissen, Definitionen, Bestimmungen verwandter Worte, z. B. Groll und Haß, Betrug und List, Stolz und Eitelkeit, Willen und Begehrungsvermögen. (Letzte denkt man sich sonst als Genus und Species:

der Vf. aber bemerkt, daß der erstere auf Handlungen, das letztere aber auf angenehme Gefühle und Empfindungen sich beziehe.) Die Definition der Lust, als eine Geschicklichkeit, Handlungen zu veranlassen, ist wohl zu enge; und die der Wahrheit: sie ist der Gegenstand der speculativen Zweckmäßigkeit der praktischen Vernunft, gehört unter die Definitionen nach der Mode, die die Sache dunkler machen, als sie vorher war. Einer der längsten Aufsätze ist der über Regierungsformen in Rücksicht auf die Sitten — im Grunde aber, bey manchen feinen Bemerkungen, doch nur eine Sophisterey, um zu beweisen, daß erbliche Monarchie für die Sitten die vortheilhafteste Regierungsform sey. Die meisten Prämissen sind precär, und lassen sich umwenden. Ueberhaupt scheint die Freundschaft des Herausgebers, wie es gar oft der Fall ist, manchen Zeilen einen Werth beygelegt zu haben, den der fremde Leser nicht findet. Manchen Aufsätzen sieht man es deutlich an, daß sie nicht vollendet oder ausgearbeitet sind. Die wenigen Gedichte wollen nicht viel sagen. Warum schreibt der Herausgeber — oder Setzer — Karacter, und nicht Charakter?

Mir.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Wahre Christusreligion, wie sie sich jetzt auch ohne Glauben an Wunder und Weißagungen an den Gewissen der Christen und Nichtchristen rechtfertiget; ꝛc. von Johann Ernst Schmidt, Prediger in der Uckermark, nebst einem Schreiben des Dr. Semlers. Berlin, 1794. 21 Bog. 8. 20 gr.

In der bekannten Schrift des verstorbenen Dr. Semlers, vom Zwecke Jesu und seiner Jünger, findet sich ein Gespräch zwischen Jesu und einem Ausländer, welches man, wie der Vf. der gegenwärtigen Schrift glaubt, als das Resultat der Semlerschen vieljährigen Untersuchungen über die christliche Religion, betrachten kann. Dies hat den Vf., wie er sagt, so gerührt, daß er es nicht nur mehr als einmal gelesen hat, sondern auch den Vorsatz faßte, einen Commentar darüber zu schreiben. Er wandte sich deshalb an den damals noch leben-

den D. Semler, und erhielt von ihm die Genehmigung in einem Antwortschreiben, was am Ende der gegenwärtigen Schrift mit erklärenden Anmerkungen abgedruckt ist.

In diesem Commentar hat sich der Vf. die Mühe gegeben, die Reden, welche Semler Jesu in den Mund legte, mit Stellen aus dem neuen Testamente und vornehmlich aus den Evangelisten zu beweisen, und das was ihm darin dunkel zu seyn schien, zu erklären. Was nun das erstere betrifft: so kann es nur denen nützlich seyn, welche die Schriften der Evangelisten nicht oft und sorgfältig gelesen haben, und denen also diese Stellen nicht so bekannt sind. Für einen jeden andern Leser ist es aber etwas überflüßiges. Mehr Verdienst hätte sich der Verf. unstreitig erwerben können, wenn er die Dunkelheiten in dem gegenwärtigen Gespräch nun auch in dem Antwortsschreiben Semlers wirklich aufgehellet hätte, wozu eben eine so große Weitläuftigkeit gar nicht nöthig gewesen wäre. Aber Rec. muß gestehen, daß, nachdem er diesen Commentar und die erklärenden Anmerkungen zu dem Semlerschen Antwortsschreiben gelesen hatte, ihm doch manches noch eben so dunkel als zuvor war. Es ist nichts leichter, als daß man bey dem Lesen der Semlerschen Schriften mit den Lieblingsausdrücken dieses gelehrten Mannes, so dunkel sie auch sind, nach und nach bekannter wird, und sie zu verstehen glaubt, und so ist es wahrscheinlich auch dem Vf. gegangen, der überdem ein großer Verehrer Semlers zu seyn scheint.

Semler hatte nun allerdings seine sehr große Verdienste um die (historische) Schrifterklärung, und um die Kirchengeschichte; aber die Gaben der Präcision und der Deutlichkeit hatte er ganz und gar nicht. Selbst in seinem hier beygesetzten Schreiben an den Verf. kommen einige mystische dunkle Ausdrücke und Wendungen vor, denen man allerdings einen vernünftigern Sinn geben kann. Allein warum wählte er nun gerade diese, da er doch selbst einsehen mußte, wie leicht sie mißverstanden oder mißgedeutet werden konnten? Und bey allem dem was der Vf. hier sagt, läßt es sich doch immer noch nicht recht begreifen, wie ein Semler auch in dem gegenwärtigen Schreiben wieder mit Unwillen von den Naturalisten sprechen konnte, da ja nach seiner eigenen Hypothese zu der **Unendlichkeit moralischer Vorstellungen ein Gott, Jesu** x. doch auch die Vorstellungen der Naturalisten gehören. Ist er bloß darum auf diese Leute so unwillig, weil er nicht haben

 will,

will, daß sie eine eigene Kirche ausmachen sollen, so ist ja das gegen alle Grundsätze des Protestantismus, welche er doch so oft und mit so vielem Nachdruck selbst vertheidiget hat. Setzt er auch in diesem Schreiben wieder voraus, die Naturalisten haben einen Plan entworfen, das Christenthum zu verdrängen, wozu er keinesweges helfen wolle: so hätte er doch wohl erst untersuchen sollen, ob auch wohl ein solcher Plan irgendwo vorhanden sey, und ob ihm nicht seine lebhafte Einbildungskraft hier einen Streich spiele. Und gesetzt ein solcher Plan hätte nun wirklich existirt, so könnte er ja wieder ganz ruhig dabey seyn, indem ja nach seiner eigenen Hypothese das Christenthum nie verdrängt werden kann. Unüberlegt ist es aber immer, daß der Vf. dergleichen leere Vermuthungen von einem solchen Plan, ohne alle Untersuchung, dem Hrn. Semler zuschreibt. Glaubt er etwa, ein echter Schüler müsse auch alle Schwachheiten seines Lehrers haben?

Ueberdem kommt es Rec. so vor, als ob der Verf. den Sinn Semlers nicht immer recht gefaßt habe. Semler behauptet z. B. daß die Bestimmungen der Lehre (durch die symbolischen Bücher) bey einer jeden Kirche, um der äusserlichen allgemeinen Ordnung willen, bleiben müssen, wenn auch das Privaturtheil einzelner Mitglieder noch so sehr davon abweicht. Der Verf. erklärt das dahin — so lange die Kirche damit zufrieden ist. Das ist aber gar nicht die Meinung Semlers. Nach ihm muß ein jedes Glied, was nicht damit zufrieden ist, und wenn es auch der größte Theil seyn sollte, ausscheiden, und die Kirche muß ewig bey ihren Lehrbestimmungen bleiben, und ihre besondere Sprache sprechen.

Agz.

Der nach der Gewißheit der Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift altes und neues Testaments forschende und glücklich davon überzeugte Heyde. In fünf Betrachtungen, nebst einem kleinen Anhang in Oden und Liedern u. s. w. von J. J. Heyde, B. M. Berlin, 1793. in Commission der Realschulbuchdruckerey. 112 Seiten in 8. und XVI Seiten Vorrede und Inhalt. 6 gr.

Der Verf. dieser Schrift mag es herzlich gut damit gemeint haben; aber ihr Inhalt ist nichts weniger als empfehlungswürdig. Durchgängig herrscht in derselben der Gedanke, daß alle Menschen ewig verloren gehen, wie der Verf. sich ausdrückt, die nicht so glauben, wie er glaubt. So urtheilt er S. XIII der Vorrede, daß die meisten Menschen irre gehen, und ihr ewiges Heil nicht allein nicht finden, sondern auch in Ungewißheit dahin sterben und ewig verloren gehen; und dies bewog ihn eben, seine Ueberzeugungen schriftlich aufzusetzen, die er besonders aus des sel. Silberschlags Predigten sich erworben zu haben, in der Dedication an denselben, bekennt. Er führt einen Heyden (vermuthlich mit Anspielung auf seinen Namen) redend ein, der gerade so, wie die Dogmatik lehrt, vom Unvermögen der Vernunft, Gott und Gottes Willen und Absichten zu erkennen, urtheilt und daraus schließt, Gott werde den Menschen gewiß eine nähere Offenbarung gegeben haben. Er hört das alte und neue Testament als eine solche Offenbarung beschreiben, und fängt an, dasselbe zu lesen. Da überzeugt er sich von der Wahrheit und Göttlichkeit desselben dadurch, daß theils Gott gleich zu Anfang als der Schöpfer aller Dinge beschrieben, theils der Ursprung des natürlichen Verderbens, das der Vf. kaum groß genug zu beschreiben vermag, gelehret wird; theils findet er gleich im dritten Kapitel des ersten Buches Mosis einen Weibessaamen verheißen, der der Schlange den Kopf zertreten werde, und denket, dieser werde das wieder gut machen sollen, was durch Adams Fall verdorben sey. Dies wird ihm durch die dem Abraham gegebene Verheißung bestätigt, daß durch einen Saamen desselben alle Geschlechte der Erde gesegnet werden sollen, und so auch durch die dem Isaak und Jakob geschehene Wiederholung dieser Verheißung, durch Jakobs Weissagung von dem Helden aus dem Stamme Juda, dem die Völker anhangen werden, durch Mosis Verheißung, daß Gott einen Propheten, wie ihn, erwecken werde, den alle (wie der Vf. hinzusetzt, bey Verlust der Seelen Seligkeit) hören sollen, durch die dem David gegebene Verheißung, und durch alle übrige Stellen des A. T., die als Weissagungen von Jesu betrachtet zu werden pflegen. Nun liest er das N. T., und findet in demselben alles erfüllt, was dort verheißen war, und sowohl dadurch, als durch die Erzählung von den Wundern, wird er von der Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift überzeugt, wie die erste und zweyte Betrachtung ausweiset. Die dritte

Betrachtung handelt von der Erfahrung als dem stärksten Beweise der Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift, und diese Erfahrung ist nach seiner Beschreibung die, daß die heil. Schrift dem natürlich blinden und verfinsterten ganz verdorbenen und sich noch wohl gar bey dem allem für recht gut haltenden Menschen sein ungeheures Verderben und die Größe seines Sündenelendes aufdeckt, ihn in eine heilsame Furcht und Angst versetzt, und durch den Hammer des Gesetzes sein Herz zerschlägt; aber sodann auch dasselbe wieder heilet, beruhiget und alle Schmerzen stillt, und ihm Kraft zum Guten giebt. Die vierte Betrachtung findet in der göttlichen Fürsorge für die Erhaltung der Geschlechtstafeln von Adam bis auf Christum, einen, wie er hier genannt wird, unwiderleglichen Beweis von der Wahrheit und Göttlichkeit der heil. Schrift. Nach der fünften Betrachtung sind die Juden lebende Zeugen, welche die Wahrheit und Göttlichkeit der heil. Schrift noch immer wider ihren Willen bezeugen müssen. Endlich die sogenannten Oden und Lieder sind die elendesten Reime, die man denken kann, so daß es nur zweifelhaft bleibet, ob die Materie oder die Form daran das elendeste sey. — Eine so gute Sache, wie die, die der Vf. führt, könnte zu unsern Zeiten nicht schlechter vertheidigt werden, als hier geschehen ist. Sie bedarf ganz andrer und mit prüfender Sorgfalt gewählter Beweise. Nur darum, nicht um dem gutmeinendem Vf. weh zu thun, mußte dieses Buch unpartheyisch als ein schlechtes Buch beurtheilt werden.

Einige Bemerkungen das Studium der Theologie betreffend. Eine Abschiedsvorlesung, in Erlang 1783 gehalten von Dr. Johann Georg Rosenmüller. Zwote vermehrte Ausgabe. Nebst einer Abhandlung über einige Aeußerungen des Herrn Prof. Kants, die Auslegung der Bibel betreffend. Erlangen, 1794. bey Palm. 189 Seiten in 8. 9 gr.

Die Bemerkungen, das Studium der Theologie betreffend, erinnern daran, daß, nach dem Zeugnisse der Kirchengeschichte, die Theologie besonders dadurch so viele verkehrte und verwerfliche Zusätze erhalten hat, daß man 1) schon im zweyten Jahr-

Jahrhunderte das Studium der Bibel vernachlässigte, indem man die Tradition, wo Streitigkeiten zu entscheiden waren, nicht allein der Bibel an die Seite setzte; sondern sogar vorzog; 2) daß man die Grundsätze einer vernünftigen Auslegung der Bibel verwarf, und auf jüdische Weise den Sätzen derselben einen vielfältigen geheimen Sinn beylegte; 3) daß man durch Auctorität auf den Concilien über Wahrheit und Irrthum in der Religion entschied. 4) Daß man nach der Reformation, besonders nach dem Tode Luthers, wieder unter den Protestanten in denselben Fehler verfiel, und eine Kirchenlehre feststellte, durch welche nun einmal für immer über den Sinn der Bibel entschieden seyn sollte. — Deswegen wird angehenden Theologen ein gründliches Studium der Auslegung der Bibel, und das Studium der Kirchengeschichte besonders empfohlen, damit sie aus derselben den Ursprung der theologischen Meinungen und Redensarten lernen, und zwischen der kirchlichen Theologie und der biblischen Religionslehre wohl zu unterscheiden, und so das Gewisse vom Ungewissen abzusondern, sich gewöhnen mögen. Es versteht sich von selbst, daß diese Sätze in einer einzigen Vorlesung nur kurz ausgeführt werden konnten.

In dieser neuen Ausgabe sind jenen Bemerkungen, theils einige Hinweisungen auf neuere Schriften, theils die ganz richtige Erinnerung an den jüdischen Ursprung der allegorischen Schriftauslegung und der Meinung vom vielfachen Sinne der Bibel, theils Proben einer mystischen Erklärung des hohen Liedes von ältern und neuern Verfassern beygefügt. — Endlich veranlaßte der Gedanke an die schädlichen Folgen der ältern Art, über die Bibel zu allegorisiren, den Vf. zu einer Erklärung über die neue von Kant, in seiner philosophischen Religionslehre, oder Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, empfohlene Art, die Bibel zu allegorisiren. Freylich ist in dieser neuen Art über die Bibel zu allegorisiren, alles ganz anders, als in der ältern jüdischen und jüdischchristlichen Allegorisirmethode. Die Juden giengen dabey, eben so wie die Kirchenväter, von der Meinung aus, daß es mit göttlich eingegebenen Schriften eine ganz andere Bewandniß haben müsse, als mit den Reden oder Schriften eines Menschen. Diese hätten nur einen einzigen Sinn oder Wortverstand; aber von den Worten, die aus Eingebung des Geistes Gottes gesprochen oder niedergeschrieben seyn, könne nicht be-

hauptet werden, daß sie nur einen einzigen Wortverstand hätten. Sie hätten vielmehr zum öftern einen Sinn, nach dem Ausdruck Sirachs 24, 29, der reicher, weder denn kein Meer und tiefer denn kein Abgrund ist, und seyn folglich in verschiedener Absicht und von verschiedenen Dingen zugleich gesagt worden. Kant hingegen geht von der Meinung aus, daß es nur eine Religion, nämlich die reine Vernunftreligion nach seinem Begriffe von derselben geben könne, wenn gleich der Glaube, oder die subjective Volksreligion verschiedener Völker sehr verschieden seyn könne; daß man also mit dem heiligen Buche einer Volksreligion so verfahren müsse, daß es ein Vehikel werde, die Menschen zur reinen moralischen Vernunftreligion zu führen; daß man folglich, so wie die griechischen und römischen Weltweisen es mit den Sätzen der Volksreligion zu ihrer Zeit machten, auch jetzt es machen; daß man die Begriffe und Sätze der Volksreligion nicht verachten, nicht angreifen oder bestreiten; sondern sie in ihrer Heiligkeit erhalten, und ihnen eine solche neue moralische Erklärung geben müsse, wodurch sie zu dem einzigen wahren Sinne, den die Vernunft als das Heiligste erkenne, gedeutet würden; da denn diejenigen, die einmal zu dem wahren Glauben an die einzige reinmoralische Vernunftreligion hingeführt wären, es von selbst erkennen würden, daß jene Sätze nur als ein Vehikel zu betrachten, und nicht das Wesentliche in der Religion seyn. Kant will also gar nicht behaupten, daß die biblischen Sätze den Sinn, den er ihnen beylegt, in der Bibel wirklich haben; sondern nur, daß sie zu diesem Sinne, der mit dem Heiligsten, was die Vernunft erkennt, übereinstimme, gedeutet werden müßten, wenn sie Wahrheit enthalten sollten. Dagegen macht der Vf. gegründete Erinnerungen, die wir zum Nachlesen empfehlen.

Abg.

Jesus und die Vernunft von Dr. Johann Otto Thieß. Leipzig, bey Barth. 1794. 309 Seiten in kl. 8. 20 gr.

Rec. ist herzlich froh, daß das undankbare Geschäft der Durchlesung dieser Streitschrift geendigt ist. Es giebt einen ekelhaften Anblick, wenn sich ein Paar Menschen, geringen Stan-

Standes, heftig zanken; aber es ist warlich noch ekelhafter, und anstößiger, wenn unter Gelehrten ein Streit, ohne Würde und Mäßigung, geführt wird. Wir möchten doch den sehen, der diese Brochüre mit Zufriedenheit aus der Hand legen könnte. Der Hr. Doctor gesteht selbst, daß ihn, bey Bearbeitung dieser Controvers, die Hitze übereilt habe, so sehr er sich auch vorher philosophische Kaltblütigkeit zum Gesetz gemacht hätte. Deshalb wolle er auch es sich nie wieder vornehmen, bey gewissen Dingen kalt bleiben zu wollen. — Dies rechtfertige dann unsre Bitte, der Hr. Doctor wolle sich doch ja nicht mit Streitschriften ferner befassen, weil die Wahrheit durch ihn immer verlieren wird. Diese verläßt uns in dem Maaße, wie wir heiß und ungestüm werden, und ist nur dem stillen, kühlen Forscher hold. Zu dieser Lehre ist gegenwärtige Schrift ein unläugbarer Beleg. Ueberzeugende Gründe, bündig an einander gereihet, das einzige untrügliche Widerlegungsmittel, sucht man hier vergebens. Wo der Vf. nicht durch angehäufte Schriftstellen seinen Satz erweisen kann, da steht ein bloßes, mit Hitze hingeworfenes Nein, ein kahler, spöttischer Widerspruch, der den Leser unwillig und mißmüthig macht. Wir wissen sehr gut, daß die Schrift Jesus und die Vernunft große Blößen giebt; daß vieles übertrieben, und im gehäßigen Geiste gegen die Person und Lehre Jesu gesagt worden; daß darin viele Verstoße gegen Sprachrichtigkeit, gegen Ort, Zeit und Verhältniß unläugbar sind; daß der Verf. mit der ganzen Schreiberey wohl wenig Nutzen für die gegenwärtige Welt geschaft habe, und möchten also warlich nicht seine Vertheidiger seyn. Aber eben so wenig können wir auch Alles wegwerfen, Alles als Auskehrig verschreyen, und noch obendrein uns übel geberden. Die Wahrheit wird sich schon selbst retten, ohne unsre Gasmasse. Die Fragmente, und Horus sind vergessen, und dies Buch wird auch vergessen werden, indeß der Prüfungsgeist aufgeregt und das haltbare Gute in der Religion schätzbarer wird.

Warum Hr. Thieß dem Buche einen zweydeutigen Titel gegeben, und es nicht vielmehr Prüfung der Schrift: Jesus und die Vernunft, genannt, das begreifen wir nicht. Angehängt ist ein Fragment eines Dialogs über diese Widerlegung, welches aber ein leeres Gewäsche, und bis auf die einzige Nachricht unläugbar ist, daß dem Vf. seine Widerlegung keine Mühe gemacht habe. Noch zweckwidriger möchte

wohl die ebenfalls angehängte Rechtfertigung des angemaßten Nachmittagsprediger Titels seyn.

Par est, ut nos nostra ipsorum feramus errata.

Dgb.

Weltgeschichte.

Allgemeine Weltgeschichte zur Unterhaltung für Liebhaber und Ungelehrte. Dritter Theil, Mit einer synchronistischen Tabelle. Simul et iucunda et idonea dicere vitae. *Hor.* Frankfurt am M. 1794. in der Hermannschen Buchhandl. 443 S. in gr. 8. 1 Rh. 8 gr.

Für Leser, welche in der Geschichte Unterhaltung suchen, dürfte sie dieser Theil noch mehr als die beyden vorhergehenden, gewähren. Er fängt im achten Abschnitte mit einer ausführlichen Schilderung der Verfassung des Römischen Reichs, vom Augustus bis zum ältern Theodosius, und der Sitten der Römer in diesem Zeitraum, an; schaltet hier auch den Ursprung und Fortgang der christlichen Religion ein; so wie auf der andern Seite den Zustand der deutschen Nationen. Sodann wird im neunten Abschnitte der Umsturz des Weströmischen Reichs, nach seinen Veranlassungen und Folgen, bis zur Zerstörung des Langobardischen Reichs durch Karl den Großen; und im zehnten der Ursprung und Wachsthum des Arabischen Reichs, bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts, beschrieben. Da Hr. M. Mayer die Geschichte kennt, geschickt zu wählen, zusammenzustellen und zu beurtheilen weiß, auch die Gabe einer angenehmen Erzählung besitzt: so hat er diesen Stoff dergestalt benutzt, daß Liebhaber der Geschichte hier viel Anziehendes finden werden.

Unterdessen weil er einmal auf dem Titel selbst Unterhaltung versprochen hat, glaubte er auch wohl hin und wieder etwas mehr Kunst in die Schreibart bringen zu müssen, als die Geschichte fordert oder verträgt. Daher gleich der Anfang: „Durch eine lange Reihe von Jahren und Jahrhunderten hatte Rom mit einem frevelhaften Uebermuthe

alles

alles um sich her unter seine despotischen Füsse getreten; zahllose Völker unter seinem eisernen Scepter niedergedrückt, und allenthalben, so weit nur sein zermalmender Arm reichen konnte, Verheerung und Elend verbreitet; nun kam die Zeit, da es, nach dem gerechten Gesetze der Wiedervergeltung," u. s. w. Daher manche andere zu geschmückte Stellen. Es ist uns aber lieb, hinzusetzen zu können, daß man nicht zu häufig auf dieselben stößt.

Sollen wir noch von andern einzelen Stellen unsere Meinung sagen: so scheint uns das Sittengemälde der Römer in diesem Zeitraum zu sehr und zu allgemein ins Grausame gezeichnet zu seyn. Ein Geschichtschreiber darf nicht, um durch eine lange Reihe tragischer Auftritte zu unterhalten, die Augen gänzlich von den seltnern Früchten des guten Saamens wegwenden; je seltner sie in einem düstern Zeitalter sind, desto mehr ist es seine Pflicht, sie auszuzeichnen. Auch von dem Zustande der Wissenschaften und Künste bey den Römern, spricht der Vf. zu herabwürdigend, und selbst zu unvollständig, als daß sich Leser, für welche er schreibt, einen richtigen Begriff davon machen könnten. Bey der Beredsamkeit ist nur Cicero genannt, der „die Donner des Demosthenes nicht nur an Licht und philosophischer Klarheit, sondern auch an Urbanität und richtigerm Patriotismus übertroffen haben soll." (S. 76.) Gar sehr hätte es aber Quinctilianus verdient, auch neben und nach demselben abgeschildert zu werden. In der Geschichte werden bloß Livius und Sallustius aufgeführt; sie soll sich bey den Römern nicht in die Anmuth und süße Schönheit der griechischen Geschichte gekleidet; wenn gleich eine gewisse Würde und viele philosophische und politische Klugheit angenommen haben. Ihre Dichtkunst nennt er (S. 77) nur eine ausländische Blume, die im Latium zwar schön fortgeblüht, und hier und da eine feinere Farbe angenommen habe; eigentlich aber keine neue und eigene Fruchtkeime erzeugen konnte; gegen einen Horaz, Virgil, Lucrez und Ovid (mehr Römische Dichter nennt der Vf. nicht) habe man immer Dutzende von Baden und Mäven rechnen können, u. dgl. m. Daß mit Origenes der ungünstigste Zeitpunkt für das Lehrgebäude der Christen angefangen habe, wie S. 110 behauptet wird, ist ganz unerweislich; überhaupt steht dort viel Declamation. Bey S. 377, wo die Vernichtung der Alexandr. Bibliothek erzählt wird,

wird, hätte doch auf neuere Einwürfe dagegen etwas Rücksicht genommen werden sollen; sie dienen wenigstens zur genauern Bestimmung der vermuthlich wahren Begebenheit. Karakter und Okzident waren uns auch hier anstößig.

U.

Geschichte der Westphälischen Friedenshandlungen über das Religionswesen bey der Pfälzischen Sache. Zur Beleuchtung der Streitfrage über das Entscheidungsjahr für die Pfalz. Mannheim, 1794. gr. 8. 6½ Bogen. 8 gr.

In der vorausgeschickten Vorrede erklärt der Vf., was ihn zur Verfassung dieser Schrift veranlaßt habe; er habe nämlich, da die Pfälzische Religionssache neuerdings in Bewegung komme, „aus den gedruckten vor aller Augen liegenden Urkunden und Staatsacten die in acht Foliobänden derselben zerstreut enthaltenen, der Friedensurkunde theils vorgegangenen, theils auf dieselbe gefolgten und sie erklärenden Handlungen über das Religionswesen bey der Pfälzischen Sache „aufgesucht und gesammlet," daraus sey seine Geschichte, jedoch als eine für sich allein gemachte Sammlung, entstanden, die er auf Verlangen würdiger Männer dem unpartheyisch richtenden Publiko übergebe, damit jeder prüfen könne, welches der wahre Sinn der bestrittenen Friedensstellen, und welche von beyden Ausnahmen nach diesem die gegründete sey.

Wenn sich nun Rec. in diesen Gesichtspunkt hineinsetzt, und nach demselben diese Schrift beurtheilt: so muß er gestehen, daß ihm die Darstellung des Vf. in dieser so wichtigen Sache manche Belehrung verschafft, aber auch ein unangenehmes Gefühl von vorgegangener Bedrückung und Hintansetzung aller Art erregt hat. Ueberall sind Meieras Westphälische Friedenshandlungen angeführt. Da es aber nicht leicht möglich ist, vollständige Auszüge aus denselben zu machen, ohne dadurch den Faden der Geschichte zu zerreißen: so will er nur einiges anführen, wovon er glaubt, daß es bemerkt zu werden verdiene. Es ist eine kraftvolle Sprache, welche von den churbrandenburgischen Gesandten, nach S. 17, geführet worden ist. Sie ließen ihre besondere Stimme dem Reichsgutachten anhängen, wo sie sagten, „sie könnten nicht abse-

„hen,

„chen, warum den pfalzgräflichen Kindern (des unglücklichen „K. Friedrichs) das ius territoriale, welches allen Ständen „zugeeignet werde, benommen werden solle; so hätten sie auch „nichts minder den andern Ständen des Reichs Religion- und „Profanfrieden in allen Puncten mit zu genießen, wüßten „auch nicht, warum sie deterioris conditionis als andere zu „halten, vornehmlich da das Haus Pfalz vor vielen Jahren, „und da der Religionsfriede aufgerichtet, andern Ständen „gleich sich dessen zu erfreuen gehabt, darzu auch alles dasje„nige, was ihnen anhörig und nach und nach zu ihrem Nach„theil vorgenommen worden, in vorigen Stand, darin sie ge„wesen, tam in sacris quam in profanis zu setzen.“ Welch ein schmerzhaftes Gefühl jenes Reichsgutachten dem Pfalzgrafen Karl Ludwig habe erregen müssen, wird S. 19 nach jener Lage der Umstände begreiflich gemacht. Man sieht es so deutlich, wie Oesterreich und Bayern die Franzosen auf ihre Seite gebracht, und dadurch Schweden genöthigt haben, ganz nach den Absichten von Frankreich zu handeln. S. 27. Für die protestantischen Religionsgebräuche war es doch immer schon damals eine empfindliche Wunde, daß die Katholiken, welche sich während des Kriegs in der Unterpfalz festgesetzt hatten, im Besitze der damals besessenen Güter verbleiben sollten, welches sie der Krone Frankreich zu danken hatten. S. 51. Auffallend ist es in Allweg, daß schon damals der Haß zwischen Lutheranern und Reformirten der guten Sache in der Ober- und Unterpfalz nicht nur nichts genutzt, sondern ihr vielmehr vieles geschadet habe. S. 57. Schweden fühlte seine Macht, sprach in einem hohen Tone, und wollte seine Heere aus dem erschöpften Deutschland nicht abführen, bis alle, welche Hülfe bedürften, hergestellt wären, und den protestantischen Ständen mißlangen alle so oft wiederholte Versuche. S. 65. Ihre Deputirte erklärten, da die Sache schon dem Schlusse nahe war, S. 67, „die evangelischen Christen in der Oberpfalz hätten es um Schweden nicht verdient, daß man sie deseriren und in Seelengefahr stellen lassen solle; „sie „könnten salva conscientia darunter nicht weichen, denn es „betreffe 250 Kirchen; wenn man mit dem Friedensschluß „nur noch vier Wochen gewartet hätte, wollten sie wegen der „Religion nicht allein in der Oberpfalz, sondern auch in den „Kayserl. Landen andere Conditiones erhalten haben, sie „könnten den Leuten die Religion nicht vergeben.“ Aber auch damit richteten sie wenig aus. So weit gehn die Auszüge

des

des Vf. aus den Westphäl. Friedenshandlungen des Meiern. Wenn wir auch diese Mühe des Vf. mit Dank erkennen, so schien uns doch noch manches dunkel, und Rec. glaubt daher, daß wenn mehr Licht in diese wichtige Sache gebracht werden soll, man doch noch andere Quellen hätte gebrauchen können und müssen, welche erst den vollen Aufschluß von manchen Scenen geben würden, die hier noch immer, auch nach dem eigenen Geständnisse des Vf., räthselhaft bleiben.

Er.

Historische Unterhaltungen zur Bildung des Geistes und Herzens. Erster Band, fünftes und sechstes Heft. Zweyter Band, Erstes Heft, jedes vier Bogen. Mit Kupfern und Landcharten. Augsburg, in der Engelbrechtischen Kunsthandlung. 1794. in 8.

Der fünfte und sechste Heft enthält die Römische Geschichte nach den Angaben der gewöhnlichen Lehr- und Lesebücher, welches wir aber dem Verf. bey dem Zweck, welchen er sich vorgesetzt hat, nicht zum Fehler anrechnen können, zumal da die Auszüge zweckmäßig gemacht, und die Erzählung in einer reinen und faßlichen Sprache, weder allzutrocken und langweilig, noch declamatorisch, noch in der lallenden und läppischen Kindersprache abgefaßt ist, Fehler, die sonst der generische Charakter dieser Art Lesebücher zu seyn pflegen. Mißglückt ist die Vergleichung zwischen Rom und Frankreich Heft V. S. 45. Druckfehler sind es wohl, wenn H. V. S. 2 Garichllano statt Garigliano, und H. VI. S. 90 und 91 Antonius st. Antoninus steht. Im ersten Heft des zweyten Bandes ist die deutsche Geschichte vom Anfange bis auf Maximilian den Ersten erzählt. Die Kupfer und Chärtchen sind weit besser, als man bey Büchern dieser Art zu sehen pflegt. Der Vf. verdient zur baldigen Fortsetzung ermuntert und sein Buch Unstudirten in die Hände gegeben zu werden.

Eb.

Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten

durch

durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet, herausgegeben von Friedrich Schiller, Professor der Philosophie in Jena. Zweyte Abtheilung. Siebenter Band. Jena, bey Mauke. 1794. gr. 8. 1 Alph. 2 Bog. 1 Rh. 3 gr.

Auf Sullys Denkwürdigkeiten folgen nun die Memoires des Herzogs von Bouillon und die Geschichte des Connetable von Lesdiguieres, dessen Bildniß auch diesen Band zieret. Außer den wenigen Anmerkungen, welche sich am Ende des Bandes befinden, ist weder die universalhistorische Uebersicht fortgesetzt, noch auch eine Vorrede, in welcher man wenigstens einige litterarische Notizen von den Originalien erwartete, dem Bande vorgesetzt worden. Die Uebersetzung läßt sich gut lesen.

Pe.

Eduard Gibbons, Esqu. Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Reichs, aus dem Englischen übersetzt von K. G. Schreiter, Prof. zu Leipzig. Funfzehnter Theil. Leipzig, in der Richterischen Buchhandlung. 1793. 1 Alph. 7 B. 8. 1 Rh. 8 gr.

Wir zeigen diesen Theil, mit Bezug auf unser bisheriges Urtheil, bloß an, und daß er die Kapitel 52 — 56 enthält.

Of.

Arzneygelahrheit.

B. *Io. Andr. Murray* apparatus medicaminum tam simplicium quam praeparatorum et compositorum, in praxeos adiumentum consideratus. Volumen secundum. Editio altera auctior curante *Lud. Christoph. Althof.* Goettingae,

tingae, apud Dietrich. 1794. 628 Seiten in gr. 8. 1 Rl. 16 gr.

Eine allgemeine Uebersicht dieser zweyten und vornehmsten Ausgabe des Murrayischen Arzneyvorraths hat Rec. schon bey seiner Anzeige des ersten Bandes desselben (N. A. D. Bibl. B. IX. St. 2. Seit. 381) gegeben, und auch sein freymüthiges Urtheil darüber gesagt; mit wahrem Vergnügen sah er, daß dieser zweyte Band dem ersten so bald folgte, und er wünscht, diese neue Ausgabe möge ferner so schnell fortschreiten, damit die Zeit auch bald komme, wo wir die Althofische Fortsetzung des ganzen Werks, nämlich den Arzneyvorrath aus dem Thier- und Mineralreich erhalten, wozu schon jetzt in Stiffts praktischer Heilmittellehre viel vorgearbeitet wird. Schon die 144 Seiten, welche dieser Band in der neuen Ausgabe stärker ist, als in der ältern, lassen wichtige Zusätze hoffen; um aber das Publikum näher davon zu überzeugen, und auch einige Nachricht von den Verbesserungen der ersten Ausgabe zu geben: will Rec. einige der wichtigen Artikel mit einander vergleichen. Gleich beym ersten Artikel: anagallidis herba ist in der neuen Ausgabe noch vom sel. Murray beygefügt; auch Nielsen (Tode) bestätige die Heilsamkeit derselben in der Manie und Melancholie; Jawands versicherte, daß sieben von einem tollen Hund gebissene Personen durch Gauchheilextract vor der Wasserscheu bewahrt worden; man habe in Mem. de la Soc. de Med. II. und im Almanac veterinaire 1782 mehrere Erfahrungen bekannt gemacht, welche die Wirksamkeit des Gauchheils selbst in der Wasserscheu begünstigen; doch sey auch in Mem. de la Soc. de Med. I. ein Fall aufgezeichnet, wo eine durch Gauchheil geheilte Wasserscheu nach vier Monaten wiederkehrte und den Kranken tödtete; Lemke widerspreche der Nachricht, in Meklenburg sey das Gauchheil gegen den tollen Hundebiß durch ein Mandat empfohlen worden. Althof führt aus Hufelands Annalen ꝛc. die Gelaischer Erfahrung von der Wirksamkeit dieser Pflanze im tollen Hundebiß an; auch erwähnt er aus Rozier die Magellanische Empfehlung derselben wider den Krebs. Bey Olivarum fructus sind folgende Zusätze von Murray: Knechts Nachricht, daß das Baumöl auch mit Gartenmohnöl verfälscht werde; Sieffert habe in Act. Mogunt. 1777 angegeben, wie Baumöl vor dem Ranzigwer-

hen gesichert und davon wieder befreyt werden könne. Die Wallische Versetzung des Baumöls aus flüchtigem Gewürzgeist ist bestimmter angegeben; Hofberg habe durch innerlichen und äußerlichen Gebrauch des Baumöls in Verbindung mit Hollunderaufguß einen Schlangenbiß geheilt; auch in Schweden habe dieses Oel gegen diesen Biß Hülfe geleistet. Rosenstein empfehle gegen das schmerzhafte Gefühle in geheilten Wunden und Knochenbrüchen beym Eintritt schlimmer Witterung, Einreibungen von warmem Baumöl. Althof vermehrte diesen Artikel mit Marinos Beobachtungen der Wirksamkeit des innerlich gebrauchten Baumöls gegen die laufende Gicht, und mit Dr. Monros Meinung über die Kräfte der öligten Einreibungen in der Wassersucht. Bey Uvae ursi fol. führet Murray aus Vecko skrift för Läkare Vol. 8. noch einen Fall an, wo die Bärentraube einen Stein abgetrieben; auch Lanphier habe derselben eine besänftigende Kraft zugeschrieben. Althof bringt Dr. Monro's ungünstiges Urtheil über sie bey. Papaver somniferum, der wichtigste Artikel dieses Bandes, erhielt vom sel. Murray noch folgende Vermehrungen: Die Tataren am Fluß Terek bereiten aus den von ihnen gebauten Mohnen auch Opium, und bedienen sich dessen eben so wie die Türken; Puihn habe doch den frischen oder unreifen Mohnsaamen für schädlich erklärt; Sonnerat erzähle ein auffallendes Beyspiel von einer durch Opium erregten Kühnheit; Paysonel erwähne doch auch Opiumfresser von großen Geistesgaben; Martin erzähle, die Wärme des menschlichen Körpers habe auf verschlucktes Opium, nach Versuchen mit dem Thermometer, sich anfänglich vermindert, doch habe die Ausdünstung hernach zugenommen; Thilenius habe mit dem besten Erfolg bey heftigem Seitenstich, nach vorgängigen Aderlässen, Opium gegeben; Swieten habe den Ekel und das Erbrechen der Schwangern durch Opium gehemmt. Percival rathe in heftigen Koliken so lange Opiatklystiere, bis Schmerz und Brechen nachläßt, alsdann erst abführende Mittel; Dr. Ludovici berichte, daß durch tägliche kleine Gaben Mohnsaft die Lungensucht selbst geheilt worden sey; Mudge empfehle bey Catarrhhusten den Gebrauch des Opiums in Verbindung der Einhauchung warmer Dämpfe; auch Houlston und Odier befolgten beym Gebrauch des Mohnsafts in Wechselfiebern Linds Methode; und Gardiner gebe mit Nutzen, jedoch nach Reinigung der ersten Wege, 20 — 40 Tropfen Sydenh. Laudanum kurz vor Eintritt

des Fieberfrostes; bey der Bleykolik öffne der Mohnsaft oft auch allein und ohne Beymischung eines abführenden Mittels, den Leib; beym Todeskrampf müsse man mit dem Gebrauch des Opiums eilen, damit das Vermögen des Schlingens nicht verloren gehe; Rusch habe das Lob des Mohnsafts im Todenkrampf sehr eingeschränkt; Simmons habe besonders in der Tobsucht der Wöchnerinnen und der Brandteweinssäufer sehr oft die Heilsamkeit des Mohnsafts erfahren; bey dem spätern Bluten der Wunden, welches aus einer krampfhaften Ursache entsteht, seyen reichliche Gaben Mohnsaft erforderlich, schwächere vermehren das Uebel; beym Brand der Fußzehen nütze das Opium vorzüglich nur bey allzustarker Empfindlichkeit, aber nicht bey mangelnder Lebenskraft; späterhin habe man dasselbe in England und hernach in Deutschland auch beym Brand von äußerlichen Verletzungen nützlich gefunden, und Kirkland habe über diese Heilmethode weitläuftig geschrieben. Quarin habe von Opiatklystieren beträchtliche Beängstigung und eine leichte Lähmung der untern Gliedmaaßen gesehen. Carminati habe durch seine Versuche die Wirksamkeit des Kaffees gegen Mohnsaftvergiftungen von neuem bestätigt. Althof berührte diesen Artikel mit folgenden Zusätzen: Reinegg berichte, daß man in Arabien und in Damaskus die Mohnköpfe, welche schon Mohnsaft geliefert, mit dem Saamen noch einmal stoße und koche, den ausgepreßten Saft eindicke und hernach das ächte Opium damit verfälsche; derselbe gebe eine andere Art des Opiumsammlens an, als die von Murray angeführte; auch erzähle er einen Fall, wo die Leiche eines durch drey Loth Opium vergifteten Menschen, als sie nach mehrern Tagen wieder ausgegraben wurde, nicht den mindesten Gestank der Fäulniß von sich gab, auch die Biegsamkeit der Glieder nicht verloren hatte; Reinegg erwähne auch einer andern, als die angegebnen, Methode, wie sich die Türken an das Opium gewöhnen; der Mohnsaft verursache zuweilen statt Schlaf anhaltendes Wachen, wie z. B. bey Huxhams und auch bey einem in Althofs prakt. Bemerkungen rc. angeführten Beyspiel der Fall gewesen sey; vom Gebrauch des Opiums in Faulfiebern nach Campbells, Walls, Glands, Hufelands und Althofs eigenen Beobachtungen. Richter empfehle den Mohnsaft, gegen Plenks Meinung, sowohl kurz vor als nach chirurgischen Operationen; vom Nutzen des Opiums in Blattern nach Hufeland und Reil; Althof selbst habe davon den besten Erfolg im Zeitraum des Aus-

bruchs

brauchs beobachtet, worüber er sich umständlicher im Th. 2. seiner prakt. Bemerkungen erklären werde; vom Gebrauch des Mohnsafts in Wechselfiebern nach Caaslands, Asc. lanes und Hufelands Erfahrungen; von der Heilsamkeit desselben gegen die Nachwehen, nach Swieten und Marsinna; Laners Erfahrungen vom guten Erfolg des Mohnsafts in der Wasserscheu, den Frank in zwey Fällen aber nicht erfahren habe; umständliche Rechtfertigung des Gebrauchs des Mohnsafts in der Ruhr, aus Richters und eigner Erfahrung; sehr umständlich auf sechs Seiten von der Heilsamkeit desselben in der Lustseuche; vom äußerlichen Gebrauch des Opiums in den Augenentzündungen, Geschwüren der Hornhaut und andern bösartigen Geschwüren. Unsere Leser sehen aus diesen Beyspielen, daß auch dieser Band reichliche und wichtige Zusätze erhalten habe; freylich sind einige Artikel ganz ohne Vermehrungen geblieben, aber meist nur bey ungewöhnlichen oder obsoleten Arzneymitteln. Wer Belesenheit in praktischen Schriften hat, wird selbst aus den angeführten Zusätzen bemerken, daß Murray und Althof nicht alles erschöpft haben, was die Praktiker von diesem oder jenem Mittel rühmen. Rec. hat bey seiner aufmerksamen Durchlesung dieses allerdings wichtigen Werks manchen Uebersehungsfehler bemerkt; so würde er bey dem Quendel dessen Nutzen beym weißen Fluß, beym Meerrettig noch dessen Gebrauch, als Syrup, gegen eine anhaltende Heiserkeit, und zerrieben in das Armgelenke gelegt, gegen die Zahnschmerzen, beym arabischen Gummi noch dessen Nutzen bey einem scirrhösen Pylorus und beym Nachtripper gedacht, auch beym Perubalsam die Kennzeichen der Güte nach dem Etwas über die Londner Phren. und bey den Tamarinden deren Verunreinigung mit Kupfer erwähnt haben. Alle Artikel so zu durchgehen, ist hier der Ort nicht; indessen glaubt Rec. doch anführen zu müssen, was er in den oben verglichenen Artikeln noch vermißt: beym Gauchheil ist Kämpfs Empfehlung und Ehrenrettung desselben aus seinem bekannten Werk, über eine neue Methode ꝛc. S. 211, auch der Nutzen übergangen, den dessen Extract in die Augen getropft, nach Martin gegen Flecken der Hornhaut nach den Pocken geleistet hat; beym Baumöl sind Malacarnas wichtige Beobachtungen über den Gebrauch und Nutzen desselben in der herumziehenden Gicht nicht genutzt; denn was Althof von Maruno anführt, ist zu wenig und zu unbestimmt, auch hält Rec. Malacarne's

Beobachtungen für älter; die Sandbeerenblüthen hat man auch mit sehr gutem Erfolg gegen das Blutharnen und gegen die Ueberbleibsel von Trippern angewandt; beym Opium fehlt dessen Gebrauch bey der Gelbsucht, bey schmerzhafter Monatsreinigung und bey der Harnverhaltung, besonders hätte dessen Anwendung im seyrösen Wechselfieber eine umständliche Anzeige verdient. In beyden Bänden der neuen Auflage sind die Praeparata et composita fast ohne alle Zusätze oder Berichtigungen geblieben, sogar sind in dieser Rubrik oft nicht einmal die Zubereitungen angeführt, deren Wirksamkeit doch in der Abhandlung selbst gerühmt wird, z. B. beym Gauchheil und großem Schöllkraut des Extracts; auch fehlen sehr oft die Zubereitungen oder Mischungen aus den neuern Apothekerbüchern, z. B. rob. baccar. vitis idaeae, rotul. menth. piper. pulv. sedativ. pharm. Suec., syrup. armoraciae, mucilag. tragacanthae. Es wäre wohl auch einer neuen Ausgabe angemessener gewesen, daß bey den praepar. et compos. die Verbesserungen der neuern Dispensatorien angegeben worden wären, so stehen insgemein noch die ehemaligen Zubereitungen da, woron ein großer Theil jetzt gar nicht mehr angewendet oder gebraucht wird. Diesem Band ist auch ein Supplement des ersten beygefügt, nämlich der Artikel Taxus baccata, aus der Feder des Hrn. Prof. Althofs, die Bearbeitung desselben ist vollständig und vortrefflich; die Raddelische Dispute waren bey der Bearbeitung dieses Artikels, und beym Artikel ledum palustre die Rauchfüßische wohl nicht in des Vf. Händen!!

Ia.

Ioannis Brunonis, M. D. elementa medicinae: cum praefatione *Petri Moscati*, in Reg. Ticinens. Univers. antea anatomes et chirurgiae, nunc Mediolani artis obstetric. Profess. etc. Hildburghusae, sumtibus Hanisch, 1794. XXIV und 228 Seiten in 8. 14 gr.

Dieser Abdruck ist genau nach der Ausgabe, welche Herr Moscati 1792 zu Mayland von diesem Buche veranstaltet hatte, welcher dieser auch eine eigene Vorrede vorsetzte, worinne er den Werth desselben nicht nur bestimmte, sondern

auch

auch gewiss zu hoch schätze, für Deutschlands Aerzte besorgt worden; die vor uns liegende aber füllt wegen des compressern Drucks wenigere Bogen, ist daher auch wohlfeiler als die Mayländische, denn letztere bestehet aus XXX und 330 Seit. in 8. Wir wollen die Besorgung der neuern Auflage in Deutschland nicht für ganz überflüßig halten: denn mancher Arzt in Deutschland möchte sich doch wohl auch gerne mit der Lehrmeinung des Browne, nach welcher er entweder eine Anspannung oder eine Erschlaffung als die nächsten Ursachen der Krankheiten annimmt, bekannt machen wollen, wozu ihm bisher diese Elemente desselben fehlten; diesem ist nun durch die gegenwärtige Ausgabe abgeholfen. Anfänger aber in der Arzneywissenschaft warnen wir, dieses Buch, ohne sich vorher feste Grundsätze erworben zu haben, zu studieren: die darin vorgetragene Meinung von den nächsten Ursachen der Krankheit und der Heilung derselben hat bey dem ersten Eindruck, den sie leicht machen kann, etwas schmeichelhaftes, und stellt die Erforschung dieser Krankheitsursache, woran doch dem Arzte am Krankenbette so viel gelegen seyn muss, als leicht, und als nicht so vielfach verwickelt vor; worin er aber sich dann nur gar zu ofte getäuscht fühlen, und wornach er leicht irre gehen würde. Die Meinungen des Vf. zu zergliedern, erfordert mehr Raum, als uns hier verstattet ist: wir müssen es also bloß bey der Anzeige der Erscheinung dieser Ausgabe, und bey der überhaupt gegebenen Warnung vor dem unzeitigen Gebrauche des Buches selbst, bewenden lassen.

J. N. Thomann ('s), der Arzney- und Wundarzneykunde Doctor rc. Gedanken und Beobachtungen aus der praktischen Arzneykunde für angehende Aerzte. Würzburg, bey Stahels Witwe und Sohn. 1794. auf 13 Bogen. 8. 12 Kr.

Dieses Büchlein enthält größtentheils Raisonnements über verschiedene Gegenstände aus der Arzneykunde, denen einige Beobachtungen über Krankheiten, oder vielmehr nur Bruchstücke aus solchen, eingewebt sind. Beyde zeichnen sich nicht besonders aus, sind auch eben nicht von wichtigem Belange. Wenn der Verf. Mißbräuche in der Arzneykunde rügen will, geht er offenbar zu weit, besonders bey dem, was er von der

auflösenden Methode und von dem Mißbrauche der Klystiere vorgetragen hat. Wir sind deswegen nicht in Abrede, daß davon nicht auch bisweilen ein verkehrter Gebrauch gemacht werde; aber der Vf. verräth sich zu sehr, daß er die Infarkten bezweifele, oder wohl gar nicht kenne; wie will er nun die dagegen anzuwendenden Curmethoden gründlich und richtig beurtheilen können? Wir sehen nicht, wozu das von S. 11 u. ff. befindliche Raisonnement über die Ursachen der Krankheiten dienen soll, da der Vf. so viele Zweifel und Fragen darüber aufwirft, und nichts damit entwickelt; der angehende Arzt wird dadurch nur mehr in einen Irrthum geführet, da er vielmehr wünschte, bey Scheidewegen auf einen richtigen Wegweiser zu treffen. Einige gute Gedanken von den Heilungsanzeigen, und wie sie zu befolgen, trifft man aber doch auch in dieser Schrift aufgezeichnet an, ferner von der Anwendung äußerlicher Mittel und ihren Wirkungen auf den Körper, so wie auch von den Arzneymitteln überhaupt, wodurch das Lesen derselben noch etwas Interesse giebt, und die darauf verwendete Zeit entschädiget wird. Eine triftige Erinnerung müssen wir zuletzt noch gegen die ganz widersinnige Abtheilung der Sylben der Wörter im Absetzen machen, die in der ganzen Schrift vom Anfange bis ans Ende beobachtet worden. Wem die Schuld davon, dem Verf. oder dem Corrector, beyzumessen, wissen wir nicht: es habe sie nun wer da wolle, der lerne doch nun fürs erste richtiger buchstabiren.

Ueber die Erhaltung des Lebens und das zu frühe Begraben. Erster Theil. Von P. Burdorf, Prediger an der Domkirche in Schleswig. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandl. 1794. auf 11½ Bogen in 8. 10 gr.

Obgleich diese Bogen von einem Prediger geschrieben worden, so machen sie doch eine Schrift aus, die einen Platz unter den guten Schriften über die Diät verdienet; daß wir daher solcher wünschen, von vielen gelesen zu werden. Der Verf. hat unter die diätetischen Regeln auch die zur Moral ungekünstelt mit zu vermischen gewußt, damit diese Schrift zur Erhaltung der körperlichen Gesundheit sowohl, als auch zur Besserung der Leidenschaften nutzbar sey: beyde Absichten des Vf. wird

wird der Leser damit erreichen können. In diesem ersten Theile hat der Verfasser über den Scheintod nur noch wenig gesagt.

Kb.

Initia Bibliothecae medico-practicae et chirurgicae, sive Repertorii Medicinae practicae et chirurgiae, communicat D. *Guil. Godofred. Ploucquet*, Prof. Med. Tub. *Tom. II.* continens C, D. Tubing. apud Cottam. 1794. 4. 879 pagg. 6 Rthlr. 6 gr.

Das Werk gehet mit gleichem Fleiße fort, nur wünschten wir bey den Citaten auch die paginirten Stellen statt der allgemeinen Angaben, wie sie nicht selten in den ähnlichen Sammlungen eines Alberti, Behr u. a. angezeichnet sind. Der erste Artikel ist Cachexia, der letzte Dysuria. Die Fortsetzung bleibt also bey einer solchen Behandlungsart immer wünschenswerth.

T.

Romane

Geschichte des Amtsraths Gutmann, von ihm selbst geschrieben, herausgegeben von A. Freyherrn v. Knigge. Hannover, bey Ritscher. 1794. 374 Seiten. 8. 1 Rthlr.

Heere von Stümpern, Papierdieben, und Hungerleidern haben in den anmuthigen Gefilden der Phantasie seit ein Paar Jahren so unbändig gehauset, daß der arme Fremdling Roman bey ehrlichen Leuten darüber endlich um allen Credit kommen muß. Billig sollte man daher nach irgend einer andern Nomenclatur sich umsehn, um diejenigen Erzeugnisse damit zu stempeln, die aus dem Wuste heilloser Romane, womit jede Messe noch immer uns überschwemmt, hervorgehoben zu werden verdienen. Vorliegendes frische Produkt der so fruchtbaren Knigge'schen Feder hätte sodann volles Recht, unter der neuen Rubrik seine Anzeige zu finden.

Nur in äußerst wenigen Fällen, und wo es auf Ausübung strenger Kritik ankommt, kann dem Publiko damit gedient seyn, den Gang eines Romans im Grundrisse vor sich zu sehen; und nichts kann den Leser für den Verlust einer Ueberraschung entschädigen, die solches für ihn nicht mehr ist, wenn er das beurtheilte Buch am Ende selbst zur Hand nimmt. Rec. will also von dem Inhalte nichts weiter sagen, als daß der Schauplatz noch vor Ausbruch der unseligen französischen Revolution sich schließt, und also schlechterdings nichts enthält, was die Freunde der Ruh' und Ordnung betrüben, dem Liebhaber der Verwirrung aber schadenfrohen Kitzel versprechen könnte. — Ein wackrer Deutscher bürgerlichen Standes, der vorher fleißig studirt, und in der Folge dem Landbau verstehen müssen, ist der Held der Geschichte. Aus den mißlichsten Umständen zieht sich derselbe mit so vielem Anstand und Muth, daß Rec. ihn statt Gutmann, lieber in Fest oder Starkmann würde umgetauft haben, wenn es mit Analogie dieser Namen nicht wieder andere Schwierigkeiten gäbe. Auch über Heirath, Kinderzucht, Hauswesen, und andre Verhältnisse des Lebens, kommen hier so viel aus der Natur selbst geschöpfte, wahre und daher brauchbare Bemerkungen vor, daß Hr. v. K. um unsre Lesewelt, oder vielmehr Lesegesellschaften, als denen dergleichen Hausmannskost höchstnöthig ist, durch diese Reihe praktischer Darstellungen abermal sich sehr verdient macht. Daß besagte Lesezirkel den 17ten Abschnitt, wo über Moralprincip, Egoismus, u. dgl., wiewohl nur fragmentarisch, raisonnirt wird, ja nicht überhüpfen mögen, wünscht Rec. von Herzen, und hofft zugleich, daß es der neuern Philosophie, als die um Menschenwürde, und den Trost der Glückseligkeit werth zu seyn, doch unstreitiges Verdienst hat, am Ende wohl noch glücken dürfte, den thätigen und meist so unbefangenen Gutmann auf ihre Seite zu lenken. — Was dieser von Höfen, und ihren Armseligkeiten nicht füglich wissen konnte, ersetzt sein Jugendfreund Herr von Fürstenruf; ein auch sonst merkwürdiger Mann! Der Herausgeber mag uns nach Hofe führen, so oft er Lust hat; denn noch immer weiß er dieser Saite neue Töne zu entlocken. Zu einem so dauerhaften Instrument verhilft nur eigne Erfahrung; bodenlose Declamation hingegen löset sich in leeren Mißklang auf.

Styl, Ton und Einkleidung sind so correct, unterhaltend und passend, als in irgend einer der früheren Darstellungen

gen des Verf.; und daß einem so witzigen Kopfe das rückende Licere veraar, wenn er es braucht, zu Dienste stehen würde, ließ sich erwarten. An kleinen Nebensprüngen und Seitenhieben fehlt es keinesweges. Jene sind aber so kurz, und diese so gelinde, daß man wohl merkt, nicht im wilden Habessinien, sondern in dem frommen Deutschland zu seyn, wo so viel brave Leute bisher in Geduld ertrugen, was ohne noch größere Aufopferungen nicht zu ändern war. — Wenn Rec. den großen Lotteriegewinnst, und endlich die Auflösung des Knotens selbst, noch ein wenig zu romanhaft gefunden hat, so mag er nach allem dem Vergnügen, womit das übrige von ihm gelesen wurde, doch über diesen Umstand mit dem Herausgeber nicht rechten; auch darüber nicht, daß der ehrliche Gutmann die Festung Glatz in Böhmen, und unter österreichischer Herrschaft sucht; noch dazu lange nach dem siebenjährigen Kriege. Gerade mit vaterländischer Geographie hat es bey unsrer Erziehung immer am schlechtesten ausgesehn!

F.

Gemälde nach Originalen älterer und neuerer Zeit. (Von August Schumann.) Liegnitz, 1794. 223 Seiten in 8. 14 gr.

Wieder ein Schriftsteller, welchen die Götter in ihrem Zorn dazu gemacht zu haben scheinen. So vornehm auch der Titel klingt, so elend und geschmacklos ist hingegen der Inhalt dieses Buchs, und der Vf. muß eine ganz eigene Klasse von unwissenden Lesern im Sinne gehabt haben, wenn er glaubt, daß man vielleicht seine Gemälde mit dem Wunsche aus den Händen legen werde, daß mehrere nachfolgen möchten. Wir bitten ihn dringend, uns damit fernerhin gnädigst zu verschonen, und anstatt nach Originalen zu arbeiten, uns, wenn es möglich ist, etwas Originelles in einem andern litterairischen Fache zu liefern, da er wohl schwerlich ein großer Romanenschreiber werden dürfte. Das Buch selbst enthält folgende Stücke. 1. Friederike Werneck; traurige Folgen der Untreue. 2. Trauung durch List; eine wahre Anekdote. 3. Solibissa, oder der Ring; eine neapolitanische Geschichte aus der Vorzeit. 4. Die Freunde; ein wahres aber seltenes Beyspiel wahrer Freundschaft unsrer Zeit. Aus Liebe zu unsern Lesern wollen wir auch aus keinem einzigen dieser Auf-

Sätze

sätze einen Auszug liefern, und sie werden uns dafür um so viel mehr Dank wissen, da Hr. Schumann ein großer Stümper in unsrer Sprache ist, und seinen geschilderten Liebesscenen und Wollustbildern nicht immer das anständigste Kleid zu geben weiß. Dieser Ton ist heut zu Tage unter den jungen Schriftstellern dieser Art leider nur zu sehr eingerissen. Man glaubt dadurch seinen magern Produkten einen hohen Grad von Reitz zu geben, ohne zu bedenken, daß man sich dadurch beschimpft, und die Leser auf eine unverantwortliche Art um — ihre Zeit und ihr Geld bringt.

Za.

Carl von R. Eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert. Eben so interessant, als lehrreich. Erstes Bändchen. Hildburghausen, 1794. bey Hanisch. 12½ Bogen graues Druckpapier, in 8. 18 Kr.

Nicht eine, sondern mehrere gar nicht in Verbindung stehende Geschichten sind es, die in diesem Bändchen zu erzählen angefangen werden. Sie spannen alle die Erwartung, und könnten unter einer andern Feder Stoff zu einer interessanten Erzählung geben. So aber wie sie hier erzählt werden, in einer oft fehlerhaften Schreibart, in einem bald schwülstigen, bald frömmelnden und biblischen Ton, voll Declamationen am unrechten Ort, mit unwahrscheinlichen und etwas unnatürlich erdichteten Umständen, erregen sie Mißfallen. 1) Carl v. R., von dem das Buch den Namen führt, ohne daß man noch absehen kann, aus welchem Grunde, meldet seinem Freunde, dem Sekretär L., mit vieler Empfindeley die gemachte Entdeckung einer unglücklichen Pfarrwittwe, zu deren Retter er sich aufwirft. Nach vielen Ziereregen, und in ihrer Lage unnatürlichen Declamationen, erzählt sie ihre Geschichte auf folgende Art. Ihr Mann war seinem Vater als Pfarrer beygesetzt. Der alte Mann ließ sich bethören, noch ein junges Mädchen zu heirathen, die der Sohn in dem Bibliothekzimmer eines vornehmen Mannes über einer That entdeckt, „worüber zwar die Hölle jauchzt, jedes ehrliebende Geschöpf aber mit Abscheu und Grauen erfüllt, einen Schleyer zieht." — und, da er mit geilen Dirnen und verworfenen Geschöpfen

um

um sich wirft, von dem gnädigen Herrn, wie billig, aus dem Zimmer, das er ohne Erlaubniß eröffnet hatte, mit der Peitsche gejagt wird. Den alten Mann rührt für Schrecken der Schlag, und nach seinem Tod wird ein am Sterbetage verfertigtes Testament gefunden, worin er mit Ausschluß des Sohnes die junge Frau zur Erbin einsetzt. Der Sohn will das Testament umstoßen, verliert aber, und wird zu Bezahlung der Kosten verdammt, stirbt darüber, und seine Wittwe wird von Haus und Hof gejagt. Von R. und sein Vater wenden alles ihr Ansehn an, der armen Wittwe Recht zu verschaffen, hören aber allenthalben, daß ihr nicht zu helfen sey, daß das Testament seine Gültigkeit, und sie ihre itzige Lage verschuldet habe. Da nun aber aller Schein für ihre Unschuld spricht, so ist dies der erste Knoten, der für den folgenden Theil geknüpft wird. a) Der Sekretär L., an den die Briefe des von R. gerichtet sind, wird durch Empfehlung seines Principals befördert, und heyrathet aus Neigung die Kammerjungfer des Hauses, schimpft wie ein Unsinniger auf seine Freunde, die ihn warnen, „seine süßeste Erdenfreude würde ihm vergiftet werden, schreibt er, wenn er den Gifthauch verläumderischer Zungen in sich saugen würde — ein giftiges Insekt nagte an dem Band seiner Liebe, daß es zerreißen sollte.“ Endlich überzeugt er sich selbst von ihren nächtlichen Besuchen, und hört, albern genug im Ofen versteckt, wie sie dem gnädigen Herrn das Bekenntniß ihrer Schwangerschaft thue. Da er sich nun mit Ungestüm von ihr lossagt, wird er an dem folgenden Tag arretirt (so unpolitisch ist sonst die Rache vornehmer Wollüstlinge nicht) und in seinem Coffre eine Rolle Gold gefunden, die seinem Herrn entwendet worden seyn soll. (Vermuthlich wird sie in der Folge hineingelegt worden seyn, wie das Testament unter die Papiere des alten Pfarrers.) Statt zu betheuren, daß er von dem Gelde nichts wisse, bricht er aus: „Ha, Bube, Abschaum menschlicher Bosheit — labe deine nach triefendes (m) Blut der Unschuld lechzende Zunge bis auf den letzten Tropfen, dem du Ungeheuer, mit satanischer Wollust, ihr aus den Adern pressest, wisse aber, daß in jenem fürchterlichen Gerichte, wo alle deine Gräuelthaten wie brennender Schwefel auf deine Seele fallen werden, deine verdorrte Zunge kein Wassertropfen laben wird,“ u. s. w. Er wird in ein Zuchthaus gebracht, man verwendet sich für ihn; jedermann hält ihn für schuldig, weil er selbst seinen Diebstahl eingestanden haben soll — „ein vergiftendes Insekt,

schreibt

schreibt ein Freund von ihm, muß seine sonst so reine Seele mit seinem Gifthauch verpestet haben." Das ist also der zweyte Knoten, der auf die Fortsetzung begierig machen soll. Der Geh. R., sein Verfolger, ist nach dem Urtheil des Vf. am deswillen ein Bösewicht, weil er ein Philosoph und Verächter der Offenbarung und Christusreligion ist. 3) Ein Baron F. kommt in ein einsames Nachtquartier, findet da unter dem Bette seinen ermordeten Bruder, wird selbst des Nachts überfallen, erschießt aber seinen Mörder, den Wirth, unter höchst unwahrscheinlichen Umständen. Nun droht er ihm mit dem Gerichte des Weltrichters: dieser aber brüllt noch sterbend: „Ha, Dummkopf, man hört, daß du kein Philosoph bist, (wie höchst einfältig!) weil du an all die alten Weibermährchen noch glaubest. Ha, die herrliche Hölle, die die Schwarzröcke errichtet hatten, hat die göttliche Philosophie — zertrümmert!" Wer sieht nicht, wes Geistes Kind der schwachköpfige Mann ist! 4) Unterredung mit einem armen Schulmanne, Eifer gegen Winkelschulen und Privatstunden, und angefangene Geschichte seines Lebens, die mit dem übrigen Inhalt des Buchs nicht im mindesten Zusammenhang steht, unter der aber vermuthlich der Vf. sich selbst schildert.

Rg.

Bibliothek der grauen Vorwelt. Zweytes Bändchen. Leipzig, bey Voß und Compagnie. 1794. 266 Seit. 8. Drittes Bändchen. Oder auch: Der Zauberspiegel. Ein Mährchen der grauen Vorzeit. Ebendas. 274 Seit. 8. 1 Rt. 16 gr.

Das zweyte Bändchen enthält: 1. Das Zauberschwerdt. 2. Gerechte Eifersucht. Eine dramatische Skizze. 3. Uebereilung. 4. Unzeitige Gnade. Eine dramatische Skizze. 5. Der Brudermörder. Dramatisches Bruchstück. 6. Der Nacherabe. Erzählung. Das dritte Bändchen enthält nur eine Geschichte: Den Zauberspiegel.

In Ansehung des Ganzen bezieht sich Rec. auf sein Urtheil über das erste Bändchen. Liebhaber der bisher gewöhnlichen Rittergeschichten finden hier eine ganz gut besetzte Tafel. Der Erzählungston ist nicht übel, und würde noch besser gefallen, wenn er weniger gekünstelt wäre, oder man ihm die

Kunst

Kunst weniger ansähe. Folgende Stelle sagt ein Weib im Anfall von Wuth und Rache, als sie erfährt, daß ihr Gemahl sie verstoßen und eine andere heyrathen werde; — das Studierte wird jeder Leser aus jeder Zeile hervorblicken sehen.

„Nun falle der Vorhang, der dir meine Wuth verbarg, verfluchte Buhlerin! — Stärkt diesen Arm! ihr Mordgeister! — Liebe! heiliges Band, das mein Herz an ihn kettete, sey zerrissen! zerstückt! — Zerstiebe in der Luft, wo ich Rache athme! — Verflucht sey jedes Mitleid! Verflucht der, der mich zurückhält! Verflucht die Buhlerin auf ewig! — Verdorre Arm, wenn du dich scheuest, den Dolch zu führen! — Erschlafft, vertrocknet, zerspringt ihr Nerven, auf immer, wenn ihr vor dem Stoße zittert! Auge, verblinde, wenn du vor dem verruchten Blute zurückbebst! Erlahmt, Füße, wenn ihr den Sprung an den Altar mir weigert! — Rache! Rache! Rache! blutige, schwarze, schreckliche Rache will ich üben! — Umgebt mich, Furien! Treibt mit Höllenwuth mein Blut in seinen Kreislauf umher! Schlangengift koche in meinen Adern! Tigerblut rausche am Herzen mir! Löwenstärke beseele meinen Arm, wenn ich den Dolch nach den verdammten Busen ihr stoße! Er fleische das buhlerische Eingeweide in Stücken, daß weit umher der Blutschaum spritze! — Heraus, Dolch! blinke ihr Todesangst entgegen! — Sieh, Buhlerin! so rächt sich das beleidigte Weib!“ — (Sie führt einen Stoß in die Luft) „Stirb hier und dort!“ — — (entkräftet sinkt sie nieder.)

Entkräftet müßte wohl jeder niederfallen, der einen solchen Paroxysmus von Wuth in einem solchen anthonianischen Chrieenton ausgehalten und abperorirt hätte. So etwas ist nicht Natur. Auch die schäumendste Wuth wird schwerlich so individualisiren, und jeden Theil des Körpers in donnernden Phrasen apostrophiren, als hier die wüthende Ritterfrau thut. Indessen muß Rec. doch gestehen, daß der guten Stellen ungleich mehrere, als solcher sind, wie er eben eine aufgestellt hat. Ueberhaupt hat Rec. gefunden, daß die kürzern Erzählungen, Dramen und Skizzen dem Vf. besser gelingen, als die längern. Der Zauberspiegel hat wegen der oft zur Unzeit eingeflickten Reflexionen ermüdende langweilige Stellen. In einem gedrängtern Style würde sich das Ganze ungleich besser ausnehmen.

D.

Sitten

Situationen oder Geschichte Ottiliens von Stromau. Gemälde neumodischer Erziehung, von der Verfasserin der Familie Walberg. Zwey Theile. Weissenfels und Leipzig, bey Severin. 1794. 420 Seit. 8. 1 Rh.

Rec. ist mit der Romanenlitteratur zu wenig bekannt, als daß er sagen könnte, in wie fern dieser sich vor andern auszeichnet oder ihnen gleich ist; er kann nur überhaupt bemerken, daß derjenige, der bey seiner Lectüre gewohnt ist zu denken, und zu seiner Unterhaltung etwas mehr verlangt, als eine schlecht zusammenhängende Geschichte, mit einigen gewöhnlichen Theater- und Romanenstreichen geschmückt, als, einem Duell, ein Paar Entehrungen, einer Entführung, einem Davonlaufen, ein Paar Verliebungen bey der ersten Zusammenkunft, u. dgl. m. und etlichen oberflächlichen pädagogischen Bemerkungen verbrämt — hier keine Befriedigung finden wird. Styl und Sprache verdienen noch einer besondern Erwähnung. Oft scheint der Vf. die Worte bloß so gewählt und gestellt zu haben, wie sie den Ohren am lieblichsten oder schrecklichsten klangen, unbekümmert, was sie für einen Sinn geben. So heißt es gleich auf der zweyten Seite: „stumm und in der „Seele schwärzeste Tiefen versenkt, saß Major v. Str.“ ꝛc. — „Die Kunst, alles was sie umgab, glücklich zu machen, diese „schöne erhabene Kunst, die unsere Philosophen entweder gar „nicht, oder doch vergeblich spekuliren — war dem Weibe so „eigen, schien so verwebt in jede Abstufung ihres Charak„ters“ ꝛc. — Von Gott wird in einem Gebet, das ein Pfarrer bey Sonnenaufgang mit einigen Kindern verrichtet, gesagt, „er sey unendlich glänzender als seine prächtige Sonne.“ — An einer andern Stelle heißt es: „während noch unenthüllt am „Busen der Natur die Rose in ihrer Knospe schlummert, um dann, „wenn ihre Bestimmung auf balsamischen Lenzesflügeln „daher schwebe, im langsamen Entblühen ihre Schöne zu er„reichen.“ — Ihre Absicht bey der Verfertigung dieses Romans „war (nach S. 99) jener Wahrheit von dem Werth, der „Wichtigkeit und dem Einfluß der Erziehung, ein Lorbeer„blatt mehr in ihren Kranz zu flechten, und nicht nur hie „und da einen ihrer Antipoden anzugreifen und zu überwin„den, sondern auch“ ꝛc. — Für ihren eigenen Kranz, fürchten wir, dürfte die Vf. durch diese Blätter schlecht gesorgt haben.

Na.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Sechzehnten Bandes Erstes Stück Zweytes Heft, und Intelligenzblatt No. 18. 1795.

Mathematik.

Kurzer Entwurf der astronomischen Wissenschaften, von J. E. Bode, Astronom und Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, bey Himburg. 1794. 1 Alphabet 6 Bogen. 8. mit 7 Kupf. 1 Rg. 6 gr.

Dieser Entwurf ist ein Auszug aus der zweyten Auflage der Erläuterung der Sternkunde, welche der Verfasser in zwey Bänden 1793 herausgegeben hat. Die Gabe, Faßlichkeit und Gründlichkeit mit einander in einem gefallenden Vortrage zu vereinigen, hat demselben schon lange den Beyfall aller Liebhaber der Astronomie erworben, so daß es nicht nöthig ist, das angezeigte Werk zu empfehlen. Es werden nur wenige Stellen seyn, welche in Rücksicht auf die mathematische Darstellung einer Verbesserung bedürften. Was dem Rec. bey der Durchsicht aufgefallen ist, will er anzeigen, nicht um zu tadeln, sondern um die Brauchbarkeit eines vorzüglichen Buches zu befördern.

S. 81 wird die Höhe des Luftkreises zu 1800 Klaftern angegeben; so auch in dem großen Werke, offenbar ein Schreibfehler. Auch diejenige Höhe, bis auf welche die Strahlenbrechung noch merklich ist, ist beträchtlich größer. — Newton und Huygens sollen gezeigt haben, daß durch die Fliehkraft (Schwungbewegung) die ehemals noch weiche Masse der Erde unter dem Aequator mehr angehäuft sey, wodurch sich der Kör-

per zu einer um seine Pole etwas abgeplatteten Kugel geformt habe (S. 98.) Allein dieses hat Newton, der sich durchaus physikalische Hypothesen nie einließ, nicht behauptet; auch H. nicht, so viel Rec. hat finden können. Die Hypothese selbst ist nicht sehr annehmlich. Man begreift nicht, wie die Erde, wenn sie ehedem eine weiche Masse gewesen ist, ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat. Trocknete sie durch irgend eine Ursache aus, so hätte dies eine gleichförmige Oberfläche mit Rissen und Spalten hervor gebracht. Die so genannte Mittelpunktsfliehende Kraft sieht Herr B. als eine Centralkraft an. (S. 96.) Allein das, was man durch jene bezeichnen will, ist etwas ganz anders als diese. Wenn die Richtung der Bewegung mit der Richtung der Schwerkraft einen spitzen Winkel macht, so würde jene eine Mittelpunktnähernde Kraft heißen müssen. — Die Abhandlung von der Gestalt und Größe der Erde hätte der Deutlichkeit und Gründlichkeit wegen etwas anders abgefaßt werden müssen; es würde aber hier zu weitläufig fallen, dieses näher anzuzeigen. — Das Meteorologische von dem Luftkreise scheint hieher nicht zu gehören, und kann, ohne manches nicht astronomische voraus zu setzen, nicht genugthuend vorgetragen werden. — Die Vorstellung von der Erwärmung der irdischen Körper durch das Sonnenlicht, als einer chemischen Wirkung der Materie ihrer Strahlen auf den in den untern Regionen der Atmosphäre und den Theilen der Erdfläche vorhandenen Feuerstoff ist sehr schicklich; allein daß die Sonne eine dunkle planetische Kugel sey, auf deren Oberfläche Länder und Meere seyn können, möchte keine Analogie rechtfertigen können. — Die Umdrehungszeit des Saturns, welche Huygens auf 10 Stunden, und Kant auf 6 St. 24 Min. gesetzt haben, beruht auf bloßen Muthmaßungen, nicht auf Gründen, wie man aus den Ausdrücken S. 221 schließen möchte. Nur entweder Beobachtungen fixer Flecken oder die Abplattung eines Planeten können uns zur Bestimmung der Umdrehungszeit verhelfen. (Ganz neuen Nachrichten zufolge hat Herschel die Umdrehungszeit des Saturns heraus gebracht, und sie 10 Stunden 16′ 15″, 5 gefunden). — Daß die Ebenen des Ringes und des Aequators des Saturns zusammen fallen, und daß beyde sich in gleicher Zeit um ihre Axe drehen, nimmt Herr B. als höchst wahrscheinlich an. In dem größern Werk ist aber bloß der Grund angegeben, daß der Ring beym Umschwunge der Saturnskugel unter dessen Aequator

durch

durch die daselbst am stärksten wirkende Fliehkraft entstanden sey. Warum ist aber wenigstens auf dem Jupiter auf diese Art nicht auch ein Ring entstanden? Man muß sich ja nicht vorstellen, daß die Planetenkörper durch einen Stoß von aussen ihre drehende Bewegung erhalten haben. Welche Unordnung u. Zerstörung würde ein solcher Stoß auf den ganzen Körper nicht angerichtet haben? Wie die abfliegenden Stückchen einen Ring hätten bilden können, ist gar nicht einzusehen. Entweder wären sie wieder auf den Planeten zurück gefallen, oder wären einzeln um ihn herum zu laufen vermocht worden. Dergleichen Untersuchungen sind uns nicht angemessen. Inzwischen scheint der Ring in der Ebene des Aequators zu liegen, weil die von Herschel wahrgenommenen Streifen auf dem Saturn mit dem Ringe parallel sind. Dazu möchte man noch diesen Vermuthungsgrund setzen, daß, wenn es Meere auf dem Saturn giebt, diese bey einer gegen den Ring geneigten Lage der Axe, einer dem festen Lande sehr nachtheiligen Fluth u. Ebbe, durch die Wirkung des Ringes, unterworfen seyn würden. — Zwischen dem Mars und Jupiter will Hr. B. noch immer gern einen Planeten vermuthen. Allein das Verhältniß der Abstände der Planeten, welches in §. 388 angeführt wird, weicht doch beträchtlich von der Wirklichkeit ab, und man darf auch die Regeln der Symmetrie nicht auf diese intellectuellen Dinge anwenden. — Der Ausdruck: die anziehende Kraft ist gleich der Masse des Centralkörpers dividirt durch das Quadrat des Abstandes des herumlaufenden (S. 280.), wird zwar oft gebraucht, ist aber undeutlich. Statt gleich sollte man setzen: proportional. Die eben daselbst angegebene Größe der Kraft der Sonne, wenn die Masse des Planeten mit in Betracht gezogen wird, kann nicht eine perturbirende Kraft heißen. — Die nach Newton §. 450 angeführte Regel zur Bestimmung der Massen der Weltkörper ist nicht richtig ausgedruckt.

Hu.

Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke, für Liebhaber und Künstler in Rücksicht ihrer mechanischen Anwendung nebst den dahin einschlagenden Hülfswissenschaften. Herausgegeben von J. G. Geiß-

ler, Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Halle. Zwenter Theil in Oktav. 158 Seiten. mit vier Kupfertafeln. Zittau und Leipzig, bey Schöps. 1793. Dritter Theil. 164 S. mit 4 Kupertafeln bey demselben Verleger. 1794. 1 Rg. 10 gr.

In diesen beyden vor uns liegenden Theilen setzt der Verfasser das Werk fort, dessen ersten Theil wir im dritten Band dieser N. Allg. D. Bibl. 2. St. S. 554 angezeigt haben. Schon die folgende kurze Anzeige des Inhalts wird lehren, daß dasselbe in der Fortsetzung immer interessanter wird; und wir dürfen dieses um so mehr erwarten, da der Verf. in der Vorerinnerung zum dritten Theil bemerkt, daß seine Correspondenz mit Freunden in London sich erweitert habe, und ihn in den Stand setze, die Erfindung Engländischer Künstler frühzeitig mitzutheilen.

Die Abhandlungen des zweyten Theils sind folgende:

I) De Luc's zweyte Abhandlung über die Hygrometrie aus den philosophischen Transact. Vol. LXXXI. p. II. genommen. Sie verdient um so mehr allgemein bekannt zu werden, da sie bis jetzt die beste Vergleichung der Veränderungen in der Schwere und Länge der vorzüglichsten hygroskopischen Substanzen enthält, und weil hierinnen dieser scharf sehende Beobachter der Natur Resultate liefert, welche den Künstlern den Weg bahnen können, den sie bey Erfindung eines guten Hygrometers einschlagen müssen.

Eben so lesenswürdig ist die zweyte Abhandlung von A. Bennet aus den philos. Transact. 1792 p. I. über eine neue Aufhängung der Magnetnadel zu Entdeckung der kleinsten Größen magnetischer Anziehung rc. Herr Bennet gebraucht hiezu den einfachen Faden des Spinnengewebes, an welchem ein Stück Harfensaite als Magnetnadel aufgehangen wird. Die Empfindlichkeit des Instruments ist auffallend, und wir werden, wenn es allgemeiner bekannt wird, mittelst desselben noch manche wichtige Beobachtungen über die Natur des magnetischen Fluidums zu erwarten haben.

III) Das Mikroscop, eine Abhandlung des Verfs. worinn er nur die allgemeinsten Sätze über den Bau dieser

Instrumente vorträgt. Die kurzen Beschreibungen verschiedener Werkzeuge Adams, und des verbesserten Sonnenmikroskops von Martin, wodurch diese nützliche Instrumente bekannter werden, sind hierin das brauchbarste.

IV) J. Smeatons Pyrometer nebst einigen damit angestellten Versuchen aus den philos. Transact. Vol. XLVIII. und LXXVI. Mit diesem trefflichen Instrument behauptet der Erfinder den 60000 Theil eines englischen Zolls Ausdehnung genau messen zu können.

V) Beschreibung einer neuen Federwaage von J. S. Prasse. —

VI) Verfahren, um die Anreibung bey Maschinen zu verringern, von Keane Fitzgerald, aus den philos. Transact. Vol. LIII. Die Abhandlung ist mit allem Recht in dieses Werk aufgenommen worden, da sie verdient allgemein bekannt — und dies Verfahren die Reibung zu vermindern, in vielen Fällen auch von deutschen Künstlern angewendet zu werden.

VII) Beschreibung eines Metallthermometers von demselben Erfinder, ebenfalls aus den philosoph. Transact. Vol. LI. p. II.

Der dritte Theil enthält zuerst die Beschreibung eines einfachen Micrometers zu Messung kleiner Winkel mittelst eines Teloscops, von Tiberius Cavallo philos. Transact. Vol. LXXXI. p. II. Dieses Micrometer verfertigt Cavallo von dünnen Perlemutterblättchen, oder dergleichen schmalen Streifen, und will solches den Glasmicrometern vorziehen. Wir zweifeln indessen daran, daß es die Vollkommenheit der Branderischen Glasmicrometer erreichen dürfte: denn so dünne auch dergleichen Blätter gemacht werden, so gewähren sie doch die Durchsichtigkeit des Glases nicht, wie wir durch eigene Versuche uns überzeugt haben. In der Abhandlung wird die Anwendung solcher Micrometer auf die Messung der Entfernungen aber ziemlich unvollständig vorgetragen.

Die zweyte Abhandlung ist eine Beschreibung des wohl ausgedachten Apparats, die Gattung der atmosphärischen Electricität zu beobachten von John Knad, aus den philosophischen Transact. Vol. LXXXI. part. II. nebst Beschreibung verschiedener von diesem Verfasser angestellten Beobachtungen.

Die dritte Abhandlung enthält die Beschreibung eines Micrometers, welches bey dioptrischen und reflektirenden Teloscopen von jedem Vergrößerungsvermögen angewendet werden kann, den Unterschied der scheinbaren Sonnendurchmesser, zur Zeit des aphelii und perihelii, wenn auch das Feld des Werkzeugs das ganze Sonnenbild nicht fasset, zu messen. Von Servington Savary Esq. philos. Transact. Vol. XLVIII. part. I. Zwey Segmente einer Objectivlinse von 104, 96 Zoll, werden so von dieser Linse abgeschnitten, daß der dazwischen befindliche parallele Glasstreifen genau die Breite eines Zolls hat. Diese abgeschnittene Glasstücke werden an den Sehnen zusammen geleimt und abgerundet, so daß man sie in die Oefnung eines Rohrs, wie bey andern dioptrischen Werkzeugen das Objektivglas legen, und den Tubus mit dem erforderlichen Ocular versehen kann. Die Pole beyder Glasabschnitte stehen nun in der Entfernung eines Zolls von einander. Jeder Abschnitt macht ein Bild desselben Gegenstandes in umgekehrter Lage, welches durch das Ocular in eben dieser Entfernung gesehen wird. Beyde Bilder stellen sich also in einer solchen Lage dar, in welcher der Winkel, den sie im Auge machen, so groß wird, daß die Ränder dieser beyden Sonnenbilder sich weder im aphelio noch perihelio berühren. Der Unterschied der Entfernungen dieser Sonnenbildränder, wird durch ein, in den Tubus gelegtes Micrometer gemessen; und giebt den Unterschied der scheinbaren Sonnendurchmesser in jenen beyden Zeitpunkten an. Dieselbe Wirkung wird erreicht, wenn der mittlere Glasstreifen in 2 Hälften geschnitten, und diese in verkehrter Lage aneinander befestigt werden; oder mit zwey Objectivgläsern von gleicher Brennweite. Die Idee zu diesem Micrometer ist schön, und mit den vom Erfinder in der Abhandlung genau angezeigten Vorsichten ausgeführt, erreicht sie gewiß den erwarteten Zweck.

Die vierte Abhandlung aus den philosoph. Transact. Vol. XLVIII. p. I. und II. enthält gleichfalls die Beschreibung eines Instruments zu Messung kleiner Winkel von John Dollond. — Das Instrument ist von ähnlicher Einrichtung wie Bouguers Objectiv-Micrometer. Die Theorie wornach dies Werkzeug eingerichtet ist, das man auch bey reflektirenden Telescopen anwenden kann, wird hier kurz vorgetragen, und die nützliche Anwendung bey Spiegeltelescopen gezeigt.

Die

Die fünfte Abhandlung, die wichtigste unter allen, ist die Beschreibung eines neuen Aequatorial-Instruments, von Jesse Ramsden verfertigt, der königl. Societät in London von Sir George Schuckburgh vorgelesen, philos. Transact. 1793. p. 1. — Die Abhandlung enthält eine kurze Geschichte der Instrumente dieser Art, eine vollständige Beschreibung des Instruments selbst, welches unstreitig ein Meisterstück der Kunst ist. Die von Sir Schuckburgh daran vorgenommene Prüfungen, woraus erhellt, daß die Theilungen sowohl des Aequatorial- als Declination-Kreises bis auf Theile von Secunden richtig sind; sodann eine Beschreibung der dazu besonders erbaueten Sternwarte, des Meridianzeichens; der Einrichtung einer vortrefflichen astronomischen Uhr von John Arnold. Sie zeigt den Grad und Minute des Aequators auf dem Meridian zu jeder Zeit ohne Reduction; Endlich noch acht Tafeln über die Wirkung der Refraction und deren Gebrauch.

Sechste Abhandlung. Beschreibung einer Wage, besonders zum Gebrauche der Wollenmanufakturen, von M. Ludlam.

Siebente Abhandl. Verfahren, sehr feine Schrauben von zwey oder mehr Gängen zu schneiden, von Gilbert Austin. Endlich

Achtens, eine Vorrichtung an die im ersten Theile des Werks beschriebene Drehbank, alle Arten von Schrauben auf eine einfache Art zu erhalten, von dem deutschen Künstler J. G. Prasse.

Jb.

Kleine Geometrie oder Meßkunst für Kinder und Jünglinge, nebst einer Winkelmeßertafel und Kupfern. Dresden und Leipzig, in der Hilscherschen Buchhandlung. 1794. 9½ Bogen Kupfert. in 8. 12 gr.

Es gehört wohl unter die auffallendsten Beweise des Mangels an Selbstkenntniß, wenn man es unternimmt, ein wissenschaftliches Lehrbuch für die Jugend zu schreiben, dessen erste Eigenschaften, Deutlichkeit, Bestimmtheit und Richtigkeit seyn müssen, und selbst Mangel an richtigen und hellen Begriffen

griffen hat. Davon müssen wir einige Beweise geben. §. 1. „Die Meßkunst oder Geometrie“ (Meßkunst und Geometrie sind keine Synonyme: jene ist Mathematik, folglich das Ganze; diese, ein Theil) ist eine Wissenschaft oder Größe (Größe ist der Gegenstand der Mathematik, Raum aber der Gegenstand der Geometrie), wenn man selbige nach Lage, Ordnung und Verbindung ihrer Theile betrachtet.“ (Meßbarkeit ist der einzige Gesichtspunkt, woraus man die Größen betrachtet: Lage und Ordnung der Theile wird bey den meisten Arten der Größen gar nicht in Erwägung gezogen.) Wissenschaft ist das, was man von einer Sache weiß, so zu beweisen, daß es jeder vernünftige Mensch als wahr zugeben muß. (Das letzte kann man bey jedem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit fordern: diese aber ist zu einer Wissenschaft nicht genug. §. 2. — Nun kann man **Linien, Flächen, Höhen** und **Körper** meßen. (So sind also Höhen von den Linien unterschieden? eine eigne Gattung von Größen, zwischen Flächen und Körpern? und warum nennt der Verf. nicht auch die Distanzen, eine andre Gattung meßbarer Linien?) Akademische Lehrbücher der Geometrie begnügen sich, den Schuh in Zolle, und Zolle in Linien zu theilen: unser Verf. hingegen in seiner Geometrie für Kinder lehrt die Linien in Quarten, Quinten und Sexten theilen: und durch $_3$IV. $_4$V $_2$VI bezeichnen. §. 10. „Da sich dc und cb in c berühren; heißt dcb ein **Winkel**, und um des Loths cd willen ein **rechter Winkel**“, welch eine verwirrte Definition! §. 19. Von den Lehrsätzen über die Gleichheit der Triangel, heißt der erste also: „wenn zwey Winkel an den Enden einer gleichförmigen Seite, und die Seiten selbst (sollte heißen: diese Seite selbst) einander gleich sind.“ In der Folge wird des Dekens und der Aehnlichkeit der Triangel erwähnt, ohne daß diese Ausdrücke vorher erklärt werden. §. 31. „Vertikalwinkel, d. i. solche, die sich die Spitzen zukehren, und deren Schenkel in **gerade Linien** fallen.“ Worzu dieser unnöthige Zusatz? Die Zeichen + und = werden gebraucht, ohne daß ihre Bedeutung erklärt wird. Der Beweiß des ersten der Lehrsätze von den Wechselwinkeln ist §. 29 durchaus falsch und unverständlich ausgedruckt. **Ludwig von Cöln**, der Erfinder des Verhältnisses des Durchmeßers zur Peripherie wird S. 84 von **Ceylen** genennt. Zur Möglichkeit der Vorstellung, daß eine Zirkelfläche einem großen Triangel ähnlich sey, dessen Grundlinie die ausgespannte Peripherie des Zirkels ist, ist nicht

genug,

genug, zu sagen: daß eine Zirkelfläche in sehr viele kleine Polygontriangel geschnitten werden könne; es muß auch noch hinzugesetzt werden, daß es gleichviel sey, sich diese Polygontriangel um die gemeinschaftliche Spitze herum, oder neben einander auf den zusammenhängenden Polygonseiten, vorzustellen, S. 86. Ganz sonderbar ist S. 91 die Erläuterung der Entstehungsart einer Kugel durch Herumbewegung einer Zirkelfläche um ihren Diameter: davon kann man sich gleich überzeugen, wenn man auf den Tisch ein Stück Geld, oder einen Ring stellet, und oben den Zeigefinger der linken Hand schwach auflegt, alsdenn aber dem Gelde oder Ringe, mit dem rechten Zeigefinger an den Daumen gebogen gestellt, einen Stoß giebt: so wird durch den Umschwung dem Auge eine drehende Kugel empfindbar. Die Axe wird S. 92 durch eine Linie durch den Mittelpunkt der Kugel definirt: Das ist jeder Diameter; nicht jeder Diameter aber ist eine Axe. Den Beschluß macht ein doppelter Anhang: 1) vom Gebrauch der logarithmischen Tafeln bey trigonometrischen Ausrechnungen, und 2) Anweisung, die Gegenstände bey Auftragung einer Gegend zu zeichnen. Der Titel hätte den Vf. leicht noch mehr irre führen können, wenn er ihm hätte wollen treu bleiben. Beyde Zwecke, für Kinder und Jünglinge eine Wissenschaft vorzutragen, kann man unmöglich zugleich vor Augen haben: der Vf. hat es aber mit den Kindern so genau nicht genommen, sondern sie, wie billig, den Jünglingen aufgeopfert.

Rg.

Haushaltungswissenschaft.

Neue theoretische und praktische Abhandlung vom gesammten Torfwesen, bis zum Stich und Verkohlen des Torfs; aus dem Manuscript eines ungenannten aber erfahrnen, nun verstorbenen Praktikers, mit einigen Anmerkungen bey der Censur begleitet vom Commissionsrath Riem. Mit drey Kupf. Dresden, bey Gerlach. 1794. 22 B. 8. 12 gr.

Es ist dieser Schrift schon eine vorzügliche Empfehlung, daß Hr. Riem derselben in der Vorrede das Zeugniß beylegt: sie sey meisterhaft gerathen. Rec. pflichtet diesem aus völliger Ueberzeugung bey, und hält sich daher um so mehr verpflichtet, sie nach ihrem Inhalte bekannt zu machen.

Der erste Abschnitt handelt vom Nutzen des Torfs, nicht nur in Ersparung anderer Brennmaterialien, sondern auch in der bessern Benutzung bisher unnütz gelegener Torfmöre, theils durch den Torfstich selbst, und theils auch dadurch, daß die ausgestochenen Möre in urbares Land verwandelt werden können. Die Vorurtheile: daß der Torf kein Holz spare, einen üblen Geruch gebe, der Gesundheit schade, und daß durch das Torfstechen viel Land verdorben werde, werden gründlich widerlegt. Der zweyte Abschnitt handelt von dem Wesen (Bestandtheilen) des Torfs, da dann viele, von verschiedenen Chemikern angestellte Versuche erzählt werden. Der dritte Abschnitt erklärt das Entstehen des Torfs, und hier untersucht der Verf. die beyden gegenseitigen Meynungen: ob der Torf an der Stelle, wo man ihn itzt antrifft, entsprungen, oder ob er noch eine entfernte Abkunft habe? der Verf. erklärt sich für die letzte, daß nämlich die Torflagen durch gewaltsame Erdrevolutionen bewirkt werden. Der vierte Abschnitt handelt von der Lage der Torfmöre, und erklärt, wo und nach welchen Kennzeichen sie aufzufinden. (Einige Gewächse, die hier nicht angeführt sind, geben entscheidende Merkmale von Torf, vorzüglich das Eriophorum. Fünfter Abschnitt, Verschiedenheit des Torfs, in Absicht der Bestandtheile und Güte, daher dann auch nicht jeder Torf zu jedem Gebrauch tüchtig ist; ein besonders lehrreicher Abschnitt. Der sechste Abschnitt, wie ein Torfmoor zu untersuchen, und zwar sowohl mittelst des Torfbohrers, als des Stichs selbst. Fällt der Torf zu sehr in Waßer, oder liegt er nicht tiefer als 2 bis 3 Fuß, so ist er nicht bauwürdig. Oft steht er von 6 bis 16 Fuß, und dann muß auf einen vortheilhaften Doppelbau Rücksicht genommen werden. — Kohlenprobe. — Der siebente Abschnitt, von der Abwässerung, sowohl durch Abzugsgräben nach dem natürlichen Gefälle, als auch durch künstliche Maschinen. (Dieser Abschnitt hätte wohl noch etwas ausführlicher behandelt werden können.) Der achte Abschnitt, Verhältniß der Feurung des Torfs gegen Holz, mit nützlichen Versuchen erläutert. Der neunte Abschnitt, De-

lit des Torffs, und bey dieser Gelegenheit vortreffliche Bemerkungen über die regelmässige Leitung der Privattorffstiche, die, so wie sie itzt betrieben werden, freylich zum Ruin der Torffmöre gereichen. Nur Schade! daß die hier gemachten Vorschläge in vielen Ländern wegen der Landesverfassung nicht anwendlich sind. Der zehnte Abschnitt. Vom Torffstich überhaupt. Hier wird nicht nur das richtige Verfahren beym Stechen, sondern auch der Gebrauch der Werkzeuge, (die hier abgebildet sind), ingleichen der Belauf der Kosten sammt dem Gewinnst ausführlich dargelegt. Der eilfte Abschnitt. Anlage einer regelmäßigen Torffgräberey. Der zwölfte Abschnitt. Ausfischen und Baggern des Torffs. Ehe man zur Torffischerey schreitet, soll das Terrain gehörig untersucht werden, ob die Nässe nicht fortgeschafft werden kann, um ihn durch ordentlichen und ungleich vortheilhaftern Stich zu nutzen. Untersuchung, welcher Torff baggerfähig sey? Der vierzehnte Abschnitt. Verkohlen des Torffs. Viele mißlungene Versuche werden erzählt, und sodann folgt die bessere Art der Verkohlung, sammt der Beschreibung der auf dem Brecken dazu gebräuchlichen Oefen. Der funfzehnte Abschnitt! Wiederbeurbarung des ausgestochenen Torfflandes. Eine lehrreiche Abhandlung! Die Wiederbeurbarung geschieht: durch die gehörige Abwässerung des Terrains und regelmässige Planirung, mit welcher sogleich angefangen, und Jahr für Jahr fortgefahren werden muß, indem die ausgetorfften Stellen in verhältnißmäßige kleine Parcelen getheilt, durch Umfassungsgräben eingeschloßen, und der Auswurf dieser Gräben ebenfalls sogleich überall verbreitet wird. Die künftige Benutzung eines solchen Landes kann denn zu Anlegung neuer Wiesen und Saatländer, oder nach Beschaffenheit der Umstände zu Holzanpflanzungen bestimmt werden. Zur Zubereitung zum Wiesenlande wird die Ansäung mit Heusamen, vorzüglich des scirpus dichotomus, (kein sonderliches Futterkraut, besser Phleum pratense.) Poa aquatica und Festuca fluitans empfohlen. Als künstliche Futtergewächse behalten freylich Klee mit Raygrassaamen vermischt, (auch mit der Festuca und Phleum) den Vorzug. Unter den Holzarten empfiehlt der Vf. vorzüglich Erlen, Birken, Eschen, Pappeln und Saalweiden, welche letztere wohl nicht, wie Herr Riem in den Zusätzen glaubt, Salix caprea, sondern s. viminalis seyn soll, die in vielen Gegenden von Niedersachsen unter dem Namen: Elbweide bekannt ist. Sie wächst nicht nur an den Ufern der Elbe, son-

bern auch an andern Strömen häufig; macht in einem Jahre Schösse von 6 bis 8 Fuß, und wird von den Korbmachern sehr gesucht und theuer bezahlt; nur muß man sie nicht an solchen Oertern pflanzen, wo Vieh hinkommt, denn dies verzehrt die fingersdicken Stengel mit großer Begierde.

Jh.

Praktische Anweisung für den Landwirth, vornehmlich in der Wetterau, wie derselbe sein Land nach der gemeinen Bauart zweckmäßig bearbeiten, düngen und bestellen soll. Herausgegeben von K. Geyer, mit 1 Kupfer, Frankfurt, in der Gebhard- u. Körberschen Buchhandlung. 1794. 98 S. in 8. 8 gr.

Der Verf. Hr. G. theilt hier Erfahrungen geprüfter Landwirthe, besonders des Rentmeister Leopards zu Melbach mit. Es wird 1) der Ackerbau, blos nach der gemeinen Bauart, abgehandelt; 2) ist nicht ein einziger Schriftsteller, ausser dem Virgil, angeführt, um den Schein von Gelehrsamkeit zu nehmen; 3) ist die Braache beybehalten, so weit Erfahrung ihr das Wort redet; 4) ist der in der Wetterau gewöhnliche Pflug abgebildet; 5) sind nur die Mittel, wodurch man die Beschaffenheit des Landes kennen lernt, angezeigt, u. s. w.

Dieses alles — wie es hier abgehandelt ist — kann für den gemeinen Landwirth dasiger Gegenden von Nutzen seyn, und würde es auch für andere Gegenden seyn können, wenn mancherley Provinzialwörter vermieden worden wären; z. B. die Stürz, dies ist das Stürzen, oder wenigstens wenns als Fömininum gelten soll, die Stürze; Röster st. Streichbret; von der Dreyer und dem Dreyern, da fragt es sich, welches gilt, da Seite 10 von ihm steht: oder dem Saatackern, aber Seite 44: und dem Saatackern? Die Kriechschaufel, st. die Kriegsäule; u. s. w.

Und was ist das für ein Fuß beym Kupferstiche? damit man darnach bauen könne, ists nöthig zu wissen, obs der Rheinische, oder sonst ein einheimischer sey: und das um so mehr, da

da dieser Pflug wirklich, wie Vf. auch selbst mit Recht S. 5 sagt: der vortheilhafteste und nachahmungswürdigste ist. Er kann dies schon für sich bey seiner Simplicität seyn, aber noch mehr, wenn man zwey bewegliche Streichbretter anbringt, wie in der zweyten Auflage des im Arndtisch-Klemischen Ackersystems eine Abbildung zu finden ist: denn dies erleichtert die Arbeit, und verschliest allemal auf der entgegen gesetzten Seite das Eindringen und Ansetzen der Erde; so wie man an gar vielen Pflügen mit unbeweglichen Streichbrettern diesfalls ohnehin ein festes Brett der einen Seite, wo kein Streichbrett ist, angenagelt findet.

Mit Kurzem kann unser Resultat über diese brauchbare Abhandlung, damit sie noch brauchbarer werden möge, über die S. 4 und 5 dargelegten Sätze noch darinn bestehen:

1) Der Ackerbau kann nach gemeiner Bauart wirklich so gebaut werden, wie es der Verf. abhandelt, da diese gemeine Art keine so ganz gemeine, sondern gute ist, welche auf die Vermuthung führt, daß die Alten daselbst schon Verbesserungen gemacht, oder sie von ältern Zeiten her gehabt haben. 2) Es ist schon immerhin ganz gut, daß in einer kleinen Schrift keine Schriftsteller citirt werden; sobald der Verf. nur seine eigene Erfindungen beschreibt, und niemanden etwas abgeborgt hat. 3) Ist auch die Beybehaltung der Brache für diejenigen Gegenden ganz gut, welche zu viel Feld, und Schafe die Menge, aber keine Hüthung noch weniger richtige Horden- oder Stallfütterung haben. 4) Kann der Pflug gut seyn, aber wie oben gedacht, verbessert werden; und endlich 5) sind auch die Mittel, die Beschaffenheit des Landes kennen zu lernen, ganz empfehlungswerth.

Dr.

Zufällige Gedanken über die Uebergabe und Uebernahme der Rittergüter, besonders über die Taxation, als ein zur Entschädigung unwahrscheinliches Mittel und die gewöhnlichen Uebergebungstermine, als unschickliche. Von J. M. Beyer, Landwirth und Geometer. Meissen, bey Erbstein, 1794. 8. 83 S. 4 gr.

Für unreife, alltägliche oder auch sogar seltsame Gedanken ist freylich niemand sicher. Allein ihrer Uebergabe ins Publikum sollte doch billig Prüfung, Ueberlegung und Beherzigung der Frage: Zu welchem Endzweck? vorhergehn. Der Vf. ist indessen leider! von dem Werth seiner Einfälle zu sehr überzeugt, um jener Prüfung fähig zu seyn, und er scheint das, was über jenen Gegenstand schon gesagt worden ist, und selbst die bessern Schriften dieser Gattung nicht einmal zu kennen. Daher kommt es, daß das, was noch einigen Werth hat, schon längst bekannt ist, das übrige aber in Sätzen besteht, bey denen die wichtigsten Schwürigkeiten und die praktische Anwendbarkeit unbeherzigt geblieben, die Gründe dafür aber nur einseitig dargestellt sind. Wir begnügen uns, Ein Beyspiel anzuführen. Der Verf. thut den Vorschlag, den Termin der Pachtübergabe auf den 1sten März zu setzen. Hier ist ganz übersehn worden, wie schädlich dieser Termin werden kann, wenn der abgehende Pachter die Futtervorräthe muthwillig aufzehren läßt; wie dringend um diese Zeit die zur Sommerbestellung gehörigen Feldarbeiten sind; wie leicht daran der neue Pachter, wenn er schlechtes oder gar kein Zugvieh bekömmt, daran gehindert und in größten Schaden gesetzt werden kann. Auch läßt sich die ganze Bewirthschaftung der Felder und insbesondere ihre Begattung zu jener Zeit weit weniger beurtheilen als um Johannis, dem gewöhnlichen Uebergabetermin, wo alle jene Schwürigkeiten entweder gar nicht, oder in weit geringern Grad eintreten.

Ge.

Oekonomische Hefte, oder Sammlung von Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen für den Land- und Stadtwirth. Zweyter Band erstes bis viertes Heft. Leipzig, bey Voß und Comp. 1794. in 8. 1 Rthl. 16 gr.

In Rücksicht des Ganzen beziehen wir Haupt- und Nebenrecensenten uns auf das Urtheil, das wir bey Gelegenheit des vierten Heftes vom ersten Bande unsrer Bibl. S. 553 fg. gefället haben, und zeigen den Lesern den Inhalt, was uns interessant zu seyn dünket.

Erstes Heft enthält 154 Seiten, und darauf:

I. Den

I. Vom Feld- und Ackerbau, Wiesenbau, die Viehzucht, u. s. w. — Darunter sind S. 1 — 66 verschiedene Abhandlungen. Wir wollen folgende dem Leser als besonders interessant nennen, die übrigen aber, da sie wenigstens dem Rec. bekannt und geringfügig scheinen, ganz übergehen.

Nr. 1. Beantwortung der Frage: Ist das Grummet den Pferden zu füttern schädlich? S. 1. Nr. 3. über die Absichten und Endzwecke beym Acker und Feldbau, S. 15. Nr. 5. über Nußbäume, S. 38.

II. Gartenbau. Die Geschichte der Auricklen, die wir am Schluße berühren werden.

III. Abhandlungen und Nachrichten aus allen Fächern der Oekonomie. S. 104 — 127. Darunter schienen uns Aufmerksamkeit zu verdienen: Nr. 1. über [illegible] in manchen Gegenden von Flandern, Brabant und Hennegau, S. 104. Nr. 5. Mittelmehl zu conserviren, S. 122.

Aus dem Innhalte des 2ten Heftes zeichnen wir aus: Aus I. Nr. 2. über Abwechselung beym Feldfruchtbau S. 37; und Num. 3. würde ebenfalls dazu gehören, wenn nicht des Herrn Regierungsr. Medicus kleine Schrift: der Akazienbaum, diese Lehre weit überträfe. Man findet diese vorzügliche Anpreisung des Akazienbaums zu Abhülfe des Holzmangels, auch noch überdies schon in dem fünften Bande ersten Theils: Vorlesungen der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft, 1790, und im Sächsischen Landwirthe dritten Bande, in der Beylage, die O gezeichnet ist.

Im II. Gerstenbau S. 60 — 105, möchte die Oekonomische Geschichte des Spargels S. 70 und 105 auch in III. Nr. 5. die Manier, wie man junge Hühner durch Kunst erbrüten und auferziehen solle, einigermaßen die Liebhaber desselben interessiren.

Im III. Hefte dürfte aus I. Nr. 4. über die Wirkungen des Taxusbaums, und Nr. 7. Skizzen vom Ackerbau um Rom 2c. manchen neu scheinen, wenn wir ersteres nicht in den Anzeigen der Leipziger ökonomischen Societät, folglich auch in Riems Quartalsammlungen, und Nr. 7. von Medicusen längstens beschrieben fänden.

Nr. I. zum vierten Hefte, daraus könnte im Artikel aus den Abhandlungen der Oeconomie S. 108 f. die Nr. 1. S. 1. vom Oel aus Weinkörnern, deutschen Lesern dienen,

wenn

wenn wir nicht eine schönere Abhandlung darüber von Bindern, betitelt: Anweisung zu Bereitung des Trösterkernöls, schon 1785 in 4. besäßen, welche die Sache weit kürzer, und die dabey vorfallenden Fehler deutlich lehrte: so wie wir auch von Nr. 4 und 5. über Brand im Weizen, und Kultur der Kartoffeln, weit bessere Abhandlungen besitzen.

Bey II. Gartenbau, ist in Nr. 1. eine Fortsetzung über Theorie der schönen Gartenkunst, zu finden, die manchem Gartenfreunde Zufriedenheit leisten kann. Vermuthlich gehört diese Fortsetzung, davon wir unten zu reden Anlaß haben werden, zum 2ten Hefte?

III und IV. müssen wir in der That übergehen, und den Lesern überlassen, was sie daraus wählen wollen.

Wir haben im Ganzen diesmal um so weniger etwas zuzusetzen, als der Hr. Verleger bereits eine bessere Art mit dem neuen Bande anfangen, unsere Ermahnung befolgen, und die Namen der Verfaßer jeder Abhandlung monatlich beyfügen will; welches den Lesern ungemeines Vertrauen erwecken wird; so wie ein gleiches die staatswirthschaftliche und juristische Litteratur, vom Monat März versichert. Nur empfehlen wir alsdann nicht so leicht abzukürzen, und einige Seiten von Fortsetzung im folgenden Hefte nachzubringen, wie z. B. im dritten Hefte mit der Abhandlung von der Oberlangendockschen Entenzucht geschehen ist. Es ist dies schon in Wochenschriften unangenehm, wo es nicht leicht anders geschehen kann: um so mehr in Heften, wo doch der übrigen 4 Seiten halber, die im dritten Hefte folgten, leicht eine andere Abhandlung rückzulegen gewesen wäre. Und dann ist nicht einmal im 3ten Hefte bey Fortsetzung gesagt worden, auf welchen Seiten und in welchen Heften der Anfang stehe. Schon mußte der Rec. sehr darnach suchen, wie vielmehr ein Leser, zumal die Artikel von Viehzucht auch nicht immer unter Art. I, sondern oft im Art. III vorkommen, wie z. B. Guineischen Enten im ersten Hefte S. 118, und die Manier junge Hühner durch Kunst zu erbrüten, Heft 2. S. 115 stehen; und doch — ist Rec. anders noch bey guten Augen — findet man in vorigen Stücken nichts von Oberlangendockscher Entenzucht. Was ist denn das also wohl für eine Fortsetzung? vermuthlich zu den Guineischen Enten gehörig, oder steckt dieser Anfang irgend anders wo? Eben so

ist

ist im 2ten Hefte S. 69 nicht gesagt, daß über Theorie der schönen Gartenkunst eine Fortsetzung folge; endlich S. 63 im 2ten Hefte nicht stehet, wohin diese Fortsetzung, die vermuthlich 2 Hefte übersprang, hingehöre, da man sich doch auf das zweyte Heft beziehen können und sollen. Auch ist diese Unterlassung unangenehm, errathen zu müßen, und es muß den Verlegern Nachtheil bringen, wenn ein Redacteur so nachlässig ordnet. Endlich hätten wir auch manche Abhandlungen weggewünscht, die schon einzeln und dabey besser vorhanden sind, wie z. B. die von Aurikeln, da Neuenhahn d. j. im Jahr 1791 eine Abhandlung auf 43 Seiten über die Aurikel-Systeme nebst Versuch einer ganz neuen Classification der Aurikel, herausgegeben, und sie dem Lieuten. Kanse in Freyberg und dem Cantor Pfeilschmidt in Dresden gewidmet hat, welcher Abhandlung man hier gar wohl hätte gedenken mögen.

Dr.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Sallust's Catilina, übersetzt von Johann Christoph Schlüter. Münster, bey Placvoet. 1794. 102 S. 8. 6 gr.

Allerdings konnte man nicht nur erwarten, sondern auch verlangen, daß, wer den Sallustischen Catilina 1794 übersetzen würde, die Abbt, Höck, Meißner und Weinzierl hinter sich lassen mußte. Keiner von jenen Männern hatte ohne die Anstrengung gearbeitet, welche bey der Nachbildung eines solchen Originals nothwendig ist. Ausserdem wehte über jedem etwas von Sallustischem Geist. Allein keiner von ihnen vermochte die Kraft, Kürze und originelle Darstellungsmanier des unübertrefflichen Urbildes so zu erreichen, daß man an keinen Mann mehr denken durfte, der hierinn noch einen Preis zu erringen hätte. Jeder indeß hatte seine Vorzüge. Doch würden jetzt noch, Abbt im Ganzen genommen und Weinzierl, so wenig korrekt er auch sonst schreibt, in Ansehung der ächtsallustischen Kraft immer obenan stehen, so daß Rec., was den letztern betrifft, das Urtheil eines andern Rec.

in dem 107 Bande der Allg. D. Bibl. gerne unterschreibt. Hr. S. fühlte es selbst, daß Abbten noch immer der Vorrang gebühre, weswegen er es laut seines eigenen Geständnisses für das Beste hielt, vorzüglich diesem zu folgen. Er hat bey seiner Arbeit nicht nur die vorhergegangenen Kopien, sondern auch die darüber gefällten Urtheile z. E. die Kritik der ALZ. über den Meißnerschen Sallust, wie Rec. aus mehrern Stellen sieht, fleissig benutzt; sich besonders in die Manier und den Vortrag Sallust's hineinzudenken gesucht, wie sein Aufsatz über den Charakter jenes Geschichtschreibers deutlich beweist; und gestrebt, Meißnern an der Stärke des Ausdrucks, Weinzierln besonders an Korrektheit zu überwägen. Allein jener ist ohnstreitig im Ganzen genommen deutlicher und verständlicher, dieser ohne Zweifel kraft- und nachdruckvoller. Sallust wußte durch die ungemeine Wortfügung, die seltenere obschon nicht ungewöhnliche und unrömische Sprechweise, durch die Wahl der ältern Formen und Ausdrücke seiner Rede und seinem Vortrag, ohne jedoch auf Kosten der Klarheit und Deutlichkeit und ohne Beleidigung der Sprachgesetze, eine gewiße Schönheit und Würde zu ertheilen. Herr S. fühlte dies ebenfalls. Allein er lebte und webte noch nicht so einheimisch in dem Geiste seines Originals, daß ihm die Nachbildung des Charakters des Sallustischen Vortrags nicht zu Zwang und Affectation verleitet hätte. Selbst zu sehr harten Wortfügungen und nicht ganz edeln Ausdrücken nimmt er, um originell zu scheinen, bisweilen seine Zuflucht. So konstruirt er z. E. S. 3 deren — Glaubwürdigkeit trotz aller Bemühungen schwer beträchtlich zu schmälern ist, anst. schwer ist, betr. z. s.; von der Sempronia heißt es K. 25, ingenium eius haud absurdum, ihr Kopf war nicht uneben; posse versus facere, sie konnte Verse machen, da das Deutsche nur in der gemeinern, das Lat. hingegen auch in der edlern, höhern Sprache üblich ist. Er vertheidigt sich zwar in der Vorrede mit Bescheidenheit wegen der Manier seiner Uebersetzung, und nimmt manche Ausdrücke in Schutz, über die man ihm Vorwürfe machen möchte. Allein Rec. zweifelt denn doch, ob seine Gründe durchgehends die Gegengründe der Kritik aufwägen möchten. Wenigstens wird er für folgende und ähnliche Redeverbindungen und Ausdrücke noch lange zu kämpfen haben, bis er dieselben gerettet sehen wird: als: auf einem Geschäfte verwandt seyn, aliquo negotio intentus esse; die Sucht nach einem Namen; heimische Kriege st. einhei-

heimische Kriege, wie Abbt; sich stellen f. anstellen; ein wüster Geist; die ungewöhnte Arbeit f. ungewohnte Arbeit; etwas mit Feuer umgreifen; das volle Insiegel der Vollkommenheit tragen für das volle Gepräge, welche zwey letztern Redensarten in der Schilderung des Sallusts vorkommen. Am besten werden unsere Leser das bisher Gesagte beurtheilen können, wenn wir ihnen ein Stück aus dem fünften Kap. nach Schlüter, Höck, Weinzierl und Meißner hersetzen, und dann noch einige Bemerkungen mittheilen:

Höck.

Lucius Katilina stammte aus einer edeln Familie. Er hatte ungemein viel Kopf und körperliche Stärke, aber ein boshaftes und verderbtes Herz. Bürgerkriege, Blutvergießen, Rauben, Zwiespalt im Staate waren seit den Kinderjahren her seine Lust, und die Uebung seines jugendlichen Alters. Wie gut er Hunger, Wache und Kälte ertragen konnte, das fällt schlechterdings ins Unglaubliche. Ein verwegener, tückischer, wankelmüthiger Kopf, der so oft man es wollte, heucheln und sich verstellen konnte; gierig nach fremdem Gute; verschwenderisch mit dem seinigen; voll Feuer in seinen Leidenschaften. Mundwerks hatte er genug, aber wenig Ueberlegung. Alle Wünsche dieses keine Schranken kennenden Kopfs giengen aufs Ueberspannte, Wunderbare, Allzuhohe.

Meißner.

Lucius Katilina, aus edlem Geschlecht entsprossen, besaß große Kräfte des Körpers und des Geistes; aber sein Herz war böse und verderbt. Innerlicher Krieg, Mord, Räuberey und Bürgerzwist waren von Jugend auf seine Freude und die Uebung seiner Jünglingsjahre gewesen. Sein Körper konnte Hunger, Wachen, Kälte, über allen Glauben ertragen; sein Geist war kühn, hinterlistig, wandelbar, zum Stellen und Verstellen allenthalben geschickt. Nach fremder Haabe gierig, mit seiner eigenen verschwenderisch, in seinen Lüsten glühend, besaß er des Mundwerks genug, des wahren Verstandes wenig. Nur nach unmässigen, unglaublichen, allzuhohen Dingen strebte seine vielumfassende Seele.

Weinzierl.	Schlüter.
Lucius Katilina stammte von adelichem Geschlechte: Seele und Körper zeichneten sich bey ihm durch besondere Fähigkeit aus: aber sein Herz war böse und verdorben. Schon im Jugendkeime fand er an einheimischen Kriegen, an Morden, Rauben und bürgerlichen Zwietracht sein Vergnügen, u. darin brachte er seine Jugend zu. Sein Körper war durch Hunger, Kälte und Wachen mehr abgehärtet, als man es glauben konnte. Sein Charakter war Kühnheit, Tücke, Unbestand, ganz Heucheley und Verstellung, Durst nach fremdem Gut, Verschwendung seines Eigenthums, Zügellosigkeit in Begierden, viel Wohlredenheit, wenig Weisheit. Sein thatenstrebender Geist rang immer nach grenzenlosen, unglaublichen und zu hohen Dingen.	Lucius Catilina, von edler Abkunft, besaß große Geistes- und Leibesstärke, aber sein Sinn war böse und verderbt. So wie er heranwuchs, waren heimischer Krieg, Mord, Raub und Bürgerzwiespalt seine Lust, und diese die Uebungen seines jugendlichen Alters. Sein Körper ertrug Hunger, Wachen u. Kälte, über allen Glauben. Er war kühn, tückisch, schlau, wandelbar, konnte sich stellen und verstellen zu allem, war gierig nach fremden, verschwenderisch mit eigenem Gute, glühend in seinen Gelüsten, hatte Redfertigkeit genug, des wahren Verstandes wenig. Der wüste Geist strebte beständig nach unmäßigen, unglaublichen und überhohen Dingen.

Höck weicht unter diesen drey Männern wohl keinem, wenn von dem Verständnisse des Schriftstellers die Rede ist; allein dessen Geist nebst der Energie seines Ausdrucks vermag er nicht in seiner Kopie nachzubilden. Meißner nähert sich schon um vieles der Manier und dem Charakter des Originals, und hat besonders in Ansehung der Deutlichkeit u. Korrektheit Vorzüge. Wenn Weinzierl in Rücksicht des gewogenen und richtigen Ausdrucks etwas abgeht, so hat er desto mehr Kraft und Nachdruck. Schlüter ist eben so kräftig als W., aber gezwungener und affectirter, als er und Meißner. Rec. zweifelt, ob Sinn dem ingenium gleichkommen möchte. Ingenium ist Charakter, Gesinnung, oder wie er selbst sagt, Gemüthsart, und Rec. glaubt, daß

dieß

dieß der Deutsche eher unter Herz verstehet, weil dieses bey weitem nicht blos die Anlage der Gemüthsart, sondern nach dem genug bekannten Redegebrauch auch den ganzen Umfang derselben bezeichnet. Ueberhaupt dürften sich bey Sinn die wenigsten Leser etwas Bestimmtes denken. Das kurze, stärke ab adolescentia ist unnöthig in das gedehnte, gemeinere „so wie er heranwuchs" aufgelöst worden. Der heimische Krieg ist doch wohl viel affektirter und dem größten Theile der Leser unverständlicher, als bella intestina. Warum denn ein seltener mehr ungewöhnlicher Ausdruck im Deutschen an der Stelle des gemeinverständlichen, gewöhnlichen Worts im Lateinischen? Nur dann darf ich in der Kopie das Antike, Fremde und Seltene nachbilden, wenn ich es in dem Original finde. Allein Hr. S. folgt dieser nothwendigen Regel gar wenig. Warum denn nicht mit Abbt einheimischer Krieg? tückischschlau ist wohl keine glückliche Zusammensetzung, weil beyde Begriffe, wie der Sprachgebrauch lehrt, einander nicht wohl vertragen. Konnte sich stellen und verstellen zu allem, darf dem cuiuslibet rei simulator atque dissimulator sich nun freylich nicht — zur Seite stellen. Am besten hat sich W. gelöst. Zur Heucheley und Verstellung geschickt wäre ohnstreitig besser gewesen. Der Sinn ist: Katilina konnte jede Rolle spielen; in eben dem Augenblick war er derjenige, der er, so wie man es wollte, zu eben der Zeit auch wieder nicht sein konnte. Die Gelüste — warum denn wieder das ungewöhnliche, gezwungene für das natürliche, gewöhnliche cupiditatibus? War Lüsten nicht genug? Das Redfertigkeit hingegen hat Rec. ganzen Beyfall. Das ist es so ziemlich, was Sallust mit seinem loquentia bezeichnen will. „Des wahren Verstandes" ebenfalls sehr gut nach Meißner. Aber der wüste Geist — Himmel! für vastus, welch ein wüstes, abscheuliches Wort!! Und Hr. Schl. sieht nicht ab, warum kein Uebersetzer diesen wüsten Ausdruck wählte? Vermuthlich weil sie alle sahen, daß es höchst unschicklich seyn würde, dieses Wort zu gebrauchen. Der Verf. irrt sich, wenn er glaubt, daß man bey dem weiten Umfang, den das vastus bedeutet, sich auch Verwirrung und Wildheit denken müsse. Den bringt er erst hier hinein. Sowohl Dichter als Prosaisten bezeichnen durch vastus überhaupt Gegenstände von ungewöhnlicher Größe mit dem Nebenbegriff der Unförmlichkeit, daher vastum corpus, vastus homo, vastum mare, vastus leo, vastus clamor. Hier ist überall der Hauptbegriff:

ungewöhnliche Größe nicht Wildheit und Unordnung. In gleichem Verhältnisse wird also vastus wohl auch von geistigen Gegenständen gebraucht seyn. Wenn der Verfasser sich auf den *esprit vaste* des St. Evremonts beruft, so ist dies doch gewiß kein wüster Geist, so wenig als un vaste genie ein wüster Kopf oder Geist, u. une vaste erudition eine wüste, sondern eine weitumfassende Gelehrsamkeit. Eher noch glaubt Rec., daß vastus animus durch: sein ungeheurer Geist hätte können gegeben werden.

VI.

Auszüge aus Xenophons Schriften. Mit Anmerkungen und einem griechisch-deutschen Wortverzeichniß. Zum Schulgebrauch herausgegeben von A. G. Becker. Halle, 1794. 110 Seiten gr. 8. 14 gr.

Dem Anschein nach soll heutiges Tages beynahe noch jede Schule auf ihren eigenen Leib ihre Lesebücher bekommen, so emsig und geschäftig bezeigen sich jetzt viele Lehrer, damit die griechische und römische liebe Jugend ja keinen Mangel leiden möge. Da es bey einem gewissen Alter, z. B. in der mittlern griechischen Klasse darauf ankommt, daß die jungen Leute mit der Sprache selbst schon etwas bekannter gemacht werden, so ist Rec. sehr dafür, daß man diese schon den attischen Honig kosten lasse, und sie allmälig auf den Mechanismus der feinern Sprache aufmerksam mache. In dieser Hinsicht kann man sie nun wohl zu keiner reinern Quelle führen, als zu den Xenophontischen Schriften. Denn der Grundsatz, erst in der obersten Klasse von dem Idiom und Genie der griechischen Sprache den Schleyer wegzunehmen, ist sowohl der leichtern als gründlichern Erlernung des Griechischen entgegen. Herr B., der Unterschrift in der Vorrede zufolge, Kollaborator an dem Gymnasium zu Quedlinburg, hat daher allerdings einen guten Gedanken ausgeführt, daß er aus dem schönsten Schriftsteller der Griechen einen, obschon kleinen Auszug liefern wollte. Nur irrt er, wenn er glaubt, daß es der Jugend nicht zuträglich sey, wenn sie Proben aus mehreren ungleichzeitigen Schriftstellern liest, weil sie dadurch bald einen guten, bald einen schlechtern Vortrag höre. Eben das wird ein fähiger und

ein=

einsichtsvoller Lehrer zu benutzen wissen, daß er bey dem schlechtern Vortrag, gemeinern Redegebrauch, und der gewöhnlichen Konstruktion dem Schüler zugleich auch die gewähltere Art des Sprachgebrauchs und der Wortfügung zeigt, und ihnen frühe an die Schwelle der Geheimnisse führe, welche wenige oft kaum in spätern Jahren betreten. Wenigstens beobachtet Rec., der das Griechische in der mittlern Klasse zu lehren hat, beständig und nicht ohne sichtbaren Nutzen dieses Verfahren.

Die Xenophontischen Schriften, welche man hier ausgezogen findet, sind das Gastmahl, der Feldzug des jüngern Cyrus, die Denkwürdigkeiten und die Cyropädie. Aus den zwey letztern hat es dem Verf. gefallen, nur einige wenige Löffel voll zu schöpfen. Aus den zwey erstern hingegen ist desto mehr aufgetragen, und bey diesen auch ihr Inhalt weitläuftig angegeben. Von den beyden letztern hingegen wird kein Wort gesagt, was doch nicht minder nöthig war. Besonders sollte man junge Leute mit dem Plan des Xenophons bey der Sammlung der sokratischen Denkwürdigkeiten, mit der sokratischen Lehrweise, mit der Beschaffenheit seiner Ideen u. s. w. etwas bekannt machen, weil ausserdem alles Interesse wegfällt. Denn was in der Vorrede in dem Verzeichniß der Xenophontischen Schriften von beyden Büchern gesagt wird, reicht ja bey weitem nicht aus. Von der Cyropädie heißt es daselbst blos: „Eine Beschreibung der Erziehung und Thaten des ersten Persischen Königs Cyrus." Nach dieser Angabe macht sich der junge Mensch sogar einen falschen Begriff von dem Cyrus, weil er das Buch für eine wirkliche Geschichte halten muß. Die beygefügten Anmerkungen, deren wenige sind, betreffen blos grammatische und antiquarische Gegenstände. Wahrscheinlich sind sie nur für Schüler der zweyten griechischen Klasse geschrieben, denn der obersten Klasse darf man doch nichts mehr von den Genitivis consequentiae in den Noten sagen. Von den schwerern Wörtern sind auch, wie in den Gedickeschen Lesebüchern, die Formen untergesetzt. Allein hier haben wir Angaben bemerkt, die den jungen Griechen leicht irre führen können, da von manchen Verbis ganz recht zwey Formen angeführt sind, aber so, als wenn das im Text stehende Tempus von beyden zugleich herkäme; z. E. αφικοιο von αφικομαι und αφικνεομαι, γημαντι von γαμεω und γημεω, da es doch heißen sollte: αφικοιο von der

ältern Form ἀφίκομαι, wovon die neuere ἀφικνέομαι auch noch üblich ist u. s. w. Die aufgestellten Formen führen auch bisweilen zu andern Wörtern des Textes hin, z. E. S. [illegible], wo unter Nr. 4 ἥδομαι auf ἀνδάνω hinweist, da es doch zu dem weiter oben stehenden ἥδην gehört. Das Ganze beschließt, worauf bey dergleichen Büchern das Meiste ankommt, ein gutes Wortregister, nur möchten z. B. καλοὶ κἀγαθοὶ nicht hübsche, brave Leute, sondern vielmehr edle, rechtschaffene Männer seyn.

Se.

Livius römische Geschichte übersetzt und erläutert von J. P. Ostertag. Sechster Band. Oder die übersetzten römischen Prosaiker zweyter Theil, sechster Band. Frankfurt, bey Hermann. 1794. 512 Seiten. 8. 1 Rh.

Der deutsche Livius nimmt mit jeder Messe zu, (der vor uns liegende Band begreift das 28 — 31 Buch,) aber wie uns dünkt, eben nicht der Fleiß oder die Aufmerksamkeit des Verfassers. Wir haben in diesem Bande manche Latinismen und noch mehrere schlecht gewendete Perioden angetroffen, die wir schon hinweggewünscht hätten. Der schnelle Fortgang des Werkes hat allerdings sein Gutes; da aber Livius Geschichte kein Buch ist, das man zur Befriedigung der Neugierde liest, so wäre es auch zu wünschen, daß der Uebersetzer langsam und bedächtlicher arbeitete. Der unvollkommnen Versuche, diesen Autor zu verdeutschen, sind schon so viele. Es ist also um so mehr Pflicht, durch eine neue und vollendete Uebersetzung, alle weitern Bemühungen der Art unnütz zu machen.

Fe.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Taschenbuch der deutschen Vorzeit, von Fr. Ernst Carl Moreau, beyder Rechte und der Philosophie

Doktor, Univers. Bibl. und Advocat des Herzogl. Sächß. Gesammthofgerichts zu Jena. Nürnberg, bey Schneider und Weigel. 1794. Ohne Vorrede, Erklärung der Kupfertafeln und Inhalt, 876 Seit. Sedez, mit 6 Kupfertafeln und einem Titelkupfer.

In der Vorrede erklärt sich der Verf. über den Zweck dieses Taschenbuchs. Scenen, sagt er, aus den früheren Zeiten oder der sogenannten Vorzeit unsers Vaterlandes, sind jetzt Modelektüre. Nur werden solche unter dem Namen von Ritterromanen, und oft in Ansehung der Sache verfälscht, und in Rücksicht der Form, auch noch schleppend vorgestellt. Obgleich dieser Eingang, auch individualisirte, nur mit mehr historischer Treue und zweckmässiger behandelte Gemälde erwarten ließ; so bittet doch der Verf. sein Buch nicht mit solchen Zwitterprodukten zu verwechseln, da er durch Abhandlungen, über Sitten, Gebräuche und andre statistische Gegenstände des frühern Deutschlands, eine richtigere Beurtheilung der deutschen Vorzeit, zu bewirken suchen will. — Allerdings ist die Speise, die der Leserwelt hier vorgesetzt wird, für Kopf und Herz nahrhafter, als die grotesken Gerichte unsrer modernen Sudelköche. — Der Abhandlungen und kleinen Aufsätze sind zwölfe. Nr. I. von S. 1 — 98. Abhandlung über die Verfassung Deutschlands in den frühern Zeiten, Abtheilung der deutschen Vorzeit, und Einfluß derselben auf den jetzigen Zustand unsers Vaterlandes. — Gewiß ist die Bestimmung der Hauptepochen der Geschichte eines Reichs nach solchen Thatsachen, die auf dessen Zustand einen entschiedenen Einfluß haben, zweckmässiger und auch der philosophischen Behandlung vortheilhafter, als die nach Regentenstämmen. Die Epochen, so wie die Unterabtheilungen der ersten Hauptepoche, sind vom Verf. sehr gut fixirt. Erste Hauptepoche: Von dem Augenblick, wo wir die Deutschen kennen lernen, bis zum Vertrag von Verdün. — Missi regii S. 77. möchten wohl besser durch Commissarien, Abgeordnete, zu übersetzen seyn; mit dem Wort Gesandten, verbindet sich der völkerrechtliche Begriff zu sehr. Ordnung und Einkleidung machen diesen Aufsatz angenehm und lesenswerth; nur würde die vierte Unterabtheilung

der ersten Hauptepoche besser noch in diesem Jahrgange mit abgehandelt seyn. Nr. II. Ordalien, oder Urtheile Gottes der Deutschen. Nach des Vf. Angabe von einer fremden Hand. — Ueber Ordalien überhaupt, und ursprüngliche Etymologie des Worts findet sich, wenn wir nicht irren, eine vortreffliche Bemerkung im 1ten Theile der schönen Möserschen Geschichte von Osnabrück. Beym Baarrechte wäre zu bemerken gewesen, daß der Verdächtige dreymal die Eidesformel nachsprechen, und dabey zuerst zwey Finger auf des Entleibten Mund, dann auf die Wunden und zuletzt auf den Nabel legen mußte. Wer etwas mehr über diese Art des Gottesurtheils lesen und sich davon überzeugen will; wie so lange es noch nicht her ist, daß wir uns der gänzlichen Verbannung solcher Ungereimtheiten aus dem Criminalrechte, zu erfreuen haben, der sehe auch noch Petr. Müller S. C. C. Oelsner diss. de jure feretri sive cruentationis. Wittenberg, 1739. wo es nicht an beyfälligen Exempeln von Facultäts- und andern Baar-Urtheilen, selbst noch aus dem vorigen Jahrhundert, mangelt. Bey dem Hexenbade, wurde der Daumen der rechten Hand, an den großen Zeh des linken Fußes angebunden. Nr. III. Von den jetzigen Ehrennamen der unverheyratheten Weiber in Deutschland und der muthmaßlichen Entstehung derselben, vorzüglich den Ausdrücken: Jungfrau, Fräulein, Demoiselle. Ein unterhaltender Aufsatz für unsere Damen. Nr. IV. Ueber den Ursprung der Geschlechtswappen in Deutschland. Nr. V. Ueber die Turniere in Deutschland. Auch von einer fremden Hand. Sollte der Verfasser dieses Aufsatzes, wie es scheint, bey der Eintheilung der Turniergenossenschaften nach den vier Landen Reinhards Wappenkunst benützt haben: so sehen wir nicht ein, warum er gegen den daselbst angeführten Limnäus u. das von diesem erklärte Proömium des Sachsenspiegels, den sächsischen Adel ganz von diesen Gesellschaften ausschließt. Die Fortsetzung dieses Aufsatzes folgt künftig. N. VI. Muthmaßliche Erklärung des Ausdrucks: Morgenstern, wenn er in Lehnbriefen gebraucht wird. Eine glückliche und gut ausgeführte Conjectur! Der Ausdruck: Morgenstern, wird häufig in Lehnbriefen gebraucht, um die Qualität der Lehnsabgabe anzudeuten. Wie man bey Verwandelung der Naturallehendienste in ein Geldquantum, die Benennung des Reuterdienstes, vom wesentlichsten Theile desselben, nämlich vom Pferde hernahm; so gebrauchte man

die

die Benennung Morgenstern, als eigenthümliche Waffe des Kriegers zu Fuß, um den Dienst zu Fuß zu charakterisiren. Wenn nun ein Rittergut mit einem Morgenstern belegt ist: so trägt es nur ein Drittel des Anschlages, derer welche ein Ritterpferd zu entrichten haben, nach dem gewöhnlichen alten Verhältnisse zwischen Roßdienst und Fußdienst. Der Verf. unterstützt diese Behauptung mit einem „Theilungsreceß derer Hochgebohrnen, der jüngern Linie Reußen, Herren von Plauen rc. d. d. 3ten Dec. 1647.“ — Nur hält auch unser Verf. den niedern Adel der spätern Zeit mit den ursprünglich Freyen für völlig einerley. Nr. VII. Ueber die wahrscheinliche Entstehung des Ausdrucks: Messe, statt großen Markt in Deutschland. Die bekannte Erklärung gut vorgetragen. Nr. VIII. Erklärung, Ableitung und Synonyme altdeutscher Namen. Nr. IX. Altdeutsche Verwandschaftsprädicate. Nr. X. Erklärung altdeutscher Worte. Diese hätten wir wohl nach dem Zeitalter geordnet gewünscht. Die meisten davon waren indeß vorzüglich im Mittelalter üblich. Daß Kögen durch: stehen, erklärt ist, scheint nur ein Druckfehler. Die Etymologieen, wie bey Kemnede, Ossendienst, Pfalz und andern leicht hätte geschehen können, anzugeben, würde vielleicht nicht unzweckmäßig gewesen seyn. XI. Sprüchwörter aus der frühern Zeit. XII. Denksprüche aus der frühern Zeit. — Herr M. macht gewiß der Lesewelt mit einer Fortsetzung dieses Taschenbuchs, ein sehr angenehmes und nützliches Geschenk. Und wir können diesen ersten Jahrgang, selbst dem schönen Geschlecht, zur Berichtigung mancher Ideen, die ihm bey seiner Lieblingslectüre, etwa noch dunkel geblieben seyn könnten, empfehlen. Die Kupferstiche erheben sich inzwischen, sowohl in Absicht der Zeichnung, als des Stichs, und zum Theil in Absicht der Erfindung, nicht viel über die Holzschnitte vor einem Haushaltskalender. Welcher ästhetische Künstler zeichnet z. B. die Muse der Geschichte mit Dintenfaß und Pennal an der Seite. Die edleren Attribute sind ja bekannt. So mancherley nützliche und angenehme Kenntnisse, durch das Heer der verschiedenen Almanache und Taschenbücher einen größeren Vertrieb erhalten, so bedauernswerth und wahrer Verlust für die Fortschritte der Kunst ist die Fabrikwaare der Bilder, welche beynahe mit zur Speculation zu gehören scheinen. Ueber die Nachlässigkeit des Setzers, der auch kein ganz

festen

ßiser Grammatike seyn muß, beklagt sich Herr Wekeau mit Recht.

Gz.

Denkmal Junker Hans Ulrich Blaarers von Wartensee, des täglichen und geheimen Raths, Vorstehers der adelichen Gesellschaft und Bürgerbibliothek in Zürich, von Johannes Schultheß, Professor. Zürich, bey Orell und Comp. 1794. 77 S. in 8. 16 Kr.

Ausser dem Interesse, das Biographieen von der Art des hier anzuzeigenden Denkmals für die Familie und die Landsleute sonst unbekannter Männer haben, ist es auch für den Auswärtigen interessant, die Weisheit und Bürgertugend eines in einem engern Wirkungskreise thätigen Staatsmannes schätzen zu können, und durch solche Lebensbeschreibungen die Vorzüge und die Gebrechen anderer Verfassungen kennen zu lernen. Dieses Interesse muß in einem Zeitalter, in welchem uns die wichtigsten Weltbegebenheiten zu Betrachtungen dieser Art doppelt aufrufen, merklichen Zuwachs erhalten. Wir nehmen daher dieses Denkmal, einem würdigen Manne gestiftet, mit Dank an, und vergessen darüber gerne einige Unvollkommenheiten und Nachlässigkeiten, die der Verfertiger desselben mit etwas mehr Sorgfalt hätte vermeiden können. Von einem Vater erzogen, den wir, wie Hirzel ihn schildert, den verehrtesten Namen der Griechen und Römer an die Seite stellen dürfen, erhielt Blaarer frühzeitig eine Bildung, durch die er für den Dienst des Vaterlandes tüchtig gemacht wurde, und der er nachher selbst durch eine dritthalbjährige Reise in Holland, England und Frankreich weiter forthalf. Da man seine Tauglichkeit anerkannte, so wurde er bald zu Aemtern befördert, die er mit Weisheit, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe verwaltete. Allein „strengere Verwaltung der Gerechtigkeit, die wenige Rücksicht, welche er bey gemeinen Rathschlägen auf sein eigenes und (sollte wohl heißen: nicht blos auf sein eigenes, sondern auch auf) anderer Privatinteresse nahm, sein edler Stolz, welcher ihm verwehrte durch andere Mittel, als durch wahre Verdienste, empor steigen zu wollen, mögen die mitwürkenden Ursachen gewesen seyn, warum er so

späte

hörig in den kleinen Rath befördert wurde, und zwar (Dieß ist wieder unrichtig ausgedrückt; es sollte heißen: obgleich) durch einhellige Wahl." Seine Verdienste um die Bürgerbibliothek, um die physikalische Gesellschaft, um Beförderung vernünftiger Landökonomie durch Rath, Schriften und Beyspiel, und überhaupt um sein Vaterland, verdienen in gesegnetem Andenken zu bleiben.

L.

Memoiren der Frau von Staal, von ihr selbst geschrieben, vorzüglich die Zeiten der Regentschaft nach Ludwigs des Vierzehnten Tode betreffend. Aus dem Französischen. Zweyter Theil. Jena, in der akademischen Buchhandlung. 1793. 389 Seiten. 8. 20 gr.

Bey Anzeige der ersten Abtheilung dieser Memoiren (Bd. 71 S. 572 fg.) glaubt Rec. über den Geist, Werth und Inhalt des Ganzen das nöthigste gesagt zu haben. Mit der gleichfalls von Frauenzimmerhand, und aus nicht ungeschickter Feder kommenden Uebersetzung hat es die nämliche Bewandniß wie im ersten Theile. Sie ist frey und eigenmächtig genug, ohne deshalb sich leichter lesen zu lassen; und vergebens sah Rec. nach Stellen sich um, wo die Verdeutscherin den natürlichen, und eben daher anmuthigen Vortrag ihres Originals erreicht hätte. Diese gute, sanft hingleitende Schreibart, worin französische Schriftsteller seit mehr als hundert Jahren so viele Muster geliefert, muß Aufmunterungen und Hülfsmittel haben, die ihren Zunftgenossen in Deutschland gänzlich fehlen; denn wie äusserst wenig Prosaisten giebt es noch immer bey uns, die man so gerne läse als ein französisches Original! — Sehr wohl hat übrigens die Uebersetzerin daran gethan, die der Urschrift angehängten Pièces qui ont rapport aux Mémoires unberührt zu lassen. Es sind Briefe in Versen und Prose, die nur in der Bastille konnten lange Weile vertreiben helfen; und ein Paar Gedichtchen des Abbé Chaulieu, deren Uebertragung ins Deutsche vermuthlich noch weniger geglückt wäre.

Ln.

Das

graphische Uebersicht von Ostindien, die wir für das Beste im ganzen Buche halten, so wie sie auch bey einem Buche, das gleichsam nur fragmentarische Beschreibungen einzelner ostindischer Merkwürdigkeiten enthält, höchst nothwendig war. Sie beträgt vier Bogen, und ist, da sie selbst nur tabellarisch ist, keines Auszugs fähig. Das Buch selbst besteht aus 26 Abschnitten, bey denen der Verf. jedesmal, welches wir sehr billigen, die Quellen angiebt, woraus er sie genommen hat; und wir können zu dessen Beurtheilung nichts bessers thun, als ihren Inhalt angeben. 1) Charakteristik der Hindus, aus den Berichten eines Engländers. 2) Weitere Schilderung der Indier, nach Hennings. 3) Ueber einige Gebräuche der Indier, nach Makintosch. 4) Von den Heyrathen der Indier, aus Sonnerat. 5) Ueber die Verbrennung der Witwen der Hindus, mit ihnen selbst, nach Sprengel und A. Mit einer Beschreibung einer solchen Ceremonie, als Zugabe. 6) Beschreibung eines Harems in Indien, aus Sprengels Beyträgen. 7) Beschreibung einer Parsen-Hochzeit, aus Makintosch Reisen. 8) Von den Bajaderen oder Tänzerinnen. 9) Moralische Fabeln der Indier, aus Sonnerat. 10) Glaubensbekenntniß der Indier, aus eben demselben. 11) Der Marattenstaat, aus Makintosch. 12) Die Landschaft Kaschmire, aus Sullivans Reisen. 13) Von den Patanen oder Afganen in Hindustan, aus Sprengels Zusätzen zu Hyder Ali's Leben. 14) Von den Seiks in Hindostan und ihrer Religion, aus Sprengels Beyträgen. 15) Ueber den Salagraman der Hindus — einem wurmstichigen Kiesel des Flusses Gandika, aus einem Schreiben des Pat. Calmette an den Pat. du Halde, im 3ten Theil der Beyträge zur Kunde fremder Länder und Völker. 16) Von dem Königreich Tanschaur, aus Hennings. 17) Beschreibung von Madras, aus Langstedt. 18) Beschreibung von Pondichery, aus le Gentils Reisen. 19) Beschreibung der Stadt Surate, aus Grose. 20) Beschreibung von Goa, vom Vf. nach den Nachrichten in der allgemeinen Historie der Chinesen. 21) Beschreibung von Ava und Pegu, nach Perkotto und Hunter. 22) Beschreibung von Siam, und Charakteristik seiner Einwohner, nach Choisy, Tachard, u. a. 23) Von der Halbinsel Malakka und den Malayen. 24) Von den Königreichen Laos und Kambodia. 25) Beschreibung von Kochinchina, 26) Beschreibung des Königreichs Tunkin und seiner Einwohner, — alles eigne Aufsätze und Auszüge des Verf. Nicht alle Be-

schrei-

schreibungen werden den Leser befriedigen: und das Buch, so brauchbar es für den ist, der in Ermangelung eines bessern sich über Ostindien belehren will, macht eine systematische möglichst vollständige Beschreibung dieses Landes nicht unnöthig.

Geographische und historische Aufsätze für Schullehrer. Mit einer Karte. Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung 1794. 5½ Bogen in Oktav. 9 gr.

Es sind dieser Aufsätze vier. 1) Uebersicht der erheblichsten Veränderungen, die binnen der letzten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts, in den mancherley Reichen der Welt vorgefallen sind; unter dem Titel: Bemerkungen über die neuen Veränderungen in den Reichen (das sind sie gar nicht) für die Lehrer der Geographie, — die nämlich in ihren Lektionen an alte geographische Tröster gebunden sind, die in 50 Jahren nicht wieder aufgelegt worden, und also die neuern geographischen Veränderungen nicht angeben können. Kaum läßt sich so ein Fall denken, und in allen Fällen wird doch gewiß der Lehrer, der Geographie lehren soll, neben seinem vorgeschriebenen alten Lehrbuch, zu seiner eigenen Nachweisung eine neuere Geographie bey der Hand haben, woraus er jenes Buch ergänzen und berichtigen kann. Auch scheint der Verf. nicht so sehr bekannt mit den neuern Lehrbüchern der Geographie zu seyn: sonst würde er nicht so ganz bekannte Veränderungen vergessen und erst in den Zusätzen nachgetragen haben, z. B. den Anfall der Länder der Albertinischen Nebenlinien an die sächsische Churlinie, die Veränderungen, die mit den Eisenachschen, Badenbadenschen und einigen Naßauischen Landen vorgegangen sind, die Oestreichische Erwerbung von der Bukowina und Gallizien. Und selbst darinn hat er Fehler begangen. Der Antheil von Henneberg ist nicht nach dem Abgang der Merseburgschen, sondern der Zeizer Linie, der er zugehörte, an das Churhaus gefallen, und zwar nicht wegen Abfalls des letzten Herzogs zur katholischen Religion, sondern wegen Erlöschung seines Hauses. Auch ist die Bukowina nicht, wie es hier heißt, 1791 wieder von Oestreich getrennt worden. 2) Ueber die Bereicherung der Weltgeschichte durch Nachrichten von den unbekannten Völkern — oder Verzeichniß vorher minder bekannter Nationen, mit deren Geschichte neuerlich die Weltge-

schichte erweitert worden ist, mit Angebung der Schriften, worin diese Völkergeschichten zuerst ins Licht gesetzt worden sind, z. B. der Perser, Pataner, Georgier, Araber, Drusen, Mongolen, Krimmschen Tatarn, Tibetaner, Maratten, und andere asiatischen Völker, u. s. w. Das Verzeichniß der Schriften aber, die zu Ausführung ihrer Geschichte beytragen, ist äusserst unvollkommen. Gatterer und Schlözer werden gar nicht erwähnt. 3) Uebersicht der Wanderungen europäischer Völker und ihrer ersten Niederlaßungen in Europa. Vollständig kann man diese Uebersicht nicht nennen. Vieler der bekannten Wanderungen deutscher Völker im fünften Jahrhundert, geschieht nicht ausdrücklich Erwähnung, der Cimbrier auch nicht. 4) Aelteste Geschichte Griechenlandes in Verbindung mit den Fabeln der griechischen Dichter, wie sie in den zu Gotha 1778 herausgekommenen Begebenheiten der Götter und Helden beschrieben sind. Das Kärtchen, mehr gekratzt als gestochen, soll zur Erläuterung des dritten Aufsatzes dienen, und die Sitze der ältesten bekannten Völker darstellen.

Kleine Kinderbibliothek; achtzehnter und letzter; oder Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen, von J. H. Campe. Zwölfter und letzter Theil. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1793. 22 Bogen in 8. 12 gr.

Neue Sammlung interessanter und zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend. Erster Theil. Tübingen, 1794. in der Cottaischen Buchhandlung. 18 Bogen in Oktav. 10 gr.

Herrn Campens Sammlung von Reisebeschreibungen ist nicht mit Unrecht eines der beliebtesten und nützlichsten Bücher zur Lectüre junger Leute. Da gute Reisebeschreibungen an und vor sich schon die Lesebegierde reitzen; nicht alle Reisebeschreibungen aber, die für Männer geschrieben sind, mit gleichem Nutzen auch jungen Leuten in die Hände gegeben werden können, die die zu deren Gebrauch nöthigen Vorkenntnisse noch nicht haben: so war es kein übler Gedanke des Herrn

Campe, seine kleine Kinderbibliothek, worzu ohnedem der Stoff nach und nach vertrocknen mochte, in eine Folge von Reisebeschreibungen übergehen zu laßen. Er pflegte darzu die interessantesten unter denselben, nicht blos abdrucken zu laßen, sondern aus dem Gesichtspunkt der Brauchbarkeit für junge Leute aufs neue umzuarbeiten, so daß sie nach der ihm eignen gefälligen und pragmatischen Art zu erzählen, für junge Leser durchaus verständlich, brauchbar und lehrreich wurden. Diese Sammlung erklärt er nun hiermit auf dem Titel und in der Vorrede für geschloßen, theils seiner eignen Kränklichkeit willen, theils aus Sorge, es möchte manchem seiner Kaufer die fernere Anschaffung eines so vieltheiligen Werkes in seiner Fortsetzung zu sauer werden. Diese Erklärung nun aus der Feder eines Verfaßers und Verlegers ist sehr großmüthig; allein er setzt gleich darauf hinzu, daß er bey wiedererlangter Gesundheit, die wir ihm herzlich wünschen und gönnen, den bey diesem Werke beabsichtigten Plan nicht aufgeben, sondern in einer zweyten ähnlichen Sammlung von Reisebeschreibungen wieder aufnehmen, verfolgen und zu Ende zu bringen suchen werde. Es könnte also wohl Leute geben, die da vermuthen, er habe durch einen neuen Anfang eben sowohl neue Käufer reizen, als die alten der Nothwendigkeit der Fortsetzung entlaßen wollen. Dieser letzte Theil enthält nun des Herrn von Leßeps bekannte mühselige Reise von Kamtschatka nach Frankreich. Das Tagebuch davon erschien zu Paris 1790, wurde deutsch übersetzt in das Magazin der neuesten Reisebeschreibungen eingerückt, bey deßen Anzeige wir auch bereits davon einen kurzen Auszug in dieser Bibliothek geliefert haben, daher wir itzt zur Nachricht für unkundige Leser nur so viel sagen wollen, daß dieser Herr von Leßep den Grafen de la Perouse auf seiner großen Entdeckungsreise begleitet hat, wozu er 1785 von der französischen Regierung mit zwey Fregatten ausgesendet wurde, und von ihm auf der Fahrt nach der Meerenge, die Asien und Amerika trennt, in dem St. Peter- und Pauls-Hafen in Kamtschatka im September 1787 ans Land gesetzt wurde, um die bisher von ihm und den ihn begleitenden Gelehrten gesammelten Früchte dieser Reise in wichtigen Entdeckungen, Nachrichten und Zeichnungen vor der Gefahr, mit ihm beym Verfolg der Reise vielleicht verloren zu gehen, zu retten, und zu Lande nach Paris zu bringen. Die Ahndung des Grafen de la Perouse gieng leider in die Erfüllung, indem seit dieser Landung aller Nachforschungen unge-

geachtet, nichts wieder von ihm zu erfahren gewesen ist, und er entweder mit seinen beyden Fregatten und aller Mannschaft verunglückt ist, oder vielleicht auf einer unbewohnten Insel oder Küste itzt noch nach der Hofnung der Erretung schmachtet. Leßep aber legte seine Landreise von 1600 Meilen, auf der ihn durch ganz Siberien Hunde auf Schlitten fortbrachten, unter unglaublichen Beschwerden glücklich zurück, gab aber die ihm anvertraute Pakete schon in Petersburg an den damaligen französischen Minister, Grafen von Segür ab, von deren Inhalt aber und jetzigen Aufbewahrung nicht das mindeste bekannt geworden ist. Und nur itzt, indem wir dieses schreiben, lesen wir in den Zeitungen die angenehme Nachricht, daß der Nationalconvent diese Sammlung in den Druck gegeben habe. Den Anfang der neuern Sammlung will der Verf. mit der abentheuerlichen Reise des Grafen Beniowsky, machen, worzu die gegenwärtige, die das Land genauer beschreibt, wo Beniowsky seine Rolle spielte, gleichsam zur Vorbereitung dienen sollen. Noch müssen wir gedenken, daß der Verf. die Leßepschen Nachrichten oft aus Clarke und King, den Gefährten des unglücklichen Cook auf der dritten Reise) und aus Stellers ältern Beschreibung von Kamtschatka ergänzt und verbessert hat. Politischer Räsonnements über Freyheit und Despotismus, worzu sich so manche Gelegenheit, gleich bey Erwähnung des unglücklichen Verbannten, Iwaschkin, dargeboten hätte, hat sich der Verf. hier enthalten. Das beygefügte kleine Kärtchen der Reise durch Siberien ist sehr brauchbar.

Die Lossagung Hrn. Campens von Fortsetzung seiner Reisebeschreibungen hat die Cottaische Buchhandlung für baaren Ernst angenommen, ohne sich an die angehängte Aeußerung zu kehren, daß er selbst vermuthlich einen neuen Anfang einer zweyten Sammlung von Reisebeschreibungen veranstalten werde, und tritt also in der Voraussetzung, daß Hrn. Campens Werk völlig geschloßen sey, mit dem Anfang einer neuen Sammlung zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen hervor. Herr Campe wird nun wohl gegen diesen ungebetenen Fortsetzer protestiren, und auch, ohne einen Nachtheil befürchten zu dürfen, seine neue Sammlung anfangen können. Die Herausgeber — sie unterschreiben sich in der mehreren Zahl, haben den Anfang ihrer neuen Sammlung mit Thunbergs bekannten Reisen durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien, hauptsächlich in Japan, gemacht, so daß hier in diesem

ersten

ersten Theil die Reise nach dem Capp und die drey Reisen in das Innere von Afrika geliefert werden, die Reise durch Japan aber für den folgenden Theil erspart wird. Das Geschäffte der Herausgeber besteht hier blos im Abkürzen; Zusätze und Erläuterungen haben wir nur sehr wenige bemerkt. Ob übrigens eine Reisebeschreibung, die größtentheils botanisch oder überhaupt naturhistorisch ist, und durch eine Menge unbekannten Namen von Häfen und Flüßen fortgeführt wird, zu einer Lektüre für junge Leute geeignet sey, wollen wir dem eigenen Ermeßen der Herausgeber überlaßen.

Mir.

Gelehrtengeschichte.

Allgemeine Litteratur der Musik, oder, Anleitung zur Kenntniß musikalischer Bücher, welche von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten bey den Griechen, Römern, und den meisten neuern europäischen Nationen sind geschrieben worden. Systematisch geordnet, und nach Veranlassung mit Anmerkungen und Urtheilen begleitet von Johann Nicolaus Forkel. Leipzig, bey Schwickert, 1792. XXIV. und 540 Seiten, in groß Oktav. 1 Rh. 16 gr.

Ganz ist zwar die Bearbeitung der musikalischen Litteratur bisher nicht versäumt worden; und auch in diesem Zweige des litterarischen Fleißes haben es die Deutschen, sowohl in einzelnen Theilen derselben, als in einigen Versuchen, das Ganze zu umfassen, den Ausländern zuvor gethan. Außer dem, was die historischen und periodischen Werke über die Musik enthielten, war vornehmlich Adlungs Anleitung zur musikalischen Gelahrtheit auf diesen Zweck gerichtet. Aber an Vollständigkeit und einer recht zweckmässigen Behandlung dieser Litteratur fehlte doch immer noch viel. Nicht leicht war wohl jemand anders im Stande, diesem Bedürfnisse so befriedigend abzuhelfen, als der um die Geschichte seiner Lieblingskunst schon so ausgezeichnet verdiente Verfasser des hier anzuzeigenden Werks, der seit mehrern Jahren schon die Sammlung der

hieher gehörigen Materialien sich zum vorzüglichen Geschäffte machte, und zu ihrer Auffindung und Ansicht eine überaus große Hülfe in der so ansehnlichen Göttingischen Universitätsbibliothek zur Hand hatte. Was ihm aber auch diese nicht gewähren konnte, nämlich die genauere Kenntniß des Inhalts handschriftlicher Werke, die besonders für die musikalische Litteratur des Mittelalters wichtig sind, das gewährte ihm die Erscheinung und Benutzung der bekannten großen historischen Werke von Hawkins, Dr. Burney, und vornehmlich die Ausgabe eines ansehnlichen Theils dieser Schriften selbst durch den nun verstorbnen Fürst-Abt Gerbert, zu St. Blasien im Schwarzwalde. Hiezu kommt noch, daß der Verf. selbst eine sehr beträchtliche musikalische Büchersamlung besitzt. Bey dem allen macht er nicht auf absolute Vollständigkeit Anspruch, die auch vielleicht in keinem andern Fache so schwer, als in diesem, zu erreichen steht. Theoretische und historisch-kritische Werke waren sein vorzügliches Augenmerk. Praktische Arbeiten gehörten nicht in seinen Plan, obgleich auch ihre Zusammenstellung sehr zu wünschen wäre. Der von dem Verf. zur Klassification solch eines Werks vorgeschlagene Entwurf wäre denn auch wohl der übersehbarste und zweckmässigste.

Bey seiner Arbeit selbst hat der Verf. eine systematische Ordnung und Abtheilung zum Grunde gelegt, ob er gleich selbst gesteht, daß diese wohl nirgend so große Schwierigkeiten habe, als in dem gegenwärtigen Fache. Hier wollen wir nur die Haupttheile dieses Entwurfs anführen. Der erste Theil enthält die Litteratur der Geschichte der alten und neuen Musik, sowohl im Allgemeinen, als bey einzelnen Völkern. In dem zweyten Theile ist die Litteratur der Theorie und Praxis der neuern Musik abgehandelt, und zuerst diejenige, welche die physikalische und mathematische Klanglehre betrifft; sodann die, welche auf die Anfangsgründe der praktischen Musik Beziehung hat. Hierauf folgt die Litteratur der Geschichte musikalischer Instrumente, und der dazu dienlichen Anweisungen; die Litteratur der Lehre von der Harmonie, der musikalischen Komposition, und der musikalischen Kritik. Endlich noch ein Verzeichniß musikalischer Manuskripte, welche in verschiedenen, theils öffentlichen, theils Privatbibliotheken aufbewahrt werden. Hiezu kommen am Schluß des Buches noch einige Verbesserungen und Zusätze, und ein Sach- und Namenregister. Dies letztere sowohl, als die vorausgeschickte

um-

umständliche Inhaltsanzeige erleichtern den Gebrauch dieses Buchs zum Nachschlagen, und helfen der Ungewißheit ab, in der man sonst vielleicht oft über die Rubriken seyn würde, unter welchen man einen Verfasser, oder irgend eine musikalische Schrift zu suchen hätte. Und da es mehrmals der Fall ist, daß der nämliche Verfasser, seiner verschiedenartigen Schriften wegen, unter mehrern Rubriken vorkommt, so dient das Namenregister dazu, die sämmtlichen von ihm angeführten Werke aufzufinden. Uebrigens sind die in diesem Buche gegebenen Nachrichten nicht blos bibliographisch, sondern zum Theil auch biographisch, indem der Verfasser oft selbst an mehr als Einem Orte die merkwürdigsten Lebensumstände der aufgeführten musikalischen Schriftsteller zugleich mit erwähnt hat. Nicht selten sind auch kritische Anmerkungen über den Werth der Bücher beygefügt; und bey den wichtigern oder nicht leicht in Jedermanns Händen befindlichen Werken, eine vollständige Inhaltsanzeige. Vielleicht kann der Verf. einigen in Ansehung dieses letztern Umstandes zuweilen allzu freygebig und weitläuftig scheinen. Da er indeß dies Verfahren vornehmlich nur bey den Systematikern, Kritikern und Encyklopädisten, oder Schriftstellern über allgemeinere und vermischte Gegenstände, beobachtet hat; so wird ihm mancher Forscher über einzelne Materien die Nachweisungen dieser Art ohne Zweifel Dank wissen. S. 204 ist das sehr selten gewordne Terminorum Musicorum Diffinitorium des Johann Tinctor der Länge nach eingerückt, die erste gedruckte musikalische Schrift, deren Druck Burney ins Jahr 1474 setzt. — Schade nur, daß, ohne des Verf. Schuld, und durch ein Mißverständniß seiner Vorschrift in der Druckerey, die ersten hundert Seiten dieses Buchs eine ziemlich unbehülfliche und verwirrende Form erhalten haben, indem hier alles in Eins fort, und nicht, wie in der Folge, spaltenweise, noch mit gehörigen Absätzen und Unterscheidung der Namen durch Schwabacherschrift, abgedruckt ist. Gerade hier, z. B. bey den Notizen von den griechischen Schriftstellern über die Musik, die hier überaus gut und vollständig geliefert sind, wäre solch eine Unterscheidung und Auszeichnung für die bessere Uebersicht und leichtere Auffindung sehr nützlich gewesen.

Nicht wohl läßt sich die verhältnißmäßige Richtigkeit u. Vollständigkeit eines Buchs von dieser Art vermittelst der Durchlesung desselben und der dabey angestellten Prüfung eines Recensenten beurtheilen. Bey litterarischen Hülfsbüchern,

wie das gegenwärtige, fällt der Werth in dieser Hinsicht nur über- haupt und allgemein in die Augen; und nach diesem Augen- schein zu urtheilen, hat die Arbeit des Verf. allerdings einen Vorzug vor allen ähnlichen bisherigen Versuchen, und ge- währt einen solchen hohen Grad von Befriedigung, der dem Fleisse und der gewiß mühsamen Nachforschung des Verfassers nicht wenig Ehre macht. Aber der fernere und öftre Ge- brauch des Buchs beym Nachschlagen muß erst das Nähere entscheiden, und die etwa hie und da vorkommenden Mängel und Lücken bemerklich machen. Es ist daher zu wünschen, daß Leser, welche diese Litteratur zu ihrem Handbuche machen, das, was sie von dieser Art finden und sammeln, dem Verf. mittheilen möchten, damit er davon in einem Supplement, oder bey einer zweyten Auflage Gebrauch machen könne. Seine angehängten Zusätze und Verbesserungen beweisen schon, daß ihm dergleichen Erinnerungen und Nachweisungen gewiß willkommen seyn werden; und jedem Liebhaber dieses Theils der Kunstlitteratur muß daran gelegen seyn, dieß so gut angefangene und schon so weit fortgeführte Unternehmen zur immer größern Vollständigkeit und Richtigkeit zu be- fördern.

Edk.

Beyträge zur Geschichte der Philosophie, herausge- geben von Georg Gustav Fülleborn, Professor am Elisabethanum in Breslau. Viertes Stück. Züllichau und Freystadt, in der Frommannischen Buchhandlung. 1794. in 8. 219 S. 14 gr.

Die sechs Abhandlungen dieses Stückes sind alle vom Her- ausgeber. Den Anfang macht die Abhandlung über Christian Thomasens Philosophie, mit Auszügen aus seinen Schriften. Sie ist sehr ausführlich und lehrreich; in den Auszügen aus des berühmten Mannes speculativen, besonders psychologischen Schriften, finden wir nichts ihm eigenes, oder vorzüglich er- hebliches. Thomas verdankt seinen Ruhm nicht so sehr seinem erfinderischen Geiste, als vielmehr dem Eifer, womit er ge- meinschädliche Vorurtheile bestritt, und die Freyheit des Den- kers verfocht. Die zweyte Abhandlung betrifft die Geschichte der philosophischen Kunstsprache unter den Deutschen. Chri-

stian

[illegible] Thomas war der erste, der wegen seines Strebens nach populärer Philosophie, manche philosophische Kunstwörter in unsere Sprache übertrug, und hierin besonders Aufsehen machte; ihm folgten Wolf, Gottsched, nebst zahlreichen Neueren. Die dritte Abhandlung enthält einige Resultate aus der Geschichte der Philosophie, die mit Scharfsinn gezogen sind, und Beherzigung verdienen. Die vornehmsten sind: der menschliche Geist ist zur Philosophie berufen; die trostreichen Lehren der Vernunft haben durchaus mehr Freunde und Vertheidiger, als Gegner und Leugner, gefunden; die Wahrheit zeigt sich dem menschlichen Geiste nie ganz und auf einmal. Viertens wird eine kurze Geschichte der Logik bey den Griechen gegeben: bis auf Aristoteles muß man drey Perioden unterscheiden. In der ersten zeigen sich Spuren eines logischen Verfahrens in Urtheilen und Schlüssen über Gegenstände der Speculation, ohne daß man dies Verfahren auf deutlich gedachte Regeln brachte. In der zweyten fieng der Scharfsinn an zu schwelgen, und sich in Spitzfindigkeiten zu gefallen. In der dritten fiengen die Philosophen an, dieser Fertigkeit sich mehr zur Untersuchung der Wahrheit, als zu blendenden Raisonnements zu bedienen. Mit Aristoteles fängt die Logik an Wissenschaft zu werden. Der Plan zu einer Geschichte der Philosophie, welchen die fünfte Abhandlung giebt, besteht darin, daß man sie in vier Theile zerlegen solle, deren erster die Litteratur und die kritischen Untersuchungen über die Quellen und Hülfsmittel enthält; der andere, die Geschichte der Völker erzählt, bey welchen die Philosophie geblühet hat, und die Biographieen der wichtigsten Philosophen liefert; der dritte die eigentliche Geschichte der Philosophie vorträgt; der letzte endlich die specielle Geschichte der Theile der Philosophie, und einzelner wichtiger Lehren in sich faßt. Allerdings läßt sich so abtheilen; ob aber nicht dadurch das große Ganze zu sehr zerstückelt, und der Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen im Gange des Ganzen, zu sehr abgebrochen wird, ist eine andere Frage. Am rathsamsten ist es wohl, daß man die Geschichte der Wissenschaft nach mehreren Planen bearbeite, damit jeder nach seinem Bedürfniße, und seiner Denkart sich die wählen könne, welche ihm am angemeßensten ist. Jeder Plan hat eigne Vortheile, und eigne Nachtheile. Die sechste Abhandlung enthält lesenswerthe Bemerkungen über die Verschiedenheit der alten und neuen Philosophie.

F.

Denkschrift auf Salomo Geßner. Aus dem Italienischen des Abbate Bertola. Görlitz, bey Hermsdorf und Anton. 1794. VI. und 143 Seiten. 8. 8 gr.

Sonderbar genug, daß ein Ausländer, ein Italiener es ist, der, so viel Rec. weiß, unserm verewigten Geßner das haltbarste Denkmal gesetzt hat! Die Vertraulichkeit des Herrn B. mit deutscher Litteratur, ist aus mehrern Schriften desselben bekannt, so wie die Uebertragung Geßnerischer Idyllen in seine Muttersprache, von welchem Versuch er jedoch selber gesteht, daß er ihn viel zu jung unternommen habe. Seit vielen Jahren schon war er mit dem Verfasser in Briefwechsel gewesen, und mehrmals von ihm in die Schweitz eingeladen worden. Im Jahr 1787 endlich, kurz also vor G. Tode, unternahm er die Reise nach den Rheingegenden, und ließ, wie man denken kann, seinen Freund in Zürich nicht unbesucht. Dieser befand mit seiner liebenswürdigen Familie sich damals auf dem Landhause im Sylwalde, und obgleich Hr. B. in Hofnung auf der Rückreise länger bleiben zu können, kaum einen Tag daselbst verweilte, so hat er diesen einzigen Tag doch dergestalt zu benutzen gewußt, daß daraus eine genaue, und gar nicht unbefriedigende Schilderung seines Freundes erwachsen ist.

Rec. der es ebenfalls unter die Freuden seines Lebens zählt, die Freundschaft eines Geßners sich erworben, und den vertrauten Umgang desselben wiederholt genossen zu haben, stößt in dieser Denkschrift auf nichts, was er als seine eigne Meynung nicht ohne Bedenken unterschriebe. Freylich war G. kein Mann, der auf den ersten Blick gefiel, oder gefallen wollte; denn sehr bald mußte einem so geraden, anspruchslosen Kopfe seine Celebrität lästig werden; desto mehr gewann er in näher und sicherer gewordnem Umgange. Seine Denk- u. Handelsart war alsdann der beste Commentar zu der originalen, aus edler Seele quellenden Simplicität, die seine Schriften insgesammt beseelt, u. solche unsterblich machen wird. Alles was der Italiener von seinem Freunde, als Schriftsteller betrachtet, und erzählt, wird jeder Leser lehrreich, unterhaltend, und schön gesagt finden; gesetzt auch, daß der Deutsche, denn wozu wäre sonst der Geschmack so verschieden? manchen Gegenstand der Kunst und Natur aus andern Gesichtspunkten ansähe. Wenn

Herr

Herr H. ihn als Maler unter dem Poetischen finden, so hätte das Materielle doch billig mehr in Anschlag gebracht werden sollen. Als Kunstwerke also, die nicht Oelmalerey sind, bleiben seine Gemälde allemal Meisterstücke; und daß Landschaften noch sobald nicht die starke Seite Italienischer Künstler und Kunstliebhaber seyn werden, blickt schon aus der Kleinlichkeit hervor, die überall an den Figuren, womit G. seine lieblichen Schildereyen ausstaffirte, zu kritteln sucht. Als ob diese Nebendinge, den Liebhaber schöner Natur, in dem Genuß Geßnerischer Malerey nur einen Augenblick stören könnten! — Allein diese kleine ultramontane Pedanterey ersetzt Herr H. reichlich, durch die an dankbaren Enthusiasmus gränzende Wärme, womit er den Character seines Freundes aus jedem Verhältnisse beleuchtet. Auch seine häusliche Lage wird mit reizenden Farben geschildert, und zugleich so treu, daß Rec. nicht ohne innige Rührung alle diese Stellen gelesen, und wiedergelesen hat. Geßners Wittwe, gebohrne Heidegger, gehört unter die Trefflichsten ihres Geschlechts; und ohne die Liebe einer solchen Gattin, würde G. schwerlich der Schriftsteller und Mann geworden oder geblieben seyn, dessen Verlust seine zahlreichen Verehrer noch lange betrauern werden.

Allerdings sieht man der Arbeit des ungenannten, aber nicht schwer zu errathenden Uebersetzers es an, daß solche mit Antheil gefertiget ward, und nicht unter der Würde des Originals bleiben wollte. Wenn daher dennoch das Ganze diejenige ungeschminkte Darstellung nicht hat, wodurch ein Denkmal auf Geßnern allein sich auszeichnen kann: so ist dieser Umstand unstreitig dem in einer Sprache geschriebnen Original beyzumessen, die schon viel zu verkünstelt und weitschweifig geworden ist, als ihren itzigen Prosaisten, einen auf gut Xenophontisch ins Herz gleitenden, alles Prunks entladnen Vortrag noch zu erlauben.

En.

Erziehungsschriften.

Archiv der Erziehungskunde für Deutschland. Drittes Bändchen. Weißenfels und Leipzig, bey Severin. 1793. [illegible] S. 8. 12 gr.

Der

Der erste Aufsatz mit der Ueberschrift: Wie kann Deutschland vor einer Rebellion bewahrt werden? — ist in dem diesem Archive eigenen zuversichtlichen Ton geschrieben, übrigens sehr oberflächlich und unbedeutend. Der Verf. giebt sich das Ansehen von vieler Menschenkenntniß, Erfahrung, politischer Einsicht, und nimmt einen Lehrton an, der um so widriger ist, je trivialer die Sachen sind, die er vorbringt. Nach der Ueberschrift sollte man hier Untersuchungen oder Vorschläge erwarten, die in besonderer Beziehung auf die Lage und die politische und religiöse Verfassung des deutschen Reichs, auf den Charakter, die Cultur und Bedürfnisse seiner Bewohner statt finden; und alles, was man hier findet, läuft auf die kahle, schon von vielen andern gemachte Behauptung hinaus, daß Aufklärung das beste Mittel wäre, Empörungen zu verhindern. Wir sagen die kahle Behauptung, nicht als ob wir sie überhaupt für ungegründet hielten, sondern weil sie hier durch magre Gründe unterstützt ist, und dasselbe nicht blos von Deutschland, sondern auch von andern Staaten gilt. So lange man den Begriff der Aufklärung nicht gehörig bestimmt, so lange ist alles Streiten für und wider dieselbe ein blosses Streiten de lana caprina. Auch ist es nicht genug, den Begriff derselben entwickelt zu haben, sondern es kömmt eben so viel darauf an, die Mittel zu bestimmen, wodurch sie befördert wird. Der Fürst, der die Lehr- und Preßfreyheit auf das engste einschränkt, kann eben so sehr für die Aufklärung seines Volkes zu sorgen glauben, als derjenige, der alle Schranken derselben aufhebt. Der Gegenstand ist viel zu weit umfassend, als daß er auf wenigen Seiten abgebracht werden könnte, und mit solchen Dekamationen und Exklamationen, wie hier, wird nichts ausgerichtet. — Wenn der Verf. gleich damit anfängt, daß jedem aufmerksamen Beobachter der Geschichte der Menschheit sich die Bemerkung aufdringen müßte, daß alle Revolutionen ihre erste Quelle in den Vorstellungen hätten, mit denen sich der Geist einer Nation beschäfftigte: so sagt er etwas sehr gemeines und doch nur halb wahres. Freylich haben die Vorstellungen der Menschen in so weit einen Antheil an den Revolutionen, als die Menschen nur durch Vorstellungen, sie mögen nun dunkel, klar oder deutlich seyn, zum Handeln bewogen werden; aber die erste Quelle liegt nicht in den Vorstellungen, sondern in den Umständen, die diese Vorstellungen erzeugten. Und was soll man dazu sagen, wenn der Verf. fortfährt, „daß man sich

„wun-

„wundern müßte, daß noch in keinem der europäischen Staa„ten, wo man doch die Regierungskunst aus dem Grunde zu „verstehen wähnte, dafür gesorgt worden wäre, ein eignes „Kollegium zu errichten, von welchem der menschliche Geist „bey seinem großen Gewerbe mit Vorstellungen zweckmäßig „geleitet würde?" Ein eignes Kollegium für die Vorstellungen einer Nation ist eine abentheuerliche Idee; sonst aber bemühen sich die Regierungen allerdings durch die Unterrichts- Lehr- Censur- und andere Anstalten den Geist der Nation zu bilden, auf gewisse Gegenstände vorzüglich hinzuleiten, und manche Wahrheiten vor andern in Umlauf zu bringen oder zurückzuhalten.

II. **Beschreibung der jetzigen Verfassung des königlichen Pädagogiums zu Halle.** Vorzüglich werden die Verdienste, die der jetzige Direktor Hr. O. C. R. Niemeyer um diese Anstalt hat, gerühmt. Die Einleitung dazu ist aber sehr schlecht gerathen. So heißt es z. B.: „Ist dieser „(der Aufseher einer Erziehungsanstalt) ein Mann, in dessen „Verstande Licht und Schatten eine glückliche Vertheilung „gewonnen; dessen Forscherblick selbst bey Gegenständen von „Atomengestalt zu verweilen geübt ist; ein Mann, der Irr„thumsdrange Wahrheit entgegenzustellen weiß; der kraftvoll „die Fesseln zersprengt, die Sinnlichkeit und Vorurtheil ihm „schmieden." rc. rc.

III. **Revision des gesammten Unterrichts auf Schulen und Erziehungsanstalten. Zweyter Abschnitt. Ueber intellectuelle Bildung.** Schon bey der Anzeige des ersten Abschnittes (im zweyten Bändchen) haben wir bemerkt, wie viel Einsicht, Mäßigung und Delicatesse dieser Gegenstand erfordere, und wie wenig sich eine solche Sprache dazu schicke, als der Verfasser angenommen habe. In dieser Fortsetzung aber wird der Ton noch viel härter, anmaßender und absprechender. Es fällt dem Verfasser nie ein, daß er irren könnte, sondern was er sagt, sagt er mit einer Zuversichtlichkeit, als ob kein Zweifel dagegen möglich wäre. „Wir wollen sie „überführen; wir wollen ihnen zeigen; wir verlangen; wir „fordern; wir warnen; wir wünschen; wir bitten" rc. — das sind die Wendungen, mit denen er von einer Behauptung zur andern fortgeht. Oder: „man irret, wenn man glaubt; man bedenke; man überlege, man, man, man rc. Oder: „Lehrer, thut ins künftige eure Pflicht besser! u. dgl. m."

Zu dieser eben nicht sehr edlen Simplicität kommt noch ein schwerfälliger Styl, eine inkorrekte Sprache, hie und da gesuchte Ausdrücke und Redensarten, wodurch allein schon der Aufsatz beynahe unlesbar wird. Nur ein paar Beyspiele: S. 54. „thöricht wäre es, wenn man glaubte, daß alles von „den Philosophen zu Tage gebrachte gleich wichtig und ohne „Schlackengemische wäre.“ S. 59. „Bey einer andern „Klasse (von Gelehrten) findet man hin und wieder philosophi„sche Kenntnisse, die aber bey näherer Untersuchung nur Ge„dächtnißsache sind, sich leicht an dem Gepräge der Zeit „erkennen lassen, wo sie aufgefaßt wurden, und bey Ver„haltung besserer Speise (!!) mit einer Anhänglichkeit „vertheidigt werden, wie ꝛc.“ S. 67. „Deutlichkeit der Vor„stellungen beruht einzig und allein auf ein Bewußtseyn sei„ner Merkmale.“ S. 78. „Sehr zu empfehlen ist, zwey „Erzählungen von der nehmlichen Begebenheit zu gebrauchen, „davon die erstere einseitige Urtheile enthält, die andere mit „gesunden Augen des Verstandes gemacht worden ist.“ — Nicht anziehender sind die Sachen selbst. Der Verf. sucht zwar seiner Abhandlung durch die Aufführung der Kantischen Eintheilung des Vorstellungsvermögens und der Vorstellungen einen philosophischen Anstrich zu geben (und wir wundern uns fast, daß er ihr nicht auch die modische Aufschrift: „nach Kantischen Prinzipien“ gegeben hat), die Folgerungen aber, die er daraus herleitet, beweisen hinreichend, wie wenig sie hier am rechten Orte stand. Vieles von dem was hier gesagt wird, sind sehr allgemeine längst erkannte Wahrheiten, die des Aufwands von Worten gar nicht bedurften; andere Behauptungen sind nach unserm Urtheil nur halb wahr, andere ganz irrig, sie alle zu bestreiten, gehört nicht hieher; wir wollen nur bey einer stehen bleiben. So wie der Verf. die Einrichtung der Schulen und den Unterricht in denselben überhaupt fast zum beständigen Gegenstand seines Tadels und seiner Deklamationen macht, so eifert er auch besonders dagegen, daß man bisher in den Schulen Logik vorgetragen habe. Man hätte sich eingebildet, meint er, daß sie die Wissenschaft wäre, die uns richtig denken lehrte. „Aber, setzt er hinzu, welcher un„verzeihlicher Betrug! Die Logik hat einzig und allein die „allgemeine Form des Denkens, die nothwendigen Gesetze des „Verstandes zu ihrem Gegenstande. Diese Gesetze des Den„kens sind schon in jedem Verstande vorhanden, und können „nicht erst erworben werden. Ihre Erkenntniß giebt uns nur

„Auf-

Aufschluß über einen wichtigen Gegenstand des menschlichen Wissens; aber wir gelangen dadurch weder zur grössern Fertigkeit des Gebrauchs unserer Verstandeskräfte (bey Bildung deutlicher Begriffe, richtiger Urtheile und Zusammenstellung mehrerer einzelner Kenntnisse zu einem Ganzen); noch auch zu allen jenen Kenntnissen, welche verständigen Menschen unentbehrlich sind. Wie sehr würde man über den Künstler lachen, der seinem Lehrlinge blos die Formen seiner Kunstprodukte vorzeigte, und nun im Ernste glaubte, ihm nicht nur die Fertigkeit, diese Formen zu gebrauchen, beygebracht, sondern auch, was noch weit mehr ist, mit den Formen zugleich auch die Materialien zu den Kunstwerken gegeben zu haben!" — Dieses seichte Geschwätz kann zugleich eine Probe seyn, mit welchen Augen der Verf. den Schulunterricht ansieht, und wie wenig er im Stande ist ihn richtig zu beurtheilen. Mag es seyn, daß manche Lehrer diese unrichtige Vorstellung von der Logik haben, und daß diese Wissenschaft auf manchen Schulen auf eine sehr unfruchtbare Weise gelehrt wird, so verdient sie deswegen nicht durchaus von den Schulen verbannt zu werden. Eben dadurch, daß sie sich mit den Gesetzen des Denkens oder mit der Beschaffenheit unserer Begriffe, Urtheile und Schlüsse überhaupt beschäfftigt, das heißt, mit einem Gegenstande, der in unserm Verstande selbst gegründet ist, und nicht ausser uns gesucht werden darf — wird sie ganz vorzüglich für den Unterricht der Jugend brauchbar. Ein jeder Mensch hat Begriffe, er urtheilt, er schließt. Man findet also den Stoff für die Logik schon in dem Kopf des Jünglings vorräthig, und braucht ihn nur zu entwickeln. Es ist nicht schwer, den jungen Menschen dahin zu leiten, daß er selbst bald auf die Verschiedenheit seiner Begriffe entweder in Ansehung ihres Umfangs oder ihres Inhalts, bald auf ihre Verhältnisse unter einander oder zum Erkenntnißvermögen, bald auf ihre Entstehung u. s. w. achtet, und so seinen Verstand im Vergleichen, Unterscheiden, Verbinden, Abstrahiren auch nicht sinnlicher Gegenstände, auch eben dadurch im Denken übt. Es kommt also nur darauf an, wie man die Logik behandelt, damit sie, wenn auch nicht eine unmittelbare, doch eine mittelbare Anleitung zum richtigen Denken werde. Ein vortreffliches Muster einer solchen Methode hat bekanntlich Engel in seinem Versuch die Logik aus platonischen Dialogen zu entwickeln gegeben. Was diese aber bey Gelegenheit der platonischen Dialogen thut, kann auch in einer

für

für die Logik besonders bestimmten Stunde geschehen. Man kann es daher nicht ohne Unwillen lesen, wenn der V. nach der vorhin angeführten Stelle fortfährt: „Wir würden dieses, für „gewisse Schullehrer sehr beschämende Beyspiel nicht angeführt „haben, wenn wir nicht wüßten, daß man die Schande der„selben nicht genug aufdecken kann, weil gerade diese es sind, „welche unter den Lehrern so eingenommen von sich denken, „und mit einer unbegreiflichen Dreistigkeit die neuen Päda„gogiker schmähen, wenn diese ihnen einen vernünftigen Un„terricht mit aller Bescheidenheit an die Hand geben wol„len." — Die Bescheidenheit soll der Verfasser sich noch erst erwerben.

IV. Plan zur Nationalerziehung in Frankreich und V. Prüfung derselben. Der Verf. rühmt den Gedanken einer Nationalerziehung, und billigt den vorhergehenden Plan im Allgemeinen; sehr richtig aber bemerkt er auch die Mängel desselben in Ansehung einzelner Gegenstände des Unterrichts. Wenn er die deutschen Universitäten wegen ihrer Größe und der Mannichfaltigkeit der Disciplinen, die daselbst vorgetragen werden, tadelt, so ist doch auf der andern Seite nicht zu verkennen, was für große Vortheile eben diese Einrichtung mit sich führt.

VI. Aphorismen zur zweckmäßigen Verbesserung der Universitäten. Daß alle unsere Universitäten, wie alle Institute von so grossem Umfange, ihre Mängel haben, wem ist das unbekannt, und wer wünscht nicht, diese Mängel nach und nach vermindert zu sehen, wenn sie nicht ganz abgeschaft werden können? Es ist leicht über diese Unvollkommenheiten zu klagen, aber es ist schwer, wo nicht unmöglich, sie ganz aus dem Wege zu räumen, ohne daß andere, vielleicht noch grössere, an ihre Stelle treten. Manche von diesen Unvollkommenheiten werden in diesem Aufsatze richtig bemerkt, auf der andern Seite aber wird den Akademieen manches zur Last gelegt, was nicht auf ihre Rechnung gesetzt werden kann. Ueberhaupt würden die meisten von den Uebeln, worüber man gemeiniglich klagt, wegfallen, wenn erstens die jungen Leute nicht so unreif auf die Universität giengen; zweytens, wenn sie mehr Moralität und anständigere Sitten vom Hause mitbrächten, oder, zu Hause eine bessere Erziehung genossen hätten; drittens, wenn sie von ihren Eltern und Vormündern nicht auf eine unvernünftige Weise in ihren Unordnungen und

Aus-

Anschuldigungen unterstützt würden. Die Schuld fällt also meistentheils auf die Eltern und nicht auf die Universitäten. Sollen diese keine moralische Treibhäuser oder Zwangsanstalten werden, so dürfen nicht alle Tritte und Schritte der Studirenden durch Gesetze bestimmt und durch Aufpasser beobachtet werden. Wenn soll denn der junge Mann anfangen, sich selbst zu regieren? und wenn auch ein solches beständiges Leiten und Gängeln manchen sehr heilsam wäre, wie unerträglich müßte es nicht grade den bessern Subjekten seyn, die ihren eigenen Gang zu gehen vermögend sind. — Die Prüfungen der angehenden Studirenden auf den Universitäten selbst gefallen uns gar nicht. Sie gehören für die Schulen und Konsistorien. Der akademische Lehrer kennt die Lage nicht, in der der junge Mensch gewesen ist, und kann also nicht beurtheilen, wie er sie benutzt hat. Wie mancher kommt von einer elenden Schule, wo er nicht viel zu lernen Gelegenheit hatte, holt aber durch seinen Fleiß auf der Akademie das Versäumte ein, und wird ein sehr gelehrter Mann? Ein anderer will blos zu seinem Vergnügen eine Wissenschaft treiben oder gewisse Kollegia hören, bringt aber übrigens wenig oder gar keine Schulkenntnisse mit. Soll man den zurückweisen? Die Universitäten müssen liberale Institute seyn, wo es einem jeden frey stehen muß, so viel oder so wenig zu lernen, als er will. Nachgehends ist es die Sache der Regierung an einem jeden Ort dafür zu sorgen, ihre Aemter nicht mit unwissenden Leuten zu besetzen. Wer da weiß, daß er einmal nur durch seine Kenntnisse Brod und Ehre erlangt, der wird schon fleißig seyn; und ist er es nicht, so darf man ihn auch nicht bedauern, wenn Hunger und Schande sein Theil wird. Der Universität aber kann man keinen Vorwurf machen; sie hat alles gethan, wenn sie ihm die Gelegenheit verschafft hat, etwas zu lernen. — Die moralischen Reden, die der Verf. vorschlägt, scheinen uns ein sehr unwirksames Mittel zur Beförderung der Moralität. Denn werden sie nicht in eben dem Maaß ihren Reiz und ihre Wirksamkeit verlieren, als sie allgemeiner und öffentlicher werden? Nicht die Orden überhaupt, sondern die geheimen Orden haben für die meisten Menschen einen so großen Reiz.

VII. **Prüfung eines Plans zur Festsetzung des Elementarunterrichts in kombinirten Bürger- und Gelehrtenschulen** — enthält eine Kritik von Herrn Günthers Aussichten zur Festsetzung rc., die für diesen im Ganzen sehr vortheilhaft ist.

wie das gegenwärtige, fällt der Werth in dieser Hinsicht nur überhaupt und allgemein in die Augen; und nach diesem Augenschein zu urtheilen, hat die Arbeit des Verf. allerdings einen Vorzug vor allen ähnlichen bisherigen Versuchen, und gewährt einen solchen hohen Grad von Befriedigung, der dem Fleisse und der gewiß mühsamen Nachforschung des Verfassers nicht wenig Ehre macht. Aber der fernere und öftre Gebrauch des Buchs beym Nachschlagen muß erst das Nähere entscheiden, und die etwa hie und da vorkommenden Mängel und Lücken bemerklich machen. Es ist daher zu wünschen, daß Leser, welche diese Litteratur zu ihrem Handbuche machen, das, was sie von dieser Art finden und sammeln, dem Verf. mittheilen möchten, damit er davon in einem Supplement, oder bey einer zweyten Auflage Gebrauch machen könne. Seine angehängten Zusätze und Verbesserungen beweisen schon, daß ihm dergleichen Erinnerungen und Nachweisungen gewiß willkommen seyn werden; und jedem Liebhaber dieses Theils der Kunstlitteratur muß daran gelegen seyn, dieß so gut angefangene und schon so weit fortgeführte Unternehmen zur immer größern Vollständigkeit und Richtigkeit zu befördern.

Edk.

Beyträge zur Geschichte der Philosophie, herausgegeben von Georg Gustav Fülleborn, Professor am Elisabethanum in Breslau. Viertes Stück. Züllichau und Freystadt, in der Frommannischen Buchhandlung. 1794. in 8. 219 S. 14 gr.

Die sechs Abhandlungen dieses Stückes sind alle vom Herausgeber. Den Anfang macht die Abhandlung über Christian Thomasens Philosophie, mit Auszügen aus seinen Schriften. Sie ist sehr ausführlich und lehrreich; in den Auszügen aus des berühmten Mannes speculativen, besonders psychologischen Schriften, finden wir nichts ihm eigenes, oder vorzüglich erhebliches. Thomas verdankt seinen Ruhm nicht so sehr seinem erfinderischen Geiste, als vielmehr dem Eifer, womit er gemeinschädliche Vorurtheile bestritt, und die Freyheit des Denkers verfocht. Die zweyte Abhandlung betrifft die Geschichte der philosophischen Kunstsprache unter den Deutschen. Christian

[ill]an Thomas war der erste, der wegen seines Strebens nach popularer Philosophie, manche philosophische Kunstwörter in unsere Sprache übertrug, und hierin besonders Aufsehen machte; ihm folgten Wolf, Gottsched, nebst zahlreichen Neuern. Die dritte Abhandlung enthält einige Resultate aus der Geschichte der Philosophie, die mit Scharfsinn gezogen sind, und Beherzigung verdienen. Die vornehmsten sind: der menschliche Geist ist zur Philosophie berufen; die trostreichen Lehren der Vernunft haben durchaus mehr Freunde und Vertheidiger, als Gegner und Leugner, gefunden; die Wahrheit zeigt sich dem menschlichen Geiste nie ganz und auf einmal. Viertens wird eine kurze Geschichte der Logik bey den Griechen gegeben; bis auf Aristoteles muß man drey Perioden unterscheiden. In der ersten zeigen sich Spuren eines logischen Verfahrens im Urtheilen und Schlüßen über Gegenstände der Speculation; ohne daß man dies Verfahren auf deutlich gedachte Regeln brachte. In der zweyten fieng der Scharfsinn an zu schwelgen, und sich in Spitzfindigkeiten zu gefallen. In der dritten fiengen die Philosophen an, dieser Fertigkeit sich mehr zur Untersuchung der Wahrheit, als zu blendenden Raisonnements zu bedienen. Mit Aristoteles fängt die Logik an Wissenschaft zu werden. Der Plan zu einer Geschichte der Philosophie, welchen die fünfte Abhandlung giebt, besteht darin, daß man sie in vier Theile zerlegen solle, deren erster die Litteratur und die kritischen Untersuchungen über die Quellen und Hülfsmittel enthält; der andere, die Geschichte der Völker erzählt, bey welchen die Philosophie geblühet hat, und die Biographieen der wichtigsten Philosophen liefert; der dritte die eigentliche Geschichte der Philosophie vorträgt; der letzte endlich die specielle Geschichte der Theile der Philosophie, und einzelner wichtiger Lehren in sich faßt. Allerdings läßt sich so abtheilen; ob aber nicht dadurch das große Ganze zu sehr zerstückelt, und der Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen im Gange des Ganzen, zu sehr abgebrochen wird, ist eine andere Frage. Am rathsamsten ist es wohl, daß man die Geschichte der Wissenschaft nach mehreren Planen bearbeite, damit jeder nach seinem Bedürfniße, und seiner Denkart sich die wählen könne, welche ihm am angemeßensten ist. Jeder Plan hat eigne Vortheile, und eigne Nachtheile. Die sechste Abhandlung enthält lesenswerthe Bemerkungen über die Verschiedenheit der alten und neuen Philosophie.

F.

Denkschrift auf Salomo Geßner. Aus dem Italienischen des Abbate Bertola. Görlitz, bey Hermsdorf und Anton. 1794. VI. und 143 Seiten. 8. 8 gr.

Sonderbar genug, daß ein Ausländer, ein Italiener es ist, der, so viel Rec. weiß, unserm verewigten Geßner das haltbarste Denkmal gesetzt hat! Die Vertraulichkeit des Herrn B. mit deutscher Litteratur, ist aus mehrern Schriften desselben bekannt, so wie die Uebertragung Geßnerischer Idyllen in seine Muttersprache, von welchem Versuch er jedoch selber gesteht, daß er ihn viel zu jung unternommen habe. Seit vielen Jahren schon war er mit dem Verfasser in Briefwechsel gewesen, und mehrmals von ihm in die Schweitz eingeladen worden. Im Jahr 1787 endlich, kurz also vor G. Tode, unternahm er die Reise nach den Rheingegenden, und ließ, wie man denken kann, seinen Freund in Zürich nicht unbesucht. Dieser befand mit seiner liebenswürdigen Familie sich damals auf dem Landhause im Sylwalde, und obgleich Hr. B. in Hofnung auf der Rückreise länger bleiben zu können, kaum einen Tag daselbst verweilte, so hat er diesen einzigen Tag doch dergestalt zu benutzen gewußt, daß daraus eine genaue, und gar nicht unbefriedigende Schilderung seines Freundes erwachsen ist.

Rec. der es ebenfalls unter die Freuden seines Lebens zählt, die Freundschaft eines Geßners sich erworben, und den vertrauten Umgang desselben wiederholt genossen zu haben, stößt in dieser Denkschrift auf nichts, was er als seine eigne Meynung nicht ohne Bedenken unterschriebe. Freylich war G. kein Mann, der auf den ersten Blick gefiel, oder gefallen wollte; denn sehr bald mußte einem so geraden, anspruchslosen Kopfe seine Celebrität lästig werden; desto mehr gewann er in näher und sicherer gewordnem Umgange. Seine Denk- u. Handelsart war alsdann der beste Commentar zu der originalen, aus edler Seele quellenden Simplicität, die seine Schriften insgesammt beseelt, u. solche unsterblich machen wird. Alles was der Italiener von seinem Freunde, als Schriftsteller betrachtet, uns erzählt, wird jeder Leser lehrreich, unterhaltend, und schön sicher finden; gesetzt auch, daß der Deutsche, denn wozu wäre sonst der Geschmack so verschieden? manchen Gegenstand der Kunst und Natur aus andern Gesichtspunkten ansähe. Wenn

Herr

Herr W. ihn als Maler unter dem Hollandischen findet, so hätte das Materielle doch billig mehr in Anschlag gebracht werden sollen! Als Kunstwerke also, die nicht Oelmalerey sind, bleiben seine Gemälde allemal Meisterstücke; und daß Landschaften noch sobald nicht die starke Seite Italienischer Künstler und Kunstliebhaber seyn werden, blickt schon aus der Kleinlichkeit hervor, die überall an den Figuren, womit G. seine lieblichen Schilderey[en] ausstaffirte, zu kritteln sucht. Als ob diese Nebendinge, den Liebhaber schöner Natur, in dem Genuß Geßnerischer Malerey nur einen Augenblick stören könnten! — Allein diese kleine ultramontane Pedanterey ersetzt Herr W. reichlich, durch die an dankbaren Enthusiasmus gränzende Wärme, womit er den Charakter seines Freundes aus jedem Verhältnisse beleuchtet. Auch seine häusliche Lage wird mit reitzenden Farben geschildert, und zugleich so treu, daß Rec. nicht ohne innige Rührung alle diese Stellen gelesen, und wiedergelesen hat. Geßners Wittwe, gebohrne Heidegger, gehört unter die Trefflichsten ihres Geschlechts; und ohne die Liebe einer solchen Gattin, würde G. schwerlich der Schriftsteller und Mann geworden oder geblieben seyn, dessen Verlust seine zahlreichen Verehrer noch lange betrauern werden.

Allerdings sieht man der Arbeit des ungenannten, aber nicht schwer zu errathenden Uebersetzers es an, daß solche mit Antheil gefertiget ward, und nicht unter der Würde des Originals bleiben wollte. Wenn daher dennoch das Ganze diejenige ungeschminkte Darstellung nicht hat, wodurch ein Denkmal auf Geßnern allein sich auszeichnen kann: so ist dieser Umstand unstreitig dem in einer Sprache geschriebnen Originale beyzumessen, die schon viel zu verkünstelt und weitschweifig geworden ist, als ihren itzigen Prosaisten, einen auf gut Xenophontisch ins Herz gleitenden, alles Prunks entladnen Vortrag noch zu erlauben.

En.

Erziehungsschriften.

Archiv der Erziehungskunde für Deutschland. Drittes Bändchen. Weißenfels und Leipzig, bey Severin. 1793. 290 S. 8. 12 gr.

Der

Der erste Aufsatz mit der Ueberschrift: Wie kann Deutschland vor einer Rebellion bewahrt werden? — ist in dem diesem Archive eigenen zuversichtlichen Ton geschrieben, übrigens sehr oberflächlich und unbedeutend. Der Verf. giebt sich das Ansehen von vieler Menschenkenntniß, Erfahrung, politischer Einsicht, und nimmt einen Lehrton an, der um so widriger ist, je trivialer die Sachen sind, die er vorbringt. Nach der Ueberschrift sollte man hier Untersuchungen oder Vorschläge erwarten, die in besonderer Beziehung auf die Lage und die politische und religiöse Verfassung des deutschen Reichs, auf den Charakter, die Cultur und Bedürfnisse seiner Bewohner statt finden; und alles, was man hier findet, läuft auf die kahle, schon von vielen andern gemachte Behauptung hinaus, daß Aufklärung das beste Mittel wäre, Empörungen zu verhindern. Wir sagen die kahle Behauptung, nicht als ob wir sie überhaupt für ungegründet hielten, sondern weil sie hier durch magre Gründe unterstützt ist, und dasselbe nicht blos von Deutschland, sondern auch von andern Staaten gilt. So lange man den Begriff der Aufklärung nicht gehörig bestimmt, so lange ist alles Streiten für und wider dieselbe ein blosses Streiten de lana caprina. Auch ist es nicht genug, den Begriff derselben entwickelt zu haben, sondern es kömmt eben so viel darauf an, die Mittel zu bestimmen, wodurch sie befördert wird. Der Fürst, der die Lehr- und Preßfreyheit auf das engste einschränkt, kann eben so sehr für die Aufklärung seines Volkes zu sorgen glauben, als derjenige, der alle Schranken derselben aufhebt. Der Gegenstand ist viel zu weit umfassend, als daß er auf wenigen Seiten abgebracht werden könnte, und mit solchen Dekamationen und Exklamationen, wie hier, wird nichts ausgerichtet. — Wenn der Verf. gleich damit anfängt, daß jedem aufmerksamen Beobachter der Geschichte der Menschheit sich die Bemerkung aufdringen müßte, daß alle Revolutionen ihre erste Quelle in den Vorstellungen hätten, mit denen sich der Geist einer Nation beschäfftigte: so sagt er etwas sehr gemeines und doch nur halb wahres. Freylich haben die Vorstellungen der Menschen in so weit einen Antheil an den Revolutionen, als die Menschen nur durch Vorstellungen, sie mögen nun dunkel, klar oder deutlich seyn, zum Handeln bewogen werden; aber die erste Quelle liegt nicht in den Vorstellungen, sondern in den Umständen, die diese Vorstellungen erzeugten. Und was soll man dazu sagen, wenn der Verf. fortfährt, „daß man sich

„wun-

„wundern müßte, daß noch in keinem der europäischen Staa„ten, wo man doch die Regierungskunst aus dem Grunde zu „verstehen wähnte, dafür gesorgt worden wäre, ein eignes „Kollegium zu errichten, von welchem der menschliche Geist „bey seinem großen Gewerbe mit Vorstellungen zweckmä„ßig geleitet würde?“ Ein eignes Kollegium für die Vorstellungen einer Nation ist eine abentheuerliche Idee; sonst aber bemühen sich die Regierungen allerdings durch die Unterrichts-Lehr-Censur- und andere Anstalten den Geist der Nation zu bilden, auf gewisse Gegenstände vorzüglich hinzuleiten, und manche Wahrheiten vor andern in Umlauf zu bringen oder zurückzuhalten.

II. Beschreibung der jetzigen Verfassung des königlichen Pädagogiums zu Halle. Vorzüglich werden die Verdienste, die der jetzige Direktor Hr. O. C. R. Niemeyer um diese Anstalt hat, gerühmt. Die Einleitung dazu ist aber sehr schlecht gerathen. So heißt es z. B.: „Ist dieser „(der Aufseher einer Erziehungsanstalt) ein Mann, in dessen „Verstande Licht und Schatten eine glückliche Vertheilung „gewonnen; dessen Forscherblick selbst bey Gegenständen von „Atomengestalt zu verweilen geübt ist; ein Mann, der Irr„thumsdrange Wahrheit entgegenzustellen weiß; der kraftvoll „die Fesseln zersprengt, die Sinnlichkeit und Vorurtheil ihm „schmieden.“ rc. rc.

III. Revision des gesammten Unterrichts auf Schulen und Erziehungsanstalten. Zweyter Abschnitt. Ueber intellectuelle Bildung. Schon bey der Anzeige des ersten Abschnittes (im zweyten Bändchen) haben wir bemerkt, wie viel Einsicht, Mäßigung und Delicatesse dieser Gegenstand erfordere, und wie wenig sich eine solche Sprache dazu schicke, als der Verfasser angenommen habe. In dieser Fortsetzung aber wird der Ton noch viel härter, anmaßender und absprechender. Es fällt dem Verfasser nie ein, daß er irren könnte, sondern was er sagt, sagt er mit einer Zuversichtlichkeit, als ob kein Zweifel dagegen möglich wäre. „Wir wollen sie „überführen; wir wollen ihnen zeigen; wir verlangen; wir „fordern; wir warnen; wir wünschen; wir bitten“ rc. — das sind die Wendungen, mit denen er von einer Behauptung zur andern fortgeht. Oder: „man irret, wenn man glaubt; man bedenke; man überlege, man, man, man rc. Oder: „Lehrer, thut ins künftige eure Pflicht besser! u. dgl. m.“

Zu dieser eben nicht sehr edlen Einkleidung kommt noch ein schwerfälliger Styl, eine inkorrekte Sprache, hie und da gesuchte Ausdrücke und Redensarten, wodurch allein schon der Aufsatz beynahe unlesbar wird. Nur ein paar Beyspiele: S. 54. „thöricht wäre es, wenn man glaubte, daß alles von „den Philosophen zu Tage gebrachte gleich wichtig und ohne „Schlackengemische wäre." S. 59. „Bey einer andern „Klasse (von Gelehrten) findet man hin und wieder philosophi„sche Kenntnisse, die aber bey näherer Untersuchung nur Ge„dächtnißsache sind, sich leicht an dem Gepräge der Zeit „erkennen lassen, wo sie aufgefaßt wurden, und bey Ver„haltung besserer Speise (!!) mit einer Anhänglichkeit „vertheidigt werden, wie rc." S. 67. „Deutlichkeit der Vor„stellungen beruht einzig und allein auf ein Bewußtseyn sei„ner Merkmale." S. 78. „Sehr zu empfehlen ist, zwey „Erzählungen von der nehmlichen Begebenheit zu gebrauchen, „davon die erstere einseitige Urtheile enthält, die andere mit „gesunden Augen des Verstandes gemacht worden ist." — Nicht anziehender sind die Sachen selbst. Der Verf. sucht zwar seiner Abhandlung durch die Aufführung der Kantischen Eintheilung des Vorstellungsvermögens und der Vorstellungen einen philosophischen Anstrich zu geben (und wir wundern uns fast, daß er ihr nicht auch die modische Aufschrift: „nach Kantischen Prinzipien" gegeben hat), die Folgerungen aber, die er daraus herleitet, beweisen hinreichend, wie wenig sie hier am rechten Orte stand. Vieles von dem was hier gesagt wird, sind sehr allgemeine längst erkannte Wahrheiten, die des Aufwands von Worten gar nicht bedurften; andere Behauptungen sind nach unserm Urtheil nur halb wahr, andere ganz irrig, sie alle zu bestreiten, gehört nicht hieher; wir wollen nur bey einer stehen bleiben. So wie der Verf. die Einrichtung der Schulen und den Unterricht in denselben überhaupt fast zum beständigen Gegenstand seines Tadels und seiner Deklamationen macht, so eifert er auch besonders dagegen, daß man bisher in den Schulen Logik vorgetragen habe. Man hätte sich eingebildet, meint er, daß sie die Wissenschaft wäre, die uns richtig denken lehrte. „Aber, setzt er hinzu, welcher un„verzeihlicher Betrug! Die Logik hat einzig und allein die „allgemeine Form des Denkens, die nothwendigen Gesetze des „Verstandes zu ihrem Gegenstande. Diese Gesetze des Den„kens sind schon in jedem Verstande vorhanden, und können „nicht erst erworben werden. Ihre Erkenntniß giebt uns nur

„Auf-

„Aufschluß über einen wichtigen Gegenstand des menschlichen „Wissens; aber wir gelangen dadurch weder zur grössern Fertigkeit des Gebrauchs unserer Verstandeskräfte (bey Bildung „deutlicher Begriffe, richtiger Urtheile und Zusammenstellung „mehrerer einzelner Kenntnisse zu einem Ganzen); noch auch „zu allen jenen Kenntnissen, welche verständigen Menschen „unentbehrlich sind. Wie sehr würde man über den Künstler „lachen, der seinem Lehrlinge blos die Formen seiner Kunstprodukte vorzeigte, und nun im Ernste glaubte, ihm nicht nur „die Fertigkeit, diese Formen zu gebrauchen, beygebracht, sondern auch, was noch weit mehr ist, mit den Formen zugleich „auch die Materialien zu den Kunstwerken gegeben zu haben!“ — Dieses seichte Geschwätz kann zugleich eine Probe seyn, mit welchen Augen der Verf. den Schulunterricht ansieht, und wie wenig er im Stande ist ihn richtig zu beurtheilen. Mag es seyn, daß manche Lehrer diese unrichtige Vorstellung von der Logik haben, und daß diese Wissenschaft auf manchen Schulen auf eine sehr unfruchtbare Weise gelehrt wird, so verdient sie deswegen nicht durchaus von den Schulen verbannt zu werden. Eben dadurch, daß sie sich mit den Gesetzen des Denkens oder mit der Beschaffenheit unserer Begriffe, Urtheile und Schlüsse überhaupt beschäfftigt, das heißt, mit einem Gegenstande, der in unserm Verstande selbst gegründet ist, und nicht ausser uns gesucht werden darf — wird sie ganz vorzüglich für den Unterricht der Jugend brauchbar. Ein jeder Mensch hat Begriffe, er urtheilt, er schließt. Man findet also den Stoff für die Logik schon in dem Kopf des Jünglings vorräthig, und braucht ihn nur zu entwickeln. Es ist nicht schwer, den jungen Menschen dahin zu leiten, daß er selbst bald auf die Verschiedenheit seiner Begriffe entweder in Ansehung ihres Umfangs oder ihres Inhalts, bald auf ihre Verhältnisse unter einander oder zum Erkenntnißvermögen, bald auf ihre Entstehung u. s. w. achtet, und so seinen Verstand im Vergleichen, Unterscheiden, Verbinden, Abstrahiren auch nicht sinnlicher Gegenstände, auch eben dadurch im Denken übt. Es kommt also nur darauf an, wie man die Logik behandelt, damit sie, wenn auch nicht eine unmittelbare, doch eine mittelbare Anleitung zum richtigen Denken werde. Ein vortreffliches Muster einer solchen Methode hat bekanntlich Engel in seinem Versuch die Logik aus platonischen Dialogen zu entwickeln gegeben. Was diese aber bey Gelegenheit der platonischen Dialogen thut, kann auch in einer

für

für die Logik besonders bestimmten Stunde geschehen. Man kann es daher nicht ohne Unwillen lesen, wenn der V. nach der vorhin angeführten Stelle fortfährt: „Wir würden dieses, für „gewisse Schullehrer sehr beschämende Beyspiel nicht angeführt „haben, wenn wir nicht wüßten, daß man die Schande der„selben nicht genug aufdecken kann, weil gerade diese es sind, „welche unter den Lehrern so eingenommen von sich denken, „und mit einer unbegreiflichen Dreistigkeit die neuen Päda„gogiker schmähen, wenn diese ihnen einen vernünftigen Un„terricht mit aller Bescheidenheit an die Hand geben wol„len." — Die Bescheidenheit soll der Verfasser sich noch erst erwerben.

IV. Plan zur Nationalerziehung in Frankreich und V. Prüfung derselben. Der Verf. rühmt den Gedanken einer Nationalerziehung, und billigt den vorhergehenden Plan im Allgemeinen; sehr richtig aber bemerkt er auch die Mängel desselben in Ansehung einzelner Gegenstände des Unterrichts. Wenn er die deutschen Universitäten wegen ihrer Größe und der Mannichfaltigkeit der Disciplinen, die daselbst vorgetragen werden, tadelt, so ist doch auf der andern Seite nicht zu verkennen, was für große Vortheile eben diese Einrichtung mit sich führt.

VI. Aphorismen zur zweckmäßigen Verbesserung der Universitäten. Daß alle unsere Universitäten, wie alle Institute von so grossem Umfange, ihre Mängel haben, wem ist das unbekannt, und wer wünscht nicht, diese Mängel nach und nach vermindert zu sehen, wenn sie nicht ganz abgeschaft werden können? Es ist leicht über diese Unvollkommenheiten zu klagen, aber es ist schwer, wo nicht unmöglich, sie ganz aus dem Wege zu räumen, ohne daß andere, vielleicht noch grössere, an ihre Stelle treten. Manche von diesen Unvollkommenheiten werden in diesem Aufsatze richtig bemerkt, auf der andern Seite aber wird den Akademien manches zur Last gelegt, was nicht auf ihre Rechnung gesetzt werden kann. Ueberhaupt würden die meisten von den Uebeln, worüber man gemeiniglich klagt, wegfallen, wenn erstens die jungen Leute nicht so unreif auf die Universität giengen; zweytens, wenn sie mehr Moralität und anständigere Sitten vom Hause mitbrächten, oder, zu Hause eine bessere Erziehung genossen hätten; drittens, wenn sie von ihren Eltern und Vormündern nicht auf eine unvernünftige Weise in ihren Unordnungen und

Aus-

Aufmunterungen unterstützt würden. Die Schuld fällt also meistentheils auf die Eltern und nicht auf die Universitäten. Sollen diese keine moralische Treibhäuser oder Zwangsanstalten werden, so dürfen nicht alle Tritte und Schritte der Studirenden durch Gesetze bestimmt und durch Aufpasser beobachtet werden. Wenn soll denn der junge Mann anfangen, sich selbst zu regieren? und wenn auch ein solches beständiges Leiten und Gängeln manchen sehr heilsam wäre, wie unerträglich müßte es nicht grade den bessern Subjekten seyn, die ihren eigenen Gang zu gehen vermögend sind. — Die Prüfungen der angehenden Studirenden auf den Universitäten selbst gefallen uns gar nicht. Sie gehören für die Schulen und Konsistorien. Der akademische Lehrer kennt die Lage nicht, in der der junge Mensch gewesen ist, und kann also nicht beurtheilen, wie er sie benutzt hat. Wie mancher kommt von einer elenden Schule, wo er nicht viel zu lernen Gelegenheit hatte, holt aber durch seinen Fleiß auf der Akademie das Versäumte ein, und wird ein sehr gelehrter Mann? Ein anderer will blos zu seinem Vergnügen eine Wissenschaft treiben oder gewisse Kollegia hören, bringt aber übrigens wenig oder gar keine Schulkenntnisse mit. Soll man den zurückweisen? Die Universitäten müssen liberale Institute seyn, wo es einem jeden frey stehen muß, so viel oder so wenig zu lernen, als er will. Nachgehends ist es die Sache der Regierung an einem jeden Ort dafür zu sorgen, ihre Aemter nicht mit unwissenden Leuten zu besetzen. Wer da weiß, daß er einmal nur durch seine Kenntnisse Brod und Ehre erlangt, der wird schon fleißig seyn; und ist er es nicht, so darf man ihn auch nicht bedauern, wenn Hunger und Schande sein Theil wird. Der Universität aber kann man keinen Vorwurf machen; sie hat alles gethan, wenn sie ihm die Gelegenheit verschafft hat, etwas zu lernen. — Die moralischen Reden, die der Verf. vorschlägt, scheinen uns ein sehr unwirksames Mittel zur Beförderung der Moralität. Denn werden sie nicht in eben dem Maaß ihren Reiz und ihre Wirksamkeit verlieren, als sie allgemeiner und öffentlicher werden? Nicht die Orden überhaupt, sondern die geheimen Orden haben für die meisten Menschen einen so großen Reiz.

VII. Prüfung eines Plans zur Festsetzung des Elementarunterrichtes in kombinirten Bürger- und Gelehrtenschulen — enthält eine Kritik von Herrn Günthers Aussichten zur Festsetzung ꝛc., die für diesen im Ganzen sehr vortheilhaft ist.

VIII. Die Beyträge für die pädagogische Erfahrungskunde sind merkwürdig. Der Curiosität wegen empfehlen wir unsern Lesern besonders die Beschreibung von der körperlichen Erziehung der Tochter des Herrn Lenz in Schnepfenthal, in ihrem ersten Lebensjahre. — Rezensionen und kurze Nachrichten machen wie gewöhnlich den Beschluß.

Na.

Praktische Anleitung zur lateinischen Sprache nach den Regeln der Bröderschen Grammatik, in leichten Beyspielen und Exercitien, von Georg Andreas Werner, Schullehrer zu Tübingen; mit einer Vorrede von M. Johann Georg Hutten. Erster Theil, für Anfänger; zweyte vermehrte Auflage. Tübingen, in Commißion bey Cotta. 1793. 13 Bogen in 8. Derselben Zweyter Theil, für mittlere Classen. Tübingen, 1793. 1 Alphabet in 8. 1 Rk.

Das lateinische Exercitienschreiben auf Schulen, und zwar in leichteren Compositionen schon von niedern Classen an, hat zwar in der neueren Schulmethodik nicht mehr so viel Gnade gefunden, und wäre beynahe Gefahr gelaufen, als ein Sohn der Magd aus dem Hause verstoßen zu werden. Allein man hat auch in dieser neueren Schulpädagogik manches zu rasch verworfen, wie Hr. Rector Hutten in der Vorrede richtig bemerkt. Man folgerte aus falschen Prämissen (z. E. hier aus der Voraussetzung, dieses Uebersetzen ins Lateinische solle der einzige und nächste Weg seyn, gute Stilisten zu bilden); oder man abstrahirte aus dem Erfolge einer bey einem oder ein paar Zöglingen gelungenen Lehrart. Genug die Erfahrung bewährt es, daß dergleichen Uebungen nützlich und nothwendig sind, weil die Regeln der Sprache den Knaben nur durch häufige Anwendung deutlich und geläufig werden.

Nun ist freylich beym Dictiren und Corrigiren einiger Zeitaufwand, und bey längeren Aufsätzen besonders ist mancher Lehrer oft verlegen, greift und stört lange unschlüssig herum, um etwas genießbares aufzutischen. Selbst etwas abzufassen, ist nicht jeder, und jeder nicht immer aufgelegt. Treibt er

eins

eine schmackhafte Stelle aus alten Auctoren auf, so ist er nicht sicher, daß ihm nicht der Schüler zuweilen vorkaufe. Oder greift er nach einer unterhaltenden Stelle eines deutschen Buches, so setzt es Mühe, die Wendungen und Idiotismen für Anfänger in eine fremde Sprache umzuwerfen. Um also dies wohlfeileren Kaufes zu haben, ist es in der That so übel nicht, dergleichen Materialien auf diese Art gleich feil zu haben. Hat der Lehrer, oder noch besser auch der Schüler ein solch Exempelbuch vor sich, so kann der letztere frisch weg, bald mündlich, bald schriftlich übersetzen, und beyde gewinnen an Zeit.

Der erste Theil des rubricirten Buches erschien 1792, und binnen Jahresfrist schon zum zweytenmale. Die Vermehrung erstreckt sich auf die Praxis der Conjugationen, und auf 30 vermischte Exercitien. Die Einrichtung ist diese. Es wird erst eine grammatische Regel angeführt, mit Verweisung auf die Brödersche (und hier im ersten Theile auch auf die Würtembergische) Grammatik: z. E. daß Adjectivum cum Substantivo übereinkomme; daß der Genitivus auf die Frage Wessen? stehe, u. s. w. Hinter jeder Regel kommen eine Menge Exempel, deutsch gegeben, statt daß sie in der gewöhnlichen Grammatik lateinisch angeführt sind. Diesem Deutschen stehn die lateinischen Vocabeln zur Seite, und so mag der Anfänger gleich die Composition vollenden, und die Regel ausüben, um sie sich desto besser einzudrücken. Der erste Theil erstreckt sich über den ganzen etymologischen Abschnitt der Bröderschen Grammatik, und hat zum Beschlusse einige gemischte und zusammenhängendere, aber kurze und leichte Aufsätze. Der zweyte Theil fängt von der Bröderschen Syntax an, und umfasset die ersten 20 Capitel derselben, hat auch anhangsweise einige längere Exercitien. Man kann sich die Einrichtung noch leichter vorstellen, wenn man sich denkt, daß in der Bröderschen Grammatik die Exempel zu den Regeln alle deutsch mit Hinzufügung der lateinischen Vocabeln ständen. Ein paarmal laufen auch wirklich Exempel mit unter, die bloße Uebersetzungen der Bröderschen sind, welches billig ganz vermieden seyn müßte, um den Schüler zur eignen Zusammensetzung zu zwingen.

Die Vorrede Hn. Huttens beym zweyten Theile ist nicht viel mehr als captatio benevolentiae, und ist einem solchen zeitsparenden Hülfsbuche wohl zu gönnen.

Mfg.

Dramatische Unterhaltungen zur Belehrung und zum Vergnügen junger Personen, von der Verfaßerin des blinden Kindes. Aus dem Englischen. Mit Kupfern. Leipzig, 1794. In der Gräffschen Buchhandlung. 19 Bogen in 8. 18 gr.

Allerdings sind diese kleine, wenn man will, Schauspiele, oder dramatische Gespräche, so beschaffen, daß sie zur Veredlung eines jugendlichen Herzens sehr lehrreich und nützlich seyn können. Es sind derselben acht: 1) **Carl der erste.** Es sind die letzten Scenen des Lebens dieses unglücklichen Königs in Unterredungen mit seinem Freund, dem Obristen Tomlinson, dem Bischof Juxon, und mit seinen Kindern. 2) **Die übeln Folgen einer heftigen Gemüthsart**, in dem Beyspiel eines jungen Frauenzimmers, das verwöhnt war, so oft ihr etwas nicht nach ihren Einfällen gieng, in Heftigkeit und Ungezogenheiten auszubrechen, und ihre Heilung durch die Folgen dieser üblen Gemüthsart. 3) **Die kleine Zeitverränderin**, die nie fertig wird, und kein Geschäffte mit Ordnung und Ausdaurung zu treiben gelernt hatte, und ihre würksame Bestrafung durch eine vernünftige Mutter. 4) **Die bedrängte Familie**, eines durch Unglücksfälle und Verfolgungen herabgekommenen Mannes von Stande, und deren Rettung durch den Herrn des harten Pachters, der ihn drückte, und deßen gutartige Kinder — ein rührendes Drama. 5) **Der kleine Landbesuch**, ein niedliches Drama, zur Beschämung des Stolzes vornehmer Stadtöchter durch den Umgang mit einem anspruchlosen, wohlgezogenen und geschickten Landmädchen, unter Leitung einer wohldenkenden Mutter. 6) **Empfindsamkeit** — einer einzigen Tochter in Uebertreibung des Schmerzens bey den geringsten Gelegenheiten, und geheilt durch die Kränkung, ihre rechtschaffene Mutter, bey einer zugestoßenen Ohnmacht, unter unthätigem Jammern, durch fremde Hände wieder zu sich selbst gebracht zu sehn. 7) **Die Dorfhochzeit** — einige bis zu Thränen rührende Scenen, die von Fürsten und Gutsbesitzern gelesen werden sollten, um zu lernen, wie leicht es sey, durch Handlungen der Herablassung und Wohlthätigkeit zufriedene und dankbare Unterthanen zu bekommen, bogenlange Tumultmandate unnöthig zu machen, und den Keim des Aufruhrs schon von ferne zu ersticken. 8) **Prinz Heinrich** — nachher Heinrich der Fünfte in England,

land, der als Prinz von Wallis im Gerichtshof nach dem Oberrichter schlug, der einen Gehülfen seiner Ausschweifungen verurtheilen wollte, von demselben in Verhaft genommen wurde, der Wache willig folgte, und nachher noch als König die Handlung des Richters billigte.

Mir.

Biblische, hebräische, griechische und überhaupt orientalische Philologie.

Io. Simonis Hist. S. et Antiq. quondam Prof. Halens. Lexicon manuale Hebraicum et Chaldaicum, in quo omnium textus S. V. T. vocabulorum Hebr. et Chald. significatus secundum primitivorum et derivatorum ordinem explicantur, optima quaevis ex aliis lexicis scriptisque philologicis collecta exhibentur, plurima vocum etyma restituuntur, integrae phrases illustrantur, et subinde cum graecis et latinis conferuntur caet. — Recensuit, emendavit, auxit *Io. Godofr. Eichhorn*, M. Brit. Regi a cons. aul. et Prof. P. O. in Georgia Aug. Editio tertia. Halae, impensis Curti haered. 1793. 8. mai. XXII und 1766 Seiten. 5 Rt.

Man siehet gleich aus dem Titel den bestimmten Gesichtspunkt, nach welchem dies Wörterbuch der hebr. Sprache betrachtet und beurtheilt werden muß. Es soll kein Stephanus für die hebräische Sprache, kein Thesaurus eruditionis Hebraeae seyn, der alle biblische Gelehrsamkeit und Exegese umfasse; auch auf der andern Seite keine hebräisch-biblische Concordanz zugleich in sich schliessen, die unter jedem Worte nach der Folge der Buchstaben alle vorkommende Redensarten und alle Stellen, wo sie vorkommen, sammle: sondern ein Handlexicon, nach den Bedürfnissen der Studirenden eingerichtet. Das, was es nicht seyn soll, schließet vieles aus,

was das Buch würde zu groß gemacht und von seiner Bestimmung entfernt haben, wenn es gleich bequem scheinen könnte, in einem mäßigen Bande, alles beysammen zu haben. Was aber, nach des Rec. Meinung, noch mehr eingeschränkt, und Zwang aufgelegt hat, war der Umstand, daß ein fremdes Werk zum Grunde lag, das nur verbessert und vermehrt werden sollte, bey welchem also Grund und Boden erhalten werden mußte. Je abschreckender dieser Zwang ist, welchen ein Werk solcher Art, bey welchem alles nach dem Grund und Boden eines älteren Buchs einzurichten ist, fordert, und je größer die übrigen Schwürigkeiten sind, welche daraus entstehen, für desto verdienstlicher ist es zu achten, daß Herr Hofr. Eichhorn sich, ihrer ohngeachtet, der mühvollen Arbeit, eine neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe von des sel. Simonis hebräischen Handlexicon zu veranstalten, zum Besten der studirenden Jugend unterzogen hat. Ihm würde es um vieles leichter und angenehmer gewesen seyn, ein hebräisches Lexikon, ganz unabhängig von irgend einem Vorgänger und durch keinen bestimmten und abgemessenen Raum beschränkt, aus dem Schatze seiner Gelehrsamkeit und ganz nach seinen Grundsätzen auszuarbeiten. Allein ohnfehlbar gereicht es zum Besten der Studien, daß gewisse Schul- oder Handbücher, die ein gegründetes Ansehen erlangt haben, in ihrem Ansehen erhalten, und nur nach und nach in wiederholten Ausgaben zu größerer Vollkommenheit gebracht werden. Und Simonis hebräisches Handlexikon war des allgemeinen Ansehens, worin es stand, vorzüglich würdig, ob gleich nicht geläugnet werden konnte, daß ihm auch gewisse Fehler und Mängel eigen waren. In dieser Hinsicht bleibt also das, was Herr Hofr. Eichhorn auch auf diese Art zum Studium der hebräischen Sprache beyzutragen für gut gefunden hat, ein schätzbares Geschenk für das Publikum, wodurch viel Gutes gewürkt werden wird. Wir sind übrigens, dieser Vorerinnerungen gemäß, weit von der Unbilligkeit entfernt, ein Werk, das zweckmäßig einen eingeschränkteren Plan hat, nach dem höchsten Ideal eines vollkommenen Lexikons zu beurtheilen, oder geflissentlich und planwidrig auszuspären, was es mehr enthalten könnte, wenn es ein Werk größeren Umfangs und ganz eigene Arbeit wäre. Zur wahren Würdigung dieser würklich vermehrten und verbesserten Ausgabe gehört hauptsächlich dieses, daß wir unsere Leser auf das, was sie mehr und besseres enthalte, als die vorhergehenden beyden

Aus-

Ausgaben, aufmerksam machen. Wir wollen dies umständlich anzeigen. Einiges ist zugesetzt, einiges auch heraus geworfen worden.

Von Verbesserungen durch Zusätze haben wir folgende Arten bemerket: 1) Durchaus sind beynahe alle Wörter der hebräischen Sprache in ihrer Verwandtschaft mit dem Syrischen und insonderheit mit dem Arabischen Dialekt dargestellt worden, wodurch allein schon dies Werk in der dritten Ausgabe einen beträchtlichen Vorzug erhalten hat. Simonis hatte allerdings auch Rücksicht auf diese Hülfsquelle der hebräischen Sprachkunde genommen; aber theils zu sparsam; nur zwischen durch bey einzelnen Wörtern, theils zu unbestimmt für den Anfänger, indem er sich in den meisten Fällen nur im Allgemeinen auf die Bedeutung in der Arabischen Sprache bezog, ohne das arabische Wort selbst mit arabischer Schrift beyzusetzen, welches doch nöthig war, um in einzelnen Buchstaben und Lauten, die einige Aehnlichkeit hatten, nicht in Verwirrung zu gerathen. Was Simonis nur selten that, hat Eichhorn zur allgemeinen Regel des Plans gemacht, und fast durchaus das Hebräische in Harmonie mit dem Arabischen und Syrischen gesetzt, so daß die arabischen und syrischen Ausdrücke, zur besseren Belehrung der Studirenden, in ihrer eigenthümlichen Schriftart dem Hebräischen beygefügt worden sind. So wie dadurch überhaupt die Vergleichung der verwandten Dialecte erleichtert und zur Erläuterung der Bedeutungen viel gewonnen worden ist, so hat der aus dem kleinen Reste hebräischer Bücher, die in der Bibel enthalten sind, gesammlete Wortvorrath, zugleich viele Wurzelwörter wieder erhalten, die ihm vorhin darin entgangen waren, weil sie in den übrig gebliebenen Büchern nicht vorkamen. Wir zählen nur in dem Buchstaben א gegen 17 neue Wurzelwörter, mit welchen dies Wörterbuch in dieser neuen Ausgabe vermehrt worden ist; nicht gerechnet, was die übrigen Wörter in der Auseinandersetzung ihrer Bedeutungen oder in der Aufsuchung ihrer Grundbedeutung, aus dem Arabischen gewonnen haben. Mit Hülfe dieser Vergleichung ist es geschehen, daß Eichhorn für viele abgeleitete Wörter und Wortformen andere und richtigere Wurzelwörter aufgefunden hat, die um besser Willen auch anders geordnet worden sind, oder andere Stellen erhalten haben; z. B. [illegible] wird nun zum Stammworte [illegible] gerechnet, da Simonis es von [illegible] abgeleitet hatte. Wir müssen uns hier und im folgenden begnügen, aus vielen, nur ein

 oder

oder zwey Beyspiele anzuführen, um durch dieses Mittel die vorzüglichsten Vermehrungs- und Veränderungsarten kenntlich zu machen. 2) Die stärkste Vermehrung hat das Werk in der Aufzählung der Bedeutungen erhalten. Sehr häufig hat Hr. E. die erste, sinnliche Grundbedeutung, woraus die andern geflossen sind, aus den verwandten Sprachen, insonderheit aus dem Arabischen, ersetzt; noch häufiger aber die Reihe der abgeleiteten Bedeutungen, die oft mangelhaft war, vervollständigt. Wir führen zum Beweise nur einige Beyspiele aus den letzten Buchstaben des Buches an, weil man daraus zugleich erkennt, daß der Fleiß des Hrn. Hofr. E. ausdaurend bis an das Ende geblieben. Simonis ist oft nur bey den abgeleiteten Bedeutungen stehen geblieben, und hat diejenige davon an die Spitze gestellt, die ihm unter den in der Bibel vorkommenden die erste dünkte. So giebt er dem [illegible] blos die Bedeutung an: prudens, intelligens fuit. Eichhorn hingegen setzt aus dem Arabischen die erste Bedeutung [illegible], die er auf Gen. 48, [illegible] anwendet: perplexis posuit [illegible]; daraus entspringe [illegible] firmus fuit, firmus [illegible] fuit, weil der Begriff des Zusammenbindens bey den [illegible] Festigkeit und Stärke anzeigt, und findet diese Bedeutung auch 1 Sam. 18, 30.; endlich folgt die dritte: mentem robore, intelligentia, prudentia firmatam habuit. Ein anderes Beispiel dieser Art ist das Zeitwort: [illegible], bey welchem Simonis zur ersten Bedeutung [illegible]: odit, odio habuit. Eichhorn bringt aus dem Arabischen die ursprüngliche Bedeutung bey: deformis, foedus fuit, und auch in transitiver Bedeutung: foedum, deformem, turpem reputavit, aus welcher erst die übrigen entspringen. Auf ähnliche Ergänzungen der Urbedeutung wird der Leser in Menge stoßen, die desto wichtiger und schätzbarer sind, je gewisser es ist, daß die ursprüngliche Idee ein vorzüglich gutes Mittel ist, die abgeleiteten Bedeutungen genauer aufzufassen. — Was die abgeleiteten Bedeutungen betrifft, so hat Hr. E. sich ein doppeltes Verdienst erworben; erstlich, daß er ausgelassene und übersehene Bedeutungen angemerkt und mit besonderem Fleiße nachgetragen; zweytens, daß er, zumal bey vieldeutigen Wörtern, die Bedeutungen, nach den Grundsätzen einer richtigen Sprachphilosophie, besser geordnet und selbst auch für das Auge bequemer abgesondert und auseinander gesetzt hat. Beyspiele ausgelassener Bedeutungen, die E. ergänzt hat, sind folgende: [illegible] nach Simonis blos [illegible]; Eichhorn setzt hinzu:

 zu:

[illegible] auch Synonymum von שאול das Reich der Todten. [illegible] nach Simonis: 1) a terra productum, frutex; 2) quod ore prodit, sermo; 3) cogitatio. Eichhorn setzt hinzu: 4) studium pietatis. תושיה nach Simonis: salvatio. Eichhorn setzt bey: 2) victoria, mit Anzeige der Stellen, wo das Wort diese Bedeutung hat. Dergleichen Zusätze enthält die verbesserte Ausgabe durchweg. Aber ausser diesen einzelnen Zusätzen sind gar viele Artikel ganz neu bearbeitet, aus guten Gründen in ganz neuen Bedeutungen dargestellt, auf andere Wurzelwörter zurück geführt, und in der Anzahl und Folge ihrer Bedeutungen ungleich richtiger und vollständiger vorgelegt worden. Auf Beyspiele, wo wir Wort gegen Wort aus beyderley Ausgaben vergleichen könnten, dürfen wir uns hier gar nicht einlassen. Um aber den Leser wenigstens auf einige Proben zu leiten, woran er den Vorzug der neuen Ausgabe auch in dieser Rücksicht erkennen könne; so mag er den Artikel [illegible] nach der ältern Ausgabe und denselben Artikel in Eichhorns Ausgabe gegen einander halten, und an diesem einzigen Worte sehen, was für eine Menge Verschiedenheiten E. bemerket, und wie deutlich und ordentlich er sie auseinander gesetzt habe. Was Simonis über אֲבַדּוֹן nur beyläufig und ganz nothdürftig unter אבד gesagt hatte, ist in Eichhorns Ausgabe ein eigener mit viel Gelehrsamkeit ganz neu bearbeiteter Artickel (S. 20 ff.) geworden. Man vergleiche auch den Artickel [illegible] in beyderley Ausgaben. Wir haben uns viel mehrere Wörter ausgezeichnet, die wir nach Veranlassung verglichen und in E. Ausgabe vorzüglich bearbeitet gefunden haben. Nur ein Paar wollen wir aus einem der letzten Buchstaben noch anführen: שָׁגַע, שׁוּא und שְׁאָר woran der Leser, wenn er die alte Ausgabe gegen die neue halten will, sich überzeugen kann, daß E. die verschiedenen und zum Theile im Widerspruche stehenden Bedeutungen, mit Hülfe des Arabischen richtiger abgeleitet, vervollständigt und genauer geordnet habe. Bey Wörtern von ungewisser oder bis jetzt unerwiesener Bedeutung bringt E. wenigstens die verschiedenen Meynungen bey, und jede mit ihren Gründen, um dem Leser das Urtheil zu erleichtern. Siehe zum Beyspiel [illegible]. 3) Eine eigene Art der Verbesserung ist auf eine ganz unmerkliche Weise angebracht worden, daß Hr. E. durch Einschiebung eines kleinen Worts oder kurzen Satzes, da wo es nöthig schien, den zu allgemein ausgedruckten Erklärungen die gehörige Bestim-

 mung

mung und Einschränkung gegeben hat. Wir wollen nur einige Exempel anführen, und die eingeschobenen Bestimmungswörter des Herrn E. durch Cursivschrift anzeigen. מַשְׁאָב, locus, ubi aqua hauritur; aliis *male* haustrum, quo aqua hauritur, vel uter. שֹׁחַד, munus; *frequentatur de solo munere, quo iudex corrumpitur.* שָׂרִיד superstes, residuus; *non autem omnis residuus in universum, sed superstes ex clade.* Manche sehr zweckmässige beygebrachte Erläuterung aus den Alterthümern, wie z. B. in den Artikeln [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] wollen wir nur beyläufig erwähnen. 4) Keinen geringen Zuwachs hat das Werk dadurch erhalten, daß Hr. Hofr. E. auch eigenthümliche Namen von Personen, Städten und Oertern mit aufgenommen hat, die in den vorhergehenden Ausgaben ausgeschlossen, und, wie bekannt, von Simonis in einem besonderen Werke, Onomasticum V. T. betitelt, erklärt worden waren. Sie gehören nach ihrer Abstammung, Form und Bedeutung allerdings zum hebräischen Sprachschatze, den ein Lexikon enthalten soll; es wird auch dem Anfänger in der hebr. Sprache zur Bequemlichkeit dienen, daß er diese Gattung von Wörtern zugleich hier angezeigt findet. Indessen sehen wir doch nicht völlig ein, was sich Hr. E. für einen Plan möge gemacht haben. Es kommt uns vor, als seyen die meisten Nomina propria, dieser Ausgabe des Simonischen Lexici einverleibet worden; aber viele vermissen wir auch. Was für eine Regel, einige auszuschließen, die übrigen aber aufzunehmen, zum Grunde geleget worden, ist uns ganz unbekannt. In der sehr kurzen Vorrede der neuen Ausgabe hat sich Hr. E. über die getroffene Auswahl mit keinem Worte erklärt; auch nicht darüber, was ihn am meisten bewogen habe, von des sel. Simonis Plan abzuweichen und das Lexicon der hebr. Sprache zugleich zum Onomasticum zu machen.

2. Die andere Art von Verbesserung besteht in Wegwerfen des Falschen oder Entbehrlichen. Dahin rechnen wir: 1) Spielwerke der Einbildung bey ähnlich lautenden Tönen in ganz heterogenen Sprachen. Der sel. Simonis hatte die Schwachheit, hebräische Wörter im Griechischen und Deutschen aufzusuchen und zu vergleichen, so daß er zu behaupten schien, der Grieche und Deutsche habe jene Ausdrücke aus dem Hebräischen angenommen; z. B. אבוב fand er verwandt mit dem Niedersächsischen Worte Pipe oder dem Hochdeutschen

schen Pfeiffe; [illegible] verglich er mit dem lateinischen Worte faveo, indem er die Bedeutungen so angab: propensus fuit a) assensu, b) affectu desiderii, c) affectu amoris, *quomodo convenit cum Lat.* faveo. Dergleichen unnütze Auswüchse, die aus einer unrichtigen Sprachvergleichung entstanden sind, hat Herr E. mit Recht ausgemerzt. Uns wundert, daß er einige noch hat stehen lassen z. B. [illegible] cum anhelitu concupivit, Germ. nach etwas schnappen; [illegible] fermentum, convenit Germ. sauer, unde Sauerteig; [illegible] wird verglichen mit dem deutschen Worte: Dreck. 2) Verworfene Ableitungen, wenn unter mehreren angeführten eine nur die richtige war; z. B. [illegible] wird abgeleitet von [illegible] conluit, und folglich ist die andere von Simonis angeführte Ableitung von [illegible] struxit, aedificavit, mit Recht ganz weggelassen worden. 3) Auch ist der Index latinus, der bey 3 Bogen beträgt, als ein entbehrliches Stück, gar füglich weggelassen worden.

In der Vorrede rühmt E., daß er durch die Beyträge von dem Archidiakon Göze in Stuttgard, und vom Professor Trendlenburg in Danzig unterstützt worden sey. Noch ist des sel. Simonis Leben, vom Prof. Murfinna verfaßt, vorgesetzt worden. Und nunmehro ist zu erwarten, daß dies Handlexicon, durch die Aufmerksamkeit des neuen Herausgebers, mit jeder neuen Auflage, neue Vorzüge und immer noch einen höhern Grad zur Vollkommenheit erlangen werde. — Der Rec. kann nicht umhin, zuletzt noch einen Seitenblick auf Cocceii hebr. Lexicon zu werfen, davon wir um dieselbe Zeit eine neue verbesserte Ausgabe durch Hrn. Superintendenten und Prof. Schulz in Giessen, erhalten haben, wenigstens um über das Verhältniß dieser beyden Wörterbücher gegen einander zu urtheilen. Beyde sind ohnfehlbar die besten und brauchbarsten Wörterbücher der hebr. Spr., die wir gegenwärtig besitzen; aber jedes behauptet einige eigene Vorzüge. Durch die Vermehrungen und Verbesserung des Hrn. Hofr. E. hat das Simonische Handlexikon in der Vergleichung mit den verwandten Dialekten und in der genauern Absonderung und Bestimmung der Bedeutungen viel gewonnen, und möchte daher hierin neben dem Cocceius eine eigene Brauchbarkeit behalten. Hingegen Cocceii Lexikon, so wie es von Schulz bearbeitet worden ist, hat zwey andere Vorzüge, die jenem abgehen: 1) die überall beygesetzte griechische Uebersetzung der LXX, welche sehr viel erläutert; 2) die mit den übrigen Erfordernis-

sen

sen eines guten Lexici verbundene sehr dienliche Anleitung zur Interpretation. Man begnügt sich sonst, den einzelnen Bedeutungen der Wörter bloße Citate von biblischen Stellen beyzufügen, und höchstens diese wörtlich zu übersetzen. In dem Cocceji-Schulzischen Lexicon aber wird fast durchaus eine erläuternde Umschreibung aller angeführten Stellen mitgetheilt, die nicht nur den jungen Studirenden mit dem Sinne derselben bekannt macht, und zugleich unterhaltende Nahrung für den Verstand verschafft, sondern auch ein herrliches Hülfsmittel der Interpretation wird, wodurch junge Leute angeführt und geübt werden, den Sinn einzelner Ausdrücke und ganzer Stellen gehörig zu entwickeln und deutlich darzustellen. In dieser Hinsicht sind wir der Meynung, daß junge Studirende wohl daran thun, wenn sie den Gebrauch beyder Wörterbücher der hebr. Spr., des Simonischen von Eichhorn und des Coccejischen von Schulz, mit einander verbinden.

DZ.

Die zwölf kleinen Propheten, erklärt von M. Johann Christian Baupel, Waisenhauspredigern in Dresden. Dresden und Leipzig, 1793. in der Hilscherischen Buchhandlung. 210 Seiten gr. 8. 12 gr.

Ein Abdruck der Lutherschen Uebersetzung, mit zwischen derselben eingeschobenen Erklärungen und Veränderungen undeutlicher oder nicht völlig richtiger Redensarten, und kurzen Anmerkungen zu dunkeln Stellen, wobey der Verf. die neuern Ausleger benutzt, in so fern sie nicht von dem Grundsatze abweichen, daß in allen Stellen des A. T., die im N. Test. auf Christum angewendet sind, Weissagungen von Christo enthalten seyn.

Bg.

***Joh. Christ. Frid. Schulzii* Scholia in Vetus Testamentum, continuata a *Georg. Laur. Bauer*, *Volum. VIII.* Haggaeum, Zachariam, Malachiam,**

chiam, et primam Iesaiae partem continens. Norimbergae, apud E. C. Grattenauerum. 1794. 8. 480 Seiten. 1 Rk. 8 Kr.

Die Nachrichten, welche wir von den vorigen Theilen dieses Instituts gegeben haben, machen eine ausführliche Anzeige überflüssig. Man findet in demselben die Erklärung deutlich dargestellt, welche dem gelehrten Verf. die wahrscheinlichste ist, und bey schwierigen Stellen, die wichtigsten Versuche beurtheilt. Hier sowohl, als in den Einleitungen zu jedem biblischen Buch, zeigt sich eine vertraute Bekanntschaft mit den neuesten Untersuchungen unsrer Bibelforscher, und eine vorurtheilsfreye Kritik. Für Gelehrte, welche sich keine exegetische Bibliothek anzuschaffen im Stande sind, wird dieses Werk immer ein sehr brauchbares Hülfsmittel seyn, um sich mit dem Sinn des A. T. bekannt zu machen.

Wir geben blos einige Proben von der Wahl, die der Verf. in seinen Vorstellungen getroffen hat. Der höhern Kritik, die in neuern Zeiten dem Propheten Zacharias und Jesaias einen Theil der Orakel, die itzt unter ihrem Namen stehen, abgesprochen haben, tritt der Verf. mit völliger Ueberzeugung bey. Die Gesichte im Zacharias sind ganz nach den neuen darüber festgestellten Grundsätzen gefaßt, und daher der bey ihnen zu Grund liegende Hauptgedanke, von dessen Einkleidung und Ausschmückung unterschieden. Zach. 9, 1—8 soll von den Siegen Alexanders handeln: dies vorausgesetzt, so hätte der Verf. darüber nicht zweifelhaft bleiben sollen, ob der Abschnitt nicht in die Zeiten nach dem Zacharias gehöre, wenn er consequent bleiben wollte. Denn im Jesaias hat er ja so einen späten Inhalt für das Zeichen einer späten Abfassung angesehen. Zach. 9, 9—10. schildert das Glück der Nation unter der Messiasherrschaft. Zach. 11, 1—3. Elegie auf eine Landesverheerung; der Vf. möchte sie auf die Assyrier zurückführen, weil sie von Norden eingebrochen sind. Die Parabel Zach. 11, 4 ff. soll von einem Propheten aus den Zeiten des Hoseas herrühren, der dem Staat Israel seine Verschuldungen vorhält, und harte Schicksale droht. Die drey Hirten, die in Einem Monat getödtet worden, betrachtet er als drey Könige des Staats Israel, die in Einem Monat vom Thron gestürzt worden sind. Dieser Gesichtspunkt verdient fest gehalten zu werden. Zach. 12, 1 fg. soll

der

der Dichter eine harte Belagerung von Jerusalem beschreiben, bey welcher die Stadt zwar unerobert bleibe, aber doch ein trefflicher Heerführer zur Trauer der ganzen Nation den Tod findet. Daß dieses Orakel nicht auf die Maccabäischen Zeiten gehen kann, erkennt der Verf.; aber getraut sich nicht, die darinn geschilderte Zeit des hebr. Staats zu bestimmen. Vielleicht soll keine frühere Zeitperiode zur bestimmten Erläuterung aufgesucht werden, sondern es wird blos ein Bild des Glücks nach dem Exilium entworfen, das daher blos ins Allgemeine zu deuten wäre. (Zach. 12, 1 — 13. 7).

L.

Theater.

Auswahl dänischer Lustspiele für Deutsche, herausgegeben von C. L. Sander, Sekretär rc. Nebst einer Schilderung des dänischen Theaters von K. L. Rahbek, Professor rc. Erstes Bändchen. Zürich, bey Orell und Comp. 1794. 24½ Bogen. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Es ist an sich ein verdienstliches Werk, das deutsche Publikum mit den Fortschritten der dänischen Bühne durch gute Uebersetzungen ihrer theatralischen Produkte bekannt zu machen, um so mehr da, wie der Herausgeber dieser Sammlung sehr richtig in der Vorrede bemerkt, diese Nation seit einer Reihe von Jahren große Fortschritte in Bildung des Geschmacks gemacht hat, und dieser Zweig der ausländischen Litteratur uns noch ziemlich unbekannt ist. In der voranstehenden Skizze einer Schilderung des dänischen Theaters, die den Herrn Rahbek zum Verf. hat, findet man, wie sich das von der Bescheidenheit dieses Mannes erwarten ließ, fast gar nichts von den Verdiensten erwähnt, die er selbst sich als Dichter und Dramaturge, erworben hat. Dagegen erhebt er wohl ein wenig zu sehr Ewalds Werke, unter denen z. B. Rolf Krage doch würklich voll wilder Auswüchse ist. Die hier gelieferten Stücke selbst betreffend: so ist die Verdeutschung des Hrn. Sander gut gerathen; Sprache und Dialog sind rein und lebhaft. Uebrigens möchten wohl wenig dänische Schau-

spiele

spiele auf unsern Bühnen gefallen, und es fehlt ihnen mehrentheils an einer Feinheit in der Behandlung, die, wenn man sie auch in so vielen unsrer neuern Stücke vermißt, doch darum nicht weniger wesentlich zur Vollkommenheit eines Werks von der Art gehört. Das beste Schauspiel in dieser Sammlung ist wohl das erste: Heckingbarn, von P. A. Heiberg. Es ist eine Fortsetzung des Spleens von Stephanie, in welcher ein Paar Charaktere, Dalton und seine Schwester, viel Originalität haben. Doch scheint es übertrieben, daß ein so edler Mann, als Dalton, bey allen seinen Eigenheiten ist, so mit kaltem Blute, obgleich in guter Absicht, den armen Lord martern und ihn bis zur Verzweiflung bringen kann. Das zweyte Stück: Der Vertraute, ist von Rahbek, aber wohl nicht seine vorzüglichste Arbeit. Ein geschwängertes Mädchen tritt hier auf. Es ist seinem Liebhaber, der es aus Leichtsinn verlassen hat, nachgereist. Der Freund dieses Liebhabers redet ihm in das Gewissen; Er wird gerührt und will nun die Geschwächte heyrathen. Allein jetzt schlägt sie seine Hand aus, weil sie überzeugt ist, daß sie doch sein Herz nicht mehr besitze. Der junge Mensch dringt nicht weiter in sie, sondern schleicht davon und nun — heyrathet der Vertraute das Mädchen. Bey dem dritten Stücke: Die goldne Dose, von Olufsen, liegt in der That eine sehr plumpe Intrigue zum Grunde. (Man sucht nämlich, einen angesehenen Mann, der die Tochter des Herrn Wisberg heyrathen will, diesem dadurch verdächtig zu machen, daß man ihn eines Diebstahls beschuldigt). Durch lange Bedienten-Scenen, durch die platten Gespräche der Soldaten im Wirthshause und dgl. ist dann diese Farce äußerst gedehnt, und auch nicht ein Schatten von Feinheit in der ganzen Zusammensetzung. In dem vierten Stücke: Die Hoftrauer oder das Testament; von Heiberg, kömmt wiederum eine Wittwe vor, die mit ihrem Liebhaber ein Kind erzielt hat, und das ganze Lustspiel ist ein ziemlich rohes Produkt, in welchem noch obendrein die Sitten der Stadt, in welche die Scene verlegt ist, nämlich Berlin, verfehlt sind.

Leichtsinn und kindliche Liebe, oder: der Weg zum Verderben. Schauspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Englischen von Holcroft, frey bearbeitet vom Herrn

Herrn Prof. Cowmeadow. Berlin, 1794. bey Unger. 14 Bog. 8. 14 gr.

Dies Stück hat bey der Aufführung in Berlin Beyfall gefunden; auch ist es dem jetzigen theatralischen Geschmacke angemessen. Es hat einige interessante Situationen, originelle Charaktere und viel rasche Handlung; aber freylich ist denn auch eine grosse Menge von Personen und Maschinerien in Bewegung gesetzt, um die Lebhaftigkeit zu unterhalten; die Charaktere sind oft in das Groteske ausgemalt, und manche, besonders die unschuldige, naive Sophie, nicht bis an das Ende durchgeführt.

Pk.

Dialogen, auch für die Bühne brauchbar, von der Verfasserin der Familie Walberg, herausgegeben von Albrecht. Prag und Leipzig, 1794. 235 Seiten. 8. 16 gr.

Es sind zwey dialogirte Geschichten oder Begebenheiten, Elisa und Herrmann von Salton, oder der Mann, wie es wenige giebt, von denen die erste die Folgen der Untreue darstellt, und die zweyte das Vorurtheil des Duells bestreitet. Man kennt bereits die Absicht und Manier der Verfasserin in ihren litterarischen Arbeiten. Jene ist immer auf die Erreichung eines moralischen Zweckes gerichtet, und diese, wenn auch nicht die glücklichste, oder vollkommenste, doch nicht ganz uninteressant. Was ihr hauptsächlich zu wünschen wäre, ist Neuheit in den Charaktern und Wahrheit im Dialoge. Blumenreiche Tiraden, wie die S. 63, ist nicht Sprache der Empfindung, noch auf einander gehäufte Flüche dasjenige, was man als Charakteristisch an Soldaten herausgehoben zu sehn wünscht.

Fe.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Sechszehnten Bandes Erstes Stück Drittes Heft, und Intelligenzblatt No. 19. 1795.

Weltweisheit.

Die Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft. Vorgestellt von Immanuel Kant. Königsberg, bey Nicolovius. 1793. 296 Seit. und XX Seiten Vorrede, in 8.

Da die Merkmale, wodurch der Aberglaube von der wahren Religion unterschieden ist, immer noch häufig, und sogar auch von denen verkannt werden, welchen das ehrwürdige Geschäft, die Kenntniß der wahren Religion auszubreiten, und die Ausübung derselben bey andern zu befördern, anvertrauet ist; da die Versuche, manchen Wahn des Aberglaubens mit den Principien der wahren Religion in Uebereinstimmung zu bringen, bey weitem noch nicht gänzlich aufgehört haben, und jetzt sogar mit mehrerer Spitzfindigkeit, als ehemals, betrieben werden: so muß diese philosophische Religionslehre, in welcher der preiswürdige Vf. den wesentlichen Unterschied, der alle Afterreligion von der wahren Religion auf immer trennt, aufs deutlichste und vollständigste dargestellt hat, für alle diejenigen eine sehr angenehme Erscheinung seyn, welchen die Ausbreitung der wahren Religion am Herzen liegt, und welche die Ueberzeugung nähren, daß Sittlichkeit und Tugend nur in eben dem Grade unter den Menschen gedeihen und zunehmen kann, als der Aberglaube und die Anhänglichkeit an den Afterdienst Gottes abnehmen. Zwar werden diejenigen, welche sich in der Verehrung der Gottheit bloß durch die Einsichten der Vernunft haben bestimmen lassen, in dieser philo-

sophischen Religionslehre keine ganz neuen Ideen und Aufklärungen über das Wesen der wahren Religion antreffen: was unter den Griechen Sokrates und Plato schon predigten, was in den neuern Zeiten von den selbstdenkenden Verehrern des Christenthums eingesehen und behauptet worden ist, daß nämlich zur Verehrung Gottes einzig und allein die Beobachtung aller unserer Menschenpflichten als göttlicher Gebote gehöre, und daß jede Verehrung Gottes, die mit der Sittlichkeit des Menschen in keiner Verbindung steht, und auf dieselbe keinen Einfluß hat, ein Afterdienst Gottes sey, der aus dem Aberglauben und aus dem Verderbniß des menschlichen Herzens herrührt; das ist auch das Resultat der Untersuchungen, die der Vf. in dieser philosophischen Religionslehre angestellt, und in der ihm eigenen geist- und kraftvollen Darstellung mitgetheilt hat. Allein diese Uebereinstimmung der Gedanken des Erfinders des kritischen Systems über das Wesen der Religion mit den Gedanken aller derjenigen, welche in ältern und neuern Zeiten sich in ihren religiösen Ueberzeugungen haben durch Vernunft leiten und bestimmen lassen, wird nicht nur den Hauptsätzen der philosophischen Religionslehre bey vielen leichtern Eingang verschaffen, sondern giebt zu manchen sehr angenehmen Betrachtungen Anlaß. Denn wie niederschlagend müßte nicht die Erfahrung seyn, daß die Auffindung des Heiligthums der Menschheit, der Religion und Tugend, nur durch eine einzige, von mancherley zufälligen Umständen abhängige Richtung der Vernunft in ihren Spekulationen möglich sey! Wie stärkend und wohlthätig für Kopf und Herz ist hingegen die Beobachtung, daß Vernunft, wenn sie nur das Bewußtseyn ihrer selbst erhält, und ihren Hauptzweck fest vor Augen hat, am Ende immer zu den nämlichen Einsichten und Resultaten gelange, sollte sie auch diese Resultate auf ganz verschiedenen Wegen aufgesucht haben. — Indem wir aber erklären, daß unserer Einsicht nach diese philosophische Religionslehre durchaus keine neuen Aufschlüsse über den Geist und das Wesen der wahren Religion enthalte, und daß sie vielmehr in ihren Resultaten mit den Ueberzeugungen aller derjenigen übereinstimme, welche über die Quellen der Religion und über die Verbindlichkeit der Menschen zum Dienst Gottes nachgedacht haben; so wollen wir doch hiermit keinesweges behaupten, daß in derselben nicht manche neue, der Aufmerksamkeit und Prüfung würdige Idee über gewisse Gegenstände der Religion enthalten sey, und räumen

viel-

vielmehr gerne ein, daß sie vorzüglich durch die in ihr enthaltene äußerst lichtvolle und vollständige Darstellung des Unterschiedes, der zwischen den Principien des religiösen Aberglaubens und den Principien der wahren Religion statt findet, weit mehr zur Verminderung der Herrschaft des religiösen Wahns über die Gemüther der Menschen beytragen werde, als manches andere Werk, dem die Aufklärung in Sachen der Religion nicht ganz unbedeutende Fortschritte verdankt, dazu beygetragen hat. Eben deswegen können wir auch allen denen, die die wahre Religion schon längst ausgeübt haben, und mit ihrem Nachdenken über das Wesen derselben bereits aufs Reine sind, diese Religionslehre als ein Werk empfehlen, dessen Lectüre ihrem Kopfe und ihrem Herzen immer noch sehr viel Nahrung geben wird.

Da Rec. durch mancherley Umstände verhindert worden ist, die Anzeige dieses Werkes für die A. D. Bibl. so früh zu vollenden, als er sich anfänglich vorgesetzt hatte, und da bereits von vielen andern Auszüge aus demselben verfertigt und der gelehrten Welt mitgetheilt worden sind: so hat er seinen Vorsatz, eine vollständige Darstellung der Principien und Resultate dieser Religionslehre mitzutheilen, gänzlich aufgegeben, und begnügt sich bloß damit, manche von den Gedanken, die ihm bey der Durchlesung derselben beygekommen sind, dem Publikum mitzutheilen.

In der Vorrede handelt der Verf. zuvörderst vom Verhältnisse der Moral zur Religion, und von der durch die Gebote jener bestimmten Nothwendigkeit, das Daseyn eines moralischen und allvermögenden Welturhebers vorauszusetzen und zu glauben. In einigen Punkten weicht die hier gegebene Erklärung dieses Verhältnisses zwischen Moral und Religion, von derjenigen ab, welche der Verf. in der Kritik der practischen Vernunft und in der Kritik der Urtheilskraft aufgestellt hat: und es ist in jener Erklärung vorzüglich die S. XI in der Note vorkommende Behauptung merkwürdig, „daß es eine von den unvermeidlichen Einschränkungen des Menschen und seines practischen Vernunftvermögens sey, sich bey allen Handlungen nach dem Erfolg davon umzusehen, welches dann nothwendig auf den Glauben an Gott führe;“ denn hieraus läßt sich deutlich genug einsehen, wie das Fundament eigentlich beschaffen sey, das der ganzen Moraltheologie, selbst nach den Aussprüchen ihres Erfinders, zum Grunde liegt, und

aus welcher Quelle die Idee vom höchsten Gute herrühre, deren Realisirung, als eine Pflicht, auch nach der Vorrede zur philosophischen Religionslehre unumgänglich zur Religion führen soll. Da inzwischen bereits in der N. D. Bibl. eine Prüfung der Idee des höchsten Guts und ein Beweis von dessen völliger Ungedenkbarkeit mitgetheilt worden ist: (N. A. D. Bibl. X. B. 1. St. S. 1) so glaubt Rec., der abermaligen Erörterung dieser Ungedenkbarkeit des höchsten Guts überhoben seyn zu können, und hat nichts weiter beyzufügen, als daß es eben nicht schwer ist zu begreifen, warum der Königsbergische Weltweise die aus lauter Widersprüchen bestehende Idee des höchsten Guts in die Moral aufgenommen hat. Eine Hauptursache hiervon liegt gewiß auch mit darin, daß der Verf. der Vernunftkritik das Verhältniß der practischen Vernunft und ihres Gesetzes zur Selbstliebe mehrentheils nur einseitig, in so ferne jenes Gesetz nämlich die Befriedigung der Selbstliebe einschränkt und verbietet, betrachtet, und auf alle Relationen des practischen Gesetzes der Vernunft zur Sinnlichkeit nicht immer vollständig genug Rücksicht genommen hat.

In der Vorrede erklärt sich der Vf. ferner auf eine gewiß für manchen, der die Veranlassung dazu nicht kennt, sehr auffallende Art theils über die Gränzen einer machthabenden Büchercensur, theils über das Recht eines Philosophen, aus der biblischen Theologie seinen Zwecken gemäß manches zu entlehnen. Damit man nun diese Erklärung gehörig verstehe, und sie nicht etwa für etwas anders halte, als was sie wohl wirklich seyn soll, nämlich eine Vertheidigung desjenigen, der als Censor die Erlaubniß zum Abdruck dieser philosophischen Religionslehre gegeben hat: so müssen wir unsere Leser benachrichtigen, daß nach den Absichten des Vf. die zweyte Abhandlung der philosophischen Religionslehre auch in die Berlinische Monatsschrift, worin die erste Abhandlung abgedruckt worden ist, eingerückt werden sollte; daß aber der Censor theologischer Schriften in Berlin, dem sie durch eine besondere Veranlassung zur Censur zugeschickt worden war, den Abdruck dieser zweyten Abhandlung gänzlich verbot, und zwar aus dem Grunde, weil in derselben über die christliche Theologie — philosophirt worden sey. Wie der Vf. über das Censurwesen eigentlich denke, und welchen Werth er ihm beylege, hat er für alle, die ihn verstehen wollen, S. XI — XIII in der Vorrede deutlich genug angegeben.

Das ganze Werk besteht aus vier besondern Stücken oder Abhandlungen, die folgende Ueberschriften haben.

1) Von der Einwohnung des bösen Princips neben dem Guten; d. i. vom radikalen Bösen in der menschlichen Natur.

2) Vom Kampf des guten Princips mit dem bösen, um die Herrschaft über den Menschen.

3) Vom Sieg des guten Princips über das böse, und von der Stiftung eines Reichs Gottes auf Erden.

4) Vom Dienst und Afterdienst unter der Herschaft des guten Princips, oder von Religion und Pfaffenthum.

Die erste Abhandlung ist nach unserer Einsicht für das System der Moralphilosophie die an neuen Belehrungen reichhaltigste, und zeichnet sich theils durch eine überaus lichtvolle und vollständige Erörterung der menschlichen Freyheit aus, die an Präcision und Gründlichkeit alles übertrifft, was jemals über die Willkühr der menschlichen Handlungen, selbst von den scharfsinnigsten Vertheidigern derselben, gesagt worden ist, theils enthält sie einen recht faßlichen Commentar zu der vom Verf. in der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten bereits aufgestellten, und selbst von den meisten seiner Anhänger ganz mißverstandenen Behauptung, daß die höchste Forderung des Sittengesetzes in der Befolgung einer Maxime bestehe, von der man müsse wollen können, daß sie ein allgemeines Gesetz für alle vernünftige Wesen sey; und macht es dadurch vollkommen deutlich, aus welcher Quelle man nach des Verf. System den Ursprung des sittlich Guten und des sittlich Bösen in der menschlichen Natur abzuleiten habe. Müßte der Rec. nicht voraussetzen, daß alle diejenigen, die durch Vernunft über Religion und Sittlichkeit belehrt zu werden wünschen, diese philosophische Religionslehre bereits gelesen und durchdacht hätten, so würde er einige recht klassische Stellen aus dieser ersten Abhandlung abschreiben, in Ansehung welcher gewiß jeder Rechtschaffene mit dem Vf. übereinstimmen wird. — Rec. wendet sich also zur Anzeige derjenigen Stellen und Behauptungen im ersten Stücke, deren Wahrheit er bezweifeln zu müssen glaubt. Zu diesen Behauptungen gehört vorzüglich das Verdammungsurtheil, das der Verf. über das ganze menschliche Geschlecht in Ansehung seiner moralischen Beschaffenheit gefällt hat, und nach welchem die Mitglieder

dieses Geschlechts allzumal Sünder seyn sollen. — Man kann unmöglich sagen, daß das Urtheil über den moralischen Werth aller Mitglieder des menschlichen Geschlechts am Ende ganz gleichgültig sey. Zur Erkenntniß unserer Pflichten trägt dieses Urtheil freylich nichts bey, und der Mensch kann durch den richtigen Gebrauch der Vernunft wissen, was er thun und lassen solle, ob er gleich darüber in völliger Ungewißheit bleibt, ob irgend jemand seine Pflicht erfüllt habe oder nicht. Allein in Ansehung des Entschlusses zur Beobachtung seiner Pflicht, ist jenes Urtheil ganz und gar nicht gleichgültig. Die Ueberzeugung nämlich, daß alle Menschen Sünder sind, muß nothwendig zu einer kleinlichen Denkungsart führen, die jede Entwickelung des Keims zum Guten verhindert, und alle Hoffnung, ein guter Mensch zu werden, vertilgt, mithin auch alle Versuche dazu gleich in ihrem Anfange wieder rückgängig macht. Denn wenn es wahr ist, könnte derjenige, dem die Tugend nicht gleichgültig ist, und der von dem Verlangen, ihr nachzustreben, sich beseelt fühlt, sagen, daß wir allzumal Sünder sind und bleiben, daß kein einziger Mensch wahrhaft gut ist, oder das, wie jenes Mitglied des englischen Parlaments behauptete, ein jeder Mensch seinen Preis hat, für den er sich weggiebt; so ist es ja nicht im geringsten wahrscheinlich, daß ich jemals dem Geiste des moralischen Gesetzes einigermaßen Genüge thun und ein wahrhaft gebesserter Mensch werden sollte. Es ist ja also thöricht, daß ich einem Zwecke nachjage, den ich doch niemals erreichen werde, und diesem Zwecke zu Ehren Aufopferungen thue, die mir so viel kosten. Alles, was ich am Ende erreichen kann, besteht darin, daß ich einige Grade minder moralisch böse werde, als andere Menschen. Dieser Gradualunterschied von andern Menschen kann aber weder das Gewissen beruhigen, noch auch zur Rechtfertigung vor dem Richterstuhle Gottes dienen. Ich will mithin meinen Neigungen folgen, und es ist klüger, daß ich mich durch die Vorschläge dieser in meinem Thun und Lassen bestimmen lasse, als daß ich mich um die noch von keinem einzigen Menschen erfüllte Foderung der practischen Vernunft bekümmere. — Diese Schlußart wird gewiß niemand unnatürlich finden, der mit den Beschaffenheiten des menschlichen Herzens und mit dessen gewöhnlichen Vernünfteleyen gegen die Gültigkeit des Pflichtgebots einigermaßen bekannt ist. Rec. glaubt also behaupten zu dürfen, die Lehre von der Allgemeinheit des sittlichen Verderbens bey allen Menschen sey für die Ausbrei-

breitung der Moralität äusserst nachtheilig, die Ueberzeugung hingegen, daß nicht jeder Mensch einen Preis habe, für den er sich weggiebt, sey in practischer Rücksicht real, und belebe den Eifer zur Erfüllung unserer Pflicht. Eben deswegen hält er auch dafür, es sey jedes Menschen Pflicht, alle Vernünfteleyen, die diese Ueberzeugung schwächen oder ganz und gar vertilgen könnten, in ihrer ganzen Schwachheit und Unstatthaftigkeit darzustellen. Ob nun das, was in der philosophischen Religionslehre gegen diese das Herz erhebende und Muth einflößende Ueberzeugung vorgebracht worden ist, nicht auch auf bloße Vernünfteleyen hinauslaufe, wird sich dann genauer darthun lassen, wenn wir erst des Vf. Urtheil über die Allgemeinheit des sittlichen Verderbens unter den Menschen angeführt haben.

Der Mensch ist böse, heißt nach der Erklärung des Vf. (W. S. 24) nichts anders, als: der Mensch hat, ohngeachtet er sich des moralischen Gesetzes als eines für ihn verbindlichen Gesetzes bewußt ist, durch den Gebrauch seiner Freyheit den Entschluß gefaßt, von diesem Gesetz zu Gunsten der Selbstliebe abzuweichen. Diesen Entschluß, der alle böse Handlungen hervorbringt, kann man in jedem, auch dem besten Menschen, voraussetzen, und es gehört daher dieser Entschluß mit zum Charakter der Gattung des Menschen, ob er gleich nicht aus dem Begriff dieser Gattung gefolgert werden kann, denn alsdann wäre er nothwendig. — Zur Aufnehmung dieses Entschlusses in die Willkühr ist ein Hang (der aber selbst wieder als verschuldet und zufällig angesehen werden muß) bey allen Menschen vorhanden, und man kann eben deswegen sagen, in der menschlichen Natur sey ein radikales und angebornes Böse vorhanden, welches sich gar nicht ausrotten lasse. — Daß nun aber jeder Mensch ein Sünder sey, und daß in ihm der selbstverschuldete Hang zum Bösen angeboren seyn müsse, davon liefert die Erfahrung an den Thaten der Menschen den vollkommensten Beweis. Bey rohen Menschen, denen die Philosophen eine natürliche Gutartigkeit angedichtet haben, finden wir Auftritte von ungereizter Grausamkeit, von denen ihre Urheber nicht den mindesten Vortheil hatten. Bey civilisirten Menschen ist eine geheime Falschheit herrschend, auf welche sich eine Menge Klugheitsregeln für den Umgang beziehen. Ist man aber mit diesen Beweisen für die Allgemeinheit der Verdorbenheit des menschlichen

lichen Herzens nicht zufrieden, so darf man nur den äußern Völkerzustand in Betrachtung ziehen, nach welchem alle civilisirte Völkerschaften beständig gegen einander im Stande der Kriegsverfassung stehen, und sich auch fest in den Kopf gesetzt haben, nie daraus zu gehen. Daher auch derjenige, der auf einen allgemeinen und ewigen Frieden unter allen Nationen, durch Errichtung einer Weltrepublik, hofft, als ein Schwärmer allgemein verlacht wird. (V. Seite 25 — 27, und S. 35.)

Bey diesem Verdammungsurtheile, das der Verf. über das ganze menschliche Geschlecht und über alle Mitglieder desselben fällt, kommt alles auf den Beweis davon an, gegen dessen Gültigkeit wir folgendes zu erinnern haben.

a) Selbst nach der Kritik der reinen Vernunft und nach den Principien derselben ist dieser Beweis völlig ungültig. Der Satz: Jeder Mensch ist von Natur böse, und hat die Abweichung vom moralischen Gesetz in seine Gesinnung aufgenommen, ist ein synthetischer Satz, der, wie auch der Vf. selbst gesteht, keine Nothwendigkeit a priori enthält, sondern allererst aus Erfahrung bewiesen werden kann. Erfahrung aber kann, laut der Principien der Vernunftkritik, die Allgemeingültigkeit keines einzigen Satzes darthun. Da überdies der Hang des menschlichen Herzens zum Bösen von einem Actus der Freyheit abhängt, der als zufällig betrachtet werden muß, und dessen Beschaffenheit gar nicht aus Natursachen und deren Gesetz bestimmt werden kann; so darf man sich, um die Allgemeinheit dieses Hanges darzuthun, nicht eben so auf Erfahrung berufen, wie man sich wohl, um die Allgemeinheit gewisser Neigungen im Menschen darzuthun, auf Erfahrung und auf Analogie berufen darf.

b) Jener Beweis steht selbst mit den Principien, nach welchen in der philosophischen Religionslehre vieles beurtheilt wird, im Widerspruch. Mit Recht sagt der Vf. S. 5, man nennt einen Menschen böse, weil er Handlungen ausübt, die so beschaffen sind, daß sie auf böse Maximen schließen lassen. S. 77 heißt es daher auch: Es ist der Billigkeit gemäß, das untadelhafte Beyspiel eines Lehrers zu dem, was er lehrt, wenn dieses ohnedem für Jedermann Pflicht ist, keiner andern, als der lautersten Gesinnung desselben anzurechnen, wenn man keine Beweise des Gegentheils hat. Nach

den eigenen Vorschriften der philosophischen Religionslehre muß also jeder Mensch, der über die moralische Verfassung eines andern urtheilen will, von der Beschaffenheit der Handlungen anderer auf die Beschaffenheit der Maximen, aus welchen die Handlungen herrühren, schließen, und gesetzmäßige Handlungen, aus guten Maximen, gesetzwidrige Handlungen aber aus bösen Maximen ableiten. Nun fragen wir den Vf.: Ob er sich wohl getraue zu behaupten, daß alle Handlungen aller Menschen gesetzwidrig (auch mit dem Buchstaben der Sittengesetze streitend) seyn? Welcher Staat würde bestehen, wenn alle Mitglieder desselben ununterbrochen gesetzwidrig handelten?

c) Der Vf. behauptet in mehreren Stellen dieser Religionslehre, m. s. zum Beyspiel S. 49, der Mensch könne den Vorsatz, die Vorstellung der Pflicht und der Gesetzmässigkeit die oberste Triebfeder seiner Handlungen seyn zu lassen, gefaßt (also die Maxime des Guten durch Freyheit angenommen) haben, ohne deswegen auch das Sittengesetz und dessen Foderung jederzeit vollständig zu erfüllen, weil zwischen der Maxime und der That oder der Befolgung der Maxime noch ein Zwischenraum sey. Nun will Rec. hierbey nicht untersuchen, ob durch diese Behauptung nicht vielleicht eine doppelte Freyheit im Menschen vorausgesetzt werde, nämlich eine Freyheit in Ansehung der Annahme der Maximen, und eine von jener ganz verschiedene Freyheit der Befolgung angenommener Maximen, und ob, wenn der Entschluß, die Vorstellung der Pflicht zur obersten und alleinigen Triebfeder der Handlungen zu machen, ernsthafter Art ist, während des Bewußtseyns des Sittengesetzes eine Handlung angefangen und vollbracht werden könne, die jenem Entschlusse widerspricht. Dies aber verdient angeführt zu werden, daß wenn der Mensch, wie der Verf. behauptet, nur durch böse Maximen böse ist, man nicht einmal allezeit vom Daseyn gesetzwidriger und moralisch unvollkommner Handlungen auf das Daseyn böser Maximen schließen dürfe, indem wenn gute Maximen nicht allezeit gute Handlungen hervorbringen, auch gesetzwidrige und moralisch unvollkommene Handlungen bey einem Menschen statt finden können, der die Maxime des Guten bereits angenommen hat. Diesemnach würde der nach der Erfahrung unter den Menschen vorkommende Mangel wahrhaft tugendhafter Handlungen noch nicht einen sichern Bürgen dafür abgeben

geben können, daß alle Menschen durch einen Mißbrauch ihrer Freyheit böse Maximen angenommen haben, und für Sünder zu halten sind.

d) Diese Bemerkungen lehren schon hinreichend, was überhaupt genommen von dem Erfahrungsbeweis für die Allgemeinheit des sittlichen Verderbens unter den Menschen zu halten sey; und wenn also auch der Verf. sein Verdammungsurtheil, das er über das ganze menschliche Geschlecht ausspricht, mit ganz unläugbaren Thatsachen unterstützt und auf eine ziemlich vollständige Induction gegründet hätte, so könnten sie dieses Urtheil doch nicht vollkommen bestätigen. Aber ob das, was der Vf. für sein Urtheil beybringt, aus unläugbaren und ziemlich allgemein gültigen Thatsachen bestehe, verdient auch noch besonders erwogen zu werden. Er beruft sich zuvörderst auf die Auftritte von ungereitzter Grausamkeit, die auf Tofoa, Neuseeland, den Navigatorsinseln, und unter den Einwohnern des nordwestlichen Amerika's vorgefallen sind, und uns von Reisenden erzählt werden. Freylich sind viele Reisebeschreibungen voll von Nachrichten über solche Auftritte. Allein der Philosoph, der aus diesen Nachrichten Schlüsse ziehen will, sollte doch erst durch historische Kritik die Glaubwürdigkeit derselben prüfen, und die Gränzen ihrer Gültigkeit untersuchen. Nun ist aber erstlich eben keine große Belesenheit in den ältern und neuern Reisebeschreibungen dazu erforderlich, um allen Nachrichten von Mordscenen und Grausamkeiten, die unter den sogenannten Wilden vorgefallen seyn sollen, eben so viele und eben so glaubwürdige Nachrichten von Beweisen der Gutmüthigkeit, der Freundschaft und des Zutrauens, womit die Europäer von jenen Wilden aufgenommen worden sind, entgegenzusetzen. Rec. verweiset hierbey bloß auf die Sammlung von Reisebeschreibungen, die Georg Forster besorgt hat, und in welcher recht viele höchst glaubwürdige Thatsachen erzählt werden, aus denen offenbar erhellet, daß diejenigen, welche wir deswegen Wilde nennen, weil sie mit unsern Künsten des Luxus nicht bekannt sind, der Regungen der allgemeinen Menschenliebe, der Dankbarkeit und des Mitleidens in eben dem Grade theilhaftig sind, als solche nur bey den gebildetsten Europäern angetroffen werden. (Man sehe z. B. die rührende Beschreibung des Charakters der Bewohner der Baschi-Inseln im IX. Bande des Forsterschen Magazins von neuen Reisebeschreibungen.) Rec. dächte

lichen [illegible], es müßten Ursachen genug vorhanden, um gegen die Rechtmäßigkeit aller der Klagen mißtrauisch zu seyn, welche die reisenden Europäer über die Grausamkeiten erheben, welche von den Wilden ganz ungereizt und ohne Erwartung irgend eines Vortheils begangen worden seyn sollen. Welches sind denn die Wohlthaten, womit wir Europäer die sogenannten Wilden beglückt haben, und wegen welcher sie jedem Europäer Zutrauen und Dankbarkeit zu erweisen schuldig wären? Rec. weiß auf diese Frage laut der unläugbarsten Thatsachen keine andere Antwort zu geben, als daß alle wilde Nationen von dem Augenblick an, als sie Europäer kennen lernten, mit den Uebeln der venerischen Krankheit, der Pocken, auch der Folgen des unmäßigen Genusses des Brandteweins, und mit noch andern Uebeln, die ihnen vorher völlig unbekannt waren, bekannt wurden. Cook ist derjenige unter den Entdeckern von Ländern und Nationen, die wir vorher noch nicht kannten, welcher gegen die neuentdeckten Menschenstämme die menschenfreundlichsten Gesinnungen hegte. Aber sind denn die Otaheiter und die übrigen Bewohner der Südseeinseln dadurch im geringsten glücklicher geworden, daß sie die Ehre hatten, von diesem großen Manne besucht zu werden? Auch giebt es wohl noch andere Gründe, um derentwillen es nöthig ist, gegen alle Klagen, welche die Europäer über den großen Hang der Wilden zum Mord und zu Grausamkeiten führten, mißtrauisch zu seyen. Ueber die Ursachen aber, welche den Wilden gegen den Wilden grausam machen, können wir aus bekannten Gründen mehrentheils gar nicht urtheilen, und überhaupt betrachtet nimmt es der Wilde in der Ausübung des Vergeltungsrechtes aus natürlichen Gründen immer sehr strenge. Auch muß Rec. drittens noch anführen, daß ihm die Berufung auf den unsittlichen Charakter der Wilden und ganz unkultivirten Menschen in einer Untersuchung über die Allgemeinheit des sittlichen Verderbens unter den Menschen ganz unthunlich vorkommt. Alles, was dem Menschen als gut oder böse soll zugerechnet werden, muß aus der Freyheit entspringen, welches auch der Verf. selbst behauptet. Freyheit und deren Gebrauch kann doch aber beym Menschen nicht eher angenommen werden, als bis die Vernunft angefangen hat, Einfluß auf das Wollen zu bekommen. Dieser Einfluß ist aber nicht eher gedenkbar, als bis die Vernunft (das Vermögen zu schließen und das besondere allgemeinen Grundsätzen unterzuordnen) angewendet, gebildet worden, und zu einigem

Gefühl

Gefühl ihrer selbst gelangt ist. Zu dieser Anwendung und Bildung ist bey dem Wilden keine Gelegenheit vorhanden, denn die Sorge und Bemühung für den täglichen Unterhalt beschäftiget seine ganze Aufmerksamkeit. Alle Einrichtungen und Arbeiten bey den Wilden beweisen eben daher auch so wenig Anwendung der eigentlichen Vernunft. Man kann also bey ihnen nicht füglich einen wirklichen Besitz und Gebrauch der Freyheit, sondern nur die Anlage zu diesem Gebrauche voraussetzen. Ganz unstatthaft ist es also wohl, wenn in einer Untersuchung über das Verderbniß des menschlichen Herzens und über dessen Allgemeinheit, (welches Verderbniß nur als Produkt eines Gebrauchs der Freyheit gedacht werden kann) diese Allgemeinheit mit aus den Aeußerungen des Charakters uncivilisirter Menschen bewiesen wird, welcher gar nicht durch einen Gebrauch der Freyheit gebildet, sondern einzig und allein durch die Selbstliebe (ohne alle Gegenwirkung des moralischen Gesetzes gegen die Foderungen dieser Selbstliebe) nothwendig bestimmt worden ist. — Was der Vf. als Thatsache davon anführt, daß unter den gesitteten Menschen die Annahme böser Maximen und die Verdorbenheit des Herzens auch ganz allgemein sey, klingt freylich sehr niederschlagend; allein stellt denn die Geschichte civilisirter Nationen nichts weiter auf, als Beyspiele von geheimer Feindschaft gegen den innigsten Freund, von dem Hange, auch sogar seine Wohlthäter zu hassen, und von andern ähnlichen Lastern? Enthält diese Geschichte gar keine Beyspiele von Aufopferungen für Tugend und Pflicht? Tragen denn alle Begebenheiten, die sie erzählt, den Stempel der Bosheit, der Niederträchtigkeit, der Schadenfreude und des gröbsten Eigennutzes? Und ließe sich unter denen, welche vom Adam abstammen, gar keiner finden, von dem wir annehmen könnten, die Vorstellung seiner Pflichten sey ihm heilig gewesen? — Getrauet sich wohl der Verf. diese Fragen mit Ja zu beantworten? — Daraus endlich, daß civilisirte Völkerschaften noch immer Krieg mit einander führen, oder zum Kriege gegen einander beständig bereit sind, kann auch nicht geschlossen werden, daß die Verdorbenheit des menschlichen Herzens allgemein sey, und daß alle Menschen böse Maximen angenommen haben. Denn zugegeben, daß jeder Krieg ein Produkt der Bösartigkeit des menschlichen Herzens sey, so hat ja, wie bekannt ist, die bey weitem größere Anzahl der Unterthanen in unsern civilisirten Staaten auf das Verhältniß dieser Staaten zu einander, und

auf

auf Krieg und Frieden gar keinen Einfluß. Von diesen Unterthanen verabscheuen vielmehr sehr viele den Krieg, und die beständigen Zurüstungen zu demselben." Freylich rühren die Grundsätze, nach welchen die Staaten ihr Betragen gegen einander bestimmen, und die bis jetzt noch kein Philosoph mit der Moral in Uebereinstimmung hat bringen können, von der moralischen Unvollkommenheit der menschlichen Natur her; allein diese Grundsätze sind ja nicht die Grundsätze, die jeder einzelne Mensch angenommen hat und befolgt, und die Idee von der Beförderung eines ewigen Friedens durch Errichtung einer allgemeinen Weltrepublik ist nicht deswegen schwärmerisch, weil gar nicht daran zu denken ist, daß irgend ein Mensch moralisch gute Maximen in seine Denkart aufnehmen werde; sondern vielmehr deswegen, weil es vernünftiger Weise nicht zu erwarten steht, daß jemals alle Menschen so weit vervollkommnet werden sollten, daß sie sich in ihrem Betragen bloß durch die Begriffe von Pflicht und Recht bestimmen ließen, welches doch zur festen Begründung eines ewigen Friedens unter allen Nationen ganz unentbehrlich wäre.

Vielleicht wirft mancher von unsern Lesern, nach Erwähnung dieser Bemerkungen, die Frage auf: Wie kam aber wohl der Vf. dazu, über die Allgemeinheit des sittlichen Verderbens unter den Menschen seinen sonstigen Principien ganz zuwider abzusprechen, und wie soll man über die Gränzen dieses Verderbens urtheilen? Zur Beantwortung dieser Fragen fügen wir daher noch folgendes bey. — Was die erstere Frage anbetrifft, so ist ihre Beantwortung in der philosophischen Religionslehre selbst deutlich genug enthalten. In diesem ganzen Werke ist es sehr mit darauf abgesehen, die Grundsätze des Lutherischen Kirchensystems, so wie solche sogleich nach Vollendung der symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche festgesetzt wurden, mit den Lehren der Moralreligion auf irgend eine Art in Uebereinstimmung zu bringen, und von jenen Grundsätzen auch immer ein Analogon in den Lehrsätzen der allein durch Vernunft gültigen Religion anzutreffen. Nun gehört zu den Grundsätzen des Lutherischen Kirchensystems auch der Artikel von der Erbsünde und von der Allgemeinheit der Unvollkommenheit der menschlichen Tugend. Die Lehre von der Erbsünde, wie sie ehemals in unserer Dogmatik bestimmt wurde, widerspricht zu sehr allen Begriffen der Vernunft von der Zurechnungsfähigkeit der menschlichen Hand-

lungen

lungen und des Bösen in der menschlichen Natur. Dafür stellt also der Verf. die Idee von einem radikalen Bösen in der menschlichen Natur auf, das zwar selbst verschuldet ist, und aus einem Mißbrauche der Freyheit herrührt, aber doch alle Menschen inficirt hat, und weil es unvertilgbar ist, bey jedem Menschen, auch den besten nicht ausgenommen, wirksam bleibt. Davon, daß der Mensch dieser Idee entspreche, kann die Vernunft a priori nichts wissen, denn dieses Entsprechen ist eine Folge des Mißbrauchs der Freyheit. Mithin wird die Erfahrung zur Bestätigung dieser Idee aufgerufen. Künstlich genug ist allerdings dieser Beweis vom Daseyn des radikalen Bösen in der menschlichen Natur und von dessen bey allen Menschen fortdaurender Wirksamkeit angelegt, denn der Vf. ist zum wenigsten dafür sicher, daß ihn Niemand aus der Erfahrung über den Menschen widerlegen werde, weil das radikale Böse in der Annehmung einer Maxime bestehe, deren Nichtannehmung niemals aus Erfahrung dargethan werden kann, indem die Tiefe des menschlichen Herzens gar kein Gegenstand der Erfahrung ist. Rec. wird übrigens in der Folge noch Gelegenheit finden, darzuthun, daß auch manche andere Speculation in der philosophischen Religionslehre lediglich dem Bemühen des Vf., die Grundsätze des Lutherischen Kirchensystems auf eine philosophisch wahre Idee zurück zu führen, ihren Ursprung verdanke, und wird alsdann über dieses Bemühen und dessen Verdienstlichkeit sich weiter erklären. — Auf die zweyte Frage aber weiß Rec. keine andere Antwort zu geben, als daß, weil uns Menschen die Einsicht der Thatsachen und Gründe gänzlich fehlt, wornach die Größe und die Allgemeinheit des sittlichen Verderbens in der menschlichen Natur beurtheilt werden kann, wir auch gar kein Urtheil darüber fällen, sondern vielmehr dieses Urtheil dem Allwissenden, der allein im Stande ist, die Tiefen des menschlichen Herzens zu erforschen, gänzlich überlassen sollen. Jeder suche nur selbst ein besserer Mensch zu werden, und bekümmere sich nicht darum, ob andere Menschen die Maxime des Guten bereits in ihre Denkart aufgenommen haben, oder nicht. Zu seiner eigenen Besserung ist die Kenntniß des letztern gar nicht nothwendig. Und da der Grundsatz der ehemals dafür gehaltenen christlichen Orthodoxie, quilibet praesumitur malus, zu den gröbsten Ungerechtigkeiten gegen die Menschheit Anlaß gegeben hat, und zur Beschönigung der offenbarsten Angriffe der heiligsten Rechte der Menschen gebraucht worden ist; so

sorge

fange insbesondere Jeder, der auf die Meinungen anderer Einfluß hat, dafür, daß der Grundsatz, quilibet praesumitur bonus, donec probatur contrarium, bey dessen Befolgung sich sowohl die Menschheit im Ganzen, als auch jeder Einzelne, der ihn befolgte, gut gestanden hat, immer mehr und mehr ausgebreitet werde, und auf das Betragen der Menschen gegen einander wirke. Durch diesen Grundsatz wird übrigens auch die heilsame Vorschrift der moralischen Ascetik, in der sittlichen Ausbildung bey jedem Menschen vorauszusetzen, er enthalte einen Hang zum Bösen, der bereits wirksam gewesen ist, und er befinde sich nicht mehr in einem Zustande der Unschuld, gar nicht verdränge; denn diese Vorschrift kann doch nur auf die Behandlung derjenigen Menschen gehen, welche der moralischen Ausbildung bedürftig sind, und enthält keinesweges die Voraussetzung, daß noch kein einziger Mensch einen Anfang in seiner sittlichen Ausbildung gemacht, und die Maxime des Guten zu befolgen sich ernstlich vorgesetzt habe.

Noch kommt im ersten Stück eine Aeußerung des Verf. vor, auf welche Rec. die Leser mit wenigem aufmerksam machen muß. Sie betrifft die Vereinbarkeit der Lehre von der Freyheit der menschlichen Handlungen mit der Naturnothwendigkeit eben dieser Handlungen. Diese Vereinbarkeit erklärt nämlich der Vf. für schlechterdings unbegreiflich, und er sagt daher, sie sey etwas, das man einsehen will, und nie einsehen wird. (v. S. 54 — 55 im Text und in der Note.) Was enthält nun aber wohl das Bekenntniß von der Unvereinbarkeit des Prädeterminismus der menschlichen Handlungen mit der Freyheit eben derselben? Dies ist es, worauf Rec. seine Leser aufmerksam machen wollte. Er kann nämlich in diesem Bekenntniß nichts anders finden, als die Erklärung: die philosophische Vernunft geräth durchaus auf Widersprüche, wenn sie über den Ursprung der menschlichen Handlungen nachdenkt. Sie muß nämlich denken, daß diese Handlungen ein nothwendiges Produkt einer in der Zeit vorhergegangenen Ursache, und zugleich auch etwas Zufälliges seyn, so aus der Willkühr herrührt, und dessen Gegentheil in dem Augenblicke des Geschehens ganz in der Gewalt des handelnden Subjects war. Wie ist nun wohl diese Erklärung mit dem Grundsatze vereinbar, daß alles, was die philosophirende Vernunft annehmen und für wahr halten soll, vollkommen vereinbar seyn müsse, und sich nicht widersprechen dürfe? Ist dieser Grundsatz richtig,

und

und ist jene Erklärung auch wahr, so wäre ja die Behauptung vollkommen gerechtfertiget, daß ein vollendetes System der Philosophie unter die Unmöglichkeiten gehören, für deren Realisirung man vergeblich arbeite, und da diese Behauptung das Eigenthümliche des philosophischen Skepticismus ausmacht, so enthielte der gerade die vernunftmäßigste Erklärung über die Philosophie und deren Möglichkeit. Freylich wird uns mancher von den Freunden der kritischen Philosophie hierbey einwenden: es ist gar kein Widerspruch darin zu denken, daß die menschlichen Handlungen dem Gesetz der Nothwendigkeit unterworfen sind, und zugleich auch aus Freyheit herrühren; Nothwendigkeit kommt ihnen nämlich zu allen Phänomenen, Freyheit und Zufälligkeit aber als Dingen an sich. Eben so kann man auch denken, daß Dinge im Raum sind, und zugleich auch nicht im Raume sind. Im Raume sind sie nämlich als Phänomene, als Dinge an sich sind sie aber in keinem Raume. Allein verstehen sich auch wohl diejenigen, die auf diese Art die Freyheit der menschlichen Handlungen mit der Nothwendigkeit eben derselben vereinigen? Was sind denn Handlungen als Dinge an sich? Handlungen sind ja Wirkungen von einem handelnden Subjecte, und können dem Subjecte nur in so ferne zugerechnet werden, als es Ursache davon ist. Sind aber wohl nach der kritischen Philosophie Verursachung und Abhängigkeit Prädikate, so den Dingen an sich dürfen beygelegt werden? Und unsere moralisch richtende Vernunft nimmt ja wahrlich nicht unsere Handlungen für Dinge an sich, wenn sie über deren Moralität urtheilt; sie beurtheilt solche nach dem, was sie nach der uns Menschen möglichen Erkenntniß sind; sie sagt, wir hätten in dem Augenblicke, da wir eine Sünde begiengen, trotz aller Veranlassungen zum Sündigen, die auf uns wirkten, die Sünde unterlassen sollen und auch können. — Mehreres über diese Sache anzuführen, erlaubt uns der Raum nicht; wir wollen also erst abwarten, ob nicht jemand versuchen wird, den Stein des Anstoßes (die Unvereinbarkeit der Freyheit mit der Naturnothwendigkeit der menschlichen Handlungen) aus dem Gebiete der Philosophie wegzuschaffen, von dem der Vf. sagt, daß er ewig unbewegbar stehen bleiben werde.

Die zweyte Abhandlung bestehet aus zweyen Abschnitten, davon der erste die Rechtsansprüche des guten Princips auf die Herrschaft über den Menschen, der zweyte aber die Rechtsansprüche

sprüche des bösen Princips auf die Herrschaft über den Menschen, und den Kampf beyder Principien mit einander erörtert. In dem ersten Abschnitte wird von der personificirten Idee des guten Princips, von der objectiven Realität dieser Idee, von den Schwierigkeiten gegen die Realität dieser Idee, und der allein möglichen Auflösung dieser Schwierigkeiten gehandelt. Der zweyte Abschnitt zeigt zuvörderst an, was das neue Testament vom Verfall des Menschen ins Böse, wie auch von den Mitteln lehre, um von der Herrschaft des bösen Princips wieder frey zu werden, und wie dies alles zu verstehen sey. Angehängt sind dieser Abhandlung noch einige Betrachtungen über die Entbehrlichkeit der Wunder zum Beweis der Gültigkeit einer moralischen Religion, und über die Wunder überhaupt.

Was uns in dieser Abhandlung vorzüglich gefallen hat, ist der Beweis, daß die Vernunft vollkommen im Stande sey, die Hoffnung des gebesserten Menschen auf die Lossprechung von seiner Schuld zu begründen, und diese Hoffnung mit der göttlichen Gerechtigkeit zu vereinigen, welcher Beweis, so viel wir wissen, noch von keinem Philosophen so vollständig und genugthuend ausgeführt worden ist. Auch unterschreiben wir alles dasjenige, was der Vf. sowohl über die Wunder überhaupt, und über die Unmöglichkeit, mit Gewißheit einzusehen, daß ein Factum in der Sinnenwelt ein theistisches und dämonisches Wunder sey, als auch über die Entbehrlichkeit der Wunder zum Beweis der Wahrheit der wahren moralischen Religion im Anhange zu dieser zweyten Abhandlung sagt. Es ist zwar das Nämliche von sehr vielen selbstdenkenden Köpfen schon oft gesagt und erwiesen worden; allein da noch immer das Vorurtheil sehr ausgebreitet ist, als seyen Wunder zur Befestigung der Gültigkeit der wahren Religion unentbehrlich, und da man sogar neuerlich aus der sittlichen Natur Gottes hat erweisen wollen, daß unter gewissen Umständen Wunder zu erwarten und zu glauben seyen, so ist es gewiß nicht ohne Nutzen, daß ein Mann von einem solchen Gewicht, wie Kant, sich auch deutlich gegen dieses Vorurtheil erklärt, und die Vernunftwidrigkeit desselben darthut. Mögte endlich doch auch der Vf. in der Art und Weise, wie er sich S. 107 und 108 über die Glaubwürdigkeit der Wunder, die bey der Introduction des Christenthums vorgefallen seyn sollen, ausdrückt, recht viele Nachahmer finden. — Allein der Wahl

der Bilder, womit der Vf. das Ideal der Menschheit in ihrer ganzen moralischen Vollkommenheit in dieser Abhandlung dargestellt hat, können wir unmöglich völligen Beyfall geben. Diese Bilder sind nämlich von demjenigen entlehnt, was einige christliche Kirchensysteme von dem Stifter des Christenthums, als dem Sohne Gottes und dem Erlöser des ganzen menschlichen Geschlechts, mit Berufung auf gewisse mißverstandene Stellen des N. T. behaupten. Rec. will gar nicht läugnen, daß es dem Philosophen erlaubt sey, manches aus dem in einem Lande gültigen Kirchensysteme zu entlehnen, und es in einer der Vernunft angemessenen, dem Kirchensysteme aber nicht gefälligen Bedeutung zu gebrauchen. Es fragt sich aber nur, ob dieser Gebrauch, den der Philosoph vom Kirchensysteme und dessen Dogmen macht, auch Nutzen, und besonders moralischen Nutzen habe? Diesen Nutzen können wir nun schlechterdings nicht finden und einsehen. Dadurch nämlich, daß der Vf. vom Ideal der moralischen Menschheit sagt, — es sey in Gott von Ewigkeit her, — es sey das Wort, durch welches alle andere Dinge sind, und ohne das nichts existirt, was gemacht ist, — es sey der Abglanz der Herrlichkeit Gottes, — in ihm habe Gott die Welt geliebt, und durch dasselbe können wir hoffen Gottes Kinder zu werden, — es habe sich durch seine Vereinigung mit uns in einen Stand der Erniedrigung versetzt, — es sey der Sohn Gottes, der uns vor Gott rechtfertige und ewig selig mache; und dies alles zu einem der Vernunft bloß angemessenen Sinne deutet, ist weder die Erkenntniß des Ideals der moralischen Menschheit deutlicher gemacht, noch auch das Bestreben, diesem Ideal ähnlich zu werden, im geringsten mehr erweckt und belebt worden. Diese ganze Anwendung biblischer Bilder und Redensarten auf eine Idee der Vernunft, die fremdartiger Ausschmückungen zu ihrer Gültigkeit gar nicht bedarf, ist vielmehr dem Schwachen in der Religion ein Aergerniß, indem dadurch das Heiligste, das er kennt, nach seiner Meinung herabgewürdigt wird; dem Starken aber, der den Werth des Positiven in der Religion kennt und richtig schätzt, ist sie eine Thorheit, indem dadurch die Gränzen, welche die wahre Religion vom Aberglauben trennen, wieder unkennbar gemacht, und tief eingewurzelte Vorurtheile bey denen begünstigt werden, welche weder Muth noch Kraft genug haben, sich von denselben loszumachen. Der Verf. hat freylich wohl durch diese Ausschmückung des Ideals der moralischen Mensch-

heit

heit mit orientalischen Bildern, weder den Schwachen noch auch den Starken im religiösen Glauben anstößig seyn, sondern nur die Sprache des bey uns gültigen Kirchensystems zu einem vernunftmäßigen und moralischen Sinne deuten wollen; da nun von der Pflichtmäßigkeit und Beschaffenheit dieser moralischen Auslegung des Kirchensystems im folgenden Stücke ausführlich gehandelt wird, so verspart auch Rec. dasjenige, was er im Allgemeinen gegen jene Ausschweifung des Ideals der Menschheit noch anzuführen hätte, bis auf die Anzeige des dritten Stücks.

In diesem dritten Stücke handelt der Vf. von dem Mittel, wodurch dem guten Princip der Sieg über das böse Princip verschafft, und das Reich Gottes auf Erden gegründet wird. Dieses Mittel besteht nun in der Errichtung einer ethisch-bürgerlichen Gesellschaft unter den Menschen, d. i. einer Gesellschaft, in der alle Mitglieder nach bloßen Tugendgesetzen mit einander vereinigt sind, und die Errichtung einer solchen Gesellschaft ist eine Pflicht von ganz eigener Art. Denn, sagt der Vf. S. 220, wenn der Mensch sich nach den Ursachen und Umständen umsieht, welche machen, daß er, ob er sich gleich der Herrschaft des bösen Princips über seine Handlungen entzogen hat, dennoch den Angriffen dieses Princips immer ausgesetzt bleibt, und jederzeit zum Kampf gegen dasselbe gerüstet seyn muß, (welchen gefahrvollen Zustand sich der Mensch gleichwohl durch seine eigene Schuld zugezogen hat, daher er auch verbunden ist, so viel er vermag, wenigstens Kraft anzuwenden, um sich aus demselben herauszuarbeiten) so kann er sich leicht überzeugen, daß die Gefahr, den Angriffen des bösen Princips immer ausgesetzt zu bleiben, ihm nicht sowohl von seiner eigenen rohen Natur, so fern er abgesondert da ist, sondern von Menschen kommen, mit denen er in Verhältniß und Verbindung steht. Nicht durch die Anreize der erstern werden die eigentlich so zu benennenden Leidenschaften in ihm rege, welche so große Verheerungen in seiner ursprünglich guten Anlage anrichten. Seine Bedürfnisse sind nur klein, und sein Gemüthszustand in Besorgung derselben ist gemäßigt und ruhig. Er ist nur arm, (oder hält sich dafür) so fern er besorgt, daß ihn andere Menschen dafür halten und darüber verachten möchten. Der Neid, die Herrschsucht, die Habsucht und die damit verbundenen feindseligen Neigungen bestürmen alsbald seine an sich genügsame Natur,

wenn er unter Menschen ist, und es ist nicht einmal nöthig, daß diese schon als im Bösen versunken, und als verleitende Beyspiele vorausgesetzt werden; es ist genug, daß sie da sind, daß sie ihn umgeben, und daß sie Menschen sind, um einander wechselseitig in ihrer moralischen Anlage zu verderben, und sich einander böse zu machen. Wenn nun keine Mittel ausgefunden werden könnten, eine ganz eigentlich auf die Verhütung dieses Bösen und zur Beförderung des Guten im Menschen abzweckende Vereinigung, als eine bestehende und sich immer ausbreitende, bloß auf die Erhaltung der Moralität angelegte Gesellschaft zu errichten, welche mit vereinigten Kräften dem Bösen entgegen wirkte, so würde dieses, so viel der einzelne Mensch auch gethan haben möchte, um sich der Herrschaft desselben zu entziehen, ihn doch unablässig in die Gefahr des Rückfalls unter dieselbe erhalten. — Die Herrschaft des guten Princips, so fern Menschen dazu hinwirken können, ist also, so viel wir einsehen können, nicht anders erreichbar, als durch Errichtung und Ausbreitung einer Gesellschaft nach Tugendgesetzen und zum Behuf derselben; eine Gesellschaft, die dem ganzen Menschengeschlecht in ihrem Umfange sie zu beschließen, durch die Vernunft zur Aufgabe und zur Pflicht gemacht wird. — Denn so allein kann für das gute Princip über das Böse ein Sieg gehofft werden. — Dem ethisch-bürgerlichen Zustande steht der ethische Naturzustand entgegen, (S. 126) welcher einen Zustand der unaufhörlichen Befehdung des guten Princips, das in jedem Menschen liegt, durch das Böse, das auch in jedem Menschen angetroffen wird, ausmacht. Menschen, die in diesem ethischen Naturzustande sind, verderben sich einander wechselseitig ihre moralische Anlage, und bringen einander, selbst bey dem guten Willen jedes Einzelnen, durch den Mangel eines sie vereinigenden Princips, gleich als ob sie Werkzeuge des bösen Princips wären, in Gefahr, der Herrschaft des Bösen wiederum in die Hände zu fallen. — (S. 127.) Hier haben wir nun eine Pflicht von ihrer eigenen Art, nicht der Menschen gegen Menschen, sondern des menschlichen Geschlechts gegen sich selbst. Jede Gattung vernünftiger Wesen ist nämlich objectiv in der Idee der Vernunft zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, nämlich der Beförderung des höchsten, als eines gemeinschaftlichen Guts bestimmt. Weil aber das höchste sittliche Gut durch die Bestrebung der einzelnen Person zu ihrer eigenen moralischen Vollkommenheit allein nicht bewirkt

wird,

wird, sondern eine Vereinigung derselben in ein Ganzes zu eben demselben Zwecke, zu einem System wohlgesinnter Menschen erfordert, in welchem und durch dessen Einheit es allein zu Stande kommen kann, die Idee aber von einem solchen Ganzen, als einer allgemeinen Republik nach Tugendgesetzen, eine von allen moralischen Gesetzen (die das betreffen, wovon wir wissen, daß es in unserer Gewalt stehe) ganz unterschiedene Idee ist, nämlich auf ein Ganzes hinzuwirken, wovon wir nicht wissen können, ob es als ein solches auch in unserer Gewalt stehe; so ist die Pflicht der Art und dem Princip nach von allen andern unterschieden, und bedarf der Voraussetzung einer andern Idee, nämlich der Idee eines höhern moralischen Wesens, durch dessen allgemeine Veranstaltung die für sich unzulänglichen Kräfte der Einzelnen zu einer gemeinschaftlichen Wirkung vereinigt werden. — (S. 129 — 132.) Der Begriff eines ethischen gemeinen Wesens ist der Begriff von einem Volke Gottes unter ethischen Gesetzen, welcher Begriff sich aber unter menschlicher Veranstaltung nicht anders, als in der Form einer Kirche, ausführen läßt. Ein moralisches Volk Gottes zu stiften, ist mithin ein Werk, dessen Ausführung nicht von Menschen, sondern nur von Gott selbst erwartet werden kann. Deswegen ist aber doch dem Menschen nicht erlaubt, in Ansehung dieses Geschäfts thätig zu seyn, und die Vorsehung walten zu lassen, als ob ein jeder nur seiner moralischen Privatangelegenheit nachgehen, das ganze der Angelegenheit des menschlichen Geschlechts aber (seiner moralischen Bestimmung nach) einer höhern Weisheit überlassen dürfe. Er muß vielmehr so verfahren, als ob alles auf ihn ankomme, und nur unter dieser Bedingung darf er hoffen, daß höhere Weisheit seiner wohlgemeinten Bemühung die Vollendung werde angedeihen lassen. (Auch vergleiche man S. 211 — 213.) — (S. 171.) Man kann übrigens mit Grunde sagen, daß das Reich Gottes zu uns gekommen sey, wenn auch nur das Princip des allmähligen Ueberganges des Kirchenglaubens zur allgemeinen Vernunftreligion, und so zu einem göttlichen ethischen Staat auf Erden, allgemein, und irgendwo auch öffentlich Wurzel gefaßt hat; obgleich die wirkliche Errichtung desselben noch in unendlicher Weite von uns entfernt liegt. Denn, weil dieses Princip den Grund einer continuirlichen Annäherung zu dieser Vollkommenheit enthält, so liegt in ihm als in einem sich entwickelnden, und in der Folge wiederum besaamenden Keime das Ganze, (unsichtbarer Weise)

welches dereinst die Welt erleuchten und beherrschen soll. Das Wahre und Gute aber, wozu in der Naturanlage jedes Menschen der Grund, sowohl der Einsicht als des Herzensantheils liegt, ermangelt nicht, wenn es einmal öffentlich geworden ist, vermöge der natürlichen Affinität, darin es mit der moralischen Anlage vernünftiger Wesen überhaupt steht, sich durchgängig mitzutheilen. Die Hemmung durch politische bürgerliche Ursachen, die seiner Ausbreitung von Zeit zu Zeit zustoßen mögen, dienen eher dazu, die Vereinigung der Gemüther zum Guten (was, nachdem sie es einmal ins Auge gefaßt haben, ihre Gedanken nie verläßt) noch desto inniglicher zu machen. — —

Hier lernen unsere Leser eine Pflicht von ganz eigener Art kennen, die, so viel wir wissen, noch von keinem einzigen Moralisten aufgestellt und zur Ausübung empfohlen worden ist. Wir müssen jedoch bekennen, daß wir das Raisonnement des Vf., wodurch er die Gültigkeit dieser nach seinem eigenen Ausspruche nicht einzelnen Menschen, sondern dem ganzen menschlichen Geschlecht von der moralisch gesetzgebenden Vernunft vorgeschriebenen Pflicht darthut, durchaus nicht verstanden haben. Ob die Schuld hiervon an uns liege, das werden die Leser aus den folgenden Bemerkungen beurtheilen können, in welchen wir die Sätze, wodurch der Vf. die von ihm aufgestellte ganz neue Pflicht erweiset, beleuchten wollen.

1) Sollte der Mensch den Angriffen und Verführungen des bösen Princips gar nicht weiter ausgesetzt bleiben, (d. h. sollte es nicht mehr möglich seyn, daß das böse Princip den Willen des Menschen afficirte, und in die Maximen desselben aufgenommen würde) so müßte der Mensch nicht mehr frey bleiben, (denn die Freyheit besteht laut der eigenen Erklärung des Vf. darin, daß der Mensch eben sowohl gute, als böse Maximen in seine Willkühr aufnehmen kann) und mithin aufhören Mensch zu seyn, denn die Freyheit und die Anlage dazu ist ein wesentliches Merkmal des Menschen. Ist es also Pflicht des Menschen, sich von den Angriffen des bösen Princips gänzlich zu befreyen, so ist es eine Pflicht für den Menschen zu machen und seine Kraft dazu anzuwenden, daß er aufhöre Mensch zu seyn.

2) Es ist jedes Menschen Pflicht, in denjenigen Zustand sich niemals zu begeben, oder wenn er durch Unvorsichtigkeit

und

und zufällige Umstände darein gerathen ist, denselben sogleich zu verlassen, in welchem ihm die Gefahr drohet, in seinen moralischen Anlagen verdorben zu werden, und man muß alle Gelegenheiten und Verführungen zum Sündigen vermeiden. Ist nun die Verbindung des Menschen mit Menschen dasjenige, was ihn in die Gefahr bringt, in seinen moralischen Anlagen verdorben und zur Aufnahme böser Maximen in seine Willkühr verführt zu werden, so ist es Pflicht für jeden Menschen, die Verbindung mit seines Gleichen, sobald wie möglich, gänzlich aufzugeben, und wie der Rousseausche Naturmensch einsam in den Wäldern herumzustreifen. Man wende hierbey nicht ein, daß dies eine absurde Folgerung sey, weil durch die Errichtung eines ethischen Staats nach bloßen Tugendgesetzen die Gefahr, von andern Menschen zum Bösen verführt zu werden, gänzlich aufgehoben werde. Denn wird der Mensch, wie der Vf. sagt, schon allein dadurch in seinen moralischen Anlagen verdorben, daß er unter Menschen ist, und ist es hierzu nicht einmal nöthig, daß diese schon im Bösen versunken sind, und durch ihr Beyspiel zum Bösen verleiten, sondern ist hierzu schon dies genug, daß sie da sind, daß sie ihn umgeben, und daß sie Menschen sind, so ist es ganz unzweckmäßig, dem Menschen anzurathen, er solle mit seines Gleichen in eine ethisch-bürgerliche Verbindung treten, um dadurch der Verführung zum Bösen zu entgehen, welche unausbleiblich aus jeder Verbindung mit andern Menschen, selbst wenn diese auch nicht moralisch verdorben sind, für ihn entsteht. Denn durch die Errichtung eines solchen ethischen Staats hört der Mensch ja nicht auf, mit andern Menschen in Verbindung zu stehen; mithin dauert die Gefahr, durch das Daseyn anderer Menschen und durch die Verbindung mit ihnen zum Bösen verleitet zu werden, selbst nach Errichtung eines ethischen Staats noch immer fort. Das Mittel, das der Vf. vorschlägt, um die Verführung des Menschen durch Menschen zu verhüten, ist also ganz unzweckmäßig.

3) Jede Handlung, die Pflicht seyn soll, muß etwas ausmachen, das bewirkt und hervorgebracht werden kann. Pflichten sind nämlich Bestimmungen für das Begehrungsvermögen; das Begehrungsvermögen ist aber das Vermögen Ursache von der Wirklichkeit eines Etwas zu seyn, und der moralische Entschluß ist ein Entschluß, den Foderungen des moralischen Gesetzes gemäß Ursache von der Wirklichkeit eines

Etwas seyn zu wollen. Kein Mensch kann sich also zu etwas unmöglichen entschließen, denn dies wäre eben so viel, als wenn er sich entschlösse, Ursache von der Wirklichkeit eines Etwas zu seyn, wovon er weiß, daß er nicht Ursache davon seyn kann, und ein solcher Entschluß ist nicht allein physisch unmöglich, sondern streitet auch selbst mit der Gesetzgebung der moralischen Vernunft, welche alle Handlungen verbietet, deren Grundsatz einen Widerspruch enthält, und auf Widersprüche führt. Diesemnach kann auch die Realisirung der Idee von einem ethisch-bürgerlichen Staate keine Pflicht für den Menschen seyn, denn diese Realisirung ist für den Menschen ganz unmöglich. Nach der eigenen Erklärung des Vf. gehören nämlich zu einem solchen Staate folgende Eigenschaften. a) Alle Mitglieder des menschlichen Geschlechts müssen durch die freye Annahme moralisch guter Gesinnungen Bürger dieses Staats seyn. b) In einem solchen Staate muß eine öffentliche Gesetzgebung da seyn, welche von dem Willen eines Obern herrühren muß, dessen Vorschriften auch insgesammt ethische Gesetze sind. c) Dieser Regent des ethischen Staates muß ein Herzenskündiger seyn, der jedem Mitgliede des Staates zukommen läßt, was seine Thaten werth sind. — Nun ist aber kein Mensch vermögend, auch nur ein einziges dieser zu einem ethisch-bürgerlichen Staate nothwendig erforderlichen Stücke hervorzubringen, und der Entschluß dazu widerspricht sich selbst. Der Satz: Ein Mensch kann Ursache davon seyn, daß der andere moralisch besser wird, ist widersprechend; denn moralische Besserung muß, als solche, ein Produkt der Freyheit und Willkühr jedes Menschen selbst seyn. Daß die ethischen Gesetze zugleich auch von einem Obern öffentlich bekannt gemacht und als öffentliche Gesetze gegeben werden, kann der Mensch eben so wenig bewirken, denn er kann nicht auf das höchste moralische Wesen wirken. Und aus dem nämlichen Grunde kann auch kein Mensch machen, daß dieses höchste moralische Wesen seine Gesetzgebung handhabe, und jedem Mitgliede des ethischen Staates zukommen lasse, was seine Thaten werth sind. Kein Mensch, der sich seiner Vernunft bewußt ist, kann daher die Errichtung eines ethischen Staats Gottes für etwas halten, das von seiner eigenen Thätigkeit abhängig wäre, denn die Errichtung eines solchen Staats liegt gänzlich außer dem Wirkungskreise seiner Kräfte. Nur so viel steht in der Macht eines Menschen, daß er seine eigene moralische Vollkommenheit bewirke, und sich dadurch

zum

zum Bürger eines ethischen Staats, wenn ein solcher einmal errichtet werden, oder schon vorhanden seyn sollte, qualificire; und dies ists auch allein, was die Vernunft und das Gebot der Pflicht von ihm fordern. Wünschen muß freylich ein jeder Mensch, daß ein solcher ethischer Staat existire; deswegen ist es aber noch nicht die Pflicht eines Menschen, diesen Staat zu bewirken, und dabey so zu verfahren, als ob alles auf ihn ankomme. Jeder Mensch muß und wird auch, wenn er seine moralische Vernunft über das, was die Menschen seyn sollen, befragt, wünschen, daß nie ein Nero gelebt hätte, Hexen nie verbrannt worden, und andere Dinge, die die Menschheit entehren, nie geschehen wären. Hieraus folgt aber nicht, daß es Pflicht sey zu bewirken, daß kein Nero gelebt hätte, und keine Hexen verbrannt worden wären. Denn zwischen einem den Ideen der Vernunft angemessenen und eben deswegen nothwendigen Wunsche und zwischen einer Pflicht ist ein grosser Unterschied.

4) Ist es endlich wahr, was der Vf. S. 171 behauptet, daß man nämlich mit Grunde sagen könne, das Reich Gottes sey zu uns gekommen, sobald als das Princip des allmähligen Ueberganges des Kirchenglaubens zur allgemeinen Vernunftreligion, und so zu einem göttlichen ethischen Staat auf Erden, allgemein und irgendwo auch öffentlich Wurzel gefaßt hat, weil von der Verwandschaft des Guten und Wahren mit den moralischen Anlagen vernünftiger Wesen sich mit Recht erwarten läßt, es werde dieses Wahre und Gute sich von selbst unter den Menschen immer mehr und mehr ausbreiten; so ist ja alles falsch oder doch übertrieben, was der Vf. im Anfange des dritten Stücks von der Pflicht, einen ethischen Staat Gottes zu stiften, und von der Beschaffenheit dieser Pflicht gesagt hat. Machen, daß das Princip des allmähligen Ueberganges des Kirchenglaubens zur allgemeinen Vernunftreligion, öffentlich Wurzel fasse, heißt nämlich nichts anders, als andere Menschen davon überzeugen, daß die Ausübung aller unserer Menschenpflichten, als göttlicher Gebote, das Wesen der wahren Religion sey, und dies auch öffentlich lehren. Dies aber soll und kann jeder Mensch, und braucht dabey gar nicht auf einen übernatürlichen Beystand Gottes zu warten. Dies ist auch gar nicht eine Pflicht, die der Art und dem Princip nach von allen andern Pflichten unterschieden wäre. Es ist vielmehr die Pflicht, die Wahrheit zu bekennen

gemein und öffentlich auszubreiten, und den Aberglauben zu zerstören. Diese Pflicht ist auch von jeher als eine Menschenpflicht erkannt und von allen Moralisten vom Sokrates an empfohlen, ja von vielen tugendhaften Menschen schon wirklich ausgeübt worden, wie wir zum wenigsten nach den Aufopferungen urtheilen müssen, welche mancher Mensch der Erkenntniß und Ausbreitung der Wahrheit dargebracht hat. Warum hat nun aber der Vf. die gewöhnliche Erklärung und den bekannten Erweis dieser Pflicht verlassen, und dieselbe unter dem vielversprechenden Namen der Errichtung eines ethischen Staats Gottes in dieser philosophischen Religionslehre aufgestellt? — Die Ursache hiervon ist wohl theils die Personificirung des bösen Princips, als einer außer uns befindlichen starken Kraft, der nur durch die Vereinigung der Kräfte mehrerer Menschen soll Widerstand geschehen können, wobey der Vf. scheint vergessen zu haben, daß diese Personificirung nur eine bildliche Darstellung der Quelle des Bösen in uns seyn kann, theils unser Kirchensystem. Zu den Artikeln unsers Kirchensystems gehört nämlich auch der Artikel von der Kirche, als einer Gemeinschaft aller Heiligen unter der Regierung Gottes: zu einem Analogon dieses Kirchenartikels schien dem Vf. die Idee von einem ethischen Staate Gottes zu führen, und so kam diese Idee, den besondern Absichten dieser philosophischen Religionslehre gemäß, unter die Aufgaben der reinen moralischgesetzgebenden Vernunft. Ein anderer Philosoph würde aus der Pflicht, die Erkenntniß der Wahrheit und moralischen Religion allgemein zu befördern und den Aberglauben zu vermindern, die Nothwendigkeit von Anstalten unter Menschen erwiesen haben, worin Erwachsene und Unerwachsene über ihre Pflichten belehrt, aufgeklärt und zur Ausübung derselben ermuntert werden. Bey einer solchen Behandlungsart der Sachen würde sich aber wenig über die Kirche und über die Errichtung eines sogenannten Staats Gottes auf Erden aus bloßer Vernunft haben sagen lassen, ja die ganze Behandlungsart hätte gar kein Ansehen der Neuheit und Originalität gehabt.

In diesem dritten Stücke kommt auch des Vf. Erklärung über den vorzüglichern Werth der moralischen Auslegung der heiligen Schrift und des Kirchenglaubens, und über das Verhältniß dieser Auslegung zur grammatisch historischen und gelehrten Auslegung vor. Da nun diese Erklärung bereits zu

man

manchen Streitigkeiten Anlaß gegeben hat, und die moralische Interpretation von einigen als unverbesserlich richtig und überaus fruchtbar ausgegeben, von andern aber sehr getadelt worden ist; so halten wir uns für verpflichtet, dasjenige näher zu bestimmen, was nach unserer Einsicht und Ueberzeugung in derselben wahr oder falsch ist. Zuvörderst müssen wir aber wohl des Vf. Gedanken über diese ganze Sache angeben.

Ein ethisches gemeines Wesen unter der göttlichen moralischen Gesetzgebung, sagt der Vf. S. 134, ist eine Kirche, welche, so fern sie kein Gegenstand möglicher Erfahrung ist, die unsichtbare Kirche heißt; die sichtbare Kirche aber ist die wirkliche Vereinigung der Menschen zu einem Ganzen, das mit jenem Ideal zusammenstimmt, und die wahre sichtbare Kirche ist diejenige, welche das moralische Reich Gottes auf Erden, so viel es durch Menschen geschehen kann, darstellt. — (S. 137.) Der reine Religionsglaube ist eigentlich zwar derjenige, welcher allein eine allgemeine und wahre Kirche gründen kann, denn weil er ein bloßer Vernunftglaube ist, so läßt er sich jedermann zur Ueberzeugung mittheilen. Die Errichtung einer Kirche unter Menschen bedarf doch aber auch einer statutarischen und nur durch Offenbarung kund werdenden göttlichen Gesetzgebung, mithin eines historischen Glaubens, welchen man im Gegensatz mit dem reinen Religionsglauben, den Kirchenglauben nennen kann. Denn eine Kirche als Vereinigung vieler Menschen unter moralischen Gesinnungen zu einem moralischen gemeinen Wesen bedarf einer öffentlichen Verpflichtung, einer gewissen auf Erfahrungsbedingungen beruhenden kirchlichen Form, die an sich zufällig und mannichfaltig ist, mithin ohne göttliche statutarische Gesetze nicht als Pflicht erkannt werden kann. — (S. 144.) Wenn es nun aber nicht zu ändern steht, daß nicht ein statutarischer Kirchenglaube dem reinen Religionsglauben, als Vehikel und Mittel der öffentlichen Vereinigung der Menschen zur Beförderung des letztern beygegeben werde, so muß man auch eingestehen, daß die unveränderliche Aufbehaltung desselben, die allgemeine einförmige Ausbreitung und selbst die Achtung für die in ihm angenommene Offenbarung, schwerlich durch Tradition, sondern nur durch Schrift, die selbst wiederum als Offenbarung für Zeitgenossen und Nachkommenschaft ein Gegenstand der Hochachtung seyn muß, hinreichend besorgt werden kann; denn das fordert das Bedürfniß der Menschen, um

um ihrer gottesdienstlichen Pflicht gemäß zu seyn — (S. 149.) Um nun aber mit dem historischen Kirchenglauben die Grundlage eines moralischen Glaubens zu vereinigen, dazu ist eine durchgängige Deutung der uns zu Händen gekommenen Offenbarung zu einem Sinne erforderlich, der mit den allgemeinen praktischen Regeln einer reinen Vernunftreligion zusammenstimmt. Denn das Theoretische des Kirchenglaubens kann uns moralisch nicht interessiren, wenn es nicht zur Erfüllung aller Menschenpflichten als göttlicher Gebote, was das Wesentliche aller Religion ausmacht, hinwirkt. Diese Auslegung mag uns selbst in Ansehung des Textes der Offenbarung oft gezwungen scheinen, oft es auch wirklich seyn, und doch muß sie, wenn es nur möglich ist, daß dieser sie annimmt, einer solchen buchstäblichen vorgezogen werden, die entweder schlechterdings nichts für die Moralität in sich enthält, oder diesen ihren Triebfedern wohl gar entgegenwirkt. Man wird auch finden, daß es mit allen Alten und Neuern zum Theil in heiligen Büchern abgefaßten Glaubensarten jederzeit so ist gehalten worden, und daß vernünftige wohldenkende Volkslehrer sie so lange gedeutet haben, bis sie dieselben ihrem wesentlichen Inhalte nach, nachgerade mit den allgemeinen moralischen Glaubenssätzen in Uebereinstimmung brachten. — Auch kann man dergleichen Auslegungen nicht der Unredlichkeit beschuldigen, vorausgesetzt, daß man nicht behaupten will, der Sinn, den wir den Symbolen des Volksglaubens oder auch heiligen Büchern geben, sey von ihnen auch durchaus so beabsichtiget worden, sondern dieses dahin gestellt seyn läßt, und nur die Möglichkeit, die Verf. derselben so zu verstehen, annimmt. Die Vernunftreligion enthält also das oberste Princip aller Schriftauslegung. — Diesem moralischen Schriftausleger ist nun noch ein anderer beygesellet, aber untergeordnet, nämlich der Schriftgelehrte. Schriftgelehrsamkeit ist nämlich dazu erforderlich, um eine auf heilige Schrift gegründete Kirche, die wegen des natürlichen Bedürfnisses aller Menschen, zu den höchsten Vernunftbegriffen etwas Sinnlichhaltbares und eine Erfahrungsbestätigung zu verlangen nöthig ist, im Menschen zu erhalten; wenn sie gleich nichts mehr ausmacht, als daß der Ursprung der heiligen Schrift nichts in sich enthält, was die Annahme derselben als unmittelbarer göttlichen Offenbarung unmöglich machte. Aber nicht bloß die Beurkundung, sondern auch die Auslegung der heiligen Schrift bedarf Gelehrsamkeit, und kann nur aus der

Kennt-

Kenntniß der Grundsprachen der Historie und Kritik geschöpft werden. — Vernunftreligion und Schriftgelehrsamkeit sind also die eigentlichen berufenen Ausleger und Depositäre einer heiligen Urkunde, von welchen der erstere allein authentisch, und für alle Welt gültig, der zweyte aber nur doctrinal ist, um den Kirchenglauben für ein gewisses Volk zu einer gewissen Zeit in ein bestimmtes sich beständig erhaltendes System zu verwandeln.

Unserer Einsicht nach enthält diese Erklärung über das Verhältniß der moralischen Auslegung einer für göttlich gehaltenen Schrift zur gelehrten Auslegung eben derselben viel Wahres, aber auch viel Unbestimmtes und Schwankendes, und wir wollen uns Mühe geben, beydes von einander zu trennen.

1) Bekanntlich hat die Auslegung der Schriften des alten und neuen Testaments mancherley Schicksale gehabt, und, ohngeachtet alle christliche Sekten darin mit einander übereinstimmen, daß zum wenigsten die Schriften des neuen Testaments die vorzüglichste Quelle der wahren christlichen Glaubenslehre seyen; so ist man doch niemals in der christlichen Kirche darüber einig gewesen, wie diese Schriften zu benutzen seyen, und auf welche Art man den Inhalt derselben zu erforschen habe. Besonders waren von jeher viele Lehrer des Christenthums der von den Juden herrührenden Meinung zugethan, man müsse jeder Stelle der heiligen Schrift so vielerley Bedeutungen beylegen, als sich dabey nur als möglich denken lassen, und diese vielerley Bedeutungen lägen selbst nach der Absicht der Vf. und des göttlichen Urhebers der heiligen Bücher in den Worten derselben drinne. Auf diese Meinung gründet sich die allegorische Auslegung der heiligen Schrift, vermöge welcher man alles in dieselbe hineintragen konnte, was man nur darin finden wollte. — Man würde aber dem Verf. der philosophischen Religionslehre gewiß Unrecht thun, wenn man die von ihm empfohlene moralische Auslegung der heiligen Schrift für eine Art von jener bey allen Verständigen im übeln Ruf stehenden allegorischen Auslegung ausgeben wollte; denn er gründet jene Auslegung der heiligen Schrift auf ein ganz anderes Princip, als auf welchem diese beruht.

2) Hätte der Vf. durch seine Anempfehlung der moralischen Auslegung der heiligen Schrift nichts weiter, als folgendes, sagen wollen: — Die Schriften des alten und neuen

Testa-

Testaments sind nun einmal in dem aufgeklärtesten Welttheile das Fundament des öffentlichen Kirchen- und Volksglaubens. Man würde aber, so wie die Sachen jetzt noch stehen, lauter Verwirrung anrichten, und sogar zu den gröbsten Ausschweifungen und zum gefährlichsten Unglauben bey dem großen Haufen Anlaß geben, wenn man das Ansehen jener Schriften angreifen und ihnen ihren göttlichen Ursprung im geringsten streitig machen wollte. Man muß sie also bey ihrer Auctorität so lange erhalten, als diese Auctorität für den großen Haufen noch unentbehrlich ist. Allein in jenen Schriften, besonders in den Schriften des alten Testaments, kommt auch sehr vieles vor, dessen Erkenntniß und Fürwahrhalten uns moralisch ganz und gar nichts nutzt, und auf unsere moralische Besserung nicht den mindesten Einfluß haben kann. Damit nun aber auch solche Stellen der heiligen Schrift, welche dem buchstäblichen Sinne nach gar nichts enthalten, was auf Moralität Beziehung hat, den Hauptzweck der wahren moralischen Religion, und auch des wahren Christenthums befördern helfen; so muß man in dieselben, wenn darüber öffentliche Vorträge an das Volk gehalten werden sollen, nachdem man sie vorher buchstäblich richtig ausgelegt hat, irgend einen moralischen Sinn hineinlegen und einen Gedanken damit verknüpfen, durch den entweder die Erkenntniß unserer Pflichten befördert, oder der Vorsatz, ein besserer Mensch zu werden, belebt wird. — Hätte der Vf. durch seine Anempfehlung der moralischen Auslegung der heiligen Schrift nur dieses sagen wollen, so möchte gewiß wenig dagegen einzuwenden seyn. Auch haben seit den ältesten Zeiten des Christenthums alle aufgeklärte Lehrer desselben, denen es darum zu thun war, aus ihren Zuhörern und Lesern moralisch bessere Menschen zu machen, vorzüglich diejenigen Stellen des neuen Testaments auf diese Art angewendet und benutzt, welche dem Buchstaben nach eben nichts sich auf Moralität beziehendes enthalten. Unsere besten Prediger jetziger Zeit befolgen auch diese Methode, die heilige Schrift zu benutzen, sobald die zum öffentlichen Vortrage vorgeschriebenen Stellen aus derselben nicht von selbst schon moralischen Inhalts sind, und dies wird auch wohl in der Folge noch ferner geschehen. Nur hat man diese Methode, die heilige Schrift zu benutzen und erbaulich zu machen, nicht eine moralische Auslegung der heiligen Schrift genannt, und zwar aus sehr wichtigen Gründen.

3) Al-

9) Allein der Vf. sagt: der moralischen Schriftauslegung sey die buchstäbliche und gelehrte untergeordnet, und diese Bestimmung des Verhältnisses der gelehrten Schriftauslegung zur moralischen hat man vorzüglich anstößig und tadelhaft gefunden. Nun könnte man vielleicht sagen: unter dieser Unterordnung der gelehrten Auslegung der heiligen Schrift unter die moralische sey nichts weiter zu verstehen, als dieses, daß man sich auch alle bloß historische Stellen der heiligen Schrift auf irgend eine Art moralisch zu Nutze zu machen habe, und daß es besser sey, die Stellen der heiligen Schrift auf Erbauung anzuwenden, als durch dieselben die Zahl unserer für die moralische Besserung unfruchtbaren Kenntnisse zu vermehren. Allein da der Vf. behauptet, die Vernunftreligion und deren moralische Gebote seyen die oberste Regel aller Schriftauslegung, und da er von der Auslegung der Schrift, die durch die Vernunftreligion bestimmt wird, sagt, sie sey eine authentische Auslegung, so kann der Satz: die gelehrte Auslegung der Schrift ist der moralischen untergeordnet; wohl nicht anders verstanden werden, als folgendermaaßen: die moralische Auslegung der heiligen Schrift schreibt der gelehrten Auslegung eben derselben Schrift Gesetze vor, nach welchen diese den Sinn der Stellen in der heiligen Schrift aufsuchen und bestimmen muß. Ja der Sinn des Begriffs der Unterordnung einer Regel unter die andere, führt allein schon nothwendig auf diese Auslegung jenes Satzes. Nimmt man nun aber an, die sogenannte moralische Auslegung der heiligen Schrift sey der oberste Canon für die gelehrte Schriftauslegung, so geht eigentlich diese gelehrte Schriftauslegung, die doch neben der sogenannten moralischen, laut des Vf. Erklärung, beybehalten werden soll, ganz und gar verloren. Die gelehrte Auslegung der Schrift muß nämlich alle ihre Erklärungen der Schriftstellen einzig und allein theils aus dem Sprachgebrauche, theils aus den Sitten des Zeitalters, worin ein Theil der heiligen Schrift verfertigt worden ist, und aus der Denkungsart und den Absichten seines Verfassers nehmen und ableiten. Mit dieser Regel der gelehrten Schriftauslegung ist die moralische Auslegung, als oberster Canon derselben gelehrter Auslegung, schlechterdings unvereinbar, und durch die Unterordnung der gelehrten Auslegung einer für göttlich gehaltenen Urkunde und Schrift unter die sogenannte moralische wird das Geschäft des gelehrten Auslegers einer für göttlich und heilig gehaltenen Schrift, von derselben näm-

lich darzuthun, daß sie göttlichen Ursprungs seyn könne, um ihr Ansehen dadurch zu erhalten, ganz und gar unmöglich gemacht. Von einer Schrift nämlich, von der soll angenommen werden, daß sie göttlichen Ursprunges seyn könne, muß erwiesen werden, daß sie nichts in sich enthalte, was mit dem Sittengesetz streitet, und der Gültigkeit der Vorschriften desselben Abbruch thut. Ordnet man nun die gelehrte Auslegung einer für göttlich gehaltenen Urkunde der moralischen Auslegung unter, und trägt man in alle Sätze und Erzählungen jener Urkunde einen moralischen Sinn hinein, wenn er gleich, im Fall diese Sätze und Erzählungen buchstäblich genommen und erklärt werden, darin gar nicht enthalten ist: so erhalten die absurdesten Fabeln und Lügen eine Beschaffenheit, nach welcher sie für eine Offenbarung genommen werden können, die von Gott herrührt. Dies dient unläugbar dazu, das Ansehen solcher Fabeln und Lügen fernerhin zu erhalten, und die Ausrottung des Aberglaubens zu erschweren. Daß wir hierbey aus den Behauptungen des Vf. nicht etwa Folgerungen ableiten, die keinesweges darin enthalten sind, ergiebt sich aus demjenigen, was S. 150 von der Art und Weise gesagt wird; wie die heidnischen Moralphilosophen ihre fabelhafte Götterlehre benutzten; und sogar den ausschweifendsten Schwärmereyen ihrer Dichter einen moralischen Sinn unterlegten, wobey der Vf. noch die Bemerkung macht, daß sich so etwas ganz gut thun lasse, ohne dadurch eben wider den buchstäblichen Sinn des Volksglaubens sehr zu verstoßen, weil lange vor der Entstehung dieses Volksglaubens die Anlage zur moralischen Religion im Menschen liege, und dadurch etwas vom Charakter dieser Religion in den Volksglauben und in die dazu gehörigen Dichtungen hineingekommen sey, ohne daß es die Urheber desselben selbst wußten. (Wir möchten hierbey wohl wissen, womit der Verf. dies als ziemlich allgemein gültig beweisen wollte; ihm sind doch die gründlichen Erklärungen, die de Brosse, Pistorius und Heyne von der Entstehung der Mythologie der Griechen, Römer und anderer Völker gegeben haben, gewiß nicht unbekannt geblieben.) Hat man nämlich jener Götterlehre erst einen moralischen Sinn untergelegt, und muß die buchstäbliche und gelehrte Interpretation dieser Götterlehre der moralischen untergeordnet werden: so ist ja diese Götterlehre etwas, dem göttlicher Ursprung beygelegt werden kann; und wir müssen dies trotz der Einwendungen zugeben, die etwa aus der gelehrten Auslegung dieser Götterlehre dagegen

gemacht

gemacht werden konnten. Soll es mithin dem gelehrten Ausleger einer für göttlich gehaltenen Urkunde möglich seyn, aus dem Inhalte und aus dem Ursprunge dieser Urkunde (von dem Ursprunge der meisten für göttlich gehaltenen Urkunden wissen wir mehrentheils sehr wenig, und wir müssen uns daher bey der Prüfung der Möglichkeit ihres göttlichen Ursprunges vorzüglich nur an ihren Inhalt halten) darzuthun, daß die Annahme derselben als unmittelbarer göttlicher Offenbarung möglich sey: so muß seine Auslegung von der moralischen ganz unabhängig seyn, und durch diese nicht im geringsten geleitet und bestimmt werden.

4) Auch können wir nicht unbemerkt lassen, daß die moralische Auslegung der heiligen Schrift, die der Vf. so sehr anpreist, und die er durchaus der buchstäblichen und gelehrten Auslegung zum Princip aufdringen will, vermöge der Regeln, die er von derselben angiebt und festsetzt, nothwendig auf sehr abentheuerliche Auslegungen der heiligen Schrift führen müsse. Was nämlich der Vf. von den Regeln der sogenannten moralischen Auslegung anführt, ist äußerst dürftig, und läuft am Ende darauf hinaus, daß man nur zusehen müsse, ob der Text der Schrift die moralische Auslegung möglicher Weise annehme. (v. S. 150 und 152.) Worin nun aber die Möglichkeit bestehe, die Stellen der Schrift moralisch zu nehmen, hat er nirgends weiter bestimmt. Bey einer solchen gänzlichen Gesetzlosigkeit der moralischen Auslegung, kann man jeder Stelle der heiligen Schrift, die nicht an sich schon moralischen Inhalts ist, eine moralische Bedeutung geben, welche man nur will, und die Vf. derselben sagen lassen, was einem einfällt, wenn es nur auf irgend eine Art moralisch ist. Und von dieser Gesetzlosigkeit der vom Vf. so sehr empfohlenen moralischen Auslegung der heiligen Schrift giebt die philosophische Religionslehre selbst ein sehr warnendes Beyspiel. Fast alle Stellen der Schrift, die nicht an sich schon moralischen Inhalts sind, und vom Vf. moralisch interpretirt werden, sind so interpretirt worden, daß der gelehrte Kenner der heiligen Schrift zu dieser Interpretation, je nachdem er bey Laune ist, entweder lachen, oder den Kopf schütteln wird; denn der Vf. läßt in seiner moralischen Interpretation die Schriftsteller des alten und neuen Testaments mehrentheils Dinge sagen, woran diese, allen Regeln der Wahrscheinlichkeit nach, gewiß niemals gedacht haben, und auch nicht denken konnten. Zur Be-

stätigung unserer Behauptung wollen wir das erste beste Beyspiel von den Anwendungen der moralischen Interpretation, die der Verf. selbst gemacht hat, anführen. S. 43 heißt es zum Beyspiel, die Unbegreiflichkeit des Ursprunges vom Bösen in der menschlichen Natur, zusammt der nähern Bestimmung der Bösartigkeit unserer Gattung drückt die Schrift in einer Geschichtserzählung dadurch aus, daß sie das Böse, zwar im Weltanfange, doch noch nicht im Menschen, sondern in einem Geiste von ursprünglich erhabener Bestimmung voraus schickt: wodurch also der erste Anfang alles Bösen überhaupt als für uns unbegreiflich, (denn woher bey jenem Geiste das Böse?) der Mensch aber nur als durch **Verführung** ins Böse gefallen, also nicht **von Grund aus** (selbst der ersten Anlage zum Guten nach) verderbt, sondern als noch einer Besserung fähig, im Gegensatz mit einem verführenden Geiste, d. i. einem solchen Wesen, dem die Versuchung des Fleisches nicht zur Milderung seiner Schuld angerechnet werden kann, vorgestellt wird. In der Anmerkung zu dieser Stelle wird nun gesagt, es solle dies gar nicht Schriftauslegung seyn, sondern nur eine Art, sich diesen historischen Vortrag moralisch zu Nutze zu machen. Die Geschichtserzählung, die der Vf. hier moralisch interpretirt, ist nun wohl ohne Zweifel die vorgebliche Geschichte vom Sündenfall, 1 B. Mos. 3. Nun fragen wir aber jeden, der irgend etwas von der gelehrten Auslegung der heiligen Schrift versteht, ob es wohl möglich sey anzunehmen, daß der alte Verf. dieser Erzählung von dem, was im Paradiese mit den Stammeltern des menschlichen Geschlechts sich zugetragen haben soll, dadurch habe die Bösartigkeit der menschlichen Gattung bestimmen wollen? Wo steht ferner in dieser Erzählung ein Wort davon, daß ein böser Geist die Menschen zum Sündigen verführt habe? die Juden erhielten ja erst im babylonischen Exil die Vorstellung von einem Geiste, als dem Urheber alles Bösen in der Welt! Der Vf. der philosophischen Religionslehre hätte also der moralischen Auslegung jener Geschichtserzählung zum wenigsten mit einem Worte bemerken sollen, daß die Verwandlung der Schlange in einen bösen Geist ein Werk der philosophirenden Juden sey, oder daß es nur seine subjective Ueberzeugung sey, es müsse unter der Schlange ein böser Geist verstanden werden; alsdann wüßte man doch einigermaaßen, woran man bey dieser moralischen Auslegung wäre. Auch kommt, wie wir noch bemerken müssen, in das Ganze jener Geschichtserzäh-

zählung wahrer Unsinn hinein, wenn man diese moralische Interpretation auf alle Theile derselben anwendet. Wer sich hiervon recht deutlich überzeugen will, der lese nur Eichhorns ganz vortrefflichen Commentar zu dieser Erzählung in der Urgeschichte (im Repertorium für bibl. und morgenländ. Litteratur Th. IV.) Aus diesem Commentar wird man aber auch leicht ersehen, daß die Geschichte vom sogenannten Sündenfall der ersten Menschen, einer ganz vortrefflichen moralischen Benutzung fähig sey, wenn man sie nur durch Anwendung der gelehrten Interpretation erst richtig versteht, und Rec. würde diese Benutzung, wozu man aber das Dogma vom Teufel nicht braucht zu Hülfe zu nehmen, sogleich angeben und darstellen, wenn nicht diese Rec. bereits so vielen Raum einnähme. Aber den Wunsch muß er noch zu erkennen geben, daß unsere Volkslehrer bey der moralischen Benutzung der heiligen Schrift sich die moralische Interpretationen in dieser philosophischen Religionslehre doch nie zum Muster wählen, sondern die dabey zu befolgenden Regeln lieber aus den Predigten eines **Spalding**, **Zollikofer**, **Reinhard**, und anderer abstrahiren mögen. Wenn sie ihre Bequemlichkeit zu Rathe ziehen, so werden sie freylich das erstere thun; denn um die Schrift so moralisch zu interpretiren, wie es in der philosophischen Religionslehre geschehen ist, dazu gehört nicht der allergeringste Grad von gelehrter Kenntniß der heiligen Schrift, sondern Luthers Uebersetzung reicht auch bey dieser Interpretation vollkommen zu. Wollen sie aber ihre Pflicht beobachten, und durch die moralische Benutzung der heiligen Schrift Nutzen stiften: so müssen sie von den eben genannten Männern lernen, wie durch Hülfe einer buchstäblichen Interpretation der heiligen Schrift viele für die Erkenntniß und Ausübung unserer Pflichten sehr nützliche Gedanken sich in derselben finden lassen, die deswegen der große Haufe, dem die Schrift heilig ist, gerne annehmen wird, weil er sie als in der Schrift gegründet, nicht aber als in dieselbe ganz willkührlich hineingetragen ansieht.

5) Endlich dürfte hierbey auch noch die Frage zu untersuchen seyn: Ob auch wohl die durchgängige Deutung der Symbole des Kirchensystems und des Volksglaubens zu einem moralischen Sinne das beste und sicherste Mittel sey, um die blinde Anhänglichkeit des großen Haufens an den Buchstaben des Kirchenglaubens zu vermindern, und ihm dafür die Grund-

sätze der moralischen Religion einzuflößen? So viel glaubt Rec. mit Gewißheit behaupten zu können, daß der Volksglaube dadurch auch schon ungemein verbessert, und die Anhänglichkeit an manchen für die Ausübung der moralischen Religion gefährlichen Aberglauben vermindert worden sey, daß unsere Religionslehrer gewisse Dogmen des Kirchenglaubens, die zur Erkenntniß und Ausübung unserer Pflichten gar nichts beytragen, und denselben sogar entgegenwirken, in ihren Vorträgen an das Volk nicht berührten. Dadurch sind diese Dogmen in Vergessenheit gerathen, und können also der Ausbreitung und Befestigung der moralischen Religion nicht weiter beym großen Hausen Abbruch thun. Trägt man aber diese Dogmen wieder vor, so steht, gesetzt auch daß man ihnen einen moralischen Sinn unterlege, doch immer zu befürchten, daß der große Hausen die moralische Deutung, die so oft sehr gezwungen herauskommen muß, vergessen, und sich an den buchstäblichen Sinn derselben, der ihm einmal geläufig ist, und mit seinen Neigungen und seinem sonstigen Aberglauben in Verbindung steht, halten werde. Es ist überdies die Pflicht aller gewissenhaften Volkslehrer, den großen Hausen, dessen moralische Cultur ihm anvertrauet worden ist, dahin zu bringen, daß derselbe des Vehikels der positiven auf Offenbarung und Geschichte beruhenden Religion zur Erkenntniß und Ausübung seiner Pflichten immer weniger und weniger bedürfe, und es möchte wohl um mehrerer Gründe willen nicht eben das beste Mittel zur Ausübung dieser Pflicht seyn, wenn der Volkslehrer in seinen Vorträgen sich streng an den Kirchenglauben halten, und denselben bloß moralisch interpretiren wollte. Durch den Gebrauch dieses Mittels wäre wohl gewiß niemals weder das Christenthum noch auch eine Reformation der christlichen Kirche zu Stande gekommen, und es ist auch gar nicht zu erwarten, daß ins künftige durch Anwendung desselben jemals eine bedeutende Veränderung in der Denkungsart des großen Hausens werde bewirkt werden.

Im vierten Stücke werden theils die Principien der wahren moralischen Religion, theils die Quellen des Religionswahns oder des Afterdienstes Gottes und dessen verschiedene Aeußerungen angegeben und erörtert. Freylich sind Lehren, die in diesem Stück erwiesen werden, der Hauptsache nicht neu, sondern schon von allen denjenigen als wahr angenommen und erwiesen worden, welche die Vernunft zur Quelle und

Rich-

Richterin in Sachen der Religion annahmen. Allein dem Verf. kann doch das Verdienst nicht streitig gemacht werden, daß er die Folgen der Principien der wahren Religion und des Religionswahns in ihrer ganzen Vollständigkeit dargestellt, und jeden Unsinn des Religionswahns mit edler Freymüthigkeit (die man bisweilen in den vorhergegangenen Stücken vermißt) bis in die geheimen Schlupfwinkel, in die er sich oft zurückzieht, wenn er von der Vernunft angegriffen wird, verfolgt habe. Rec. hat daher nichts weiter, als den herzlichen Wunsch beyzufügen, daß der gute Saame, den der Verf. in diesem Werke in so reichem Maaße ausgestreuet hat, auch recht viele Früchte tragen möge. Das große Ansehen, daß sich der Vf. durch seine vielen und unsterblichen Verdienste um die ganze Philosophie bey unserer Nation erworben hat, berechtiget zu der Erwartung, daß der obige Wunsch in Erfüllung gehen, und daß durch diese philosophische Religionslehre das Reich des Lichtes werde erweitert; die Herrschaft der Superstition und der Finsterniß aber, die immer den Keim zum Guten, welchen die Vorsehung in die menschliche Natur legte, erstickte, um vieles werde vermindert werden. Und wenn Rec. gegen manche Behauptungen dieses Werkes Einwendungen gemacht hat; so ist es wahrlich nicht in der Absicht geschehen, um den wahren Werth desselben im geringsten streitig zu machen und herabzusetzen; sondern er wollte dadurch nur die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf manchen Abschnitt der philosophischen Religionslehre schärfen, welches um so nöthiger zu seyn schien, da die Gedanken des großen Mannes leider oft mit ganz blindem Beyfall aufgenommen werden, und das philosophische Selbstdenken, das er doch durch seine Schriften und sein System verbreiten wollte, bis jetzt noch bey sehr wenigen Wurzel gefaßt hat. Rec. bittet also seine Leser, alle Einwendungen gegen die philosophische Religionslehre, die in dieser Anzeige enthalten sind, genau zu prüfen, und das Gute und Wahre, das sie etwa enthalten mögen, zu beherzigen und zu behalten.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Magazin des Pflanzenreichs. Ersten Bandes erste und zweyte Abtheilung. Erlangen, bey Walthern. 1794. 28 Bogen in 4. 12 Kupfertafeln. 3 Rf.

Herr Walther eröffnet hiermit ein allgemeines Magazin der Naturgeschichte, worin die naturhistorischen Aufsätze aus den Schriften auswärtiger Akademien und gelehrter Gesellschaften in ein Ganzes gesammelt, und den deutschen Naturforschern in einer getreuen Uebersetzung nebst den dazu gehörigen Abbildungen in die Hände geliefert werden sollen. Ein in mannichfaltiger Hinsicht sehr nützliches Unternehmen. Die öffentlichen, in diesem ausgebreiteten Fache der Litteratur vollständigen Bibliotheken lassen sich in Deutschland nur sehr sparsam antreffen. Noch weniger ist es jedermanns Sache, der sich mit den neuesten Fortschritten in dieser Wissenschaft bekannt machen will, aus eignen Mitteln den ganzen Vorrath jener größtentheils sehr kostbaren, überdies selten zu habenden Schriften herbey zu schaffen, worin gar oft nur einzelne Abhandlungen für ihn wichtig sind. Sehr zweckmäßig wird daher diese Sammlung nach den drey Naturreichen in drey von einander unabhängige Werke abgetheilet, wovon das erste für die Zoologie, das zweyte für die Botanik und das dritte für die Mineralogie bestimmt ist. Gegenwärtiger Band macht nun den Anfang mit dem Pflanzenreiche, und enthält die botanischen Aufsätze aus dem ersten Bande der Transactions of the Linnean Society. Die Uebersetzung des Englischen hat ein Mann übernommen, der beyden Sprachen, auch der Sache selbst, völlig gewachsen ist; nur die lateinische Nomenclatur wurde vorzüglich aus dem Grunde beybehalten, weil man voraussetzen zu können glaubte, daß sie jedem deutschen Botaniker bequemer und verständlicher seyn würde, als die noch so unbestimmte, weniger allgemein angenommene deutsche Kunstsprache.

Indem der Zweck des Instituts eigentlich auf den vaterländischen Naturforscher gehen soll, und möglichste Ersparung

des Raumes bey einem Werke, welches seiner Anlage nach zu mehreren Bänden anwachsen muß, aus vielen Gründen gerathen schien, finden hier diejenigen Abhandlungen keinen Platz, deren Inhalt entweder unter uns genugsam bekannt, oder auch bereits gründlicher und vollständiger in deutschen Schriften vorgetragen ist. Dieser billigen Einschränkung gemäß ließ man aus jenen Verhandlungen gleich den ersten Aufsatz über das Entstehen und die Fortschritte der Botanik von dem Präs. Shmith, so wie auch den 15ten von Hrn. Prof. Martyn über die botanische Kunstsprache füglich hinweg. Desto angenehmer dürften den Freunden der Pflanzenkunde folgende Aufsätze seyn.

1) Beschreibungen von vier Arten des *Cypripedium*. Von Salisbury. 2) Beschreibungen von zehn Arten von Flechten aus dem südlichen Europa. Von Shmith. 3) Botanische Geschichte der weißen Canelle. Von Schwarz. Man kannte bisher nur sehr unvollkommen diese wichtige Baumart, dessen Rinde nicht selten mit dem wahren Cortex Winteranus verwechselt ward. Johann Bauhin scheint zuerst Gelegenheit zu diesem Irrthume gegeben zu haben, weil er den Cort. Wint. Canella alba benannte. Dale merkt bereits in der Pharmacol. sehr richtig an, daß die Apotheker den Mangel jener im Handel äußerst sparsam vorkommenden Rinde durch die letztere ersetzen. Hier sind nun die wesentlichen Kennzeichen der Canelle nach mehreren vollkommenen Exemplaren mit vieler Genauigkeit angegeben. 4) Ueber die *Festuca spadicea* und das *Anthoxanthum paniculatum* des Linne'. Von Shmith. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat L. sein Anth. pan. mit Hülfe eines vielleicht unvollständigen Exemplars aus Bursers Pflanzensammlung beschrieben. Denn in der akademischen Streitschrift: Plant. Mart. Burs. geschieht desselben zuerst Meldung, und das Linneeische Herbarium enthält keine Grasart unter diesem Namen. Einen noch stärkern Grund zu jenem Verdachte giebt die Anmerkung in der zweyten Ausgabe der Spec. plant. gramen in vivo ulterius examinandum iis, quibus adest. Alles zusammengenommen möchte wohl eine verstümmelte Festuca spadicea dem in rerum natura nicht aufzufindenden Anth. paniculat. das Daseyn gegeben haben. 5) Geschichte und Beschreibung einer neuen Art Tang. (Fucus subfuscus.) Von Woodward zu Cromer an der nordöstlichen Küste

von Norfolk wird er sehr häufig gefunden. Seinem Charakter nach gränzet er zunächst an Fucus siliquosus, unterscheidet sich jedoch genugsam von diesem fronde filiformi ramosissima, ramis ramulisque sparsis, foliis subulatis subalternis, fructificationibus paniculatis, capsulis suboctospermis. Die Saamenbehältnisse scheinen dem Vf. weder Klappen, noch eine Scheidewand zu haben; auch sollen die Saamen durch keine Art von Band (?) befestiget seyn. 6) Betrachtungen über die Gattung der Begonia. Von Jon. Dryander. Ein schätzbarer Beytrag zur gründlicheren Bearbeitung dieses durch mannichfaltige Irrthümer der botanischen Schriftsteller sehr verworrenen Geschlechts. 21 Arten desselben werden theils nach den an Ort und Stelle von Solander, König und anderen aufgenommenen Beschreibungen, theils vom Vf. selbst, doch hauptsächlich nur nach getrockneten Exemplaren aus einander gesetzt. Weil unter diesen mehrere sich befanden, welche bisher weder bekannt noch abgebildet sind: so kann der beygefügte Abriß ihrer Blätter der künftigen Untersuchung einigermaaßen zur Belege dienen. Den Beschluß machen noch einige Begonien, zu deren Anordnung entweder sichere Merkmale fehlen, oder die zum Theil auch nur bey genauerer Prüfung als bloße Varietäten der oben angeführten Arten erscheinen dürften. Es bleibt also immer noch eine beträchtliche Lücke auszufüllen übrig. Wer übrigens aus eigner Erfahrung weiß, wie sehr solche saftige Pflanzen durch das Eintrocknen und durch den Druck von dem natürlichen Zustande abweichen, und wie schwer es hält, sie alsdann mit einiger Gewißheit zu bestimmen, der wird zwar dem unverkennbaren Fleiße des Vf. gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber auch aus auffallenden Gründen leicht einsehen, daß alle jene von getrockneten Begonien entlehnten Charaktere und Abrisse einer sorgfältigen Berichtigung von Botanisten bedürfen, welche Gelegenheit haben, diese Gewächse unter günstigeren Umständen zu beobachten. 7) Ueber die Gattung der *Symplocos*, welche die *Hopea*, *Alstonia* und *Ciponima* unter sich begreift. Von L' Heritier. Linné, der Vater, versetzte die Hopea und Symplocos in die Polyadelphie, Aublet die Ciponima, und Linné, der jüngere, die Alstonia in die Polyandrie. Indem diese Gattungen einen gemeinschaftlichen natürlichen Charakter haben, könnten sie füglich in eine vereiniget, alsdann aber zur Monadelphie gerechnet werden, weil die Staubfäden unterwärts zwar in ungleichen Haufen,

sen, aber diese jedoch sämmtlich unter einander zusammengewachsen sind. 8) Ueber die Gattung des *Calligonum*, welche den *Pterococcus* und die *Pallasia* unter sich begreift, von deins. Verf. Das beynahe vergessene Calligonum wird hier wieder in seine Rechte eingesetzt, da der Pterococcus des Pallas, oder die Pallasia caspica des jüngern Linne' nur als eine besondere Art jener ältern Gattung untergeordnet werden müsse. 9) Beobachtungen über das *Polypodium Oreopteris*. Von J. Dickson. Es wurde bisher oft selbst von den angesehensten Botanisten mit Pol. Thelypteris verwechselt. Dieses hat eine dünne, kriechende, jenes eine dicke, schuppichte, mit festen Fasern stark verflochtene Wurzel. Die völlig ausgebildete Fructification bedeckt bey jenem die untere Seite des Blatts gänzlich, und die Spitzen der Blätter sind rückwärts gebogen, oder zusammengezogen. Oreopteris hingegen trägt die etwas von einander abgesonderten Fructificationen allezeit am Rande, auch sind die Blättchen eyförmig und platt. Bey dem bisherigen Mangel einer guten Abbildung von dieser Pflanze, wird den Liebhabern die sehr genaue Zeichnung sehr willkommen seyn, welche der Präs. v. Schreber auf Ersuchen der Verlagshandlung der Uebersetzung angehängt hat. 10) Bemerkungen über das Geschlecht der *Veronica*. Von J. E. Schmith. Der vortreffliche Aufsatz verdient von jedem Freunde der Botanik gelesen und beherzigt zu werden. 11) Botanische Geschichte der Gattung *Dillenia* mit Zugabe einiger noch nicht beschriebener Arten. Von Thunberg. Gründliche Untersuchung der bisher bekannten Dillenien, welche demnach drey völlig von einander unterschiedene Arten ausmachen, ferner drey bisher unbekannte aus der Insel Ceylon. 12) Botanische Geschichte des *Trifolium alpestre*, *medium* und *pratense*. Von Afzelius. So gemein auch diese Kleearten, besonders die beyden letztern sind, so fehlt es gleichwohl bis jetzt an einer genauen Bestimmung ihrer wesentlichen Merkmale. Daher selbst noch in den neuesten botanischen und ökonomischen Schriften die öftere Verwechslung dieser Pflanzen nicht allein unter sich, sondern auch mit manchen andern der nämlichen Gattung. Es lohnte allerdings die wahrlich nicht geringe Mühe, endlich einmal die Geschichte dieser Verwirrungen aus einander zu setzen, die ächten Synonymen der Schriftsteller gehörig zu ordnen, alsdann schärfere, während der ganzen Ausbildung des Wachsthums bleibende Gränzlinien zwischen

die gegenseitige und entferntere Verwandschaft dieser Arten zu ziehen. Den Beschluß des gegenwärtigen Bandes macht ein Verzeichniß von einigen seltenen Pflanzen, welche der Gesellschaft von verschiedenen Mitgliedern vorgelegt wurden. Für die zunächst folgenden Bände sind die botanischen Aufsätze aus den seit dem Jahre 1790 erschienenen Schriften der in Frankreich neuentstandenen naturhistorischen Gesellschaft, der Petersburgischen, dänischen, schwedischen und italienischen Akademien bestimmt.

Cg.

Physikalische Versuche über das Verhältniß der Brennbarkeit der meisten deutschen Waldbaum-Hölzer. Ein Beytrag zur höheren Forstwissenschaft von Georg Ludwig Hartig, Fürstl. Solmsischen Forstmeister. Marburg, in der neuen akad. Buchhandl. 1794. 80 Seit. in 8. 7 Kr.

Die Untersuchung und Bestimmung des Verhältnisses, worin unsre deutschen Waldhölzer in Rücksicht ihrer Brennkraft stehen, ist allerdings nicht allein für den Naturforscher, den Forstmann und den Cameralisten, sondern auch für das ganze Publikum interessant: weil jene dadurch ihre Forstprodukte vernünftig taxiren und anwenden lernen, dieses aber die nöthigen Einsichten zur besten Wahl derjenigen Holzarten erhält, die es zu seinen verschiedenen Bedürfnissen braucht.

Man muß es daher dem Vf. Dank wissen, daß er in dieser kleinen Schrift die Verfahrungsart bey seinen Versuchen — die Resultate, welche er daraus gezogen hat — und den Vortheil bekannt macht, welcher für jeden holzverbrauchenden Bürger im Staat daraus erwachsen kann. Der Vf. hat zwey sehr akkurate und nützliche Tabellen beygefügt.

A) Wodurch man nicht nur die Wirkungen jeder Holzart beym Verbrennen übersehen, sondern worin man auch finden kann, was eine gleiche Holzmasse nach Verhältniß dieser Wirkungen werth ist, und wie hoch eine Klafter von jedem Holze in Rücksicht ihrer Wirkung, und in Rücksicht der darin enthaltenen Holzmasse, taxirt werden muß ꝛc. B) Woraus man das Verhältniß der Schwere der meisten deutschen Waldbaumhölzer

hölzer nach dem Gewichte einzelner Kubikschuhe beurtheilen; den körperlichen Inhalt einer 6 Schuh hohen, 6 Schuh breiten und 4 Schuh im Scheit langen Klafterholz finden und die Schwere einer solchen Klafter, sowohl wenn sie grün, als auch nachdem sie völlig dürr ist, ersehen kann. Rec. bittet den Hrn. Forstmeister Hartig: sich mit neuer Geduld zu waffnen, das weggelegte Thermometer und Barometer wieder zur Hand zu nehmen, und in diesen so gemeinnützigen Versuchen fortzufahren.

Unächter Acacienbaum zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues dieser in ihrer Art einzigen Holzart. Von F. C. Medikus ꝛc. Erstes Stück. Leipzig, 1794. in der Gräffschen Buchhandlung. 110 Seiten in 8. 4 gr.

Ein schätzbarer Beytrag zur Forstbotanik, der den Oekonomen und Forstmännern sehr zu empfehlen ist.

Cd.

Praktische Abhandlung von Schnadeln und Köpfen der Bäume, wie auch vom Nutzen und Anpflanzen der Pappeln und Kopfweiden. Nebst einer Anmerkung vom Schnadeln der Nadelhölzer. Von Wilh. Finger. Cassel, in der Griesbachschen Buchhandlung. 1794. 8. 51 Seit. 5 gr.

Eine deutliche Anweisung, wie man sowohl junge als auch in Unordnung gerathene Bäume, die keine glatten und geraden Stämme haben, ziehen, und nach und nach zu graden und hohen Bäumen ziehen kann, die zu Bauholz zu gebrauchen sind. Dies geschiehet bey dem Laubholz durch österes Abschnadeln, wie es der Verf. nennt, der Seitenzweige, wobey gezeigt wird, wie dies nebst der gänzlichen Abköpfung der Bäume von Zeit zu Zeit mit Vorsicht geschehen muß, wozu das beyliegende Kupfer überaus dienlich ist. Wenn alle Forstbediente sich die Mühe gäben, nach dieser Anweisung sowohl beym Laub- als Nadelholz zu verfahren, so würde der

Land-

Landmann an denen ihm verwilligten Holztagen immer Reisig und Brennholz genug finden, und nicht gezwungen seyn, zum großen Schaden der Forsten, oft heimlich gesunde Bäume abzuhauen, um Feuerung zu seinem Bedarf zu haben. Allein wie wenig giebt es solcher Forstbedienten, die mit so mühsamen Fleiß, wie hier gezeigt wird, ihre Waldungen behandeln, und so patriotisch für die Nachkommen sorgen. Vielmehr scheint es, daß viele Förster, die beym Hauen des Klasterholzes sogar alle kleine Aeste mit einsetzen lassen, es darauf angelegt haben, den Bauer zu zwingen, gesunde Bäume abzuhauen, damit sie durch das Pfandgeld ihre Einkünfte vergrößern, wenn gleich darüber oft der ganze Wald zu Grunde gehet.

Bo.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Kajus Valerius Katullus in einem Auszuge lateinisch und deutsch. Von Karl Wilhelm Ramler. Leipzig, 1793. bey Kummer. 392 Seit. 8. 1 Rh. 12 gr. Velinpap. 3 Rh. 8 gr.

Eben der Dichter, dem unsre schöne Litteratur bereits die unübertrefflich meisterhafte Verdeutschung des schönsten Gedichts vom Catull, der Nänie auf den Tod eines Sperlings, und eine noch vortrefflichere Nachahmung desselben, verdankt, schenkt uns hier eine Auswahl der bessern Stücke jenes Dichters in einer deutschen Uebersetzung. Kein unbefangener Leser der Catullischen Ueberreste, der sich nicht von Vorurtheilen für das Alterthum leiten läßt, sondern allein seinem geläuterten und gebildeten Gefühl und Geschmack folgt, wird behaupten, daß sie alle, oder auch nur der größte oder ein großer Theil derselben, einen hohen poetischen Werth besäßen, oder daß sie noch jetzt uns dasselbe Vergnügen geben müßten, oder könnten, das für die Zeitgenossen des Dichters aus ihnen fließen mochte. Wäre also auch nicht schon ein ziemlicher Theil derselben durch ihren mehr als schlüpfrigen Inhalt für eine Uebersetzung in unsre vorzüglich keusche Sprache ungeeignet, so würde schon der geringe poetische oder doch auf Localumstände gegründete und mit diesen für uns verlorne Werth eines andern Theils hinlängliche Rechtfertigung für Hrn. Ramler seyn, daß er den

Catull nicht ganz und vollständig in unsre Sprache übergetragen hat. Von den 114 (oder nach andern 116) Gedichten des Römers findet man hier nur 78, und wahrscheinlich würde auch diese verringerte Zahl noch unter die Hälfte oder das Drittheil herabgesunken seyn, wenn Hr. P. R. nur vorzüglich schöne, noch für unsere Zeiten genießbare Gedichte hätte aussuchen wollen. Allein, wie man sieht, hielt er auch Stücke geringerer Art, die sich nur durch einzelne schöne Verse und Stellen auszeichnen, der Ehre einer Uebersetzung werth. Die äußere Einrichtung derselben und dieses ganzen Buchs ist vollkommen die beym Marzial beobachtete. So wie dort ist unter der Verdeutschung, die fast durchaus in den Sylbenmaaßen der Originale verfaßt ist, (nur C. XVII. ad Coloniam ist im Original in styphallischen Versen, im Deutschen dagegen in gewöhnlichen Hexametern) der lateinische Text abgedruckt. Unter diesen stehn Anmerkungen vermischten Inhalts. Einige enthalten historische, geographische, mythologische rc. Erläuterungen, andere Winke und Bemerkungen über das Aesthetische der Compositionen. Andere erläutern die deutsche Uebersetzung, enthalten Bemerkungen über verschiedene Punkte der deutschen poetischen Sprache, Grammatik u. s. w. noch andere endlich stehen nur in zufälliger Verbindung mit dem Text und der Uebersetzung, und Hr. R. läßt sich darin über gewisse moralische, historische und kritische Gegenstände aus, an die durch eine Idee, ein Wort des Originals erinnert ward. Wichtige Varianten sind kurz angegeben.

Was die Uebersetzung selbst anbetrifft, so können wir im Ganzen darüber nicht anders urtheilen, als über die von Marzial. Als ein fortlaufender Commentar wird sie jungen Leuten, die den Dichter genau studiren, und nicht bloß seine Worte, sondern auch seinen Geist fassen wollen, ungemein nützlich seyn: als poetische Kunstwerke aber betrachtet, erreicht keines dieser übersetzten Gedichte das Weint ihr Grazien und ihr Amoretten — nur wenige nähern sich dem Werthe desselben in etwas, der größere Theil (so wie dies freylich auch mit den Originalen selbst der Fall ist) steht weiter unter ihm. Zur Probe derer, die uns zu den vorzüglichern zu gehören scheinen, können folgende dienen:

C. XIII. Coenabis bene, mi Fabulle, apud me —
Herrlich sollst du, Fabull, in wenig Tagen,
Mit der Hülfe der Götter, bey mir schmausen;

Wenn

Wenn du deinem Catull ein gutes Nachtmahl
Mitbringst, auch ein Blondinchen und ein Fäßchen
Wein, und Witz und ein fröhliches Gelächter,
Wenn du, Trauter, dies alles mitbringst, sollst du
Herrlich schmausen, denn dein Catull hat leider!
Nichts im Beutel, als Spinneweben. Baare
Freundschaft sollst du dafür zurückbekommen,
Und was lieblicher ist und ausgekernter,
Einen Balsam, den meinen Mädchen neulich
Die Kupidchen und Charitinnchen schenkten.
Wenn du diesen nur einmal riechst, so wirst du
Rufen: macht mich doch ganz zur Nas', ihr Götter!

Rec. weiß nicht ob er sich irrt, allein die freyere Götzische Verdeutschung dieser artigen Kleinigkeit (vermischte Gedichte, 2ter Th. S. 232) scheint ihm doch in mehr als Einem Betracht, vor dieser den Vorzug zu verdienen. Besonders scheint ihm dort der Schluß runder, fließender, naiver:

— ich will dir einen Balsam geben,
Den die Grazien und Amoretten
Meinem holden Mädchen einst verehrten.
Wenn du diesen einmal nur gerochen,
Wirst du Götter und Göttinnen bitten:
Macht, o macht mich doch zu lauter Nase!

Eines der schönsten Gedichte Catulls, dessen Uebertragung auch Hrn. R. vor andern gelungen, ist das 31ste ad Sirmionem Peninsulam:

O Sirmio, du Perlchen aller Halbinseln,
Und aller Inseln, die Neptun in Landseen
Und großen Meeren hegt! Wie gern, wie frohlockend
Besuch ich dich! Noch kann ich kaum mir selbst trauen,
Daß ich der Thyner und Bithyner Flur wirklich
Verlassen hab' und dich nun ungestört sehe.
Wie selig machen überstandne Drangsale!
Wenn man die Bürde ganz vom Herzen wegwälzet,
Von fremder Arbeit müde zu den Hausgöttern
Zurückkehrt, wieder im erwünschten Bett ausruht!
Und dies ist auch für aller Arbeit Last alles!
O, schönes Sirmio, sey mir gegrüßt, freue
Dich deines Herren! Ihr des regen Sees Wellen
Seyd fröhlich! Scherze meines Hauses, lacht alle!

Nur

Nur dünkt uns auch hier die Zeile Und dies ist auch für aller Arbeit Last alles weder so ungezwungen, dem Ausdruck des lebhaften Gefühls so angemessen, noch so wohlklingend, als das lateinische: Hoc est, quod unum est pro laboribus tantis. Vielleicht hätte Hr. R. auch besser gethan, im Deutschen eine andere Versart zu wählen. Die Choriamben haben in unserer Sprache etwas Schleppendes.

Noch vorzüglicher aber dünkt uns die Uebersetzung des schönen Hochzeitlieds auf den Manlius Torquatus (C. LXI.) gerathen, von der wir jedoch wegen der Länge des Stücks nur einige Strophen vom Anfang mittheilen können:

Eingeborner am Helikon,
Holder Sprößling Uraniens,
Der du sanft in des Mannes Arm
Das aufblühende Mädchen ziehst.

Heil dir, mächtiger Hymen!
Komm, die Blüte des lieblichen
Majorans, um die zarte Stirn,
In der Linken den strahlenden
Hochzeitschleyer, den weißen Fuß

In der goldenen Sandale.
Dich erwartet ein Freudenfest:
Auf und singe mit silberner
Stimm' ein Brautlied, und schüttele
Rasch die Fackel, und stampfe rasch

Mit dem Fuße den Boden.
Unter glücklichen Zeichen macht
Heute Julia — reizender
Als die Göttin Idalions
Vor den phrygischen Richter trat —

Ihren Manlius glücklich.
Schlanken Wuchses ist Julia,
Gleich dem Lydischen Myrthenbaum,
Dem die Zweiglein von Blüthe schwer.
Sich zur Freude mit Perlenthau

Die Dryaden beträufeln.
Auf denn! lenke den Schritt hieher,
Und verlaß die geweiheten

Felsengrotten Aoniens,
Die von oben mit kalter Fluth
  Aganippe bewässert.
Führ' ein Fräulein, zur Ehe reif,
In dies Haus als Gebieterin.
So mit Liebe bestrick' ihr Herz,
Wie sich irrender Epheu rings
  Um den Pappelbaum winden.
Und ihr, denen ein gleicher Tag
Früher, später erscheinen wird,
Unberührete Jungfrau, singt
Wechselseitig: Gott Hymen komm!
  Komm, holdseliger Hymen!
Hört der Stifter der rühmlichen
Liebe, hört der unsträflichen
Venus Herold zu seinem Amt
So sich bitten, so wird er bald
  Seine Schritte beflügeln.
Welcher Gott ist von Liebenden
Mehr zu suchen? wen ehret man
Von den Himmlischen billiger? u. s. w.

Wie wir sonst schon mehr als einmal Gelegenheit gehabt haben zu bemerken, ist der Hexameter die Versart, die Hrn. R. am wenigsten gelingt. Auch diesmal ist es so. Es erregt in der That nicht geringes Befremden, wenn man sieht, daß ein Dichter, dessen eigene Gedichte und ältere Uebersetzungen den zauberischten Wohlklang besitzen, und der auch übrigens zeigt, daß sein Sinn für diese Feinheiten nichts von seiner Schärfe verloren hat, sich so häufig Hexameter erlauben kann, die so lahm, so rauh, so übelklingend sind, und die beym lauten Lesen der Zunge und dem Ohr einen Anstoß über den andern geben. Hier sind von den vielen nur ein paar Beyspiele:

In der Gegend, wo des ganzen Sees, des ganzen
Faulen Sumpfes tiefster und morastigster Schlund ist —
Ist die leibhaftige Dummheit; sieht nicht, und hört nicht,
  und weiß nicht,
Wer er selbst ist, weiß nicht, ob er lebt, ob er nicht
  lebt — —
Jene mit Kästchen fey'rten der Orgien tiefes Geheimniß —

Und

Und so wie, wenn vor dem regen Fluß der Söhne —
Keinem Feinde von Rücken bekannt, von tapfrer Brust
allen, u. s. w.

Nicht aus Tadelsucht, sondern weil wir diese schätzbare Arbeit noch vollkommener zu sehen wünschten, zeichnen wir einige Stellen aus, die uns in dieser und jener Rücksicht einer Verbesserung fähig und bedürftig scheinen. So sind die Verse:

—— Quum desiderio meo nitenti
Carum nescio quid lubet jocari
(Ad solatiolum sui doloris,
Credo, ut tum gravis acquiescat ardor),

so, und wie uns dünkt, etwas zu stark gegeben:

Wenn mein reizendes Liebchen, sich die Schmerzen
Zu vertändeln, ein Zeitvertreibchen suchet,
Bis der Brand in den Adern sich gelegt hat —

Zeitvertreibchen ist viel zu unbestimmt und frostig für das schalkhafte Carum *nescio quid* — — Carmen IV. p. 12.

Ubi iste, post phaselus, antea fuit
Comata silva, nam Cyterio in jugo
Loquente saepe sibilum edidit coma —
An dem er, nachmals Schiffchen, einst behaarter Wald
Gewesen ist, und im Cyterischen Gebirg
Oft mit dem lauten Haare brav gesaust hat —

C. XI. Cum suis vivat — — Nullum amans vere, sed identidem omnium ilia rumpens ist gegeben:

Sie mag glücklich leben mit ihren Buhlen,
Deren sie dreyhundert zugleich am Seil führt,
Keinen liebt, nur allen das Eingeweid' im Leibe
zerreißet —

Ein ekles Bild, das gleichwohl den Sinn des Originals nicht deutlich genug angiebt. Auch zweifeln wir sehr an der grammatischen Richtigkeit der Construction in dieser Strophe. — C. XLIII.

Salve, nec minimo puella naso,
Nec bello pede, nec nigris ocellis,
Nec longis digitis, nec ore sicco,
Nec sane nimis elegante lingua — —

Die Feinheit dieser Stelle, die aus dem glücklichen Gebrauch der doppelten Negation entspringt, ist nicht allein in der Uebersetzung ganz verloren gegangen; (dies war freylich un-

vermeidlich) sie hat auch durch die im Deutschen ganz ungewöhnliche Form ꝛc. eine gesuchte und frostige Miene bekommen:

Sey gegrüßet, du nicht von hübscher Nase,
Nicht von niedlichem Fuß, noch schwarzen Augen,
Langen Fingerchen oder trocknem Munde,
Du, beym Himmel, von keiner feinen Sprache — —

Die „langen Fingerchen“ haben wohl nur dem Verse ihr Daseyn zu danken; indeß braucht Hr. R. öfters Diminutiven, wo sie, wenn auch nicht so übel angebracht sind, als hier, doch durch das Original nicht veranlaßt werden.

C. XLVI. Iam mens praetrepidans avet vagari;
Iam laeti studio pedes vigescunt —
Schon erzittr' ich vor Lust umherzuschweifen,
Frohe Sehnsucht belebt mir schon die Füße —

Vor Lust erzittere ist schwerlich der richtige Ausdruck.

C. LIII. Di magni, salaputium disertum! „Welch beredtes Püsillchen, große Götter!“ wäre es nicht deutlicher: „Große Götter! welch ein beredtes Bürschchen!“ Der Ausruf: Große Götter, muß nothwendig zu Anfang des Verses stehen. — — Mit Recht wird Hr. Prof. Ramler als einer von den wenigen Dichtern Deutschlands geschätzt, „denen die Sprache heilig ist.“ Rec. wunderte sich deshalb desto mehr, hier und da auf eine Stelle zu stoßen, wo dieser, seinem Gefühl nach, mehr oder weniger Gewalt angethan war. Z. B. S. 20.

So viel Küsse, von dir geküsset, möchten
Deinem trunknen Catull einmal genug seyn;
So viel, daß sie kein Laurer zählen könnte,
Keine schädliche Zunge sie behexen.

Sollte es erlaubt seyn, das regierende Verbum (könnte) so zwischen die von ihm regierten (zählen, behexen) einzuschieben? Fordert der Genius dieser Sprache nicht, daß könnte beyden nachstehe, und den Perioden schließe? — S. 23.

Wer wird nun zu dir eingehn? wem du schön seyn?
Wen lieben? wessen Mädchen dich nun nennen?
Wen küssen? wem die Lippchen wieder beißen?

Hier erfordert doch der deutsche Sprachgenius durchaus: „Wem wirst du nun schön seyn? wen wirst du nun lieben“ u. s. w. — — Eben so: (S. 24.)

Biß

Bist du wieder bey deinen Hausgenossen,
Herzensbrüdern und (deiner) guten alten Mutter —

Manche Gedichte Catulls hat Hr. R. gewiß nicht ihrer poetischen Schönheit wegen, sondern aus andern Rücksichten übersetzt, wenn man diese gleich nicht immer leicht auffinden kann. Eines und das andere vielleicht, zu zeigen, wie tief auch ein vortrefflicher Kopf bisweilen sinken könne — das plumpe geistlose Ding (C. LXVIII. Noli —) und das nicht minder platte (C. XLII. Adeste) zu zeigen, welch ein Unterschied zwischen römischer Urbanität, und dem guten Geschmack und guten Ton der Neuern sey: Wir wollen doch Wunders halber für den unlateinischen Leser dieses letzte Stück hersetzen:

Wider ein gewisses Weib.

Kommt zusammen, ihr Hendekasyllaben,
Daher, dorther, so viel ihr seyd, (eurer sind) kommt alle!
Eine schändliche Metze will ich aufziehn,
Eure Täfelchen mir nicht wiedergeben:
Traun! das leidet ihr nicht: Wohlan! verfolgt sie;
Fodert, was sie geraubt hat, wieder. — Fragt ihr;
Wer sie ist? — Die so schamlos dort einhergeht,
Die gleich einer Theatermaske lachet,
Einen gallischen Jagdhundrachen aufsperrt.
Tretet um sie herum und machet sie herzhaft:
Geile Metze, die Täflein gieb uns wieder!
Gieb die Täflein uns wieder, geile Metze!
Wie, das achtest du nicht? O Unflath, Schandhaus,
Oder was noch verworfener irgend seyn mag!
Aber laß es dabey noch nicht bewenden.
Wenns nicht mehr ist, so wollen wir doch Röthe
In dies eiserne Petzenantlitz jagen.
Ruft noch einmal, und ruft ein wenig lauter:
Geile Metze, die Täflein gieb uns wieder,
Gieb die Täflein uns wieder, geile Metze!
Doch wir richten nichts aus; das rührt sie gar nicht.
Aendert also den Angriff und versuchet
Ob ihr fähig seyd etwas auszurichten —
Gieb die Täflein uns wieder, fromme Keuschheit.

Hr. R. weicht von der gewöhnlichen Erklärung der Pointe ab: fromme Keuschheit soll keine Schmeicheley seyn, sondern er glaubt, der Dichter „schildere durch diesen Zug die

äusserste Schamlosigkeit seiner Ungenannten, die sich nicht allein aus dem Laster eine Ehre macht; sondern sich sogar für beleidigt hält, wenn sie jemand für tugendhaft ausgeben will." Eine übertriebene, und frostige Hyperbel, bey der der Dichter mehr verliert als gewinnt. — Noch ist uns übrig, von den Anmerkungen einige Proben zu geben. S. 10 wird sehr richtig bemerkt, wer die Auslassungen der Pronom. personalis bey den Zeitwörtern zu sehr häufen wollte, der laufe Gefahr, statt naiv, läppisch zu sprechen (wie so viele unserer jüngern Erotiker in den Musenalmanachen, und die modischen Romanenhelden.) Zu V. 10 sq. Car. XI. Caesaris visens etc. macht Hr. R. eine treffliche Bemerkung. Er findet darin kein Lob, sondern Spott auf Cäsar. „Denn am Rhein war das bewundernswürdige Gebäude seiner Brücke nicht mehr zu sehn, und in Brittannien sah man von seiner Unternehmung mehr nicht, als einige Brandstellen." — Bey dem Gemälde des Suffenus (C. XXII.) macht Hr. R. folgende Note: „Dieses Gemälde scheint Catull nach der Natur gezeichnet zu „haben. Aehnliche Charaktere findet man noch zu unsern „Zeiten, wie folgende Stelle eines Briefes bezeugt: „Sollten „Sie wohl glauben, daß *, der als Schriftsteller einen so be„fehlshaberischen Ton annimmt, so erzgrob ist, die würdigsten „Männer so verächtlich behandelt, daß eben dieser * im Um„gange gar nicht von sich eingenommen, sondern sehr nachge„bend und höflich, ja sogar demüthig ist." — Zu C. XXXVIII. v. 8. Moestius lacrymis Simonideis — „Hier scheint das Wort trauriger nicht passend zu seyn; wirksamer, heilender, lindernder, süßer, oder dergleichen Wort erwartete man hier. Vielleicht gebrauchte Catull ein selbstgemachtes Wort, welches die Abschreiber sonst nirgends fanden, und also für einen Schreibfehler eines andern Abschreibers hielten; vielleicht eines, das mit einem Wort übereinkam, welches ein deutscher Dichter wagen würde: dies wäre mir honichter, als eines Simonides Trostgedicht. Da er sich an einem andern Orte des Comparativs ostreosius bedient, welches sonst nirgends vorkommt, so könnte er hier mustius, oder mulsius gesetzt haben, ob man gleich von den Adj. mustus und mulsus den Comparat. sonst nirgend findet. Doch wäre es für uns zu kühn, dem lateinischen Texte ein nie gebrauchtes Wort unterzuschieben; das Wort mollius würde man eher wagen können." — S. 370 zu C. XCIII. v. 10. At populus tumido gaudeat Antimacho. „In diesem großen Haufen gehört auch

„der

„der Kayser Adrian, der die Thebaide dieses Antimachus den „Gedichten Homers weit vorzog. Allein das Urtheil eines „Kaysers gilt oft eben so wenig, als das Urtheil der Menge. „Oft wird ein Poet, der vielleicht nur eine einzige gute „Seite hat, viele Jahre lang so einhellig gelobt, daß die bes„sern Richter dieser allgemeinen Stimme nicht widersprechen „dürfen, wenn sie sich nicht allgemeinen Haß und Tadel zu„ziehen wollen." Wie wahr und treffend! Auch wir haben mehr als einen solchen Antimachus, und Rec. weiß es aus eigner Erfahrung, was die Folgen sind, wenn man einen schwülstigen, frostigen Poeten einen — schwülstigen, frostigen Poeten nennt. — Etwas sonderbar finden wir, daß Hr. R. bey C. XXXVI. ausruft: „Zum Glück sind dieses Volusius Jahrgedichte verloren gegangen." Das große Glück hiebey sehen wir doch nicht. Erstlich ist es ja gar nicht ausgemacht, daß diese poetische Recension — Annales Volusi cacata charta — so ganz treffend und gerecht gewesen, der heftige und plumpe Ton des Tadels macht sogar das Gegentheil wahrscheinlich — am Ende hatte der arme Volusius nur im Geist einer andern Parthey geschrieben — gesetzt aber auch, diese Annalen wären als Poesie noch so schlecht gewesen, so würden sie uns doch gewiß als Geschichte betrachtet sehr nützlich seyn.

H.

Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags, für geistliche und weltliche Redner; denkenden Künstlern und Kunstfreunden gewidmet. Leipzig, bey Baumgärtner. 1793. 19 Bogen in 8. 16 gr.

Es war schon oft in der deutschen Schriftstellerwelt der Fall, daß irgend ein wichtiger Gegenstand lange übersehen und unbearbeitet blieb, dann aber, sobald er von einem berühmten Manne angeregt wurde, eine Schrift nach der andern darüber erschien, und des Geschreibes von einerley Materie schier zu viel wurde. Dies scheint jetzt der Fall mit dem lange vernachläßigten Unterricht in der Deklamation und dem mündlichen Vortrage überhaupt zu seyn. Seit Engel's Mimik diesen Gegenstand, dem die Ausländer, besonders die Engländer, längst ihre Behandlung schenkten, in Deutschland mehr

zur Sprache gebracht hat, folgt Schlag auf Schlag eine Schrift der andern, worin Anweisungen dieser Art ertheilt werden. Ein Glück ist es indeß noch, daß sie sämmtlich so gut, wenn auch nicht alle musterhaft, ausgefallen sind. Denn auch der gegenwärtigen können wir ihr Lob nicht versagen, obgleich das viele Gute, was sie enthält, nicht so sehr auf die Rechnung ihres Verfassers, oder richtiger, wie er sich auch selbst nennt, ihres Herausgebers, kommt, als auf die Schriftsteller, deren Bemerkungen er ausgezogen und zusammengestellt hat, und deren Namen er auch nicht verschweigt. Für solche Leser also, und besonders für junge Leute, denen die größere theoretische Schrift über Redekunst und mündlichen Vortrag nicht bekannt oder nicht zugänglich sind, kann dieser aus ihnen gemachte, und zwar gutgeordnete, Auszug nützliche Dienste thun.

Kr.

Beytrag für die Lektüre und (für) das Theater. Riga, 1793. Gedruckt von Müller. 84 Seiten in 8. 14 ßl.

„Daß guter Wille, und Vermögen, ihn gehörig in Ausübung zu bringen — sehr oft verschiedene Dinge sind," wie hier in der Zueignungsschrift gesagt wird, bestätigt leider der Verf., ein gewisser Hr. Schutze, durch sein Beyspiel selbst. Rec. kann darum, nach seiner besten Ueberzeugung, den Wunsch des Verf., ein gutes Urtheil über diesen Beytrag zu sprechen, nicht erfüllen, vielweniger ihm nach diesem ersten Versuche des Schriftstellens anrathen, auf der Schriftstellerbahn fortzuwandeln, wenn er anders nicht dem Troße mittelmäßiger und unberufener Büchermacher beygezählt werden will. Seine Erfindungsgabe und sein Vortrag sind gleich unbedeutend, seine Sprache nachläßig und oft fehlerhaft, wie: gerochen st. gerächt; gewehre st. gewähre; das will ich nachgeben, st. das will ich thun, u. dgl. m. Es mag also immer mit dem folgenden Hefte sein Bewenden haben.

Bir.

Mitt-

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Wilhelm Ernst Christiani, Königl. Dänischen wirklichen Justizraths und ordentlichen Professors der Weltweisheit, Beredsamkeit und Geschichte, wie auch Bibliothekars der Königl. Univers. zu Kiel, Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten, von 1748 oder von dem Aachner Frieden an, bis auf die gegenwärtige Zeit. Dritter Band. Leipzig, 1793. bey Crusius. 942 Seiten in gr. 8. ohne die Anzeige des Inhalts von 66 Seiten.

Eben dieses Buch mit der Aufschrift: Des Hrn. Abt Millot, Mitglieds der Akademie zu Lyon, rc. Universalhistorie alter, mittler und neuer Zeiten. Aus dem Französischen. Mit Zusätzen und Berichtigungen von W. E. Christiani. Zwölfter Theil. 2 Rh. 12 gr.

Noch kurz vor seinem Tode also, der immer zu früh für die edlere Historiographie erfolgt ist, vollendete der würdige Vf. dieses schätzbare Werk. Mit Recht hat er die Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten mit dem Jahr 1786 und besonders mit Friedrichs II. Tode geschlossen, weil seitdem recht im eigentlichen Verstande ein neues Zeitalter für die Weltgeschichte angefangen hat.

Bey der Anzeige des zweyten Bandes in dieser Bibliothek war einiges gegen die Zerstückelung der Begebenheiten erinnert worden, die aus dem Bestreben des Vf. entstanden war, dieselben dergestalt nach der Jahresfolge vorzutragen, daß von den Vorfällen eines jeden Landes, diejenigen die sich in einem und eben demselben Jahre zutrugen, in unmittelbarer Verbindung erzählt, und die übrigen für die Geschichte des folgenden Jahrs aufbehalten wurden. Dieser Unbequemlichkeit hat er jetzt zum Theil glücklich abgeholfen. So ist die Geschichte des Bayerischen Erbfolgestreits vom Anfang des Jahres 1778 bis auf den Teschner Frieden, ununterbrochen vorgetragen

worden; darauf ist der Vf. wieder zur Geschichte des J. 1778 zurückgegangen, um den Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich, und die nordamerikanischen Händel zu erzählen.

Den Anfang macht die Geschichte der Bayerischen Erbfolgestreitigkeit: und hier werden sehr gute Erläuterungen über die verschiedenen Theilungen der Bayerischen Länder, die Linien dieses Hauses, und die Ansprüche, welche nach dessen Erlöschung an jene Länder von mehrern Seiten her gemacht wurden, mitgetheilt. Die Geschichte des darauf folgenden Kriegs ist auch gut beschrieben; vielleicht wäre nur noch bey den Kriegsunternehmungen des Prinzen Heinrichs (S. 49) einiges zu ergänzen.

Von S. 89 an wird die Geschichte des Englisch-Amerikanischen und nun auch Französischen Kriegs im Jahr 1778 umständlich beschrieben, bis S. 230. Ein Traktat zwischen Spanien und Portugal, und der Proceß des berühmten Olavides gehören auch in dieses Jahr. Die fehlerhaften Maaßregeln des Englischen Ministerium bey der Abschickung von Friedenscommissarien nach Amerika, und dieser selbst, sind besonders gut aus einander gesetzt worden.

Außer der Fortsetzung der Kriegsgeschichte im Jahr 1779 (S. 230, fg.) wird der Justizeifer Friedrichs II. in der bekannten Sache des Müllers Arnold erzählt; aber auch gezeigt, daß derselbe einen übereilten Ausspruch darüber gethan habe. Nächstdem findet man unter eben diesem Jahre ausführliche Nachrichten von den Entdeckungsreisen zur See, vornehmlich von dem berühmten Cooke, dessen ungemeine Verdienste (S. 364, fg.) einleuchtend dargestellt werden.

Das Jahr 1780 fängt den Fortgang des Kriegs mit Rodneys Sieg über Langara an, (S. 368) und endigt mit der Großbritannischen Kriegserklärung an die vereinigten Niederländer. Hierzu kommen für eben dieses Jahr die zu London wegen einer die Katholiken begünstigenden Akte, ausgebrochenen Unruhen; der Tod der K. K. Marie Theresia; die Abschaffung der Folter in Frankreich; die Aufhebung der Inquisition im Herzogthum Modena, und ihre fortdauernde Wirksamkeit in Spanien. Obgleich der Charakter der eben gedachten berühmten Fürstin im Ganzen nicht übel geschildert worden ist; (S. 493, fg.) so hätte doch noch etwas Vollständigeres von ihr gesagt werden können.

Die

Die abermalige Fortsetzung der Kriegsgeschichte im Jahr 1781 (S. 498, fg.) nimmt auch dieses Jahr allein ein. Freylich ist es eines der reichhaltigsten; die Gefangennehmung des Lord Cornwallis mit seinem Kriegsheere; die Eroberung von St. Eustach durch die Engländer, und der baldige Verlust dieser Insel; die Schlacht auf der Doggerbank, die Belagerung von St. Philipp auf Minorca, u. dgl. m. zeichnen dasselbe genugsam aus.

Eben mit der Uebergabe dieser Insel an die Spanier, fängt das Jahr 1782 an. (S. 658. fg.) Die französische Eroberung von St. Christoph, und andern brittischen Inseln; der Umsturz des Großbrittannischen Ministerium, an dessen Spitze Lord North stand; der grosse, aber zu späte Sieg des Admirals Rodney; die Zerstörung der schwimmenden Batterien vor Gibraltar; sind einige der vornehmsten Kriegsbegebenheiten. Aber die noch in diesem Jahr am 30. October zu Paris unterzeichneten Friedenspräliminarien zwischen England und den Nordamerikanischen Staaten endigen zugleich den Krieg.

Mit dem völligen Definitivfriedenstraktat zwischen den kriegführenden Mächten im Jahr 1783 (S. 730, fg.) sind es auch nun desto mehr Begebenheiten anderer Staaten und Nationen, welche die Geschichte ausfüllen. Darunter gehören: die Rußische Besitznehmung der Crim; die Reformationen und Klostereinziehungen in den Staaten des Kaysers; die Verfolgung des Herzogs Ludwig von Braunschweig in Holland; des Kaysers Streitigkeiten mit den Verein. Niederl.; das Erdbeben in Sicilien und Calabrien, u. s. w. Doch dauerte selbst der Krieg in Ostindien noch eine Zeitlang fort.

Die siebente und letzte Periode der neuern Weltgeschichte, hat der Verf. von den überhandnehmenden innern Streitigkeiten in Holland, (seit dem Ausgange des J. 1782) und den Scheldeirrungen mit dem Kayser, bis auf Friedrichs II. Tod fortgeführt. Die hier vorkommenden Begebenheiten sind noch in zu frischem Andenken, als daß es nöthig wäre, sie aufzuzählen. Angenehmer wird es vermuthlich den Lesern seyn, wenn wir ihnen die Schilderung Friedrichs II. mittheilen, mit welcher Hr. C. sein Werk beschlossen hat. „So lebte und so starb der König," schreibt er S. 916,

„dessen Regierung den Königsnamen heiligen wird; wenn ihn auch der Haß einer edeln, durch schreckliche von Königen oder unter ihren Namen verübte Bedrückungen gereizte Nation noch tiefer, als es schon geschehen ist, herabwürdigen sollte. Daß er in gerechten Kriegen den unerschütterlichen Muth des Helden mit der höchsten Weisheit des Heerführers vereinigte; daß er siegreicher Eroberer war, und der Macht beynahe des ganzen gegen ihn vereinigten Europa seine Talente und seine Standhaftigkeit entgegensetzte; daß er das Recht nicht beugte, oder beugen ließ; daß er das Ansehen der Richter und Beamten aufrecht erhielt; aber nicht den geringsten Mißbrauch ihrer Macht duldete; daß er Kenner und Freund der Künste und Wissenschaften und selbst ein vortrefflicher Schriftsteller war; daß er außer so vielen andern schätzbaren Werken, die Geschichte seiner Zeit und seiner Regierung, mit ungemeiner Aufrichtigkeit und Anmuth von seiner Hand ausgearbeitet hinterlassen hat; daß er die Wissenschaften nährte, und für Erziehung und Lehranstalten sorgte; daß er von den weisesten Europäischen Herrschern geehrt, von den mächtigsten gefürchtet ward; das alles ist hoher Ruhm; aber doch solcher, den er wenigstens größtentheils mit mehrern berühmten Herrschern gemein hat. Aber daß er selbst und ohne einen eigentlichen Staatsrath regierte; daß er die großen Geschäfte der Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen selbst lenkte; daß er die Gesetzgebung, das Kriegswesen, die Wissenschaften, die Künste, die Rechtspflege, den Ackerbau, die Fabriken und die Manufakturen, die Handlung und alle Gewerbe, die Finanzen, die hohe Politik der auswärtigen Angelegenheiten, und was sonst zur Staatsverwaltung gerechnet werden mag, unmittelbar ordnete und leitete; daß er durch seine Lage und Verfassung genöthigt, ein großes Kriegsheer zu unterhalten, zwar große Auflagen ausschrieb; aber doch auch im Kriege, selbst in dem beschwerlichen siebenjährigen Kriege, die Auflagen nicht vergrößerte; daß er nach Endigung dieses Krieges durch kräftige Hülfe, die er den hart mitgenommenen Bewohnern gab, und durch weise und schnellwirkende Anstalten, sein verödetes Land in einem kurzen Zeitraum von neuem aufblühen ließ; daß er mit beyspiellosem Scharfblick jede Stelle bemerkte, wo heilsame Landesverbesserungen gemacht werden konnten; daß er hier einen Morast austrocknen, dort einen Canal anlegen, hier den Versandungen wehren, dort neue Pflanzun-

„gen anlegen ließ; daß er, ohne fremde Müßiggänger herbey„zurufen, durch Vermehrung der Nährungsarten und Ge„werbe, sich neue Bürger erzog, und die Bevölkerung seiner „Staaten zum Erstaunen vergrößerte; daß er seine im sieben„jährigen Kriege fast ausgeleerte Schatzkammer schnell und „reichlicher als zuvor wieder anfüllte; daß er zu Beförderung „des Landbaues und der Handthierungen, zur Verschönerung „der Hauptstädte, zur Unterstützung durch Feuersbrünste und „durch andere Unfälle unglücklicher Nothleidenden, und zur „allgemeinen und besondern Landesverbesserung, einer unbe„gränzten und doch höchst regelmäßigen Freygebigkeit Raum „gab; daß er, ohne den Aufwand einzuschränken, den die „Würde des Königs und seines Hauses, nach den eingeführten „Sitten und Meinungen zu erfordern schien, sonst karg in „seinen Ausgaben war, und nichts aus Gunst, sondern nur „nach Verdienst und nach Gerechtigkeit gab; daß er die öf„fentlichen Einkünfte nie als Privateigenthum des Königs, „sondern als gemeines Gut ansah, daß nur zum gemeinen „Wohl angewandt werden muß; daß er die Staats- und „Landesbedienungen nie den Höflingen oder nur den Abkömm„lingen der Großen und der Reichen, sondern nur Männern „von Talenten, Kenntnissen und Rechtschaffenheit aus jedem „Stande gab; daß er zuerst das Beyspiel einer in Deutschland „und (Brittannien ausgenommen) in Europa unerhörte Preß„freyheit gab; daß er nur wenige Stunden des Tages sich „und den Wissenschaften, und der Unterhaltung mit weisen „und edeln Männern, bey weitem den größten Theil des Ta„ges, vom frühen Morgen an, bis auf den späten Abend, den „öffentlichen Geschäften mit unermüdeter Thätigkeit widmete; „daß er, als die zweyte Gesetzverbesserung beschlossen war, „über den neuen Entwurf des Gesetzbuchs zuvor die Stimmen „der Rechtsverständigen und der Weisen innerhalb und außer„halb seiner Staaten vernahm; das alles und noch mehr, das „alles vereint in ihm, vermag ihm den Ehrennamen des Ein„zigen zu sichern, dadurch ihn die Geschichte würdiger, als „durch den Namen des Großen, auszeichnen wird." Sollte diese Schilderung manchem Leser zu uneingeschränkt, zu rednerisch und zu glänzend vorkommen: so wird sie der Zusatz des Vf. von den Fehlern des großen Königs, einigermaaßen befriedigen. Er nennt darunter die harte Zoll- und Accisregie; sein Vorurtheil für den Adel, u. a. m. Aber freylich war auf dieser Seite noch viel mehr beyzufügen; ob es gleich der Vf. durch

durch die Wendung erscheint, es sey nicht alles, was von dieser Art erzählt werde, zuverlässig genug.

Aus reinen und mancherley Quellen — so weit man sie für die neueste Geschichte schon jetzt besitzt — ist allerdings auch dieser Theil geschöpft. Was man bey der Erzählung am etwan erinnern könnte, ist eine gewisse Weitschweifigkeit und Umständlichkeit im Kleinen, die man vorzüglich in der Geschichte des Amerikanischen Kriegs bemerkt.

Gallerie Churpfalz-Bayrischer Staatsdiener und Beamten. Erste Lieferung, enthaltend die Lebensgeschichte des Exministers Carl Theodor von Bettschart. Deutschland, 1794. 45 Seiten in 8. 4 Kr.

Obgleich anonymische und mit keinen urkundlichen Belegen versehene Schriften von dem Inhalte der gegenwärtigen, für ihre Glaubwürdigkeit nicht viel aufzuweisen haben; auch niemals schlimmere und zugleich unsicherere Nachrichten verbreitet werden, als von gefallenen Großen; so fordert doch unser Vf. S. 44 den Reichsgrafen von Bettschart so zuversichtlich auf, sich, wenn er irgend könne, gegen die ihm hier gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen, und bezeichnet alles so umständlich und namentlich, daß man diese Schrift wohl nicht in die Klasse von unzuverlässigen Anekdotenkrämereyen werfen darf. Freylich sind jene Vorwürfe keine andere, als wie sie dem ärgsten Verbrecher gemacht werden. B. soll als Landrichter und Lehnprobst des Herzogthums Sulzbach, wegen Veruntreuung öffentlicher Kassen und unzählicher Ungerechtigkeiten in Inquisition gekommen, völlig schuldig befunden, gleichwohl als Regierungsrath in die Neuburger Regierung versetzt; von derselben aber abgelehnt worden seyn; und nachdem er die Erlaubniß erhalten, nach München zu kommen, durch seine Verbindung mit einem bey Hofe alles vermögenden Frauenzimmer, aus der verächtlichsten Lage plötzlich zum Geheimen Rathe und Staats-Referendarius über die Herzogthümer Sulzbach und Neuburg, emporgestiegen, mit Reichthümern überhäuft und zum Reichsgrafen erhoben worden seyn, bis ihn ein gerechtes Schicksal zum zweytenmal stürzte. Wir vermissen nur noch chronologische Angaben. Daran steht eine pa-

thetische

therisch traurige Abschilderung von Bayerns Zustande. Die Nation, sagt der Vf. S. 9, ist nur niedergedrückt; sie erhebt sich aber gewiß wieder, und desto schneller. Das zweyte Heft soll die Inquisitionsgeschichte B. actenmäßig enthalten.

Mg.

Schicksale des kayserlichen Reichskammergerichts vorzüglich in Kriegszeiten, von C. J. K. von Fahnenberg. Wetzlar, in der Winklerischen Buchhandl. 1793. 8. 160 Seit. 8 gr.

Als im Herbst 1792 bey den feindlichen Bewegungen der Franzosen und bey dem schwachen Vertheidigungsstande des oberrheinischen Kreises zu besorgen war, daß der Feind leicht bis Mainz und Frankfurt vordringen, und durch streifende Haufen auch die Stadt Wetzlar und besonders die dort befindlichen Reichs- und Depositenkassen heimsuchen möchte, traf das Kammergericht vorläufig Anstalt, das kammergerichtliche Archiv und die Kassen an einen Sicherheitsort zu bringen. Auf die Nachricht, daß die Franzosen im vollem Anmarsch auf Mainz und Frankfurt begriffen wären, wurden die Kassen wirklich nach Gießen abgeführt: und da die Glieder des Kammergerichts für ihre persönliche Sicherheit besorgt zu werden anfiengen, auch mehrere um Erlaubniß wegzureisen ansuchten: so fand man für räthlich, die ordentlichen Rathssitzungen auf einige Zeit auszusetzen. Auf die bald darauf eingegangene sichere Nachricht, daß die Gefahr noch nicht so dringend sey, als sie war geschildert worden, setzte man das Gericht wieder in Activität, rief die abgereiseten Mitglieder wieder ein, und ließ die Kassen zurückkommen. Allein zwey Wochen darauf gerieth man in eine weit bedenklichere Lage; Mainz wurde am 21. Oct. plötzlich eingenommen: und nun säumte das Kammergericht nicht, die vorhin getroffenen Rettungsanstalten zu erneuern. Man sorgte vor allem für die Sicherheit des höchst wichtigen Archivs, und der Reichspfennigmeister reisete, unter hinlänglicher Bedeckung, mit den Kassen nach Minden ab. Um aber das Collegium beysammen zu erhalten und die Administration der Reichsjustiz nicht zu unterbrechen, wurde, bey unvermeidlichen Schwierigkeiten, welche eine Translocation des Kammergerichts verursacht haben würde,

im

in Rücksicht auf mehrere Beyspiele im 30jährigen Kriege sowohl als in neuern Zeiten, beschlossen, die Mitglieder des Kammergerichtes durch eine vom französischen General zu erbittende Sauvegarde sicher zu stellen. Cüstine ertheilte die Sauvegarde unterm 24 Oct., und das Kammergericht setzte seine Amtsobliegenheiten fort. Ueber diesen Schritt des Kammergerichts und über die Frage, in wie fern das Kammergericht dazu berechtigt gewesen sey, entstanden mancherley unangenehme Urtheile und Ausstellungen, wodurch der würdige Vf. der vorliegenden Schrift, von dem wir bereits eine Geschichte des Kammergerichts unter den Reichsvikarien erhalten haben, veranlaßt wurde, eine kurze Geschichte der merkwürdigsten, dem Kammergericht seit seiner Errichtung zugestoßenen, Unannehmlichkeiten und Unglücksfälle dem Publikum zu übergeben, dem er damit gewiß ein sehr werthes Geschenk gemacht hat. Der Plan des Vf. weicht von den ältern Abhandlungen der Hrn. von Könnigsthal und von Harpprecht völlig ab, und begreift gleich die neuesten widrigen Begebenheiten, ist also nicht nur als eine Fortsetzung von jenen, sondern auch als eine neue Darstellung der kammergerichtlichen Unglücksfälle anzusehen. Die ganze Abhandlung zerfällt in drey Abschnitte. Der erste enthält die Schicksale des Kammergerichts überhaupt; der zweyte die Kriegsgefahren; der dritte die Sicherheitsmittel desselben in Kriegszeiten. Unbedeutende Umstände sind übergangen und nur die wichtigsten aufgenommen worden. Sehr schätzbar sind die 31 Beylagen, welche die Sicherheitsanstalten und die Neutralität des Kammergerichts betreffen, und diesem, wegen der neuesten Vorfälle, gleichsam zur Rechtfertigung oder Entschuldigung dienen können. Um unsern Lesern von den ungeheuren Schwierigkeiten, das ganze kammergerichtliche Archiv in Kriegszeiten zu transportiren, einen Begriff zu machen, wollen wir aus der vortrefflichen Schrift nur so viel anführen, daß alle kammergerichtliche Acten und Schriften zusammen wenigstens 10,000 Centner betragen, zu deren Fortbringung, da die Lahn bey Wetzlar nicht schiffbar ist, gewiß 1000 Pferde erforderlich seyn würden.

Om.

Roma-

Romane.

Geschichte des Gaudentio von Lukka, Gefangenen der Inquisition zu Bologna, oder merkwürdige Nachrichten von einem in den afrikanischen Wüsten gelegenen bisher unbekannten Land, nebst der Beschreibung von den Sitten, Gebräuchen und Religionsbegriffen der Einwohner desselben. Nach dem Französischen umgearbeitet und mit den Anmerkungen des Herrn von Rhedi begleitet. Leipzig und Altona, bey Kaven. 1792. 496 S. Text, LIV Seit. Vorrede in 8.

Ein neuer Abdruck eines schon 1751 zu Frankfurt im Druck erschienenen politischen Romans! Sieht man bloß auf den innern Gehalt dieser Schrift, so muß man gestehen, daß sie mehr Kenntnisse und Verstand enthält, als in manchem Ballen neuerer Romane vorkömmt; und daß sich der Stoff derselben von einem geschickten Uebersetzer zu einer lehrreichen und angenehmen Lektüre bearbeiten ließe. Allein die Fiction dieses Romans ist in manchen Stücken sehr unwahrscheinlich und abentheuerlich, das Ideal von Staatsverfassung und Staatsverwaltung, das hier aufgestellt wird, überspannt, und weder der wahren Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts, noch dem Geiste unsers Zeitalters angemessen, und der Styl überhaupt ziemlich veraltet und schleppend. Eben daher wundert sich Rec., daß dieser Roman ganz unverändert abgedruckt worden ist.

Mf.

Bertha von Wöllstein. Eine Reihe von Briefen aus dem Mittelalter, herausgegeben von J. G. Pahl. Nördlingen, bey Beck. 1794. 96 Seit. 8. 6 gr.

Erträglicher wenigstens als so manch andres Stück von Ritterromanen, womit man seit einigen Jahren das Papier zu verschmieren, und den Geschmack zu verderben fortfährt. In-

zwischen fehlt noch sehr viel, daß auch in diesem kleinen Werkchen, vermuthlich der Arbeit eines Anfängers, diejenige Simplicität des Styls, Wahrheit des Gefühls, und strenge Befolgung des Sittenkostüm durchgehends herrschen, ohne welche die Illusion in so ferne Zeiten versetzter Leser jeden Augenblick gestört wird. Schon der Umstand, daß der Vf. die ganze Geschichte durch das Fräulein selbst schreiben, und in Briefen an ihre Freundin ausfertigen läßt, sündiget gegen alle Wahrscheinlichkeit, und setzt die Briefstellerin in Lagen, die schlechterdings wider den Ton und Geist ihres Jahrhunderts sind. Recht gut daß der Erzähler an noch vorhandne Namen, an noch existirendes Lokal sich bindet; allein diese Namen und dieses Lokal, wie wenig Meilen mögen sie außerhalb des Druckplatzes bekannt seyn, und welch ein geringer Grad von Anschaulichkeit wird durch diese historische Treue für entfernte Leser erreicht! Da indeß, wie man sieht, der Versuch nur kurz und die Vorrede bescheiden ist, auch das Opusculum in so wenig Bogen Abentheuer genug enthält: so muß man hoffen, daß der Vf. ein andermal es ungleich besser machen, oder welches noch klüger wäre, seine Imaginationsgabe an ernsthafteren Gegenständen üben wird.

D.

Azhelin von Brutthow oder der Kreuzzug. Ein historischer Roman. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1794. 243 Seit. 8. 15 gr.

Liebe, Eifersucht, Einsiedeleyen, Erscheinungen verstorbener Personen, Turnire, Zweykämpfe, Mord und Todschlag, überhaupt alle Materialien, welche man zu einem Ritterromane nöthig hat, sind darin zusammengetragen; die Bearbeitung aber hat wenig Empfehlendes. Das beste ist, daß sich der Vf. kurz faßt; freylich immer noch zu lang für Leser, die ihre Zeit besser anzuwenden wissen, als durch solche Geistesopiate ihre Seelenkräfte abzustumpfen. Wenn doch nur die Schriftsteller so wohl thäten, und die alten Ritter nebst ihren Gertruden und Adelheiten in Ruhe ließen. — Wer Lust hat das Werk näher zu kritisiren, der wird S. 18, 69, 70 und andern. Stoff dazu finden.

Ka.

Erzäh-

Erzählungen vom Verfasser des Genius, C. M. von Grosse. Zweyter Theil. Mit einem Kupfer. Berlin, 1794. bey Vieweg dem Aeltern. 21 Bog. 8. 20 gr.

Recensent bezieht sich, bey Beurtheilung dieses zweyten Bändchens, auf das, was über das erste ist gesagt worden. Der Stoff zu diesen Erzählungen ist zum Theil nicht einmal neu. So gleicht z. B. die orientalische Geschichte, S. 193, einem bekannten Vademekumhistörchen von einem Raben. Der brave Soldat ist eine nicht weniger bekannte Anekdote. Einige Erzählungen sehen, ihrem steifen, verdreheten Style nach, wörtlichen Uebersetzungen ähnlich. Freylich aber muß wohl Hr. Große allerley Mittel zu Hülfe nehmen, um seine unerhörte Vielschreiberey fortzusetzen.

Eg.

Arzneygelahrheit.

Der praktische Arzt am Krankenbette, ein medizinisches Tagebuch, worinnen die Beschreibung und Heilung verschiedener wichtiger und verwickelter Krankheiten nach den Grundsätzen eines Stolls abgefaßt sind, von Philipp Rudolph Vicat, der Arzneygel. Doctor, des Distrikts Lausanne und Peterlingen bestallter (m) Physikus. Aus dem Lateinischen von Christian Friedrich Niceus. Leipzig, bey Jacobäer. 1793. 312 Seiten. gr. 8. 21 gr.

Der Uebersetzer nimmt in seiner Vorrede die Miene eines Veterans in der Arzneykunde an, und spricht von der Nothwendigkeit und Seltenheit guter, ächter Beobachtungen, von der Schwierigkeit sie anzustellen, und von den Vorzügen dieser Vicatischen Beobachtungen, von welchen er sagt, sie seyen aus gesundem und unbefangenem Menschenverstand herausgeschrieben, und zeichneten sich durch vollständige und bestimmte Gründlichkeit aus, zumal was die Wahl und Genauigkeit be-

trifft, in welcher die Arzneymittel verordnet worden. Sonderbar, daß der Uebersetzer in seiner Vorrede nicht einmal den Titel des Originals: Delectus observationum practicarum ex diario clinico depromptarum, opera et studio P. R. Vicat. — Vitoduri 1780, anführt, und auch den unschicklichen und lächerlichen Zusatz auf dem Titelblatt der Uebersetzung: nach den Grundsätzen eines Stolls, auf keine Art wenigstens doch zu beschönigen sucht; wahrscheinlich machte er ihn ohne Ueberlegung, und bloß aus merkantilischen Absichten. Der Inhalt des Originals verdient die Aufmerksamkeit der praktischen Aerzte allerdings, und wenn der Einfall, es zu verdeutschen, irgend entschuldigt werden kann; so möchte dies durch die Absicht geschehen, diese Aufmerksamkeit jetzt durch eine Uebersetzung wieder aufzufrischen. Der Inhalt ist schon in der A. D. Bibl. B. XLIV. St. 1. umständlich angegeben. Rec. hat also hier bloß den Werth der Uebersetzung zu beurtheilen. Wenn eine Schrift, die jeder, der sie wahrhaft nutzen kann, auch in der Urschrift versteht, ja übersetzt werden soll, so muß die Uebersetzung wohl nicht so schülermäßig, undeutsch und fehlerhaft seyn, als hier Hr. N. übersetzt hat. Nur einige Beyspiele zum Belag, wie wörtlich und fehlerhaft der Uebersetzer sein Original übergetragen hat: caeterum paulo rariores indies fiunt insultus cephalaeae, et quamvis ejusdem vehementiae videantur esse ut antea, tamen breviores sunt, *et quae iis intercedunt induciae, longiores sunt et meliores quam prius*, ist übersetzt: überdies werden, sagte sie, die Anfälle vom Kopfweh von Tag zu Tag etwas seltner, und ob sie gleich von der nämlichen Heftigkeit als vorher zu seyn scheinen, so sind sie doch von kürzerer Dauer, und diejenigen Anfälle, welche zwischen ihnen sich einfinden, von längerer Dauer, und nicht so heftig als der erste. Maeror nempe ob amorem infelicem, *desideriumque amasii* qui — deserverat: daß sie nämlich wegen einer unglücklichen Liebe und dem Verlangen eines Liebhabers, der sie — verlassen habe. Palpebra non solum oculum successive regente, sed etiam *postea 4 lineis inferius descendente;* indem das Augenlied nicht nur nach und nach das ganze Auge bedeckte, sondern auch hernach zwey Linien ohngefähr herunter sank. Lampadis lumen melius cernit, *nondum equidem distincte, ut sibi imaginem referat stellae quasi radios cinctae*: sahe er den Schein einer Lampe besser, zwar noch nicht so, daß er sich das Bild eines

eines wie mit Strahlen umgebenen Gestirns hätte deutlich machen können. Ex gummi ammoniaci uncia semisse *cum opii granis quatuor in aceti unciis duabus solutis*: aus einer halben Unze Ammoniakharz und zwey Granen von dem in zwey Unzen Essig aufgelösten Mohnsafte. *Latitudine vero maxima* tres lineas aequans, aufs höchste drey Linien breit. Diese angeführten Beweise einer elenden Uebersetzung fand Rec. schon auf sieben Blättern, mehrere aufzusuchen wäre überflüssig, um Herrn Vicat zu bedauern, daß sein gutes Buch in die Hände eines so — schlimmen Uebersetzers gefallen.

Hf.

Ueber den Einfluß der Heilkunst auf die praktische Theologie. Ein Beytrag zur Pastoralmedizin. Von Franz Xaver Mezler, der Heilk. Dr. Hohenzollern-Sigmaringischem Hofrathe und Leibarzte ꝛc. Ulm, in der Wohlerschen Buchhandl. 1794. Erster und zweyter Band zusammen auf 476 Seit. 8. 1 Rt. 8 gr.

Dies Unternehmen des Vf., den Einfluß der Heilkunde auf die praktische Theologie zu zeigen, und die Seelsorger mit der physischen Lage des Menschen bekannt zu machen, wie er dieses hier als erfahrner Arzt und Menschenkenner gethan hat, ist wichtig, und wird gewiß sehr nützlich werden. Möchten doch die Theologen sich künftig eben so sehr um die Naturgeschichte des Menschen, als die Aerzte sich um die Sittlichkeit desselben interessiren, und beyde zu eben diesem Zwecke sich brüderlich verbinden; so würde das allgemeine Wohl der Menschen sicher mehr befördert werden können. Der Vf. bekennet sich zwar zur katholischen Kirche, er hat aber mit vieler Freymüthigkeit, so wie ein Frank, sich manchen irrigen Meinungen, die einen nachtheiligen Einfluß auf das physische Wohl der Menschen haben können, standhaft und mit Gründen entgegengestellet, und solche bestritten, wie dieses aus vielen Stellen, besonders aus dem Abschnitte, von der Ehe, zu ersehen ist. In dem ersten Theile des ganzen Werkes handelt der Vf.: Von dem Einflusse der Heilkunde auf die Sittlichkeit überhaupt, und befolget nun folgende Ordnung: 1) Von dem

Einflusse der Gesundheit und der Anlage der Eltern auf die Sitten ihrer Kinder; 2) von dem Einflusse der physischen Erziehung auf die Sitten; 3) von dem Einflusse der verschiedenen Temperamente und körperlichen Stimmungen auf die Sitten; 4) von dem Einflusse des Alters auf die Sitten; 5) von dem Einflusse des Geschlechts auf die Sitten; 6) von dem Einflusse des Himmelsstrichs auf die Sitten; 7) von dem Einflusse des Standes auf die Sitten; 8) von dem Einflusse der Nahrung durch Speisen und Trank auf die Sitten; 9) von dem Einflusse des Wohnorts auf die Sitten; 10) von dem Einflusse der herrschenden Leidenschaften auf die Sitten; 11) von dem Einflusse verschiedener kränklicher Dispositionen auf die Sitten; und zuletzt 12) von dem Einflusse verschiedener Regierungsformen auf die Sitten. Da nun die verschiedenen Lagen der Menschen einen merklichen, ja unwidersprechlich großen, Einfluß auf ihr moralisches Verhalten haben, welches doch von den Seelsorgern eingeleitet und gelenkt werden soll, so müssen diese sich befleißigen, eine genaue Kenntniß der Naturgeschichte des Menschen unter diesen verschiedenen Lagen desselben sich zu erwerben, wozu der Verfasser hier nun eine gute und brauchbare Anleitung gegeben hat. Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet werden die Seelsorger den menschlichen Handlungen die gehörige Richtung geben, Sittlichkeit und Tugend mehr verbreiten können, da sie dadurch auch die Hindernisse kennen gelernt haben, die so viel möglich, durch nöthige Beyhülfe, dabey mit aus dem Wege geräumt werden müssen.

Im zweyten Theile, oder Bande, dieser Schrift handelt nun der Vf.: von den pfarrlichen Verrichtungen, in soweit dieselben auf die öffentliche Gesundheit Einfluß haben. Die Volkslehrer aller Religionen mögen hieraus lernen, wie und wodurch auch sie auf das Gesundheitswohl der Menschen wirken und solches befördern können. Die pfarrlichen Verrichtungen, welche hier in Betrachtung genommen worden, sind: 1) die Kindertaufe; 2) die Ehe; 3) der Krankendienst; 4) der Beystand bey Sterbenden; und 5) das Begraben der Leichen. Bey der Kindertaufe sollte doch mehr gesorgt werden, daß bey dieser Handlung die so sehr empfindlichen neugebornen Kinder der ihnen so nachtheiligen Erkältung nicht so unverantwortlich bloßgestellt würden, wodurch eine nicht geringe Anzahl Kinder zur Kränklichkeit gebracht und auch wohl nicht

wenige

wenige selbst getödtet werden. Auch bey scheintodgebornen Kindern können die Volkslehrer durch ihre eindringende Vorstellungen, zur nöthigen Anfachung des noch übriggebliebenen Lebenszunder derselben, besonders auf dem Lande vieles mit bewirken helfen, worauf sie hier aufmerksam gemacht werden. Auf zufriedene Ehen kann das Amt des Seelsorgers großen Einfluß haben, und bey ganz mißrathenen Ehen sollte das geistliche Gericht die Trennung nicht so schwer machen. Manche Grundsätze der katholischen Kirche über die Ehe werden hier mit Gründen bestritten, und solche abzuändern wird von dem Vf. sehr freymüthig angerathen. Sehr lehrreich ist des Vf. Vortrag über das Verhalten der Seelsorger bey Kranken, u. s. w., und kann, wenn er wohl gefaßt worden, nicht ohne Nutzen bleiben. In der ganzen Schrift hat er aber hin und wieder, welches doch schon mehrmals bey seinen vorigen Schriften gerügt worden ist, zu häufig poetische Blumen und Floskeln eingestreuet, womit er Witz zu affektiren in Verdacht kommet: möchte er daher lieber dessen sich künftig enthalten!

Ueber Irritabilität und Sensibilität als Lebensprincipien in der organisirten Natur, von Dr. J. D. Metzger, Sr. Königl. Maj. von Preußen Leibarzt, Hofrath und Professor. Königsberg, im Verlage der Hartungschen Buchhandlung. 1794. auf 118 Seit. 8. 8 gr.

Leider! ist die Physiologie, doch eine Grundwissenschaft der Arzneykunde, zur Puppe gemacht worden, mit welcher zu tändeln, oder welche, zuweilen aufs possirlichste, auszustaffiren, so vielen, in den letzten betrübten Zeiten, gelüstet hat. Ja, manche physiologische Lehre hat die Geschichte des Hutes erfahren müssen: so ist es unter andern besonders der Lehre von der Irritabilität und der Sensibilität ergangen. Es ist also sehr gut, daß ein Mann von Talenten, tiefforschendem Geiste, und ausgebreiteten Kenntnissen über den menschlichen Körper und seine Funktionen, auftritt, und, nachdem er einige verführende Meinungen geprüft hat, sein Urtheil darüber mit Beweisgründen öffentlich darleget. Jeder, der nach Wahrheit forschet, der lese nun diese kleine Schrift: er lese mit nochmaliger Prüfung zur Ueberzeugung. In der vor

uns liegenden Schrift löset der Vf. insonderheit folgende Fragen auf: Was haben Lebenskraft oder Irritabilität und Nervenkraft oder Sensibilität mit einander gemein, und was unterscheidet sie von einander? bestehet eine jede für sich, oder ist eine von der andern abhängig? „Lebenskraft und Nervenkraft, sagt der Verf., oder wenn man lieber will, Reizbarkeit und Empfindlichkeit kommen darin überein, daß sie beyde Grundkräfte eigener Art sind; die nur lebendigen organischen Körpern zukommen, und wodurch diese Körper von leblosen sich unterscheiden, und über sie erheben." Aber auch diejenige Kraft, welche in leblosen Körpern zunächst an Lebenskraft gränzt, und auch bey lebendigen obwaltet, nämlich die Schnellkraft, ist von dem Vf. nicht übersehen, sondern mit in Betrachtung gezogen worden, um sie unterscheidend darzustellen. Wer bisher mit kaltem Blute die Lehrmeinungen über die Lebensprincipien gelesen und geprüft hat, der hat zu deutlich eingesehen, daß den Nerven nach solchen zu viel zugetheilt worden ist, und daß man solche bey den Krankheiten immer eine größere Rolle hat spielen lassen; es wurde also nöthig, daß gewissere Gränzlinien gezogen wurden: daher unserm Vf. Dank, daß er dieses hiermit zu bewerkstelligen gesucht hat. Diejenigen, deren Meinungen der Vf. hier vorzüglich bestritten und widerlegt hat, z. B. besonders ein Schäffer und Girtanner, können nun auch hierauf wieder als Gegner erscheinen; und werden sie mit anständigen Waffen streiten, so werden sie dem Publikum willkommen seyn, und wir werden uns freuen, wenn die Wahrheit dadurch mehr ins Licht gestellet werden wird.

Kb.

Medizinisch-hermenevtische Untersuchung derer (der) in der Bibel vorkommenden Krankengeschichten. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandl. 1794. 8. 388 Seit. 1 Rk.

Weder Vorrede, noch sonst etwas zeigt uns, wie und warum diese Schrift geschrieben sey. Der Vf. giebt bloß zu verstehen, er wolle aufklären, weil jetzt alles aufgeklärt ist, und so kompiliret er, was in der Bibel von Krankheiten vorkommt. Er handelt also im 15. Kap. von den Dämonischen

und

und Mondsüchtigen, von Saul's und Nebukadnezars Krankheit, von der Pythonisse zu Philippen, vom kontrakten Weibe, von der Lähmung und Auszehrung, von der Todtenerweckung, von dem Aussatze, von den Blinden, Fieberkranken und Wassersüchtigen, von dem blutflüßigen Weibe, von Jakob's Verrenkung, mehr exegetisch als medizinisch, kennet die vorhandenen hiehergehörigen Schriften nicht, begnügt sich an Mead, Bartholin, Ackermann, im Aufsatze an Michaelis und Hensler, arbeitet weder nach Plan, noch in gehöriger Ordnung. Es ist, als ob man einen neologischen Collegienheft aus irgend einer der jetzt berühmten Schulen vor sich hätte, hier und da mit etwas zusammengestoppelter medizinischer Weisheit behangen. Alles gehet hier natürlich, selbst Lazarus nicht ausgenommen, Christus und die Apostel thun alles durch Berühren, wie die Magnetisten, durch Täuschung, durch hochgespannte Erwartung, u. dgl. Sollte das wohl der rechte Weg seyn, Bibelkrankheiten aufzuhellen? Der biblische Nosologe muß an der Hand der Geschichte, Exegese und Medizin diese intrikate Materie behandeln, muß nie seine oder anderer Neologen Meinung in den Text schieben, muß die Vorgänger kennen und prüfend nützen, muß die Krankheiten entweder in der historischen bibelmäßigen Ordnung erklären, oder nach dem pathologischen Systeme stellen, aus den pathognomonischen Zeichen die besondere Krankheit ausfinden, oder in zweifelhaften Fällen durch Analogie sich helfen, auch benöthigten Falls die medizinisch-biblische Litteratur beyfügen. An diesem Probiersteine verliert des Vf. Werkchen gar sehr. Er scheint ein bischen Anthropologie aufgehascht, und auf den exegetischen Heft angewandt zu haben, So entstand etwas medizinisch-hermenevtisches über Bibelkrankheiten, und der Vf. freuete sich im Stillen über das Werk seiner Hände.

Dk.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Paulus, oder Beyträge zur Vertheidigung der Apostel Jesu; auch unter dem Titel: Paulus, oder Beyträge zur Vertheidigung der Apostel Jesu und zur Beförderung christlicher Religiosität und Tugend, zweyter Theil, enthaltend Betrachtungen

 über

über Pauli zweyten Brief an die Corinther, von J. Fr. Hildebrand, zweytem Prediger an der Moritzkirche in Halberstadt. Quedlinburg, 1794. bey Ernst. XVI und 333 Seit. in 8. 20 Gr.

Nur über die beyden ersten Kapitel des zweyten Briefes an die Korinther stellt der Vf. in diesem zweyten Theile Betrachtungen an, besonders über solche Wahrheiten, die zu unsern Zeiten einer öftern Einschränkung zu bedürfen schienen. Dies ist allerdings sehr zu billigen, und als Erbauungsbuch für die mittlere Klasse der Bürger des Staats kann dies Buch auf eine nützliche Weise dazu dienen, mehr Nachdenken über wichtige Wahrheiten und Pflichten des Christenthums zu befördern. Er handelt 1) von der religiösen Erleichterung des Leidens. 2) Von der christlichen Verhütung des Leidens. 3) Ueber den christlichen Grundsatz: Verhalte dich wohl, wenn es dir wohl ergehen soll. 4) Von dem Beruf der Christen, ihrem Erlöser in Vermeidung des Bösen und in Erduldung des Uebels nachzufolgen. 5) Von der Kraft eines guten Gewissens bey falschen Beurtheilungen. 6) Wahre Christen machen Andern gern Freude und ungern Traurigkeit. 7) Das Christenthum ist dem Menschenhaß entgegen. 8) Vom heilsamen Einfluß der Liebe ins gemeine Wohl, bey der Ungleichheit der Menschen. 9) Vom christlichen Verhalten gegen einen gebesserten Sünder. 10) Vom Gehorsam gegen göttliche Winke zur Beförderung des Guten. 11) Ueber die Aufklärung der Menschen durch Christum. 12) Ueber die Nothwendigkeit des Glaubens an Christum auch für weise und gute Nichtchristen. 13) Erinnerung an die Vorzüge des Evangeliums vor dem Lichte der Vernunft. 14) Ueber die Schätzbarkeit der Lehre Jesu, weil sie der Selbstsucht der Menschen kräftig entgegenwirkt. 15) Ueber den großen Umfang der christlichen Liebe. 16) Ueber das christliche Glauben und dessen Verbindung mit der Liebe. 17) Ueber Menschenbeherrschung nach christlichen Grundsätzen. 18) Ueber das thörichte und lieblose Reinigungswesen des Zeitalters. 19) Ueber die Lieblosigkeit der Menschen, und in einem Anhang, über das Aergerniß an der Lehre Jesu.

Schon aus diesen Ueberschriften erhellet es, daß der Vf. es sich hauptsächlich angelegen seyn läßt, vor denjenigen Schriften zu warnen, worin zum Theil der Schein der Aufklärung,

welche

welche befördern zu wollen die Urheber derselben behaupten, zur Verwerfung und Verspottung der Religion überhaupt und der christlichen insonderheit gemißbraucht wird. Vor solchen Schriften zu warnen, kann in manchen Fällen an gewissen Orten nöthig und nützlich seyn; und überall ist es allerdings besser, daß solche Schriften von den Schwächern gar nicht gelesen werden. Vornehmlich zu unsern Zeiten wirken die unverdaulichen religiösen oder politischen Brocken, die in mancher Schrifft dem ganzen leselustigen Publikum aufgetischt werden, sehr viel Verwirrung in den Begriffen, und viel Böses in den Gesinnungen derer, die alles ohne Auswahl lesen. Allein ob es deswegen gut sey, dergleichen in einem Erbauungsbuche zu erwähnen, daran möchte man zweifeln! Viele, die von solchen neuen religiösen, philosophischen oder politischen Meinungen bisher zu ihrem Vortheil nichts wußten, erfahren sie erst auf diese Weise, und werden begierig, mehr davon zu wissen; wenn sie das gleich nicht verstehen und nutzen können. Die übrigen, die dergleichen Meinungen bekennen, lesen solche Bücher, wie dieses ist, gar nicht; oder werden doch dadurch nicht vom Gegentheil überzeugt, indem der Vf. die Meinungen mehr gelegentlich berührt, als vollständig, bündig und gründlich widerlegt. Der Verf. würde seinen edlen Zweck, christliche Religiosität und Tugend zu befördern, viel sicherer erreichen, wenn er nur die ächt christlichen Lehren und Vorschriften in ihrer Lauterkeit und Liebenswürdigkeit, und nach ihrem vielfältigen Einflusse auf das gemeine Leben darstellte. Die vorzüglich wirksame Kraft derselben, den Verstand zu überzeugen, und die Gesinnungen zu bessern und zu veredeln, würde sich an den Lesern nicht unbezeugt lassen. Auch sollte nie das Licht der Vernunft dem Evangelium entgegengesetzt werden, welches wir ja nur vermittelst der Vernunft richtig erkennen lernen können. Beyde, sowohl die Vernunft, als Jesu Lehre, sind Geschenke eines Gottes.

Abg.

Versuch einer Apologie der Offenbarung, von Lange. 1794. 15 Bogen in kl. 8. 15 ℛ.

Eine Apologie der Offenbarung nach Kantischen Grundsätzen, wie der gegenwärtige Versuch seyn soll, verdient allerdings Aufmerksamkeit. Der Vf. sucht hier den Begriff einer reli-

gibsen Offenbarung näher zu bestimmen, und dann ihre Möglichkeit und Beschaffenheit im Allgemeinen zu beweisen. Findet sein Versuch, der, wie er in der Vorrede sagt, nicht für Gelehrte, sondern nur für denkende Menschen überhaupt bestimmt ist, Beyfall; so will er eine Apologie des Christenthums darauf folgen lassen, den man als einen zweyten Theil dieser Schrift ansehen kann.

In der Einleitung redet er von der Zweifelsucht auch insonderheit Religion und Offenbarung betreffend, und bahnt sich dadurch den Weg zu dieser Apologie. Das erste Kapitel enthält vorläufige Betrachtungen über die menschliche Natur, und über die irrdische Bestimmung des Menschen. Er beweiset darin, daß wir eine Seele haben, daß wir Freyheit des Willens haben, und daß unsere Bestimmung sey moralisch gute Menschen zu werden. Das zweyte Kapitel handelt von der Natur der Religion und ihrer Unentbehrlichkeit für Menschen. Hier wird unter andern die Frage aufgeworfen: wie der Gedanke an eine Gottheit entstanden sey? und behauptet: nicht aus einer Offenbarung, auch darum, weil die Begriffe der Menschen von Gott und Religion so sehr verschieden wären. Dieser Grund ist äußerst schwach; denn die Begriffe der Menschen bleiben ja nicht so, wie sie sind, sondern ändern sich mit der Zeit so sehr, daß sie sich oft nicht mehr ähnlich sehen, auch unter demselben Volke. Der Vf. hält es für, ich weiß nicht soll ich sagen, wahrscheinlich oder erwiesen, daß der Mensch durch sein natürliches Gefühl von Recht und Unrecht sey darauf geleitet worden, den Gesetzgeber außer sich zu suchen. Die Sache ist schlechterdings nicht auszumachen, und im Grunde liegt auch daran nichts. So viel sieht man wohl, daß die Hauptursache eines solchen Gedankens (einer Gottheit) nothwendig in dem Menschen selbst liegen müsse, weil die Menschen unter einem jeden Himmelsstrich darauf gekommen sind. „Das Gewissen, sagt der Verf., (S. 108) verlangt strenge Befolgung des Gesetzes von Recht und Unrecht, Gut und Böse, das ist also eigentlich die ursprüngliche wahre Religion.“ Die wahre Religion ist es gewiß; ob es aber die ursprüngliche sey, wagt Rec. nicht zu behaupten, denn die Menschen sind überall erst Kinder dem Verstande nach, ehe sie Männer werden. Auch ist dieser Begriff von der wahren Religion, ob er gleich der richtige ist, doch, wie es scheint, von ihm bloß angenommen. Es folgt nicht aus dem vorhergehenden,

henden, wie man doch aus dem also schließen sollte. — Religion ist also Erkenntniß aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote. „Und so lange es nur (heißt es S. 130) für „den Menschen Bedürfniß ist, daß er nach Sittlichkeit und „auch zugleich nach Glückseligkeit strebe; (und dieses Bedürf„niß kann nie aufhören, weil der Trieb nach Sittlichkeit und „der Trieb nach Glückseligkeit vereinigt das menschliche Begeh„rungsvermögen ausmachen) so lange wird es für ihn auch nö„thig seyn, daß er Religion habe.“ Angenommen daß wirklich beyde Triebe, wie sie der Verf. nennt, das Begehrungsvermögen ausmachen, so folgt daraus doch nur, daß ein jeder Mensch in den Fall kommen wird, sich den Zweifel lösen zu wollen, wie man dem Triebe zur Sittlichkeit folgen und dabey doch unglücklich seyn könne. Aber er kann ja die Auflösung dieses Zweifels bloß in den Schranken der menschlichen Vernunft suchen, und sich dabey beruhigen; zumal da Glückseligkeit und Sittlichkeit nicht ganz und nicht immer im Widerspruch sind. Das dritte Kapitel ist überschrieben: von dem Unterschiede zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion — nähere Bestimmung des Begriffs einer religiösen Offenbarung. Natürliche Religion ist nach dem Verf. diejenige, zu welcher der Mensch durch seine natürliche Kräfte gelangt ist, und wobey er keines außerordentlichen Beystandes der Gottheit bedurft hat. Geoffenbarte Religion ist also der Inbegriff von Religionswahrheiten, die ihrem Ursprung nach, nicht ein Werk des menschlichen Erkenntnißvermögens, sondern von Gott unmittelbar bekannt gemacht worden sind. Eine mittelbare Offenbarung giebt es also nicht, (z. B. durch die Natur, indem der Mensch, nach Kantischen Grundsätzen, erst Ordnung, Absicht ꝛc. in die Natur hineinträgt, und hernach darin zu erkennen glaubt) worin Rec. dem Vf. in diesem Sinn recht giebt. Das vierte Kapitel heißt: von der Möglichkeit einer religiösen Offenbarung (als Wirkung auf uns.) Ohne die Möglichkeit kann man die Wirklichkeit nicht beweisen, behauptet der Vf. Aber das ist nicht ganz richtig ausgedrückt, denn wenn man die Wirklichkeit bewiesen hat, ist die Möglichkeit auch bewiesen, nur wird uns dadurch die Möglichkeit noch nicht begreiflich. Sie ist möglich als Wunder (in der Sinnenwelt) in so fern Gott Herr der Natur ist, vornehmlich durch Schrift und Sprache, und also auch den Menschen verständlich. Sie ist auch möglich durch Eingebung (S. 172) oder unmittelbare Einwirkung auf die menschliche

Seele.

Seele. (Es ist schwer sich hievon einen deutlichen Begriff zu machen.) Das fünfte Kapitel enthält die Kriterien einer religiösen Offenbarung; 1) Es muß für den, dem sie gegeben wird, keine Zweydeutigkeit übrig bleiben, daß sie wirklich göttliche Offenbarung sey. Das ist freylich die Hauptsache; indessen hält der Vf. die Offenbarung durch Wunder für schwierig; es bliebe also nur noch die durch Eingebung übrig, und hier hätte nun der Vf. zeigen müssen, wie der Mensch gewiß seyn könne, daß gewisse Vorstellungen seiner Seele nicht durch seine eigne, sondern durch eine fremde höhere Kraft seyen hervorgebracht worden. (Durch die Lebhaftigkeit der Vorstellungen doch wohl nicht, sonst wäre der Schwärmerey sogleich Thür und Thor geöffnet.) 2) Sie muß zur schicklichen Zeit, nicht zu spät und nicht zu früh, gegeben werden. 3) Sie muß durch moralisch erlaubte Mittel bekannt gemacht werden. Der neuern Form nach muß sie Gott als moralischen Gesetzgeber ankündigen, und ihre Bewegungsgründe müssen rein moralisch seyn. (Es wäre doch aber möglich, daß sich Gott in der Kindheit des menschlichen Geschlechts Bewegungsgründe bediente, welche für Kinder am kräftigsten wirken.) Das sechste Kapitel von dem möglichen Inhalt einer religiösen Offenbarung, oder den innern Kriterien ihrer Göttlichkeit. (Sollte wohl heißen von der allgemeinen Beschaffenheit ihres Inhalts.) 1) Er muß wahr seyn; 2) unbekannte Wahrheiten enthalten, ob solche, welche unser theoretisches Erkenntnißvermögen des übersinnlichen erweitern, ist nicht wohl auszumachen, aber wohl solche, welche die nähere Bestimmung unserer Pflichten enthalten. (Das wäre ja aber im Grunde keine geoffenbarte Religion, sondern eine geoffenbarte Moral.) Indessen behauptet der Vf. auch unter einer gewissen Einschränkung das erstere, und geht so weit, daß er meint, eine Offenbarung könne auch wohl Geheimnisse enthalten, nur müsse sie nicht fordern, daß man sie begreifen (sondern bloß glauben) soll. Hier läßt es sich nach den Grundsätzen des Vf. schwerlich einsehen, wozu dieser Glaube an Geheimnisse nutzen soll? (was doch in der Folge auch als ein inneres Kriterium der Göttlichkeit einer Offenbarung angegeben wird.) Soll er etwa die Sittlichkeit befördern, so könnte ja der Glaube an gewisse Irrthümer und Vorurtheile, von denen man freylich nur nicht wissen müßte, daß es Vorurtheile sind, vielleicht auch in manchen Fällen die Sittlichkeit befördern, und so könnte also eine Offenbarung auch Irrthümer und Vorurtheile enthalten.

Kurz,

Kurz, man sieht leicht, wohin dergleichen Behauptungen führen. 3) Der Inhalt einer religiösen Offenbarung muß nützliche Wahrheit seyn. Das siebente Kapitel, ob eine religiöse Offenbarung wünschenswerth sey. Nach der Meinung des Vf., eine Offenbarung übersinnlicher Gegenstände nicht, weil die Ueberzeugung von Gott, Freyheit und Unsterblichkeit, sich einem jeden stark genug aufdringen, aber wohl eine nähere Bestimmung unserer Pflichten. Was nun das erstere betrifft; so lassen sich doch Zeiten und Umstände denken, wo sich diese Ueberzeugung den Menschen nicht so stark aufdringt, je mehr er ganz wankend wird, sollte sie dann da nicht ein Gegenstand einer religiösen Offenbarung seyn können? Und was das letztere betrifft, so läßt sich wieder nicht wohl einsehen, warum in dieser Rücksicht eine Offenbarung wünschenswerth sey, oder wozu sie uns nützen soll, indem wenn auch die allgemeinen Grundsätze der Moral bekannt sind, die Menschen doch unaufhörlich in der Anwendung fehlen werden, und eben so ist es auch mit den einzelnen noch so genau bestimmten Pflichten. Beynahe ein jeder einzelner Fall ist anders; es wäre also in einem jeden Fall eine besondere Offenbarung zu wünschen. Aber wäre das nicht ein thörichter Wunsch?

Man sieht hieraus, daß diese Apologie der Offenbarung noch sehr große Mängel hat. Ueberhaupt aber hat der Vf., wie es auch kaum anders möglich ist, oft einen Seitenblick auf die Dogmatik gethan, und insonderheit zu weit ausgeholt; denn die beyden ersten Kapitel gehören in einer solchen Ausführlichkeit gar nicht hieher.

Agz.

Sammlung von Religionsgesängen, Chören und Duetten als Texte zu Kirchenmusiken, herausgegeben von Jakob Friedrich Martius, Organist in Erlangen. Erlangen, bey Palm. (Nach der Vorrede 1792.) 124 Seiten. 8.

Daß bisher bey dem guten Geschmacke und den allgemein verbreiteten Kenntnissen in der Musik unsre Kirchenmusiken so elend und zweckwidrig haben bleiben können, das ist schon merkwürdig genug; noch merkwürdiger aber wird es, wenn man eine Reihe Männer von großem Namen aufzählen kann,

die für dies Fach mit vielem Beyfalle gearbeitet haben. Der Ursachen hiervon sind mehrere; aber doch alle von der Art, daß sie hätten längst gehoben werden können. Noch immer fehlt es an guten und brauchbaren Texten. Die daseyenden sehen entweder einem Operetchen ähnlicher als einem religiösen Gedichte, oder sind Fratzen von dogmatischem Unsinn. Sie sind bald empfindelnd, bald komisch, bald so wässrig, daß man keine poetische Ader darin wahrnimmt. Aus diesen Ursachen fehlt ihnen nun die Würde, das Herzrührende und Herzerhebende, womit solche religiöse Gedichte erfüllt seyn müssen, ganz. Die einzelnen guten Stücke, welche wir in dieser Art haben, sind, um bey und zwischen unsren kirchlichen Gottesverehrungen aufgeführt zu werden, viel zu lang. Daß wir aber nicht das wenige Gute, was da ist, sondern noch immer die alten abgeschmackten Sächelchen erhalten, liegt wohl an der Trägheit oder an dem Unvermögen unsrer Cantoren und Musikdirektoren; oder wenn wirs erhalten, es nicht so erhalten, wie wir es erhalten sollten, an der Knechlichkeit der Chöre und des Orchesters, welche man in unsern großen Kirchen dazu auftreten läßt.

Herr Martius will diesem Mangel gern mit abhelfen. In welcher Absicht er die angeführte Sammlung von Texten zu Kirchenmusiken veranstaltet und dabey eine Anzeige der Kompositionen, mit welchen sie aufgeführt werden können, gegeben. Sie enthält I. Texte auf die hohen Feste. II. Texte mit untermischten Choralen. III. Einige Psalmen Davids. IV. Chöre und Duette verschiedenen Inhalts. V. Texte aus Stellen der heiligen Schrift genommen. VI. Einige Chöre und vierstimmige Arien für bloße Singstimmen mit untermischten Choralen. VII. Lieder. Anhang, bestehend in einigen Oden von Klopstock, das Magnifikat, das Te Deum von verschiedenen Verfassern, Lazarus von Niemeyer, und ein Ostergesang, oder vielmehr Gedicht von Seiler.

Daß Hr. M. hierdurch etwas für die Verbesserung der Kirchenmusiken gethan habe, sind wir nicht in Abrede. Ein geringer Theil dieser Stücke ist zweckmäßig, andre sind dies aber nicht, und mehrere sind sogar schlecht. Stücke, worin solche matte Stellen, wie folgende sind, vorkommen, kann man wohl nicht zu den bessern Produkten rechnen:

„Hoch-

„Hocherhabner Ewiger!
„Vor dir wirft der Geist sich nieder

*

„Auch uns liebst du, denn wir traun
„Dir und deinem hohen Sohne,
„Leben dir und sterben dir,
„O wie hoch beglückt sind wir!

*

„Triumph! der Sohn des Höchsten sieget,
„Er steigt aus seinem Grab hervor;
„Triumph! sein Vater ist vergnüget,
„Er nimmt uns in der Engelchor.

*

„Du Freude Gottes, Engels Lust,
„Dir Menschenheiland, unsre Brust
„Sey über dich voll Freude.

In der Vorrede giebt der Verf. sehr richtige und gute Winke zur Verbesserung unsrer Kirchenmusiken; er ist mit Reichardt und Kilecht der Meinung, daß sich weder Recitative noch Arien in die Kirche schicken. Wahr ist dies. Es macht einen elenden Effekt, wenn ein Knabe in einer grossen Kirche ein langes Recitativ quinkelirt, und eine einzelne Violine dazu akkompagnirt oder geschrapet wird, daß man über Ohrenweh schreyen möchte. Eben so steht es um das Trillern und Akkompagniren einer hüpfenden und üppigen Arie. „Die Chöre, in welche kurze abwechselnde Solos, Duette, Terzette mit eingewebt sind, scheinen allein sich für die Kirche zu schicken, sagt er, sie allein flößen dem versammleten Volke die Andacht und Ehrfurcht ein, die das Herz im Tempel Gottes erfüllen sollten." Auch wir sind dieser Meinung. Nur erst dann, wenn unsre Kirchenmusiken mehr edle Simplicität, Würde und Stärke bekommen, werden sie zweckmäßig werden.

Mh.

Werth und Nothwendigkeit der christlichen Religion, für den vernünftigen Menschen dargestellt, in belehren-

lehrenden Briefen an einen jungen Freund. Riga, 1792. bey Müller. $5\frac{1}{2}$ Bogen in gr. 8. 6 gr.

Diese Briefe sind in einer leichten und bisweilen blühenden Schreibart abgefaßt, und mit einer gewissen Wärme für Religion und Tugend geschrieben, die sich dem Leser leicht mittheilet. Der uns unbekannte Verf. geht von dem Satz aus, daß die irrdische Bestimmung des Menschen sey, vernünftig und moralisch gut gesinnt zu werden, und beweist nun den Werth und die Nothwendigkeit der Religion (der Vernunft) daraus, daß sie den Menschen zu dieser seiner Bestimmung führe; und da ihm nun das Christenthum als eine positive Religion, nach der Meinung des Verf., eben dahin bringt, nur auf einem weniger mühsamen Wege, der von einem jeden, und auch dem Einfältigsten und Unfähigsten betreten werden kann: so erhellet hieraus die Vortrefflichkeit und Unentbehrlichkeit desselben. Daß der Verf. ein Mann von vielen richtigen Einsichten ist, und daß er bey denkenden Geschäftsleuten durch diese Briefe, allerdings Nutzen stiften kann, ist nicht zu läugnen. Indessen kann man wohl nicht sagen, daß der hier geführte Beweis in der Hauptsache neu ist, wie er doch zu glauben scheint; denn er ist von Kant und von seinen Schülern auf eine ähnliche Weise geführet worden. Uebrigens muß man tief eindringende Untersuchungen hier nicht erwarten, da der Verf., seinem Zweck nach, sie vermeiden mußte. Bald hätte die Erklärung des Verf. gleich anfangs: (S. 8) „Religion ist eine in Empfindung übergegangene Ueberzeugung von gewissen Wahrheiten und Grundsätzen, die die Ruhe und Zufriedenheit des Menschen unter allen Vorfällen des Lebens zu begründen fähig ist," den Rec. abgeschreckt weiter zu lesen. Denn sie setzet schon als erwiesen voraus, was erwiesen werden soll. Aber er hat bey der Untersuchung selbst, von dieser vorläufigen Erklärung weiter keinen Gebrauch gemacht, um sich seinen Beweis zu erleichtern.

Bk.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Sechszehnten Bandes, Erstes Stück Viertes Heft, und Intelligenzblatt No. 20. 1795.

Vermischte Schriften.

Letztes Wort über Ein Wort, das ich 1786 zu Halle wider Herrn Nicolai zu Einigen Freunden gesagt haben soll. An Freunde von Johann Kaspar Lavater. 1793. 38 S. 12.

Dies ist einer von Lavaters den Lesern der Bibliothek sonst schon bekannten Zirkelbriefen; aber zugleich ein Vertheidigungsbrief. Er verantwortet sich durch denselben da, wo er es eigentlich nicht nöthig hätte — im Zirkel seiner ihm ergebenen Jünger, welche nie glauben werden, daß er Unrecht haben könne. Er verantwortet sich hier über Beschuldigungen, welche ihm schon vor mehreren Jahren mit Gründen öffentlich gemacht wurden, und worüber er damals da es Zeit gewesen wäre, für gut fand, ganz stille zu schweigen. Die Hauptbeschuldigung war, daß ihm bewiesen ward, er habe auf eine öffentliche ernsthafte Herausforderung in einem gedruckten Blatte geantwortet, aber dasselbe nicht öffentlich oder doch wenigstens demjenigen bekannt gemacht, gegen den er sich zu vertheidigen hatte, sondern nur in dem Zirkel seiner Freunde dieß Blatt herumgestreuet. Was thut er nun jetzt? Er hat jemand bemerkt, dies sey einem edlen und offnen Mann nicht anständig. Er muß sich nun vertheidigen, weil er fühlt, daß durch die Art seines Betragens die Achtung gegen ihn verringert worden; aber er macht es jetzt eben so wie vorher: Er vertheidigt sich abermal durch eine kleine

Schrift, die nur für seine Freunde gedruckt, also abermal nur gleichsam unter vier Augen, aber doch so, daß es den Schein der Publicität hat, weil die Schrift gedruckt ist. Er sucht sich dabey auf eine Art zu rechtfertigen, daß er selbst und seine angebliche Unschuld in das vortheilhafteste Licht, seine Gegner in den dunkelsten Schatten zu stehen kommen. Ueber die Recht- oder Unrechtmäßigkeit eines solchen Verfahrens, über die Gültig- oder Ungültigkeit einer solchen Rechtfertigung ist schon mehrmals auch in der Allg. D. Bibl. das Nöthige gesagt und gezeigt worden, daß es nicht der Weg des geraden und offenen Mannes sey. Ueber Anklagen, die gegen jemand vor dem Gerichtshofe des grossen, allgemeinen Publikums — ob mit Grund oder Ungrund, thut nichts zur Sache — gemacht werden, müßte sich wohl jeder, dem es ein Ernst und dem es möglich ist, sich ganz zu rechtfertigen, vor eben dem Publikum, das doch wahrlich! alle Achtung verdient, und zwar bestimmt und ohne alle Winkelzüge erklären, nicht aber blos in einem engen Zirkel. Herr Lavater aber hält diesen Weg nicht für den sichersten und besten, — was er auch wohl in mancher Rücksicht für ihn nicht seyn mag, — denn noch nie hat man ihn darauf gefunden, wenn gleich seine Gegner immer mit ihm von dem Publikum redeten, und er sie also leicht hätte finden können, wenn es ihm ein Ernst gewesen wäre, sie zu finden. Er zieht sich aber lieber, so oft er auch über dieses, eines offenen Mannes unwürdige Betragen öffentlich zur Rede gestellt worden ist, immer in seinen alten und gewohnten Schlupfwinkel — in den engern Zirkel seiner Freunde zurück, gerade als ob das ganze übrige Publikum, vor welchem er doch angeklagt war, ihn ganz und gar nichts angehe; und in diesem engen Zirkel seiner Vertrauten wird es ihm natürlicherweise leichter, Sachen, die man für höchst plan und deutlich halten sollte, so zu verwirren und zu verdunkeln, wie es ihm zuträglich ist, seinen Lesern Sand in die Augen zu streuen, und selbst seine sogenannte Vertheidigung seinen Gegnern zu verhehlen, damit sie nicht gehörig darauf antworten, und seine Schliche und Winkelzüge *) entdecken können. Dabey nehmen denn seine blinden Anhänger die Miene an, und rühmen wohl öffentlich, als habe sich der engelreine Mann Gottes genugsam ver-

*) Man sehe über Pfenningers Winkelzüge wegen der Zirkelbriefe überhaupt Allg. Deutsche Bibliothek 78 Band 1 St. Seite 575.

antworten, weil er es gedruckt gethan hat, obgleich niemand die Druckschrift zu sehen bekommen kann.

Eben ein solches Spiel trieb Lavater mit diesem gedruckten Zirkelbrief, der nicht ins Publikum kam, und doch dahin gehörte, weil er zu seiner öffentlichen Rechtfertigung dienen sollte, also eine öffentliche Bekanntmachung bedurfte. Es ist sogar, (wahrscheinlich von einem lavaterischen Freunde,) eine sehr unvollständige und schiefgestellte Nachricht von diesem Zirkelbriefe in das Intelligenzblatt der Allg. Litteraturzeitung Nr. 21. 1794 eingerückt, u. ist schon darüber triumphirt worden, als wenn Lavater seinen Gegner zum Stillschweigen gebracht hätte. Das soll das Publikum nun glauben, ohnerachtet es diese Vertheidigung Lavaters nicht lesen kann. Da nun der dem Rec., (einem der Ungläubigen an das Engelreine von Lavaters Sinn) dieses letzte Wort, welches nur für den köstlichen Zirkel, den Lavaterischen Gläubigen bestimmt war, durch einen Zufall in die Hände gerieth; so will er seinen Lesern genug Nachricht davon geben, und den ganzen Handel so deutlich als möglich auseinander setzen. Da aber nicht vorauszusetzen ist, daß alle Leser sich alles dessen, was seit mehrern Jahren über diese Sache verhandelt wurde, deutlich erinnern werden, gerade darin aber, daß den meisten Lesern die nähern Umstände nur in dunkler Erinnerung noch vorschweben, ein Vortheil Lavaters liegt, den er sehr schlau auf seine Art zu benutzen gewußt hat, so muß der Rec., so unangenehm das Geschäfft auch ist, doch ab ovo anfangen. Er wird

1. Die Geschichte und Veranlassung des Streits recapituliren, und auf die darüber vorhandenen Actenstücke Rücksicht nehmen;

2. Die Sache, entkleidet von dem, was von der einen oder der andern Seite unrichtig vorgestellt oder gedeutet wurde, so klar und bestimmt vorlegen, als es nur immer möglich ist.

Alsdann wird es jedem unbefangenen Leser leicht werden, selbst zu urtheilen. Hätte Herr Lavater sich dieser Methode bedient, so wüßte das Publikum längst, was es von Lavaters edlen und grossen Herzen zu halten hätte, und was nicht.

Für die Wahrheit und Richtigkeit meiner Darstellung werde ich so sehr sorgen, daß ich jeden frey auffordern kann, mir irgend einen unrichtigen Umstand, er sey groß oder klein, anzuzeigen. Ich versichere übrigens, daß ich dabey nicht im geringsten persönlich interessirt bin.

Herr Lavater hatte im Jahr 1786 auf seiner berüchtigten sogenannten Brämer Reise an mehrern Orten erzählt: „Es reiseten Leute in Zürich u. andern Orten herum mit einem „naturalistischen Glaubensbekenntnisse in der Tasche, „zu dessen Unterschreibung und Annahme sie jedermann zu be„wegen suchten; er selbst sey schriftlich und mündlich darum „angegangen worden; dieses naturalistische Glaubensbekennt„niß sey ein Werk Berlinischer Gelehrten und namentlich „des Herrn Nicolai Werk, der angelegentlich darauf ausge„he, Sekten zu stiften und Leute dazu anzuwerben." Die Absicht dabey war, Hn. Nicolai, der Hn. Lavaters unziemliche Verbindung mit dem Exjesuiten Sailer, Pfennigers Lobpreisen des katholischen Gebetbuchs dieses Jesuiten, u. s. w. entdeckt hatte, als einen Gegner der christlichen Religion auszuschreyen und ihn dadurch zu verunglimpfen. So stellte sich wenigstens Hr. Nicolai die Sache vor. *)

Im August 1786 hatte Herr Nicolai im Hamburg. Correspondenten jene von Hrn. L. ausgestreuete Nachricht für Unwahrheit erklärt und gesagt: einer seiner Freunde habe Hn. L. sogleich in der Gesellschaft positiv widersprochen, worauf Hr. L. verstummt und stammelnd gesagt habe: es sey ihm lieb das Gegentheil zu hören. u. s. w. Anstatt Herrn N. Rede zu stehen, schickte Herr L. unterm 18 Oct. 1786 ein in den heftigsten Ausdrücken abgefaßtes Ausfoderungsschreiben als gedrucktes Manuscript in dem Zirkel seiner Freunde herum, worin er den Mann, der Herrn N. vertheidiget und Lava-

*) S. Nicolais vom 16 September 1786 datirte Erklärung im Hamburg. Correspondenten Allg. D. Bibl. 68 Band, Seite 617. ff. und andern Zeitungen. Nicolai's Anmerkungen über Lavater und P. Sailer. 1787. Nicolai's öffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminaten-Orden. 1788. Vergl. Lavaters zweytes Blatt der Rechenschaft. 1786. Von Blankenburgs öffentliche Erklärung im Intelligenzblatt der N. Allg. D. Bibl. Nr. 52. 1793.

Lavatern widersprochen haben sollte, feyerlich aufgefodert, seine Aussage zu bewahrheiten, seinen Namen zu nennen und zu sagen — Wie? und Wann? und Wo? und unter welchen Umständen? und in wessen Gegenwart? so gesprochen worden seyn sollte, die Aussage des Nicolaischen Freundes erklärt er für Misverstand, Erdichtung und Lüge. Er drohete sogar, daß wenn sich Nicolai's Freund im Laufe des 1786 Jahres nicht nennen würde, und Herr N. fortführe, die Aussage dieses Mannes, der sich vor seinen Namen, wie vor einer Todsünde fürchte, dem Publikum aufzudringen, so werde es niemand befremden, wenn er endlich einmal ohne weiter schonendes Bedenken, sich an ein gehöriges Berlinisches Departement wende. *)

Dieses Ausfoderungsschreiben, das Herrn N. und seinem ausgeforderten Freunde doch wohl zuerst hätte zugesendet werden sollen; lief bloß im Kreise der vertrauten Freunde Lavaters herum. Herr L. hatte es aber auch an den verewigten Zollikofer gesandt. Zollikofer war eben sowohl Nicolai's Freund, als Lavaters — er war auch Freund des aufgeforderten Mannes. Dieser Mann war der noch in Leipzig lebende K. Preußl. Rittmeister Herr von Blankenburg. Lange vorher, ehe L. sein Ausforderungsschreiben in seinem vertrauten Zirkel ausstreuete, und den Nicolaischen Freund aufforderte, seine Aussage vor unpartheyischen Männern, wie z. B. eines Jerusalems, Zollikofers, Gleims, Eberhards, Campes, Dohms zu bewahrheiten, hatte der Hr. von Blankenburg seine Angabe schon vor Zollik. wirklich bewahrheitet. Nämlich, wenige Stunden nachdem seine Unterredung mit Herrn L. vorgefallen war, fuhr Hr. von Bl. mit dem sel. Zollikofer nach Hause und erzählte ihm im Wagen: Wie? und Wenn? und Wo? und unter welchen Umständen? Lavater dies gesagt, und daß er demselben geradezu widersprochen habe. Zollikofer mußte also nothwendig über das Lavaterische Ausfoderungsschreiben erstaunen, und theilte es sogleich dem Herrn von Blankenb. mit. Beyde erinnerten sich sehr wohl des vorgefallenen Gespräches,

 näm-

*) Man kann die Ausforderung abgedruckt lesen in „Nikolai's Anmerkungen über das zweyte Blatt von Herrn J. C. Lavaters Rechenschaft an seine Freunde und über Hrn. P. J. M. Sailers zu Dillingen Mönchen.“ S. 56.

nämlich — Hr. von Bl. erinnerte sich, daß L. so und nicht anders gesprochen — und Zollikofer erinnerte sich, daß Herr von Bl. ihm damals sogleich auf der Zuhausefahrt von dem vorgefallenen Gespräche und seinem Widerspruche gegen L. Nachricht gegeben habe.

Zollikofer schrieb an Lavater und gab ihm sanft — wie er war, aber doch ernstlich sein Misfallen über diesen unartigen Austritt zu erkennen; und Hr. von Bl. schrieb an Lavater und sagte: daß Er der Mann sey, der so pathetisch in dem Zirkelbriefe aufgefodert worden, erinnerte L. des Gespräches, und sagte ihm mit seinem Namen (wovon Hr. L. seine Freunde glauben gemacht hatte, daß der Ausgefoderte sich vor demselben, wie vor einer Todsünde fürchte,) wo? wie? und wann? es geführt worden. Daß der Herr von Bl. dies nicht öffentlich that, daran war der sel. Zollikofer schuld, der, um seinen unvorsichtigen Freund Lavater zu schonen und vermuthlich in der Hoffnung, ihn durch diese auffallende Schonung desto eher zur Rückkehr zu bringen, alle öffentlichen und namentlichen Verhandlungen darüber verbat.

Hr. L. antwortete dem Herrn von Bl. „Er habe einen ganz andern Mann im Sinne gehabt, von Nicolai habe er eines schriftlichen Aufsatzes nicht gedacht, aber sonst wisse er wohl, daß Nicolai deistische Gespräche führe" — und den Hauptumstand: ob nämlich L. im Beyseyn Blankenburgs gesagt habe? „Nicolai lasse seine deistischen Grundsätze, es sey nun schriftlich oder mündlich in der Welt herum tragen" — ließ L. in seinem Entschuldigungsschreiben an den Hn. von Bl. unbestimmt; er sagte blos: „Von Nicolai und dem mündlichen Ausbreiten deistischer Grundsätze kann ich, ich habe es an einigen Orten gethan, ohne alles Bedenken gesprochen haben."

Unterdessen kam das zweyte Blatt von Lavaters Rechenschaft an seine Freunde heraus.

Lavaters geheimes Ausfoderungsschreiben war vom 14 Oct. 1786; dieses zweyte Blatt vom 9 November 1786 datirt. Der Ausgefoderte hätte sich ihm genannt, hatte seine Aussage vor Zollikofer mündlich, vor Lavater schriftlich gethan. Man hätte also erwarten dürfen, daß Herr L. in diesem Blatte seinen Freunden, die das Ausfoderungsschreiben gelesen hatten, von dem was seit dem 14 Oct.

in dieser Sache, den Plan gegen das Christenthum betreffend, vorgefallen war, Nachricht gegeben und gesagt haben würde: daß der Mann, den er aufgefordert, sich ihm und Herrn Zollikofern genannt und also gezeigt habe, daß er sich nicht vor seinem Namen, wie vor einer Todsünde fürchte, u. s. w. Allein von allen dem stehet kein Wort in jenem Zweyten Blatte, wohl aber wird abermals S. 61 dieses zweyten Blattes „von Aposteln einer neuen Verbrüderung gesprochen, der er (Lavater) keinen Namen geben mag, und die sich ziemlich laut mit der Hoffnung tröstet: daß der Name Jesus in polizirten Staaten in zwanzig Jahren nicht mehr religiös genannt werden soll." In einer Nachschrift dieses zweyten Blattes erklärt er: „Was im 9ten Stück des hamb. Correspondenten von Hrn. Nicolai angeführt worden, sey aus Misverstand, Schluß und Erdichtung zusammengesetzt. Misverstand: (So schreibt er in einer Note) Es sey von keinem naturalistischen Glaubensbekenntniße, sondern von einem Plane, der dem Christenthume gefährlich zu seyn, erachtet worden, die Rede gewesen. Schluß: An Herr Nicolai sey nicht gedacht — aber Berlin sey klar genannt worden, daher der Schluß gemacht: Hr. Nicolai sey gemeynt — Erdichtung und Lüge — daß jemand Hrn. L. verstummen und stammeln gemacht, da er ihm das Gegentheil beweisen wollen." Herr Lavater fragt endlich bey seinen Freunden in diesem Zweyten Blatte an: „Ob man es ihm verdenken könne, wenn er sich bey positiven falschen Beschuldigungen, wie die im 9ten Stück des hamb. Corresp. von Hrn. Nicolai angeführte, die aus Misverstand, Schluß und Erdichtung zusammengesetzt sey, einmal an ein gehöriges Departement wenden, und den Herausgeber derselben zu beweisen, oder zu widerrufen oder den Namen seines Angebers bekannt zu machen, nöthigen würde?" — Dies alles schrieb Herr L. unter dem 9ten Nov. 1786 und ließ es drucken, nachdem Herr von Bl. sich genannt und seine Aussage wiederholt hatte.

Auf dieses Zweyte Blatt der Lavaterischen Rechenschaft erschienen Nicolai's Anmerkungen über das zweyte Blatt von Herren J. C. Lavaters Rechenschaft an seine Freunde und über Herrn P. J. M. Sailers zu Dillingen Märchen (datirt vom 27 Januar 1787) sowohl beson-

ters gedruckt als auch Anhangsweise zum 8ten Band seiner Reisebeschreibung. Darin wurde gezeigt, daß die Sache nun von Hrn. L. schon ganz anders gedrehet sey, als sie in dem geheimen Ausfoderungsschreiben gestellt war, und auch ganz anders, als in dem Privatschreiben an den Herrn von Blankenburg; wenn Nicolai's Namen vom Hrn. L. nicht genannt worden sey, so würde Nicolai's Freund (der Herr von Blankenburg) nicht so positiv widersprochen haben. Er widersprach aber blos in Ansehung Nicolai's, weil er dessen Gesinnung kannte. Hr. N. zeigte ferner: daß Lavaters unbestimmte Beschuldigungen Nicolai'n und seine Freunde in Berlin gar nicht treffen könnten, und (setzt Herr N. hinzu) da Herr L. versichert: „er habe bey Erwähnung des vermeynten Plans, der in Berlin wider das Christenthum gemacht werde, auch nicht einmal an Nicolai gedacht, so nehme er dieses so an:

„daß Lavater der Meinung sey, Nicolai habe an diesem „vermeinten Plane wider das Christenthum keinen „Antheil."

Aber er forderte Lavatern zugleich auch sehr feyerlich auf, zu sagen!

„Wie und wann und von wem? denn dieser vermeinte gräßliche Plan in Berlin sey gestiftet worden, von welchem in Berlin selbst keine lebendige Seele etwas wiße oder gehört hätte?"

Wer auf alles dieses nicht ein Wort antwortete, — war — Herr J. C. Lavater! Bald darauf — im May 1787 ward ein Brief des Herrn Hofrath Weishaupts gedruckt — worinn enthalten war: „Nicolai sey beym Illuminaten-Orden et quidem contentissimus." — Sogleich fieng Hr. L. wieder an, — jedoch, so viel ich weiß, nicht öffentlich und deutlich, sondern nur in vertrauten Zirkeln — von der schrecklichen Verbrüderung wider das Christenthum zu reden, und gab zu verstehen: unter der Verbrüderung, die er angekündigt hätte, daß der Name Jesus in zwanzig Jahren nicht mehr religiös sollte genannt werden, habe er den Illuminatenorden gemeynt.

Jedoch auch dies ist nicht glaublich, da Lavaters beste Freunde, wie Hr. L. wenigstens nun schon lange wissen kann und wird, gerade zu den eifrigsten und thätigsten Illumina-

minaten gehören, und an der Verbesserung des Ordens wacker arbeiteten, ja! auch im Illuminatenorden der Name Jesus allerdings religiös genannt wurde, und sogar Hr. Denkrees — den doch Hr. L. für einen seiner Freunde erkennen wird — in seinen Briefen über die neuen Wächter der protestantischen Kirche III Heft, diese religiöse Nennung des Namens Jesus im Illuminatenorden für die schrecklichste Entweihung des Namens Jesus erklärte.

Herr Nicolai schrieb hierauf im Jahr 1788 seine öffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden, legte alles, was darauf und auf Lavaters Aeusserung über jene Verbrüderung und den Plan gegen das Christenthum Beziehung hatte, frey und offen dar, forderte Herrn L. abermals feyerlich auf, zu erklären: Wie, wann und von wem jener gräßliche Plan in Berlin sey angestiftet worden? und ob die Nachricht, daß Hr. L. behaupte, er habe den Illuminatenorden darunter gemeint, wahr sey?

Wer aber auf alles dieses öffentlich nicht ein Wort antwortete, war — Hr. J. C. Lavater!

So lagen die Sachen, als ein Recensent in der Allgemeinen Litteraturzeitung, den Herrn Lavater, als einen Mann von edlem und großem Herzen nannte. Ein Ungenannter, der sich — ein in jungen Jahren enthusiastischer Verehrer Lavaters — unterschrieb, brachte nun im Intelligenzblatt der Allg. Litteraturzeitung Nr. 77. 1792. die Sache abermals in Anregung, indem er sagte, so lange sich Hr. Lavater über diese Sache nicht gerechtfertigt habe, könne er ihn nicht für einen Mann von großem und edlem Herzen halten. Dieser Ungenante irrte sich hierbey in einigen Nebensachen; denn er sagte unter andern: „Herr von Blankenburg habe das Manuscript für Freunde oder das Ausfoderungsschreiben, erst ein Jahr nach seiner Erscheinung und „zwar von Herrn Nicolai erhalten, und Zollikofer habe das, „was Lavater von einem naturalistischen Institut und von einem Plane gesagt, und woran Herr Nicolai Antheil haben „sollte, aus Lavaters eigenem Munde gehört, und habe bey der „Erscheinung jenes fliegenden Ausfoderungsschreibens an Lavatern folgendes geschrieben: Wohin es doch mit des Charakter kommen werde, wenn er sich solche Abweichungen von „der Wahrheit erlaube? Er möge seine bessere, ehemals so laut

„in ihm sprechende Seele befragen und nicht abläugnen, was „Er, Zollikofer mit seinen Ohren gehört habe." — Diese Auffoderung wiederholte im Jahr 1793 in der Allg. Deut. Bibl. der Recensent, von Ewald's Briefen über den neuen Sektennamen Lavaterianismus, an einem Orte, wo warlich eine sehr schickliche Gelegenheit dazu war. (Man sehe N. A. D. B. 4 Band. S. 179 ff.)

Hierauf schickte dann endlich Herr L. im Nov. 1793 an den Zirkel seiner Freunde, die ihn durch die wiederholten öffentlichen Rügen veranlaßt, dringend aufgefodert hatten, sich zu verantworten, das gedruckte Kreißschreiben, das den rubricirten Titel führt:

Letztes Wort über Ein Wort, das ich 1786 zu Halle wider Herrn Nicolai zu Einigen Freunden gesagt haben soll. — An Freunde von Joh. Casp. Lavater 1793.

mit dessen Inhalt ich die Leser nun noch genauer bekannt machen muß. Es ist datirt: Sonntag Abends den 27 October 1793, mir aber kam es erst viel später in die Hand. Es hat acht Abschnitte:

I. Einleitung. Hr. L. klagt über die öffentliche Aufwärmung alter verjährter, öffentlich abgethaner (dieß ist doch eine offenbare Unwahrheit, denn die Sache war nicht abgethan, und noch weniger öffentlich, da Hr. L. nie öffentlich auch nur Ein Wort darüber gesagt hatte, unbestimmter Dinge, (Die Aufforderung war doch bestimmt genug, aber freylich Lavaters Antworten waren sehr unbestimmt,) worüber ihrer Natur nach, beynahe keine andere Erklärung möglich als ja oder nein, oder ganz verzeihlicher, leicht möglicher Misverstand. Die geduldigste Geduld werde dadurch ausser Fassung gesetzt. Noch unleidlicher sey es, daß ein leidenschaftlicher, ungenannter, lichtscheuer Mensch mit aller Grimace von Feyerlichkeit vor dem Publikum auftrete, und einen Genannten, einen öffentlichen Schriftsteller und Lehrer einer christlichen Gemeine bey allen Heiligen auffordere, sich über ein Wort, das er einem oder zweeen Freunden (nicht blos einen oder zweeen Freunden. Herr N. hatte erfahren und öffentlich gesagt, daß Hr. L. es an mehrern Orten ausgebreitet habe) vor Jahren in einem vertraulichen Gespräche, ohn' eines fremden Gegenwart, gesagt haben soll, als wär' Er sein

Richter, und als schnöde (schande) die ganze Moralität seines Charakters darauf, zur Rede stelle. Es sey keinem Zweifel unterworfen, daß dies über alle Gränzen des Anständigen hinausgehe und an sich Verachtung verdiene. Hr. L. würde auch über eine so nichtswürdige (?) Sache kein Wort verloren haben, da er keine gelehrten Zeitschriften lese, alle anonymen Aufforderungen verachte und als Insulten gegen alle Rechte der Menschheit ansehe, wenn er nicht von Freunden, die ihm für ein Publikum, das anonymen Aufforderungen einen Wink gönnen mag, zu viel Achtung zu haben scheinen, so dringend, wie möglich aufgefordert wäre, noch einmal eine Erklärung zu wiederholen. — Also blos für Freunde werde dies letzte Wort gedruckt. (Indessen wurde doch ein ganz kurzer Auszug dieses letzten Worts, das blos für Freunde bestimmt war, ohnerachtet auch das übrige achtungswerthe Publikum schon lange auf Erklärung Lavaters wartete, in das Intelligenzblatt der allgemeinen Litteraturz. Nr. 21. 1794 vermuthlich doch auch von einem Freunde Lavaters eingerückt.) Unlieber thue er nichts, als sich selbst zu rechtfertigen. (Sonderbar! Warum sollte ein ehrlicher Mann, der ein gutes Gewissen und gute Gründe zu seiner Rechtfertigung hat, gegen eine Anklage, besonders wenn sie, wie die vorliegende auf seinen moralischen Charakter ein so nachtheiliges Licht wirft und ungegründet ist, wie Hr. L. von der gegen ihn erhobenen Anklage doch behaupten wird, sich nicht gern vertheidigen und rechtfertigen?) — Es folgt hierauf die erste Veranlaßung und Aufforderung zu diesem „ob Gott will" letzten Worte.

II. Ist ein Auszug aus einem Briefe der Gräfin St. R. vom 4. Aug. 1793 an Lavater, worin sie ihm, wie sie schreibet, einen Auszug aus einem Blatt der Berliner Monatschrift vom Monat März oder April dieses Jahres sendet, und ihn dringend bittet, seinen Feinden zu antworten, (Herr L. fand es besser für sich, sich an seine Freunde und nicht an seine sogenannten Feinde mit seiner Antwort zu wenden) und ihnen nicht den hämischen Triumph L's Freunde zum Stillschweigen zu zwingen, zu lassen, da es ihm so leicht (?) seyn müsse, es zu thun.

III. Hier referirt nun Hr. L. aus der ihm zu Händen gekommenen Aufforderung und concentrirt die ganze Sache in folgende Worte:

„Ich soll 1786 in Halle vor Hrn. von Blankenburg und vor dem sel. Zollikofer ganz bestimmt über Herrn Nicolai ausgesagt haben: Er, Herr Nicolai, habe in der Schweiz Subscriptionen zum Deismus aufgenommen.“

„Nun setzet einmal Freunde! den Fall, sagt Hr. L., daß „ich unbesonnen genug gewesen wäre, dies zu sagen, müßte „denn dies Sagen nothwendiger Weis ein Verbrechen seyn? „So gewiß ich es gesagt haben würde, so gewiß hätt' ich es von „irgend jemand, der mir glaubwürdig vorgekommen seyn „müßte, vernommen. Meine Moralität könnte also im aller„geringsten nicht dabey leiden, wenn ich es gelegenheitlich und „mit Bedauern einer oder zween Menschen, die ich für discrete „Freunde hielt, mündlich und im Vertrauen, daß sie keinen „Misbrauch davon machen würden, gesagt hätte.“ — (Also glaubt wirklich Hr. L., er würde nichts unmoralisches begangen haben, wenn er einem ehrlichen und unschuldigen Manne, eine Verbrüderung gegen die christliche Religion angedichtet hätte, weil er sie von irgend jemand, der ihm glaubwürdig vorgekommen, vernommen hätte? Und wenn er, nachdem er öffentlich dazu aufgefordert worden; diese falsche Nachricht dennoch nicht widerrufen hätte? Welch eine Moral! Wünschte wohl Hr. L., daß man nach ähnlichen laxen Grundsätzen der Moral gegen ihn verführe? Hat er keinen Begriff davon, was es heiße, jemanden eine Verbrüderung gegen das Christenthum schuld geben? Begreift er nicht, was für Folgen diese Verläumdung gerade für Herrn Nicolai haben könnte? Und hat denn wirklich Hr. Lavater bloß im Vertrauen, diese Nachricht verbreitet. Er ist ja beschuldigt worden, er habe es an mehrern Orten gethan, um seine Gegner zu verunglimpfen. Darauf hat er aber noch nie geantwortet.

Hr. L. schwatzt noch Verschiedenes über das Unbillige und Unanständige der Auffoderung von Ungenannten gegen einen Genannten, und hält die ganze Sache von keiner Erheblichkeit. Ich gestehe, daß mir diese Aeusserung von Leichtsinn in Lavaters Charakter auffallend ist. Der Mann, der immer so ganz von Liebe und Zartgefühl für alles Sittliche überfließt, spricht hier in einer Sache, die in meinen Augen von der größten Erheblichkeit ist, weil, wenn sie wahr ist, Hr. Nicolai, oder wenn sie falsch ist, Hr. Lavater so sehr erniedriget würde — mit, ich will hoffen, affectirtem, ihm nicht natürli-

chen

chen Leichtsinn, als spräche er von der gestrigen Witterung! Bedachte er denn nicht, daß selbst dieser Leichtsinn ein nachtheiliges Licht auf seinen moralischen Charakter werfen muß, wodurch sein edles und großes Herz problematisch werden muß?

Wie erklärt er sich denn aber — denn das werden doch wohl die Leser gern wissen wollen — über den Hauptumstand: ob er über Hn. Nicolai so etwas nachtheiliges ausgesagt habe? — Ueber diesen Umstand, lieber Leser, erkläre sich Hr. L. hier noch gar nicht; dagegen aber urgirt er einen Nebenumstand aufs schärfste, den nämlich: — daß der sel. Zollikofer mit als Zeuge dabey gewesen sey, als er das Wort wider Hn. N. gesagt haben soll. Dieß, sagt er, sey eine positive und komplete Unwahrheit. (Darin hat er zwar Recht; aber dieser Nebenumstand, worin der Ungenannte irrte, ändert doch in der Hauptsache nichts.)

IV. Ist ein Auszug einer Antwort Lavaters an die Gräfin St. in E. Zürich, den 7 Aug. 1793.

Er dankt der Gräfin, daß sie ihm die Aufforderung mitgetheilt habe, da er todt für alles sey, was ihm nicht ganz zufälliger Weise in die Hände falle, und er erinnere sich seit Jahren nicht, daß dieß geschehen sey; was ihm nicht direkte zugeschickt werde, davon nehme er durchaus keine Kunde u. s. w., er begreife also nicht, wie man ihm die Pflicht auflegen könne, alles zu lesen und aufzusuchen, was wider ihn herauskomme. (Ey nun! die Allg. Litteraturzeitung und die Allg. D. Bibl. sind doch nicht schwer und nicht weit zu suchen, und wenn jemand auch nicht alles liest, was die fruchtbare gelehrte Welt liefert, so liest er doch wohl dasjenige, was seine Person so geradezu und unmittelbar angehet! Besonders wenn man jemand falsch beschuldigt hat, und billig seine falsche Nachrichten hätte widerrufen sollen. Aus Zollikofers und Hn. von Blankenburgs Korrespondenz wußte Hr. L. doch, daß er eine falsche Nachricht verbreitet hatte. Und sollte denn der Herzenspfenninger seinem Freunde gar keine Nachricht gegeben haben, von dem, was über ihn geschrieben wurde. Credat Iudaeus Apella, non ego!) und wie man's ihm zum Verdacht und Verbrechen rechnen könne, daß er nicht auf das antworte, was er nicht gelesen und zu lesen weder Pflicht noch Beruf habe. (Ich denke, für einen Mann,

der Lehrer und selbst Schriftsteller ist, sey es doch anständig, ja sogar Pflicht und Beruf, sich mit dem bekannt zu machen, was in den gelesensten Blättern über Litteratur geschrieben wird. Eine sonderbare affektirte Indolenz! Hr. L. findet so viel Zeit zu so vielen höchst unbedeutenden Schreibereyen, Audienzen, Besuchen, Briefen und Brieschen u. s. w. warum denn nicht auch täglich oder wöchentlich ein Stündchen zum Fortschreiten in der neuesten Litteratur, besonders da seiner so oft dabey gedacht wird.

Er bezeugt der Gräfin, daß er seit dem zweyten Blatte seiner Rechenschaft, (also seit dem 9ten Nov. 1786!! Hr. L. setzt bey seinen Lesern voraus, daß sie mit einer guten Dosis Schnellglauben an Unwahrscheinlichkeiten begabt sind) und seit der Erklärung, die er hierüber mündlich und schriftlich Herrn Biester gegeben, und die er ihm zu publiciren erlaubt, (die aber weder Herr L. noch Hr. Biester publicirt hat, und die vielleicht auch nichts weiter ist, als was wir sonst schon wissen und sogleich noch einmal lesen werden. Und warum publicirte denn Hr. L. selbst diese Nachricht nicht? Hat Herr Biester eine Pflicht etwas für ihn zu publiciren?) bis auf heut Samstag Morgen 6 Uhr den 17 Aug. 1793. (Nun komme jemand und läugne, daß Hr. L. genau und bestimmt sey! wo giebt es einen Menschen, der genauer bestimmt was gleichgültig ist, und sich schwankender über wesentliche Sachen ausdrückt!) als die Gräfin ihm die Abschrift des citirten Stückes zu senden, die Gütigkeit hatte, nicht das mindeste weder wußte noch ahnte von einer rückständigen Pflichtantwort auf irgend eine Aufforderung oder Beschuldigung. (Aber Hr. L. hätte doch wohl von Herrn Nicolai's Anmerkungen über jenes zweyte Blatt der Lavaterischen Rechenschaft und dessen öffentliche Erklärung über seine Verbindung mit dem Illuminatenorden etwas gehört! Aber es scheint, Hr. L. will sie nicht lesen. Der Hr. v. Blank. in seiner Erklärung, welche Hr. L. selbst in diesem letzten Worte abdrucken läßt, citirt diese beyde Schriften, und sagt ausdrücklich: „es finde sich in diesen Schriften der Vorfall selbst, und „die andern Umstände“ (nämlich ausschließlich der in der Allg. Litteraturz. unrichtig angegebenen Umstände) „rein und unverfälscht finden.“ Da sagt nun Hr. L. in einer der Erklärung des Hrn. v. Blank. beygefügten Note: „Er habe diese „Schriften nie gelesen und werde sie nie lesen.“ Man sollte

den

denken, Hr. L. hätte sie lesen müssen, wenn er die Umstände wegen deren er sich hier rechtfertigen wollte, rein und unverfälscht hätte wissen wollen. Oder konnte er sich zweckmäßig verantworten, ohne die wahren Umstände zu wissen? Wenn es wahr ist, daß Herr L. keine von beyden Schriften bis jetzt gelesen hat, so bitte ich ihn und bitte seine Freunde, ihre Bitte mit der meinigen zu vereinigen, daß er noch jetzo dieser Lectur einige Stunden widme, und dem Publikum dann offenherzig sage, was er darin gefunden hat.) Ueber die ganze Sache, sagt nun Hr. L., habe ich nur sehr wenig Worte zu sagen — „Ich schrieb Hn. v. Bl. in Leipzig durch den sel Zollikofer gleich nach der mir mitgetheilten Aeusserung über das, „was ich im Gespräche in Halle über Herrn Nikolai gesagt „haben soll —

„Daß ich mich dessen nicht nur im geringsten nicht zu er„innern wisse, sondern gewiß wisse, daß ich bey einer ähn„lichen Besorgniß, daß man wider das Christenthum „werbe — gar nicht an Herrn Nikolai, sondern aus„drücklich an einen ganz andern Mann, „den ich auch „dem Herrn von Blankenburg nachher nannte, gedacht „habe, daß ich wider Wahrheit und Ueberzeugung sprechen würde, wenn ich dieß von Hrn. Nikolai sagen woll„te — davon sey mir nie etwas in Sinn gekommen."

(Der Rec. gesteht, er zweifelt, daß sich Hr. L. gegen Hrn. von Bl. so ausgedrückt habe. In Hrn. Nicolai Schrift über den Illuminatenorden S. 116. 117 stehen Hn. Lavaters eigene Worte seiner Briefe an Hrn. von Bl. Da ist also gleich ein Grund, warum Hr. L. diese Schriften hätte lesen müssen. Auch glaubt Rec. kaum, daß Hr. L. nachher dem Herrn von Bl. den sogenannten andern Mann, der wohl ein ens rationis seyn mag, genannt habe, denn sonst würde Hr. v. Bl. diesen Umstand gewiß in seiner Erklärung gesagt haben. Aber überhaupt, um auf alles das, was Hrn. L. und seinen Freunden Hr. N. in den oben genannten Schriften ans Herz legte, und worauf der Aufforderer im Intelligenzblatt der Allg. Literaturz. Rücksicht nahm und genommen wissen wollte, abermals keine Auskunft — auch nicht die mindeste! — Wie? ich frage sehr ernstlich — hat denn also der Herr von Bl. in dem Gespräche quaest. Hrn. Lavater überhaupt gar nicht widersprochen? Hat er es nicht gethan, woher kommt denn überhaupt die Sage von einem solchen Widerspruche?

Wer

Wer erdachte sie? Hr. v. Blankenburg, — Zollikofer — oder Nikolai? hat er aber widersprochen, wie käm es, daß Hr. v. Blankenburg gerade in Rücksicht auf Hrn. Nicolai widersprach, den doch Herr L. nicht genannt — an den er nicht einmal gedacht haben will. Und hat Herr Lav. an mehrern Orten die Legenden von einer Subscription zum Deismus erzählt, und seine Gegner namentlich aber Hrn. Nicolai hierdurch zu verunglimpfen gesucht. — Hierauf mußte Hr. Lavater antworten! — Herr L. gebe Auskunft und Antwort, wenn er kann! — Forderte ihn denn sein edles und großes Herz nicht auf, wenigstens dasjenige, was er an Hrn. v. Blankenburg schrieb, auch sogleich öffentlich bekannt zu machen und zu sagen, der von ihm ausgeforderte Mann habe sich gestellt, damit Lavaters Freunde nicht in dem Wahn blieben, der Ausgeforderte fürchte sich noch immer vor seinem Namen, wie vor einer Todsünde? Warum suchte er nicht den Eindruck zu vernichten, den sein Sagen und Schreiben von einer so schrecklichen Verbrüderung gegen das Christenthum bey seinen Freunden und Gegnern gemacht hatte? Warum ließ er die Ausfoderung selbst dann noch im Umlauf, (sie lief noch im Januar 1787 herum,) nachdem v. Hr. Bl. ihm schon das Wie, Wann und Wo des in Frage stehenden Gesprächs erklärt hatte? Ist dies edel und groß? — Nenne es so, wer will und kann; ich kann es nicht; so wenig als folgende Stelle in diesem Letzten Worte über Ein Wort u. s. w.

„Ich erklärte mir, schreibt Hr. L. an die Gräfin St. in E. am 17 Aug. 1791. — das Mißverständniß — der Redlichkeit des Hrn. v. Bl. unbeschadet, so — weil man vorher oder nachher sonst von Hrn. Nicolai gesprochen haben mochte — Hr. N. in der Schweitz gewesen war, ich von einem durch die Schweiz reisenden Gelehrten so was gesagt, daß Herr von Bl. geschlossen haben muß, ich meyne Hrn. Nikolai."

(Hr. v. Bl. hat es wohl nicht geschlossen; er sagt selbst in Hrn. Nicolai Schriften wäre der Vorfall mit allen Umständen fein und unverfälscht angeführt. Da steht aber ausdrücklich, Hr. V. habe Hrn. Nicolai genennet, und zwar habe er ihn an mehrern Orten genennet, und bey dieser Gelegenheit seine Gegner mit halb abgebrochenen Worten und Winken verunglimpft.)

Bey dem Namen Nicolai macht nun der sanfte, liebevolle Lavater mit dem edlen und großen Herzen folgende Anmerkung unter den Text.

„Und seine mir dem Deismus günstig scheinenden Grundsätze, die ich aus eigenen Gesprächen selbst schließen zu dürfen, mich (vielleicht irrend) berechtigt glaubte."

(Durch solche gelinde Wendung will er sich nun herauswickeln. Damals aber schrieb er an Hrn. von Bl.: „Von Nicolai und dem mündlichen Ausbreiten deistischer Grundsätze, kann ich, ich habe es an einigen Orten gethan, ohne alles Bedenken gesprochen haben." S. Nicolai v. Illuminaten S. 11?. Ey! das lautet doch ganz anders! Hier will Hr. L. die Gräfin bereden, er glaube er könne noch irren, wenn er Hrn. N. dem Deismus günstige Grundsätze zumißt, und dort gesteht, er habe von Hrn. N. mündlicher Ausbreitung deistischer Grundsätze, an einigen Orten, ohne alles Bedenken gesprochen. Warum gesprochen? doch nicht um zu empfehlen, sondern um zu verunglimpfen, und doch will der fromme Mann jetzt noch irren können! O über das edle und große Herz!)

Was sagen die Leser nun? Herr Lavater bezeugt vor Gott, (dies sind seine eigenen Worte in diesem Briefe an die Gräfin St.) daß er mit Wissen und Willen nie weder gesagt noch gedacht zu haben, sich erinnern kann, auch gewiß weiß, nie gedacht zu haben, daß Hr. N. Subscribenten wider das Christenthum zu sammeln gesucht habe — aber er erinnert sich, daß doch im Gespräche so etwas von Subscribentensammeln gegen das Christenthum vorgefallen, daß vor oder nachher von Hr. Nicolai die Rede gewesen, und — quod probe notandum — von dessen dem Deismus günstig scheinenden Grundsätzen, die Hr. L. aus eigenen Gesprächen selbst schließen zu dürfen sich berechtigt glaubte — und aus welchen Gesprächen mit Hrn. N.? Hat etwa das große und edle Herz Lavaters, das alle für Atheisten erklärte, die nicht wie er über das Christenthum dachten, den Atheismus des Hrn. N. liebevoll in Deismus verwandelt? — er insinuirt nun in einer kleinen Anmerkung dieses Zirkelbriefes, der Hrn. Nicolai nie in die Hände kommen sollte, wogegen er sich also auch nicht vertheidigen konnte — der Gräfin und allen seinen Freunden und Freundinnen, daß er sich berechtiget glaube, Hrn. N. für einen Deisten zu halten.

Die Freunde und Freundinnen werden nicht verfehlt haben, diesen Wink zu deuten, wie sie sollten. Nämlich: Es wäre ja also eben nichts Unerhörtes und gegen Nicolai's Grundsätze Widersprechendes, wenn Hr. N. seines Läugnens ungeachtet, dennoch Proselyten, Subscribenten oder wie man es nennen will, für seine deistischen Grundsätze auf seinen Reisen zu sammeln gesucht hätte. Hr. L. hatte ja ohnedies Hrn. von Bl. in einem Briefe versichert, Hr. N. habe seine deistischen Grundsätze mündlich ausgebreitet, und er (Hr. L.) habe an mehreren Orten davon geredet. O! über das große und edle Herz Lavaters!

Uebrigens kommt Hr. L. in diesem Schreiben wieder auf den falschen Nebenumstand zurück, daß Zollikofer jenes Gespräch selbst sollte mit angehört haben, macht diesen Umstand, der gar nichts zur Hauptsache thut, sehr wichtig, und beruft sich auf Madame Kapp — ehemalige Gemahlin des sel. Zollikofers, daß dem nicht so sey. Er schließt endlich also:

„Ich bin ein armer, schwachheitsvoller Mensch, aber „ewig unfähig halt ich mich einer positiven Unredlichkeit, (vielleicht giebt es aber negative, deren ein armer schwachheitsvoller Mensch wohl fähig wäre, sonderlich wenn er sehr eitel ist, und wegen gedemüthigter Eitelkeit sehr zornig wird) „oder der Schwäche, nicht peccavi zu sagen, wenn ein „redlicher Freund mir darthun kann — daß ich gefehlt „habe.

(Wenn hat denn wohl jemals Hr. L. ein solches peccavi gesagt? Oder ist ihm etwa nie dargethan worden, daß er gefehlt habe? Aber ich fürchte, Hr. L. ist einer von den Menschen, die sich in petto aller Sünden gegen alle zehen Gebote schuldig geben, und doch durchaus nicht vertragen können, daß man ihnen eine, auf der man sie ertappt, namentlich vorhält.)

V. An Madame Kapp, geborne Sechehayn in Leipzig. Lavater bittet sie, einen Brief an Herrn von Blankenburg abzugeben, und bezeugen zu helfen, daß ihr sel. Mann das Wort gegen Hr. N. in Halle gesprochen, nicht selbst gehört habe. (Dies konnte sie nun leicht thun, denn es ist allerdings wahr, daß der Aufforderer im Intelligenzblatt sich in diesem Umstande den L. listig genug zu einem so wichtigen Hauptpunkte macht, da er wohl wußte, daß er die Falschheit desselben würde zeigen können, sich geirrt habe, und

lags

dagegen die Hauptsachen übergeht, die geflissentliche Verunglimpfung seiner Feinde, und die geflissentliche Verheelung des gedruckten Ausforderungsblatts, und daß er, nachdem er wußte, daß seine Ausforderung leer war, nicht seinen Fehler wieder gut machte.) Ueber diesen unbedeutenden Nebenpunkt legt nun Madame Kapp ihr Zeugniß ab in

VI. Auszug aus einem Briefe von Madame Kapp aus Leipzig an Lavatern.

VII. Ist die öffentliche Erklärung vom Herrn von Blankenburg. Dieser edle Mann erklärt, 1, daß er das als Mspt. für Freunde von Hr. L. herausgegebene fliegende Blatt (das Ausfoderungsschreiben vom 14. Oct. 1786) nicht erst ein Jahr nach seiner Erscheinung, auch nicht von Hrn. Nicolai, sondern sogleich nach der Bekanntmachung desselben von dem verstorbenen Hrn. Zollikofer erhalten habe, an welchen es Hr. L., jedoch nicht mit der Bedingung, ihm es mitzutheilen, geschickt hatte. (Und Hr. L. sagte doch, ohne alle Einschränkung und Zweifel, der Mann, den Hr. N. die Sache erzählt habe, fürchte sich vor seinem Namen, wie vor einer Todsünde. Diese Beschuldigung hätte doch billig der Hr. von Bl. wissen sollen, denn dies war der Mann!)

2, Daß der verstorbene Hr. Zollikofer das, was Hr. Lavater von einem naturalistischen Glaubensbekenntnisse erzählte, an welchem Hr. Nicolai Antheil habe. — (Also erzählte Hr. L. doch wirklich etwas von einem naturalistischen Glaubensbekenntnisse, an welchem Hr. N. Antheil habe? Dies sagt hier Hr. von Blankenburg unterm 9. Sept. 1793, mit seines Namens Unterschrift, von Hr. Lavater ausgefodert, öffentlich!! So bleibt also Hr. von Bl., ohngeachtet Hr. L. im Jahr 1786 es von sich ablehnte, so etwas gesagt zu haben, und noch unterm 17. Aug. 1793 vor Gott bezeugt, nicht einmal an Hr. N. gedacht zu haben, noch immer bey seiner ersten Aussage? (Hr. von Bl. ist ein bekannter rechtschaffener edler Mann, der in der ganzen Sache edel und offen zu Werke gieng. Ist sein offenes gerades Ja wohl nicht mehr werth, als Hr. L. Nein, welches mit Winkelzügen und Widersprüchen verwickelt ist?) keinesweges aus des Hrn. L. Munde selbst, sondern von ihm (dem Hrn. von Bl.) auf der Rückreise von dem Orte, wo sie mit Hrn. L. gesprochen hatten, und also unmittelbar nach

dem Vorgange selbst gehört habe, und daß Hr. Z. dessen sich bey Erhaltung des fliegenden Blattes noch erinnerte, so habe er (Hr. Z.) es ihm sogleich mitgetheilt.

(Dieses alles ist in der That nur Nebensache, nicht Hauptsache, wozu es Hr. L. gern machen möchte. Indessen muß man der Wahrheit die Ehre geben und sagen, daß der Aufforderer im Int. Bl. A. L. Z. sich in diesen Nebensachen geirrt habe. Die Hauptsache aber ist: ob Hr. L. etwas von der Art gesagt oder nicht gesagt habe? ob ers an mehrern Orten gesagt habe, ob er dadurch seinen Gegner, und namentlich Hr. N., zu verunglimpfen gesucht habe?)

5. Ergebe sich nun von selbst, daß Hr. Zollikofer in seinem Schreiben an Hr. L. über diesen Vorfall, sich, wenn gleich mit Mißfallen (Hr. L. macht hier die Note: „Schon dies — scheint mir zu stark gesagt." — Stark oder nicht stark, wenn's nur wahr ist, und wahr ist es doch also, daß Hr. Zollikofer über diesen Vorfall an Hr. L. geschrieben, und zwar mit Mißfallen geschrieben hat. Was war denn eigentlich dem guten Zollikofer mißfällig, wenn Hr. L. nichts von der Art, was ihm schuld gegeben wird, gesagt hat? Wie wichtig wären uns zu Aufklärung der Sache Zollikofers und Blankenburgs Briefe!) — doch nicht so ausgedruckt haben könne, wie der Auffoderer erzählt. Uebrigens bezeugt Hr. von Bl., wie schon gesagt, am Schluß, daß alles übrige, was den Vorfall selbst betrifft, in des Hrn. N. beyden Schriften (öffentl. Erkl. über seine Verbindung mit dem Illum. O. und Anmerk. über L. und P. S.) rein und unverfälscht sich finde.

Diese Blankenburgische Erklärung, die mit eben den Worten auch im Intell. Bl. der N. A. D. Bibl. Nr. 54. 1793 S. 463 stehet, ist übrigens, wie jeder uneingenommene Leser sehen wird, zwar sehr moderat und sanft, aber dennoch deutlich genug, um zum Leitfaden eines unpartheyischen Urtheils über diese Sache zu dienen, um so mehr, da sie von Hr. L. veranlaßt, durch ihn im Druck erschienen, und von ihm nicht einmal widersprochen, geschweige widerlegt ist.

VIII. Hrn. Lavaters Nachschrift. Hier ist sie ganz. „Nun, ob Gott will, genug! Ich bitte alle meine Freunde „herzlich, mir kein Wort mehr von dieser Sache zu sagen,

„Alle-

„ausgenommen in dem einzigen unmöglichen Falle," (unmöglichen? Mir kommt es vor, als wären wir nicht nur der Möglichkeit, sondern sogar einem ziemlich hohen Grade von Wahrscheinlichkeit und moralischer Gewißheit sehr nahe, daß Hr. L. in seiner schwachheitsvollen Armuth sich von dem geraden Wege der Wahrheit etwas seitwärts verirrt habe —) „daß ich „eine Unwahrheit gesagt haben sollte. Ich will mit keiner „wissentlichen Unwahrheit unter die Erde."

(Nun! wenn es Hrn. L. hiemit Ernst ist, so wird er kein Bedenken tragen, zu gestehen, er habe sich geirrt. Ein solches Peccavi wäre edel und groß; nicht aber die Winkelzüge, welche er in dieser ganzen Sache gebraucht hat.)

„Und dann Freunde, dies noch: Ich habe eine eiserne Stirne „und ein ehernes Herz gegen alle unerwiesene Beschuldigun„gen von Ungenannten, die das Licht scheuen, welches ich „nicht scheuen darf."

(Ob der ungenannte Auffoderer das Licht scheuet, werden die Leser sogleich erfahren. — Er versichert ja, Hr. L. könne seinen Namen erfahren sobald er will. Eben so wenig fürchtet sich Hr. von Bl. vor seinem Namen als vor einer Todsünde.

„Oder von Genannten, die sich nicht unmittelbar an mich „selbst wenden dürfen."

(Nun! warum denn gerade an ihn selbst? Etwa in Privatbriefen? Hr. L. klagt ja ohnehin an allen Orten und Enden über die Menge von Geschäften, die auf ihm liegt, über lästige, zudringliche Menschen, die von ihm Rath, Trost, Belehrung, Erleuchtung, und was weiß ich, was noch alles verlangen. Und was heißt denn hier das dürfen? Ist dies auch ein Zeichen von edlen und großen Herzen, wenn Hr. L. jemand durch Gespräche von Bremen bis Halle falsch beschuldigt, wenn er ihn durch ein gedrucktes, aber ihm nicht zugesendetes Auffoderungsschreiben beleidigt und fälschlich anklagt, so darf dieser ihn öffentlich darüber zur Rechenschaft ziehen, und wenn Hr. L. dabey tergiversirt, verräth er sein edles Herz!)

Dies ist nun der von Lavaters Anhängern so hoch gepriesene und mit einem Siegesjubel umhergetragene Zirkelbrief, der allen Lavaterischen Gegnern (die ihn nicht lesen konnten) mit einem Schlag ein ewiges Stillschweigen über jene verrufene Sache auflegen und alle weiteren Verhandlungen darüber unmög-

unmöglich machen sollte. Der unpartheyische Leser kann schon jetzt wohl ziemlich darüber urtheilen, und es wird sich noch mehr zeigen, wenn ich den weitern Verfolg dieses Streits erzähle; denn so gern ich auch hier meine Betrachtung des Zirkelbriefes schlösse, so muß ich doch, da ich einmal zu dieser Arbeit mich entschloß und aus verschiedenen Gründen entschliessen mußte, meinen Bericht so weit fortführen, als die Acten reichen. —

Bald darauf als in Nr. 21. des Intell. Bl. A. L. Z. 1791 ein Auszug aus dem Zirkelbriefe, und in Nr. 52. des Intell. Bl. der N. A. D. Bibl. 1793 des Hrn. von Blankenburg Erklärung erschienen war, trat in Nr. 31. des Intell. Bl. A. L. Z. der Verfasser der Auffoderung (Intell. Bl. A. L. Z. 1791. Nr. 77.) wieder auf, und gestand, daß, da er in jenem Aufsatze die Erzählung eines zwischen Hr. L. und Hrn. von Bl. über Hr. N. vorgefallenen Gesprächs aus dem Gedächtniß wiederholt habe, ohne die Schriften des Hrn. N., auf die er sich bezogen, (öffentl. Erkl. über seine Verbindung m. d. Ill. O. 1788. S. 102) nachgesehen zu haben, in seine Erzählung Unrichtigkeiten geflossen wären, die er nun nach Angabe der Blankenburgischen Erklärung und der Nicolaischen angeführten Schriften berichtigte. Nämlich, daß bey jener Unterredung des Hrn. von Bl. und L. der sel. Zollikofer nicht gegenwärtig gewesen, wie er doch geglaubt und in seinem Aufsatze geäußert habe. Ein Zeuge gehe also ab; (mich dünkt aber — nicht so ganz ab. Denn wenn es wahr ist, was Hr. von Bl. bezeugt und Hr. L. nicht abzuläugnen wage, daß ein Brief vorhanden sey, worin Hr. Z. über diese Sache mit Mißfallen sich gegen L. erklärt habe, so mußte wohl der sonst so sanfte und gefällige Z. gute Gründe haben, über L. Gespräch und Benehmen unwillig zu werden.) Der andere, Hr. von Bl. bleibe und dieser bestätige in seiner Erklärung aufs neue die ganze Erzählung, wie sie sich in Hr. N. Schriften befinde. Alles dies behalte also seine völlige Kraft, besonders jenes gewiß auch nicht einmal einseitig für abgethan zu erklärende, nie abgeläugnete Punkt: daß der Aussager mit einer triumphirenden Heftigkeit, angeblich vor dem Publikum, doch wirklich nur in einem geheimen Manuscript für Freunde zur Nennung seines Namens aufgefodert wird, daß die Auffoderung nicht gerade und unmittelbar dem selbst, den es angehet, mitgetheilt wird, sondern

dern

dern nur zufällig ohne Willen und Veranstaltung des Provokanten ihm in die Hände geräth, daß nach der gleich darauf von dem Aufgeforderten in einem Briefe erfolgten offenherzigen Nennung und seit aller der Zeit hievon mit keiner Sylbe öffentlich Erwähnung geschieht, um den letztern von dem Verdacht eines beschämten demüthigen Stillschweigens zu befreyen, ja daß, nachdem Hr. L. den Aussager namentlich kannte, er noch (S. 82 des zweyten Blatts seiner Rechenschaft) auf die Bekanntmachung des Namens seines Angebers dringt, und daß dieses alles mit dem an Hr. L. gepriesenen edlen und großen Herzen nicht zu vereinigen sey. Und da dies lauter durch den Druck bekannte Dinge betreffe, so halte sich der Verf. des Aufsatzes zu Nennung seines Namens nicht verbunden; indessen habe eine verehrungswerthe Dame (die Gräfin S.) die Mittheilung desselben an Hr. L. in Händen.

Wer die bisher über diese Sache verhandelten Acten mit Aufmerksamkeit gelesen und verglichen hat, der wird, denk ich, nach dieser Erklärung des Ungenannten, aber doch nun wohl nicht mehr für Hr. L. Unbekannten, den Statum controversiae äußerst plan und deutlich finden, und es wäre zu erwarten gewesen, daß Hr. L. endlich mit der Sprache herausgegangen seyn würde. Allein Hr. L. schwieg. Statt seiner aber trat in Nr. 50. des Intell. Bl. A. L. Z. 1794 auch ein ungenannter Freund und stürmischer Vertheidiger Lavaters, und sprach, nachdem er den Aufsatz des Ungenannten für ehrenrührig erklärt hatte, ohne zu sagen, worin das Ehrenrührige bestehe, wie folget:

1. „Wenn der erste Punkt" (nämlich: daß der Aussager von Hr. L. mit einer triumphirenden Heftigkeit, angeblich vor dem Publikum doch wirklich nur in einem geheimen Mspt. für Freunde zu Nennung seines Namens aufgefodert wird; daß die Auffoderung nicht gerade und unmittelbar dem selbst, den es angehet, mitgetheilt wird, sondern nur zufällig, ohne Willen und Veranstaltung des Provokanten, ihm in die Hände geräth, u. s. w. s. oben) „einseitig nicht abgethan werden kann, so kann er auch nicht „einseitig behauptet werden, also fällt schon darum dieser „Punkt gänzlich weg. Hr. L. Nein gilt völlig so viel als des „Hrn. von Bl. Ja, indem Hr. L. so wenig als Hr. von Bl.

„den Namen eines rechtschaffenen Mannes durch eine Unred„lichkeit verwirkt hat. Dieser Punkt gehört also [illegible], „wenn beyde Theile auf ihren einander sich aufhebenden Ver„sicherungen beharren, zu denjenigen Dingen, die dem Ge„wissen beyder Theile anheim gestellt werden müssen, da sie „nun nicht mehr aufgeklärt werden können; aber weder gegen „Hr. L. noch gegen Hr. v. Bl. Rechtschaffenheit kann man ge„rechter Weise von diesem Punkte aus argumentiren."

Wir wollen sehen! Listig genug stellt hier L. Vertheidiger die Frage ganz anders, als sie von dem Auffoderer gestellt war und gestellt werden mußte. Die Frage ist und kann nicht seyn: ob jener Punkt einseitig abgethan werden könne? sondern ob er nach allen in so vielen Jahren darüber verhandelten Schriften und Gegenschriften auch nur einseitig, — das heißt nach dem Zusammenhang offenbar so viel als — von Seiten Lavaters abgethan sey? Und da hat der Auffoderer recht. Hat Hr. L. seit 1786 es je gewagt zu läugnen und kann er es je läugnen, daß er mit einer triumphirenden Heftigkeit angeblich vor dem Publikum, doch wirklich nur in einem geheimen Mspt für Freunde den Aussager zu Nennung seines Namens aufgefodert habe? Hat er es je geläugnet und kann er es je läugnen, daß dieses fliegende gedruckte Mspt. für Freunde Hrn. Nicolai und Hrn. von Blankenburg nicht geradezu und unmittelbar mitgetheilt werden? Diesen Punkt hat Hr. L. sogar in seinem neuesten Zirkularschreiben vom 27. Oct. 1793, nachdem er Blankenburgs Erklärung vom 9. Sept. desselben Jahrs schon erhalten, nicht abzuläugnen gewagt. Er steht also in seiner vollen Kraft, und ist weder von der einen Seite (von Seiten Blankenburgs und Nicolai's) zurückgenommen und für abgethan erklärt, noch von der andern (von Seiten Lavaters) geläugnet worden. Folglich gilt hier des Hrn. von Blankenburgs Ja allerdings viel — sehr viel, denn es ist ja kein Nein von Seiten Lavaters vorhanden, kann auch nie gegeben werden. — — Lavaters Vertheidiger fährt fort.

2. „Wer indessen Hrn. L. Erklärung, die der Rechtschaf„fenheit des Hrn. v. Bl. ganz und gar nicht zu nahe tritt, für „wahr und wahrscheinlich hält, dem kann es keinen Augen„blick schwer fallen, Hrn. L. hier in seinem Herzen zu recht„fertigen." (Ganz gut! wenn man nur Gründe hätte, Hrn. L. Erklärung für wahr und wahrscheinlich zu halten.) „Denn

„nach

„nach Hrn. L. Erklärung fodert Hr. L. den Aussager quaest. „zur Nennung seines Namens auf, ehe er ihn wußte, und „weil er ihn nicht wußte."

Alles zugegeben, so kann dies doch nur von der Zeit vor d. 14. Oct. 1786 oder von der Zeit vor der Versendung des Lavaterischen Ausfoderungsschreibens gelten, denn bis dahin hatte Hr. v. Bl. zwar vor Hrn. Zollikofer, aber noch nicht vor Hrn. Lavater seine Aussage bewahrheitet; obgleich es etwas sonderbar scheint, daß Lavater, als Hr. N. in öffentlicher Zeitung des an verschiedenen Orten, (NB. Hr. L. übergehet diesen wichtigen Punkt in seinem letzten Worte ganz, ohnerachtet er ihn in einem Briefe an Hrn. v. Bl. nicht hatte abläugnen können) namentlich aber zu Halle von Hrn. L. gegen ihn ausgestreueten verläumderischen Gerüchts erwähnte, ihm widersprach und Hrn. L. auffoderte, es zu bewahrheiten, Hr. L. nicht sich erinnerte, wo, wann, und unter welchen Umständen er so etwas gesagt hatte, daß ihm gar kein Sinn an den Hrn. v. Bl. kam, mit dem er in Halle davon gesprochen und der ihm in Absicht Nicolai's positiv widersprochen hatte! daß er nicht Hrn. Nicolai auffoderte, wie es doch am leichtesten gewesen wäre, ihm den Mann, Ort und Zeit zu nennen, daß er dennoch insgeheim bey seinen Freunden, (nicht öffentlich) ohne weitere Untersuchung, die Sache geradezu für Unwahrheit erklärte, und triumphirend beyfügte: „Man kann manches vergessen; aber eine so sonder„bare Scene, mit einem so edeln Nicolaischen Freunde, „vergißt sich nicht so leicht!" Und daß Hr. L. doch öffentlich kein Wort sagte, nachdem er wußte, daß die Sache wahr war. In der That, dies sieht etwas sonderbar — und warum nicht geradezu gesagt — sehr zweydeutig aus.

„Die Hypothese, daß er diesen Aussager schon gewußt „habe, und nur in einem an Freunde gesandten gedruckten „Manuscripte den Tapfern habe machen wollen, kann von „niemanden angenommen werden, der Hrn. Lav. für unfähig „hält, eine wissentliche Unwahrheit zu sagen."

Natürlich! wer ihn dessen für unfähig hält, wird eine solche Hypothese nie annehmen, wo bliebe denn sonst das edle und große Herz Lavaters! Aber jene Hypothese ist ja auch von niemanden, selbst von solchen nicht, die ihn allenfalls einer Unwahrheit fähig halten, angenommen worden. Weder

Hr. N. noch Hr. v. Bl., noch der ungenannte Aussager haben je gesagt, daß Hr. L. vor dem 14. Oct. 1786, d. h. vor der Erscheinung des gedruckten Manuscripts für Freunde, worin der Aussager aufgefodert und Hr. Nicolai bedrohet wurde, vor einem Berlinischen Departement von Hrn. L. belangt zu werden, wofern der Aussager im Laufe des 1786sten Jahres seine Aussage nicht bewahrheitete, den Aussager gekannt und gewußt habe, obgleich er ihn bey einiger Erinnerungskraft hätte wissen, wenigstens vermuthen können; aber nachdem er ihn kannte, und Hr. v. Blankenburg sich ihm selbst mit seinem Namen und Angabe aller Umstände genennt hatte, wie verhielt sich da Hr. Lavater? Nahm er seine Ausfoderung zurück? Machte er den Namen auf die Angabe des Aussagers öffentlich oder auch nur im Zirkel seiner Freunde eben so bekannt, wie die Ausfoderung? Sagte er öffentlich, ob und was er auf Blankenburgs Angabe zu antworten habe? Suchte er auf irgend eine Art das Unrecht, welches er Hrn. von Bl. und Hrn. N. gethan hatte, wieder gut zu machen? Wann? Wo, und unter welchen Umständen ist dies geschehen? — Wer sprechen kann, trete auf und spreche!

„sondern sie hat auch darum kein Gewicht, weil es über alle „Gränzen des Sittlichwahrscheinlichen hinausgehet, daß Hr. „L. die ungeheure Keckheit würde gehabt, oder die un„geheure Dummheit würde begangen haben, das schon er„wähnte Blatt unter andern auch nach Leipzig an Zollikofern, „den Freund des Hrn. v. Bl. in Leipzig, zu schicken, wenn „er es der Kenntniß des Hrn. v. Bl. hätte entziehen wollen, „und bey der Mittheilung desselben an Hrn. v. Bl. etwas zu „fürchten zu haben, geglaubt hätte.“

Weder ungeheure Keckheit oder ungeheure Dummheit! Hr. Z. hatte von Lavater gewiß mehr Sachen erhalten, die er niemand mitgetheilt hatte. Und das gedruckte Ausfoderungsschreiben war ausdrücklich darauf gerichtet, daß es nicht sollte mitgetheilt werden. Lavater aber wußte nicht, daß Hr. v. Bl. gleich nach der gehabten Unterredung mit Hr. L. Zollikofern schon auf der Zuhausefahrt, das mit L. gehabte Gespräch und wie er ihm widersprochen, mitgetheilt hatte, sonst würde er vermuthlich auch Zollikofern dies Ausfoderungsschreiben nicht gesendet haben; Zollikofer gieng den geraden Weg, den L. hätte gehen sollen — er theilte die Ausfoderung

dem

vom Aussager — dem Hrn. v. Bl. mit, weil er wohl wußte, daß der Hr. v. Bl. nicht der Mann sey, der solche Gespräche aus der Luft greife. Was ist die Folge gewesen? Lavater wand sich durch allerley Krümmungen, gieng aber nie offen und geradezu zu Werke, zeigte keinesweges ein edles und großes Herz. Das liegt am Tage!

3. „Nachdem der Hr. v. Bl. — so fährt L. Vertheidiger fort — „sich dem Hrn. Lavater genannt hatte, geschah allerdings öffentlich Erwähnung von der Sache.“

Ich bitte die Leser, den Umstand nicht zu übersehen, daß hier der Vertheidiger Lavaters selbst sagt: Lavater habe bey der Erscheinung des zweyten Blatts seiner Rechenschaft den Hrn. v. Bl. als Aussager gewußt und gekannt. Dieser Umstand wird noch wichtiger werden.

„Seite 83 des zweyten Blatts der Rechenschaft erklärt Hr. „Lavater in einer Note ausführlich die ihm gemachte Beschul„digung für eine solche, die aus Mißverstand, aus un„richtigem Schluß und aus Erdichtung zusammengesetzt „sey. — Das ist doch wohl eine Erklärung? Und eine Er„klärung, an der es genug ist, wenn Hr. von Blankenburg „hierauf keine öffentlich namentliche Gegenerklärung jemals „gegeben hat?“

Wie? eine Erklärung, an der es genug ist? Hat nicht Hr. Nicolai in seinen Anmerkungen über das zweyte Blatt und in seiner öffentlichen Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminaten-Orden, die Nichtigkeit und Unzulänglichkeit derselben, die hämischen Widersprüche und die ungerechten Beschuldigungen Lavaters gezeigt? — Ja! sagt der Vertheidiger Lavaters — aber Hr. v. Blankenburg hat nichts öffentlich und namentlich nach der Erscheinung des zweyten Blatts der Rechenschaft gegen Hrn. L. erklärt! — Hierauf dient zur Antwort: So lange Hr. v. Bl. Nicolai's Erzählung in den genannten Schriften nicht für falsch erklärt, und für falsch zu erklären Ursach fand, bedurfte es von seiner Seite wahrlich keiner neuen Erklärung. Hr. Nicolai sagte ja: was er wisse, das wisse er vom Hrn. v. Blankenburg. Aber noch mehr! — Hr. v. Bl. erklärte am 9. Sept. 1792 mit dürren Worten und mit der entscheidenden zuversichtlichen Sprache eines rechtschaffenen Mannes, der sich seiner guten Sache wohl bewußt ist, daß

in den beyden angeführten Nicolaischen Schriften die Sache rein und unverfälscht sich finde. Das ist doch wohl eine Erklärung? und eine öffentliche und namentliche ihm von Lavater abgefoderte und von ihm gern und willig gegebene Erklärung? Also doch wohl eine Erklärung an der es genug ist, wenn Hr. L. keine öffentliche und namentliche Gegenerklärung gegen diese neueste öffentliche Aussage des Hrn. v. Bl. jemals gegeben hat? Und die hat er nicht gegeben, und hat doch die Blankenburgische Erklärung selbst gelesen und drucken lassen. Er sagt bloß: „jene beyden „Schriften Nicolai's habe er nicht gelesen, und werde sie nie „lesen."

Wenn Hr. L. nicht liest und auch nicht lesen will, was er doch billiger Weise lesen sollte und müßte, wenn er keine andere Erklärung geben will: so müssen wir uns ja nothwendig an die letzte seines Gegners halten, die er nicht widerlegt hat, nicht widerlegen will, und müssen glauben, daß er nicht lesen will, weil er nicht antworten kann.

4. Auf den Vorwurf des ungenannten Auffoderers: daß Hr. L., nachdem er den Aussager namentlich kannte, nach S. 20 des zweyten Blatts der Rechenschaft auf die Bekanntmachung des Namens seines Angebers dringe, antwortet sein Vertheidiger: „dies sey nicht wahr, es stehe nicht daselbst. Dort rede Hr. L. nur überhaupt von einem Schriftsteller, nicht vom Hrn. v. Bl."

In der That, dieser Vertheidiger Lavaters, er sey wer er wolle, muß geglaubt haben, daß er nur lauter schnellgläubige Lavaterianer zu Lesern haben werde, wie anders hätte er es sonst übernehmen wollen, uns mit sehenden Augen blind machen zu wollen. Hier ist die Stelle. Mögen die Leser selbst urtheilen. Hr. L. fragt bey seinen Freunden, namentlich bey Hrn. Meiners an, „wie ein Schriftsteller sich zu verhalten habe, „dessen Person, Amt, Charakter namentlich angegriffen u. s. w. „wird — ob man es ihm verdenken könnte, wenn er sich bey „positiven falschen Beschuldigungen — wie erst neulich wieder „eine in dem IX. Stücke des Hamburgischen Correspondenten „von Hr. Nicolai angeführt worden, die aus Mißverstand, „Schluß und Erdichtung *)" (hier die schon mehrgedachte oben von mir angeführte Note) „zusammengesetzt ist, einmal an „ein gehöriges Departement wenden, und den Herausgeber

„des

„derselben zu beweisen, oder zu widerrufen, oder den „Namen seines Angebers bekannt zu machen genöthiget „würde."

So schreibt Hr. L. am 9. Nov. 1786, nachdem Hr. v. Bl., der Aussager der Beschuldigung, sich ihm genennt hatte. Nun höre und vergleiche man, was er am 14. Oct. 1786 in der Ausfoderung geschrieben hatte:

„Sollte sich aber dieser Angeber im Laufe dieses Jahres dem „Publikum oder mir auf die vorerwähnte Art nicht nennen — „oder nennen lassen, und Hr. Nicolai macht ein Weites und „Breites, und fährt fort, die Aussage seines Mannes, der „sich vor seinem Namen, wie vor einer Todsünde fürchtet, „dem Publikum aufzudringen, so wird sich kein billiger Mensch „allenfalls befremden können, wenn ich endlich einmal ohne „weiters schonendes Bedenken und ohne mich mit diesem un„endlichen Streiter in einen unendlichen Streit einzulassen, „mich sofort an ein gehöriges Berlinisches Departement wen„den und die ernste Gerechtigkeit anflehen werde, diesem „leichtsinnigen Unfug dadurch ein Ende zu machen, — daß der „leichtgläubige Herausgeber solcher anonymen Personalschmä„hungen angehalten werde, entweder dieselbe zu beweisen, „oder zurückzurufen, oder den Namen dessen zu nennen, „der sich immer hinter Ihn oder hinter welche Er sich immer „verbirgt."

Freylich bey der leidigen Dunkelheit des Lavaterschen Charakters und der Lavaterischen Schreibart konnte die Stelle, die er am 9. Nov. im zweyten Blatt der Rechenschaft schrieb, zur höchsten Noth auf eine noch künftige Beschuldigung gedeutet werden, aber bey einem offenen und redlichen Manne würde kein Mensch den entferntesten Gedanken daran haben, sondern wird denken, beyde Stellen sagen ein und ebendasselbe. Allenfalls sage uns doch Hr. L., was er am 9. Nov. meinte, wenn es nicht eben das ist, was er am 14. Oct. im Sinne hatte! Am 14. Oct. kannte Hr. L. den Aussager nicht, darum foderte er ihn heraus sich zu nennen, und drohete, wofern er sich nicht nenne, mit gerichtlicher Klage. Er nannte sich. Am 9. Nov., nachdem er ihn kannte, tritt Hr. L. abermals mit fast einerley Worten auf und drohet noch immer fort. Und doch sollen wir glauben, er habe unter einerley Worten am 9. Nov. etwas anders als am 14. Oct. gedacht! O, hier darf man wohl mit Hr. L. selbst sagen: Ich weiß nichts, das

auch

auch die geduldigste Geduld mehr zu üben und beynahe außer Fassung zu setzen im Stande ist, als — ein so armseliges Drehen und Wenden, wodurch er zwar seinen blinden Verehrern gerechtfertigt erscheinen, aber nicht solchen entschlüpfen kann, die tiefer eindringen und Schriften mit Schriften vergleichen. —

Dies ist es, was der Vertheidiger Lavater's zu Gunsten seines Clienten zu sagen wußte; denn seine Klagen, daß man den guten Lavater nun schon so lange mit dieser Sache gequält habe, und daß der Auffoderer sich nicht genannt, verdienen keine Antwort. Wäre Hr. L. 1786 ehrlich und redlich zu Werke gegangen, so bedürfte es keiner weitern Verhandlungen.

Was aber die Anonymität des Auffoderers betrifft, so weiß ich zwar nicht, was für Gründe ihn zurückhalten mögen, sich bey einer so planen Sache zu nennen; indessen wenn er Gründe hat, so muß man sie respektiren, und zwar um so mehr, da sein Name zufolge seiner Erklärung in Nr. 31. des Intell. Bl. A. L. Z. 1794 in den Händen einer verehrungswerthen Dame ist, die Lavater kennt, und von der er seinen Gegner erfahren kann, sobald er nur will.

Endlich machte Hr. Benzler in Wernigerode d. 5. Jul. 1794 im Intell. Bl. A. L. Z. Nr. 79. bekannt: Hr. L. habe das gedruckte Ausfoderungsschreiben nur deswegen drucken lassen, um seine Freunde zu fragen, ob sie dabey etwas zu erinnern hätten. Da er nachher aber das Mißverständniß des Hrn. v. Bl. gesehen, habe er in seiner zweyten Rechtfertigung gesagt, was dem Publikum zu wissen nöthig. (Hr. B. mag mir verzeihen, daß ich anderer Meinung bin. 1) Es kann seyn, daß L. irgend einen seiner Freunde gefragt habe, ob er etwas dabey zu erinnern hätte? Aber gewiß ists, daß Hr. L. diese Auffoderung an sehr viele seiner Anhänger nicht mit einer solchen Frage, sondern als eine triumphirende Antwort auf Hrn. N. öffentliche Erklärung geschickt hat. Wenn Hr. L. wirklich hätte seine Freunde nur fragen wollen, wenn bloß des vielen Abschreibens wegen diese Ausfoderung, bloß als Anfrage gedruckt ward, warum ward denn die Frage, ob die Freunde etwas zu erinnern hätten, nicht zugleich mit abgedruckt? Aber diese Ausfoderung sollte nicht als Frage, sondern als Antwort insgeheim wirken. 2) In der zweyten Rechtfertigung sagte Hr. L. nicht, was er billig dem Publi-

kum

sein hätte sagen sollen. 3) Da Hr. Nicolai in seinen Anmerkungen, S. 40 ff. dies sehr deutlich zeigte, deutlich Lavaters hämische Winkelzüge aus einander setzte: so war es Lavaters Pflicht, öffentlich sich zu rechtfertigen, wenn er wirklich der edle Mann war, der er seyn wollte. Warum schwieg er denn auf diese deutliche Auseinandersetzung seines schlechten Betragens ganz stille?)

Dies sind alle über diesen ärgerlichen Auftritt verhandelten Acten, die bis jetzt (ich schreibe im October 1794) öffentlich und im geheimen, mir bekanntgewordenen Zirkelschreiben erschienen sind. Mit vieler Mühe habe ich mich durch das Gewirre, daß L. und seine Freunde so schlau in diese Sache zu bringen gewußt hatten, durchgearbeitet, und den Lesern den ganzen Gang derselben so deutlich als möglich vorzuzeichnen gesucht; und nun hoffe ich im Stande zu seyn, meinem obigen Versprechen gemäß, in dem zweyten Theile meiner Erörterung den Lesern ganz kurz das Resultat der Acten, entkleidet von dem, was etwa von der einen oder andern Seite falsch vorgestellt war, darlegen zu können.

Also, was ist nach den Acten wahr? was ist unwahr?

Wahr — daß Herr Lavater 1786 in einer Unterredung mit dem Herrn von Blankenburg von einem naturalistischen Glaubensbekenntnisse gesprochen hat, an welchem Herr Nicolai Antheil habe. — Ein Hauptumstand.

Unwahr — daß Herr Zollikofer das, was Herr Lavater von einem naturalistischen Glaubensbekenntnisse, an welchem Herr Nicolai Antheil habe, erzählte, selbst mit aus Herrn Lavaters Munde angehört habe. — Ein Nebenumstand.

Wahr — daß der Herr v. Blankenburg dem Herrn Lavater, als er von einem naturalistischen Glaubensbekenntnisse, an welchem Herr Nicolai Antheil habe, erzählte, sogleich und auf der Stelle positiv widersprach, worauf Herr Lavater keine Gründe anzuführen wußte, sondern verstummte und stammelnd sagte: Es sey ihm lieb, das Gegentheil zu hören, er wolle sich nähere Erläuterung ausbitten — und daß es dabey blieb.

Wahr — daß der Herr v. Blankenburg sogleich auf der Rückreise von dem Orte, wo Herr Zollikofer und er mit Herrn

Herrn Lavater gesprochen hätten, und also unmittelbar nach dem Vorgange selbst, es Herrn Zollikofer erzählt hat.

Wahr — daß, als Herr Nikolai zu Rettung seiner Ehre die Geschichte öffentlich erzählte, und Herrn Lavater wegen jener falschen Aussprengung zur Rechenschaft foderte, Herr Lavater öffentlich schwieg, daß er aber unterm 14. Oct. 1786 ein heftiges, drohendes Ausfoderungsschreiben als Mannscript für seine Freunde gedruckt ausgab, in welchem er Herrn Nicolai's Erzählung, die sich auf die Angabe eines seiner Freunde gründete, nicht nur für Mißverstand, sondern geradezu für Erdichtung erklärte, und unter Drohungen auf die Nennung des Aussagers drang.

Wahr — daß diese Ausfoderung von Herrn Lavater weder Herrn Nicolai noch Herrn v. Blankenburg geradezu und unmittelbar zugeschickt wurde.

Unwahr — daß der Herr v. Blankenburg das als gedrucktes Manuscript für Freunde von Herrn Lavater herausgegebene fliegende Blatt, worin die Ausfoderung war, erst ein Jahr nach seiner Erscheinung und von Herrn Nicolai erhalten habe. — Ein ganz unbedeutender Irrthum.

Unwahr — daß Herr Lavater diese Ausfoderung nur an seine Jünger herumgeschickt, um zu wissen, ob sie dabey etwas zu erinnern hätten. Denn es ist ja klar, wenn diese Ausfoderung nur einer solchen Frage wegen gedruckt worden wäre, so würde die Frage mitgedruckt worden seyn.

Wahr — daß Herr Zollikofer die Ausfoderung, jedoch ohne Herrn Lavaters Veranstaltung und Befehl, dem Herrn v. Blankenburg mitgetheilt, und daß hierauf Herr von Blankenburg sich dem Herrn Lavater in einem Privatschreiben als Aussager genannt und ihm den Vorgang mit allen Umständen wieder vorgehalten hat.

Wahr — daß auch Herr Zollikofer deshalb an Herrn Lavater geschrieben und sich über diesen Vorfall mit Mißfallen ausgedrückt hat.

Unwahr — daß Herr Zollikofer sich so ausgedrückt hat, als der ungenannte Aussoderer angiebt.

Wahr — daß seit aller der Zeit Lavater nirgends öffentlich Erwähnung gethan hat, daß Hr. v. Blankenburg sich ihm gleich offenherzig nannte, daß er ihm die Sache von dem

Ver-

Verdacht eines beschämten demüthigenden Stillschweigens zu befreyen.

Wahr — daß Herr Lavater in seinem neuesten Zirkelschreiben vom 27. Oct. 1793 der darin abgedruckten Erklärung des Herrn von Blankenburg: daß alles was den Vorfall selbst und die andern dazu gehörigen Umstände betrifft, in des Herrn Nicolai Anmerkungen über Lavater und P. Sailer und in seiner öffentlichen Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminaten-Orden, rein und unverfälscht sich finde — nicht widersprochen hat.

Wahr folglich — daß alle Anklagen und Beschuldigungen, die Herr Nicolai in jenen Schriften Herrn Lavater vor dem ganzen Publikum mit angeführten Gründen machte, ihre volle Kraft bis jetzt noch behalten, und daß Herr Lavater nie genugthuend darauf geantwortet hat, ja sogar diese Schriften, die ihn so nahe angehen, die ihn nicht in ein vortheilhaftes Licht setzen, nicht lesen will.

Wahr endlich — daß Herr Lavater noch am 9. November 1786, als er den Herrn v. Blankenburg als Aussager schon kannte, da derselbe vor Zollikofern seine Angabe bewahrheitet hatte, dennoch mit gerichtlicher Klage gedrohet hat, um dem Anschein nach Hn. Nicolai zu zwingen, seine Anklage zu beweisen, oder zu widerrufen, oder den Namen seines Angebers bekannt zu machen.

Hier hast du, unpartheyisches Publikum! die Acten von beyden Partheyen! Lies — vergleiche — entscheide! — Hat Herr Johann Caspar Lavater in Zürich sich als ein Mann von edlen und grossen Herzen — hat er sich als ein offener — biederer Mann betragen oder nicht?

Tb.

Kunstkabinet verschiedener mathematischer und physikalischer Instrumente, und anderer Kunstsachen. Von Johann Conrad Gütle, Privatlehrer der Mathematik, Naturlehre und Mechanik in Nürnberg. Mit Kupfern. Nürnberg, in der Bauer- und Mannischen Handlung. 1792. Erstes Stück. 31 S.

31 Seiten. Zweytes Stück. 56 S. 8. Beyde Stücke 9 Kr.

Herr G. hat in Nürnberg eine ähnliche Handlung errichtet, wie Herr Catel in Berlin, und giebt hier das Verzeichniß und eine kurze Beschreibung der darin befindlichen Stücke mit beygesetztem Preise. Wie vielen Beyfall dieses Unternehmen an sich verdient, brauchen wir nicht erst zu sagen, und da Hr. G. sich schon als einen Mann von Einsicht in die Mathematik und Naturlehre gezeigt hat, so kann man erwarten, daß die Sachen mit Genauigkeit und Richtigkeit gemacht seyn werden. Mit mäßigen Kosten kann man sich hier die vornehmsten Hülfsmittel zur Erläuterung des Unterrichts in der Physik, Geometrie, Mechanik und verwandten Wissenschaften ankaufen, und es wäre sehr zu wünschen, daß man auf Gymnasien Gebrauch davon machen, und besonders den mathematischen Apparat anschaffen möchte, da die bloßen Zeichnungen für die Fassungskraft der meisten Anfänger unzureichend sind. Die mathematischen Körper kosten zusammen, wie in der Berlinischen Handlung, nicht mehr als 3 Rthlr. 12 Gr., und die mechanischen Instrumente 5 Rthlr. 8 Gr. Eltern haben hier Gelegenheit, ihren Kindern, statt der gewöhnlichen nichtsbedeutenden Spielwerke, solche Sachen zu kaufen, die Vergnügen und Unterricht zugleich gewähren. — Unter den elektrischen Kunstwerken scheinen doch mehrere dem Recensenten im Vergleich mit ihrem Nutzen zu kostbar. — Liebhaber der Physik und Mathematik können hier auch physikalische und mathematische Instrumente im Großen erhalten. Nächstens soll ein drittes Heft erscheinen. Wahrscheinlich wird dies der Magnet und die magnetischen Kunst- und Spielsachen enthalten, die wir in diesen beyden fast ganz vermissen.

No.

Encyclopädie oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten Kenntnisse. Fünfter Theil, von George Sim. Klügel, Professor der Mathematik und Naturlehre zu Halle. — Zweyte umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1794. 542 Octavs.

Ency-

enthält XIII. die deutsche Sprachlehre, jetzo wiederum sorgfältig durchgesehn, verbessert, auch an manchen Stellen abgekürzt. XIV. Uebersicht der Geschichte, von Hn. Pr. Remer in Helmstädt, durchgängig mit grosser Sorgfalt verbessert, vermehrt, und bis auf gegenwärtige Zeiten fortgeführt. Mit Erlaubniß des Hn. Verf. hat Hr. M. die Artikel, welche in der Geschichte der Gelehrsamkeit Mathematik und Physik betreffen, theils verbessert, theils neu ausgearbeitet. Von diesem Abrisse der Geschichte sind besondere Abdrücke gemacht, für die, welche sich das ganze Werk nicht anschaffen wollen; Auch so aus dem vierten Theile von den Gewissenschaften.

Hz.

Rechtsgelahrheit.

Erklärung des deutschen Staatsrechts nach Pütters kurzem Begriffe rc. Wien, bey Kaiserer. 1793. 8. 642 S. 1 Rt. 16 gr.

Dieses Werk scheint nicht viel mehr, als ein nachgeschriebener academischer Discurs über das Pütterische Kompendium des deutschen Staatsrechts zu seyn, der von irgend einem öffentlichen Lehrer auf der Universität zu Wien gehalten worden ist. Rec. will darüber nicht hadern, da ja auf mehrern deutschen Universitäten von ordentlichen Professoren sogar nach Pütters Heften gelesen und groß gethan wird. Auch kann es den Freunden des deutschen Staatsrechts nicht unangenehm seyn, hier zu sehen und zu lesen, wie man zu Wien selbst das Staatsrecht in öffentlichen Vorlesungen behandelt. Und da das Buch in einer populairen Manier abgefaßt ist, so kann es blossen Dilettanten eine nützliche Lectüre gewähren; ob man schon manches Falsche oder doch sehr Zweifelhafte wegwünschen oder berichtigt sehen möchte. In der vorausgehenden Einleitung hat uns die Litterargeschichte des deutschen Staats nicht mißgefallen, ungeachtet sie nicht vollständig ist. Auch über das Verhältniß der unmittelbaren Reichsglieder im Elsaß zum deutschen Reich und zu Frankreich sind Seite 34 ff. sehr richtige Grundsätze und Erläuterungen aufgestellt. Selbst die Frage: ob auch ein Protestant zum Kaiser gewählt werden könne, wird S. 92 ff. aus den bekannten richtigen Gründen affir-

 mirt.

mirt. Dagegen stößt man nicht selten auf Sätze, denen wohl kein unpartheyischer und sachkundiger Publicist beyfallen kann. So wird S. 78 behauptet, daß „noch heut zu Tage alle Regierungsrechte in Deutschland ausschließend dem Kaiser zukommen, und ausser dem Kaiser kein Subject vorhanden sey, dem einige Regierungsrechte über ganz Deutschland zustehen, folglich Deutschland noch jetzt eine Monarchie sey?". Wenn der Verf. nicht mit den Worten spielen will: so muß er zugeben, daß Deutschland nichts weniger als eine monarchische Verfassung habe, weil ja die wichtigen Majestätsrechte nicht vom Kaiser allein, sondern von diesem und den Ständen gemeinschaftlich ausgeübt werden; bloß einige Reservatrechte sind dem Kaiser, als Reste der vormaligen größern Gewalt, ausschließlich gelassen worden, und diese sind eben nicht von Erheblichkeit. S. 82 heißt es, Deutschland sey in den Zeiten nach Ludwigs des Kindes Tode kein förmliches Wahlreich gewesen; die Deutschen seyen der Meynung gewesen, daß sie vom regierenden Stamm nicht abgehen könnten; erst gegen das große Interregnum sey man von dem Begriff der Erblichkeit des Throns ganz abgegangen. Nach S. 100 soll der Ursprung und die Ursache des Reichswappens noch streitig seyn. Bekanntlich ist die Sache vor mehrern Jahren von Herzberg und Spieß außer allen Zweifel gesetzt worden. S. 114 stößt man auf die Behauptung, daß Bayern allerdings von der Pfalz getrennt, und gegen ein anderes Land vertauscht werden könne, dafern es mit Einwilligung aller Agnaten geschähe. Vielleicht scheuete sich der Verfasser, den bekannten Theilungsvertrag zu Pavia von 1329. anders als so zu erklären. S. 124 sagt er, man könne weder aus Urkunden, noch aus gleichzeitigen Schriftstellern erweissen, daß Oesterreich zu Bayern gehört habe; gerade als ob dieß für das jetzige Erzhaus Oesterreich eine Erniedrigung wäre! Der Verf. folgt M. J. Schmidt. Aber er lese dagegen Heinrichs deutsche Reichsgeschichte Th. II. und III., um sich zu belehren. S. 1?5 ff. und anderwärts folgert der Verf. aus dem österreichischen Erhöhungsbriefe von 1156 zu viel, da sich doch, wenn es nöthig wäre, erweisen läßt, daß das ganze Diplom entweder untergeschoben, oder doch interpolirt sey. Das J. 1582. sollte nicht das Normaljahr in Ansehung der Stimmenzahl im Fürstenrath genannt werden S. 142.; denn dieß setzt einen Reichsschluß oder Vertrag voraus, dergleichen doch nicht vorhanden ist.

Om.

Grund

Grundsätze vom Konkurs-Prozeß nach gemeinen und Nürnbergischen Rechten, praktisch erläutert von Johann Christoph Schmid. Nürnberg, 1794. 60 S. 4. 6 gr.

Ein sehr unbedeutender Versuch eines Anfängers, in welchem besonders das gemeine Recht sehr oberflächlich behandelt ist, und nur das eigene des Nürnbergischen Rechts in der Ordnung der Gläubiger, nebst der angehängten Rechtsurthel sammt Distributionsplan einiges Interesse hat. Wir wollen nur einige Beyspiele anführen, wie nachläßig und unbestimmt die Sätze des gemeinen Rechtes hingeworfen worden sind: S. 7. „In concursu materiali aber kann eine solche Bezahlung nicht unkräftig gemacht werden," als ob das, was der Schuldner zu dieser Zeit durch Gratification bezahlt hat, nicht von dem Empfänger zurückgefordert werden könnte. S. 9: „so entstehet hieraus die fernere Eintheilung des Konkurses ratione fori in §. 8. Concursum generalem und particularem. Letzterer aber ist wider die gute Ordnung, und können sehr leicht Verwirrungen und Ungerechtigkeiten daraus entstehen." Ferner S. 15.: „Ob es (beneficium competentiae) einer Stadt zukomme, hierüber wird sehr gestritten. Mevius de asylo debitorum behauptet es, dahingegen Hom. de benef. comp. civitati non competenti es negirt." S. 24 stehen unter denen, welche als Eigenthümer ein Absonderungsrecht haben, diejenige, welche durante concursu zu Erhaltung der Güter des debitoris Geld oder Materialien hergegeben, oder auch Arbeit geleistet. S. 25. §. 21. Wenn der Curator litis, litem negative contestirt, so muß Beweis von dem einen oder andern Theil nach Beschaffenheit der Umstände beygebracht werden. S. 25. §. 23. „Die Confession des debitoris ist nicht so wirksam im Konkurs, als bey andern rechtlichen Geschäfften, denn 1) laborirt debitor an der infamia iuris vel facti;" u. s. w. Eine eigene Art streitige Rechtsfragen zu untersuchen, läßt sich aus §. 15. S. 17 erlernen; die unreine, durchaus mit Latein verbrämte Schreibart des Verf. ergiebt sich aus den angeführten Beyspielen. Die Litteratur ist durchaus sehr mager, und der Verfasser hat den abentheuerlichen Einfall, öfters auch die bey Hrn. Professor Malblanks gehörte Vorlesungen als Autorität anzuführen.

Ah.

Die in den deutschen Reichsgesetzen bestimmte weise Ordnung der Gerechtigkeit wider Aufruhr und Empörung der Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten, dem Kaiser und Reich gewidmet von J. A. Schlettwein. Leipzig, bey Jacobäer. 1791. 8. VIII. und 116 S. 8 gr.

Ein Wort zu seiner Zeit, dessen Nothwendigkeit die Vorfälle des dreyjährigen Zeitraums seit Erscheinung dieses Buchs noch mehr bewährt haben. Hr. S. löset darin die beyden Fragen auf, 1) wie in dem Falle einer Empörung, der deutschen Reichsverfassung gemäß, wider die Aufrührer zu verfahren sey; und 2) wie die Regierungen solchen Empörungen gänzlich vorbeugen, und die innere Ruhe erhalten können. — Die Zergliederung und Beantwortung dieser Fragen ist aus den Worten und dem Sinn der Gesetze, und aus richtigen Vernunftschlüssen genommen.

Civilistisches Magazin vom Professor Hugo in Göttingen. Berlin, bey Mylius. Zweyter Band. Zweytes Heft. 1792. Oktav. 129 — 256 Seiten. 8 gr.

Recensent bezieht sich auf das über den ersten Band im CIII. Bande St. 1. S. 96 der A. D. B. gefällte Urtheil. Jedoch ist in diesem Hefte ein sehr praktischer Aufsatz über Wucher und Wuchergesetze, und über den Zinsfuß. Unter Nr. VIII. steht die fortgesetzte Anzeige von den Recensionen des Hrn. H. in den Göttingischen gelehrten Blättern; eine Methode, welche bis jetzt noch keine Nachahmer gefunden hat.

Mg.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Vorlesungen über schriftlichen und mündlichen Vortrag von Dr. Joseph Priestley. Nach der neuesten Englischen Ausgabe deutsch bearbeitet und

mit

mit Anmerkungen begleitet von Joseph von Wackerbarth. Berlin, in der Kunst- und Buchhandl. 1793. 1 Alphab. 8 Bog. gr. 8. 1 Rl. 8 gr.

Dr. Priestley's *Course of Lectures on Oratory and Criticism* kamen zuerst zu London 1777 in gr. 4. heraus, und erschienen schon im J. 1779 in einer deutschen Uebersetzung von Hrn. Hofr. Eschenburg, unter dem Titel: Vorlesungen über Redekunst und Kritik. Wenn nun gleich die Ueberschrift des hier anzuzeigenden Buchs etwas anders lautet; so ist es doch nichts anders, als dies nämliche Werk, und nicht einmal, wie sich bald ausweisen wird, eine neu verfertigte Uebersetzung desselben. Desto befremdender und auffallender ist es, daß der Uebersetzer in der Vorrede von seinem Vorgänger und der doch gewiß nicht verwerflichen Arbeit desselben kein Wort erwähnt, und es ruhig seinen Kunstrichtern und Lesern zur Entscheidung überläßt, ob die Erscheinung dieses Buchs nach der neuesten Ausgabe in Deutschland nützlich oder schädlich, nothwendig oder überflüßig, willkommen oder unangenehm seyn werde? Von dem Nützlichen kann wohl nicht die Rede seyn; denn diese Vorlesungen haben freylich ihren anerkannten Werth, obgleich ihr Nutzen und das Bedürfniß ihrer Uebersetzung vor funfzehn Jahren leicht größer seyn mochte, als jetzt, da wir seitdem schon die bessern Vorlesungen des Dr. Blair in einer guten deutschen Uebersetzung, und mehr als Ein gutes und gründlicheres deutsches Lehrbuch über die hier abgehandelten ästhetischen und rhetorischen Gegenstände erhalten haben. Ueberflüßig aber war diese zweyte, oder vielmehr nur mit unbeträchtlichen Abänderungen und Anmerkungen wiederholte Uebersetzung allerdings.

Von der neuesten Ausgabe des Originals, deren auf dem Titel und in der Vorrede gedacht wird, hätte Hr. v. W. wohl einige nähere Nachricht ertheilen mögen. Fast möchte Rec. an dem Daseyn einer solchen Ausgabe zweifeln, weil er in den litterarischen Hülfsmitteln, die ihm zur Hand sind, keine Spur davon findet. Doch, auch angenommen, daß es mit der Angabe, das englische Buch sey öfter wieder aufgelegt, seine Richtigkeit habe, so scheint doch in den spätern Auflagen wenig oder gar nichts verändert, noch hinzugekommen zu seyn, so weit wir verglichen haben. Die hier mitgetheilte Vorrede des Verf. ist wenigstens ganz die nämliche, wie sie vor der ge-

dachten ersten Ausgabe steht; und so ist es auch mit der Anzahl der Vorlesungen selbst. Eben sehen wir indeß, daß es doch wohl mit dieser neuesten Ausgabe seine gute Richtigkeit haben müsse; denn Dr. Priestley's Verzeichniß seiner Schriften hat in der ersten Ausgabe nur 33 Artikel; und in der, die Herr v. W. vor sich hatte, soll es ihrer 98 haben. Rec. nimmt also gern seinen Zweifel an dem Daseyn einer solchen Ausgabe zurück; aber nicht den an den darin befindlichen beträchtlichen Aenderungen und Zusätzen, die hier auch wohl nicht unerwähnt geblieben wäre, wenn es dergleichen darinn gäbe.

Wie gesagt, in der Vorrede dieses neuen Herausgebers wird der schon vorhandnen Uebersetzung der Priestleyischen Vorlesungen mit keiner Sylbe gedacht. Nur in einer Note zu S. 307 wird von einer Abhandlung über das Pathos (ein arger Druckfehler; sie ist, wie bekannt, über das Bathos!) angemerkt: „Diese Abhandlung hat, nach Hn. Hofr. Eschenburg, Swift zum Verf." Diese Autorität war hier ziemlich überflüßig; denn wer kennt Swifts Abhandlung *on Bathos, or, the Art of Sinking in Poetry*, nicht? Aber sie beweißt, daß Hr. v. W. seinen Vorgänger kannte, denn jene Angabe war eben bey dieser Stelle in der Eschenburgischen Uebersetzung dieser Vorlesungen befindlich. Und so beruft er sich in einer andern Anmerkung auf Herrn E. wegen der Notiz, daß der Herzog v. Buckingham, Verfasser des Schauspiels: *The Rehearsal*, sey. — Glücklich indeß, wenn dieß die einzigen Spuren von dieser Bekanntschaft wären! Aber wir thun dem vorgeblichen neuen Uebersetzer gegenwärtiger Vorlesungen nicht zu viel, wenn wir geradehin sagen, daß er die Arbeit seines Vorgängers grossentheils rein ausgeschrieben habe. Eine harte Anklage! die aber Recensent, wenn es verlangt wird, augenscheinlich zu beweisen bereit ist. Schonte er den Raum und die Zeit des Abschreibens nicht, so könnte er hier sogleich jede beliebige Vorlesung aus beyden Uebersetzungen neben einander stellen; und es würde sich zeigen, daß beyde im Grunde nur Eine Uebersetzung sind. Um die Mitte des Buchs ist diese Ausschreiberey noch auffallender und sichtbarer, als zu Anfange und am Schluß desselben. Vielleicht rechnete Herr v. W. darauf, daß man nur vorn und hinten nachsehen würde, wenn man ja auf eine solche Vergleichung fiele; und der abgeänderte Titel scheint gleichfalls dar-

auf

auf angelegt zu seyn, Verleger und Käufer glauben zu machen, daß sie hier ein ganz neues Buch erhielten. Ob nicht auch die Dedicirung des Buchs an die Herren Hofräthe Heyne und Schütz die Absicht gehabt habe, in zwey der gelesensten gelehrten Zeitungen ein günstiges u. schonendes Urtheil zu erhalten, lassen wir dahin gestellt seyn. In den Götting. Anzeigen, St. 148. v. 1793 wurde nun zwar gesagt, daß, wenn den Rec. das Gedächtniß nicht trüge, schon eine deutsche Uebersetzung dieser Vorlesungen in Umlauf sey; aber dem Herrn v. W. wiederfuhr denn doch das Lob, daß er als ein selbstdenkender Kopf dies Werk nicht bloß als Uebersetzer übertragen, sondern auch nach der neuesten englischen Ausgabe bearbeitet habe. Zwar gestehe der Rec., daß er diese nicht vor sich habe, und also keine Rechenschaft geben könne, wie weit die neueste Ausgabe von den ältern abgehe; daß er also auch die Bearbeitung nur nach den beygefügten Anmerkungen des Hrn. v. W. beurtheilen könne, die in Erinnerungen, Einfällen und Erläuterungen beständen. Und darin finde man manche scharfe Blicke, viele Freymüthigkeit, und Bemerkungen, welche wieder andern manchen Stoff zur Betrachtung auf mehr als Eine Weise geben könnten.

Es werden also wohl diese Anmerkungen seyn, die dem vorliegenden Buche einen vorzüglichen Werth geben, und deren Mittheilung den Herrn v. W. zur Wiederholung einer schon vorhandenen Arbeit, mit unbedeutenden Abänderungen, und zu einem sonst so unerhörten und unbegreiflichen Verfahren berechtigen konnte? — Aber, es thut uns leid, einem uns sonst sehr ehrwürdigen Tribunale für diesmal widersprechen und gestehen zu müssen, daß wir in diesen Anmerkungen so wenig den selbstdenkenden, als in dem Texte den selbstübersetzenden Kopf zu entdecken vermögen. Denn selbstgedacht ist es doch wohl nicht, wenn der Stoff der Anmerkungen aus dem Sulzer oder Adelung entlehnt wird, und wenn andre wieder, die dem Verf. mehr eigen gehören mögen, von dem bekanntesten und alltäglichsten Inhalte sind. Die scharfen Blicke und die gepriesene Freymüthigkeit suchten wir überall vergebens. Ist z. B. scharfer Blick oder Freymüthigkeit in der Anmerkung auf der zweyten Seite: daß es immer noch die Frage sey, ob die Stummen nicht eben so glücklich sind, als sehr viele, die des vollkommensten Gebrauchs der Sprache genießen? „Vielleicht, heißt es weiter, könnte das

ganze Menschengeschlecht durch die Mimik oder Zeichensprache seine Bedürfnisse eben so gut mittheilen, als durch die Wortsprache, wenn jene gewöhnlich wäre." — S. 154 redet Priestley von einem neulichen Versuche, die wirkliche Uebereinstimmung mit Natur und Wahrheit in den Sitten, Gewohnheiten, Gebräuchen, und seltsamen Abentheuern aus der Ritterzeit zu zeigen!" Herr v. W. macht dabey die Note: „Was der Hr. Verf. hier von einem neulichen Versuche sagt, ist für uns Deutsche, oder wenigstens für mich, völlig unverständlich. Vielleicht spielt er auf irgend eine Erscheinung an, die in Großbritannien damals ungefähr so bekannt war, als in Deutschland vor einiger Zeit das *Magnetisiren*." Unglücklicher kann man doch wohl nicht muthmaßen. Wer nur einigermaßen mit der englischen Litteratur bekannt ist, erräth bald, daß P. hier höchst wahrscheinlich die bekannten *Letters on Chivalry and Romance* des Bischofs Hurd im Sinne hatte.

Ehe wir schließen, müssen wir doch noch auf die obige Beschuldigung der Ausschreiberey mit ein paar Worten zurückkommen. Es ist nämlich überall augenscheinlich, daß Hr. v. W. die Eschenburgische Uebersetzung nicht nur kannte, sondern sie bey seiner Arbeit, und vornehmlich beym Verfolge derselben, vor sich liegen hatte, und sie wacker benutzte. Aber bald mehr, bald weniger, suchte er das leichte Spiel zu verschleyern, wozu ihm diese Vorarbeit verhalf. Hie und da änderte er irgend eine Partikel, ein Verbindungswort, eine Wendung, einen Ausdruck. In Prose übersetzte dichterische Stellen setzte er in ein scheinbares Metrum, ohne oft auch nur Ein einziges Wort darin zu verändern, oder, wie er sonst manchmal that, mit einem völlig gleichgeltenden, und selten bessern, Ausdrucke zu vertauschen. Wo es ihm aber einmal einfiel, in der Aenderung nur um Einen Schritt weiter zu gehen, verunglückte ihm gewöhnlich dieser Versuch. So wird z. B. in der ältern Uebersetzung der Vers von Denham:

Strong without rage, without o'erflowing, full, wo es noch oben drein auf Beybehaltung des Versmaßes und der Cäsur ankam, von Hrn. E. so verdeutscht:

Stark, ohne Wuth; ohn' Ueberfließen voll.

Dafür setzt Hr. v. W.

Strenge ohne Rache; ohne überfließend, voll.

Kr.

Ovids Werke von der Liebe. Nach Blumauer travestirt von Professor Carl Wilhelm Friedrich Schaber. Erstes Bändchen, 192 Seiten. Zweytes Bändchen, 127 S. Drittes Bändchen, 122 Seit. 8. Berlin und Leipzig, ohne Namen des Verlegers. 1794. 2 Rg.

Virgils Aeneis, travestirt von Blumauer, ausgeführt von Prof. Schaber. Vierter und letzter Band. Wien, Berlin und Leipzig, bey Klimbt. 1794. X und 116 S. 8.

Wahrscheinlich die letzten Federprodukte des berüchtigten Abentheurers, der hier unter einem vermuthlich selbst fabrizirten Professortitel austritt; nach den Berichten öffentlicher Blätter aber nach einem durchaus unsteten und unruhigen Leben in einem Mainzer Lazareth endlich durch den Tod die ewige Ruhe gefunden hat. Der Ton und Geist, der in diesen beyden Travestirungen herrscht, ist vollkommen dem moralischen Charakter, der Würde und dem Anstand angemeßen, welche dieser Mensch in seinem ganzen Betragen gezeigt hat. Kritik wäre an ein solches Produkt eines solchen, überdieß nicht mehr lebenden, also für diese Welt unverbesserlichen Poeten verschwendet: darum nur ein paar Proben, ohne alle Zergliederung oder Commentar. So wie diese, ist auch fast alles übrige in gleichem, zum Theil noch in höherm Grade, roh, plump, ungefeilt und ungesalzen, die schöne Elegie Ovids! (Amor. I. El. XV.) Quid mihi . . .

Vivet Maeonides, Tenedos dum stabit et Ida;
Dum rapidas Simois in mare volvet aquas.
Vivet et Ascraeus, dum mustis uva tumebit,
Dum cadet incurva falce resecta Ceres etc. etc.

ist folgendermaßen verschabert:

Der einen Oberon uns schrieb
Und eine Idris, lebe,
Bis daß es keinen losen Dieb
Und keine Schurken gebe!
So lang ein Zeitungsschreiber lügt

Und

Noch eine Kupplerinn betrügt,
Wird Uz der Dichter leben.

So lang Baronen wie das Vieh
Die Bauern umhertreiben,
Wird unser grosser Kozebue
Auf deutschen Bühnen bleiben!
So lang der Pfaff die Köchin liebt,
So lang es Schwabenmädel giebt,
Wird man Freund Schubart nennen.

So lang beym hohen Kammerg'richt
Prozeße müßen schlafen,
So wird auch Leßings Muse nicht
Des Alters Undank strafen —
Und Ifland immer vorne an,
So langs Makronen, Marzipan
Und Bonbons giebet, stehen.

Frau Karschin hoch im Himmelszelt
So lang noch Weiber brummen,
Wird sie der ganzen weiten Welt
Nicht aus dem Sinne kommen —
Und Gellerts Ehre nicht vergehn
So lang als Männerchen noch stehn
Hübsch unter dem Pantoffel . . . .

Bis daß es keine Bon vivants
Und schwangre Jungfern giebet,
Wird Schiller, o, der Ehrenmann,
Allmänniglich geliebet.
So langs noch giebt ein Honigbrod
So stirbt auch nicht den Autortod
Der Dichter des Romeo!

So lang der Hund die Maus beißt,
Und zwischen Hund und Katzen
Antipati und Zwietracht ist,
Wird man vom Ramler schwatzen.
Eh Stollbergs Ruhm verlische doch
Eh müßten lauter Frösche noch
Aus Recensenten werden . . . .

Bis

Ist das nicht allerliebst, und ganz unvergleichlich witzig? Folgende Stelle ist aus der letzten Elegie des zweyten Buchs: (An einen Nebenbuhler, der seine Frau zu wenig bewacht.)

Was leicht ist und so unverwehrt
Und frey von Hindernissen,
Wo gar nichts den Genuß ihm stört,
Mag jeder Narr genießen.
Wo hübsch der Tisch gedecket ist,
Und Wein aus vollen Bechern fließt,
Schmaußt jeder Bauerlümmel — — —
— — — —

Amour mit eines Esels Weib
Und Stein am Ufer lesen,
Ist wohl ein gleicher Zeitvertreib
Von jeher noch gewesen!
Ich sag dirs hüte künftig doch
Dein Weibchen mehr, sonst muß ich noch
Am Ende mich skissiren.

Du bleibest salva venia
Ein erzphlegmatischer Esel,
Wie ich gewiß noch keinen sah,
Am Rhein und Mayn und Wesel u. s. w.

Und nun, wie billig, zuletzt das Beste! (Amor. II. El. XV.)

Könnt' ich zum Ring mich hexen!
Dann spielt' ich an der Schnürbrust Rand,
Dann glitt ich durch die Falte
Des weißen zarten Florgewand (s)
Bis zu des Busens Spalte!
Dann wagte ich mit schönster Art
Noch weiter abwärts meine Fahrt
Bis ins Privet der Liebe !!!

Durchaus von gleichem Gehalt ist der travestirte Virgil. Wir hüten uns daher, da unsere Leser an den gegebenen Proben gewiß mehr als genug haben, durch Anführung von Stellen aus diesem zweyten Produkte das Papier zu verderben.

VI.

Gedichte von C. L. von Schmidt genannt Phisel-
deck. Pauper veniat quoque gratus ad aras.
Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1794.
8 Bogen gr. 8., nebst einem Titelkupfer und 7
Blättern Musik. 14 gr.

Vielen dieser Gedichte fehlt es keinesweges an poetischen Schönheiten. Die Sprache darin ist edel, warm, stark, gedrängt, ohne Dunkelheit, die Versification rein, auch das Ganze reich an gefälligen Bildern. So ist unter andern das gereimte Gedicht (S. 14.) die Hoffnung keines der schlechtesten. Hier ist der Anfang davon:

„Du, die mit Rosenschimmer
„Des Pilgers Pfad erhellt,
„Und über Tod und Trümmer
„Ihn hebt zur bessern Welt;
„O Hofnung, dir ertöne,
„Bey vollem Harfenklang,
„Der dankenden Kamöne
„Geweihter Preisgesang.“

Nur selten stößt man auf Ausdrücke, bey welchen sich der Verfasser vielleicht zu viel poetische Freyheit erlaubt hat; z. B. S. (50): Das Wort umragte. Ueberhaupt ist dies Gedicht keines der vorzüglichsten. (S. 42.): heimische Feuerkraft. (S. 73): der Vogel Gottes — die Seele. Die Gedichte S. 54, 61, 74 und andre sind ein wenig matt. Lindor und Cora, S. 96, gehört auch nicht zu den besten Stücken in dieser Sammlung und scheint etwas gedehnt, besonders durch die priesterliche Trauungsrede. Die musicalischen Compositionen sind einfach und melodisch, von Schulz und einem Hrn. Grönland.

Eg.

Haushaltungswissenschaft.

Oekonomische Weisheit und Thorheit oder Journal
von und für Oekonomen, Kameralisten, Haus-
väter, Gartenliebhaber und Freunde der Stadt-
und

und Landwirthschaftskunde. Sechster und letzter Theil. Nebst einem vollständigen Sachregister über alle Theile. Erfurt, 1794. bey Kayser. 195 Seit. in 8. 8 gr.

Sehr gut, daß die ökonomische Weisheit und Thorheit schlafen gehen und vielleicht unter einem angemessenern Titel aufstehen will, wie in der Vorrede Hoffnung gemacht wird: denn wirklich entsprach der Inhalt allem dem, was das Oder des Titelblatts versprach, nicht.

Dieser sechste und letzte Theil enthält: I. Beantwortung der von der Churfürstl. Maynz. Akademie nützl. Wissenschaften zu Erfurt aufgestellten Preisfrage: Wie ist dem hiesigen so sehr einreißenden Holzmangel vorzubeugen? S. 196 ist eine wichtige Frage und eben so wichtige Beantwortung für den Staatswirth.

II. Ueber das Ausführen des Düngers auf die Aecker im Winter, von J. S. Schröter, Superintendent in Buttstädt. S. 97 — 112 ökonomische Wahrheiten für den Landwirth, die aber sehr bekannt und schon oft erörtert sind; besonders wer das Leipziger Intelligenzblatt kennt und lieset, wird darüber genüglich belehrt seyn, ohne erst ökonomische Weisheit und Thorheit studiren zu müssen.

III. Von dem weissen Kornwurm, und einigen Mitteln dagegen. S. 112 — 116. Ebenfalls bekannte Sachen.

IV. Gemeinnützige Bekanntmachung aus der westphälischen Stadt- und Landchronik, zum Nutzen und Vergnügen für Handwerker und Landleute. 13. Stück. 1793. S. 116 — 129. Dieses Stück handelt über Obstbaumzucht, und ist von der Märkischen ökonomischen Gesellschaft in ihren Annalen 1. B. 1. H. S. 160 eingerückt worden: daher wir nicht einsehen, warum sie hier bloß etwas verändert und verbessert noch einmal bezahlt werden müssen? Konnten doch die Veränderungen und Verbesserungen in einem Nachtrage, und am besten in jenen Annalen, folgen!

V. Ueber künstliche Vermehrung der Bienen. S. 129 — 141. Man siehts dem ganzen Aufsatze an, daß Herr P. Werner in Möda bey Erfurt der Verfasser ist, der nur die Zahl der Bienenbücher vermehren will, weil er glaubt, es

sey noch kein Handbuch so heraus, als ers stellen wird. Wir glauben, nach seinem Kopfe ist noch keines vorhanden: aber für die Bienenliebhaber, die anders denken, wie er, sind schon genügliche, kurze und lange Handbücher vorhanden. Er wird Irrthümer andern widerlegen, und dagegen neue ausbreiten: das siehe man alles seinen Prolegomenen deutlich an. Er streitet, und will andere belehren, verdient aber selbst noch belehrt zu werden. Er hat, wie man hier sieht, lauter Stücke von Rhamdorschen Magazinkränzen, und zwar Ständer, will aber nicht sagen, wo das Original her kommt, da es doch Rhamdor selbst sagte. Wie der Verf. die Bienen darin behandelt, kann schon passiren. So richtig auch Hr. W. S. 135 das Geseische Geheimniß, um die Nachschwärme zu verhüten, beurtheilt, und so wahr er S. 137 die Intoleranz der schwärmenden Bienen angiebt; eben so widersprechend und unverständlich ist zwischen diesem allem S. 136 die Benutzung eines solchen Schwarms gelehrt. Wenn dies in seinem Handbuche so geschiehet, dann muß er seine Lehrlinge erst praktisch unterrichten. Kurz Rec. verstehe den Verf. nicht, wie mag es erst weniger praktischen Lesern gehen, wenn sie S. 137 mit S. 140 vergleichen. Am letzten Orte soll man nur Abends vereinigen, welches wirklich richtig gelehrt ist, am ersten soll es Morgens geschehen; wie reimt man das mit einander? Und so gehts einem mit mehrern Stellen: ja der Verf. zeigt selbst noch am Schlusse seiner Abhandlung, daß er auch andere nicht verstehe, sonst würde er nicht so schief über das Austrommeln urtheilen. Wie können denn beym Austrommeln die Tafeln zusammenstürzen, da der volle Stock dabey verkehrt gestellt, nach dem Austrommeln ihm sein Brett aufgelegt und er so damit wieder umgekehrt wird. Kurz, darin muß er von gemeinen Bienenwärtern erst lernen, die ihn am Ende seines Aufsatzes wieder nicht recht ansehen. Der Verf. sollte also keine ökonomische Weisheit und Thorheit schreiben!

VI. Bemerkungen einiger ökonomischen Unrichtigkeiten. S. 142 — 146. Darin kann sich der Verf. Hr. W. — wohl eben derselbe? — nicht recht in manches finden: dies ist ihm also Anlaß, es der ökonomischen Weisheit und Thorheit zuzugesellen. Bey den Encyklopädien hofft er S. 145 in der Riemschen was zu finden, hat sie aber nicht bey der Hand. Von dem was man nicht hat,

muß

muß man auch nicht reden: denn es häuft nur vergebens die Zeilen in solcher Weisheit und Thorheit an!

VII. Vermischte ökonomische, naturhistorische und andere kurze Nachrichten, Bemerkungen, Anekdoten und Recensionen. 147—168. Bona mista malis. Dann folgt S. 169 bis zu Ende das Register, wodurch die vorigen Theile wieder brauchbar gemacht werden.

Ueber den vortheilhaftesten Anbau und die beste Benutzung der Kartoffeln zu Mahlzeiten, Brandtewein, Puder, Stärke, Grieße, Kleister, Sauerteig u. dergl. Vom Verfasser des Buchs: Vertilgung schädlicher und bessere Benutzung nützlicher Thiere. Leipzig, bey Baß und Compagnie. 1794. 8. 328 Seit. 18 gr.

Wir dürften nur mit kurzen Worten sagen: dies ist wieder nichts als Compilation; allein das dürfte den Verf. und die Leser verdrießen, daher müssen wir von diesem immer mehr einreißenden Gebrauche etwas mehr reden. Der Vf. sagt auf dem Titelblatte: dies Buch sey vom Vf. des Buchs, Vertilgung schädlicher und bessere Benutzung nützlicher Thiere rc. herausgegeben. Da er sich aber bey jenem Buche nicht genannt hat, so wissen wir immer noch nicht, wer der berühmte Autor sey, dem man so vielen Glauben ungenannt beymessen soll. Wäre selbst Geschreibe gut, o dann läge am Namen nichts. Oder hält er sich für so berühmt schon durch jene Schrift, daß er so wie der Hr. v. Pfeiffer handeln darf, der in der That als bekannt, seinen spätern herausgegebenen Werken nur zusetzen durfte: vom Verfasser des Lehrbegriffs ökon. und Cameralwissenschaften. Laßt uns daher sehen, was uns dieser berühmt scheinende Vf. von den Kartoffeln sagt. Nach der Vorrede gesteht er S. V. selbst, er habe gesammelt; es ist also ledige Compilation, hätte er wohl passender sagen können. Eine Compilation, die überall beweist, daß sie äußerst leicht zum Verdienst des Honorars sey: denn der Vf. durfte nur einen Abschreiber zu 2 — 3 Groschen vom Bogen hinsetzen, und es jemand zu 1 Groschen collationiren lassen, so waren mit 4 Groschen bald 2 — 4 Thaler Honorar verdient, ohne daß er selbst eine Feder zu etwas wei-

tern, als zum Titelblatt, der Vorrede, und einigen Zusätzen und Abänderungen im Texte selbst anzusetzen nöthig gehabt. Wenigstens hätte er aber doch auch die schwäbischen Simri und andere Maaße S. 32 u. s. w. mit sächsischen oder andern bekanntern Maaßen vergleichen und dagegen aus Rösels Schrift die S. 21 — 28, also 7 Seiten lange Beschreibung des Todtenkopfsschmetterlings wegstreichen sollen, da diese zu lang ist und hier gar nichts zum vortheilhaften Anbau und zu besserer Benutzung der Kartoffeln beyträgt. Wunder ists jedoch, daß er S. 25, der Kürze halber, die Röselschen Exempel weggelassen hat. Vorzüglich hätte er S. 44 — 98 die Kartoffelspeisen und Branntweinbereitung auslassen können, denn erstere gehörten eher in ein Kochbuch, wenn er einmal eins compiliren (zusammentragen) wird, letztere aber in das Buch: Brau- und Brandtweinurbar, das er oder einer seiner Collegen eben so namenlos zusammencompilirt, und nun eben so dazu einen zweyten Theil zusammengeschmiedet hat. Es wird leider nun täglich immer mehr aus eilf Büchern ein zwölftes gemacht, und so ist nun einmal unsre Legion von Compilationsautoren: diese wollen nur Honorarium verdienen, wenn auch keine Ehre dabey herauskommt, wie der zweyte Theil des Brau- und Brandteweinurbars aufs neue beweist; so, daß es zu bewundern ist, wie solche Abschreibereyen noch Verleger finden mögen. Bey dieser Eröffnung für unsre ökonomische Leser müssen wir sie nur noch auf dasjenige aufmerksam machen, was sie aus dem Sprengerschen Landwirthschaftskalender oder dessen Beyträgen, von 1774 an bis 1787, desgleichen aus Simons Kartoffelbau hier finden; denn so dürfen wir vom übrigen Compilirten schweigen, zumal daraus nicht einmal das weggelassen ist, was bald dieser bald ein anderer Autor gleichförmig mit einem andern sagt, so, daß manche Sache dadurch hier drey- bis vierfach, nur mit andern Worten, vorkommt. Wie mag übrigens der Verf., der nicht als Selbstprüfer redet, nach S. IV. in der Vorrede behaupten, daß seine S. 18 plattweg ausgeschriebene und längst mit Erfahrung widerlegte Stelle wahr wäre, nämlich: daß die sogenannten Viehkartoffeln (sonst Howardskartoffeln) schädlich seyen, und nicht mehr so häufig — (wohl eben darum?) — gepflanzt würden! Rec. und viele seiner Bekannten, alles große praktische Landwirthe, haben weder an Menschen noch an Vieh Nachtheil gefunden, nachdem sie geprüft, was Anlaß zum

Nach-

Nachtheil gab. Gewiß mag er die von einem gründlichen Landwirthe öffentlich dargelegte Erfahrung noch nicht gelesen haben, oder mit dem Compiliren noch nicht so weit zum Abdruck gekommen seyn, sonst würde er es uns auch gesagt haben? Ein zweyter Band wird es wohl noch nachbringen; und damit es dem Vf. rechte leichte Arbeit werde, wollen wir ihm gleich hier anzeigen, wo ers findet: S. 8 – 10 im Riem's neuer Sammlung ökon. Schriften fünften Theile 1794 belehret uns der Wirthschaftsinspector Vogel zu Wickenberg, daß nicht die Frucht, sondern die üble Anwendung die Schuld des Schädlichen trage, und dies zeiget er daselbst sehr deutlich, umständlich und richtig. Aber so ist: ja alles schädlich? Nun kein Wort weiter, als daß dieser Beurtheilung mehrere Recensenten beytreten, und wenn sehr oft das Zeichen Dr. unter ökonomischen Recensionen hier steht, so bedeutet dieses nicht einen Recensenten allein, sondern nur den, der die Berichtigung der eingesammleten Recensionen von praktischen ökonomischen Schriften besorget. Genug, daß von unsern namenlosen ökonomischen Recensionen der Verleger und Herausgeber die Namen weiß, und für sie stehet; dagegen die ökonomischen Compilatoren Scheu tragen müssen, sich ihren Verlegern [illegible] nennen, und dabey meistens ihre Compilation durch dritte unterbringen lassen, um ja recht verborgen zu bleiben, wie z. B. die des 1. und 2. Bandes Sächsischen Landwirthes, welche die Compilatorgesellschaften aus einem Werke: praktische Anleitung der ganzen Landwirthschaft, nur in einem bessern Styl, zusammengetragen (compilirt) haben; worüber man sich aus der Vorrede des 2. Bandes dieses Sächs. Landwirthes näher unterrichten kann.

Dr.

Beytrag zur nähern Bestimmung des Begriffes der eigentlichen Staatswirthschaft und ihres Gebietes, von Martin Engelbert Semer, Churpfalzbayerischem Hofkammerrath ꝛc. Mannheim, Schwan und Götz. 1794. 130 Seit. 8. 6 gr.

Uneingeschränkt treten wir dem Verf. in dem bey, was er über die Verwirrung, die über den Begriff der Staatswirth-

 schaft

schäft unter den Schriftstellern herrscht, und über die Schwankigkeit sagt; ihn genau und richtig zu bestimmen. Allein, wenn es, um den Begriff einer Wissenschaft zu geben, darauf ankömmt, daß die Gränzen ihres Gebiets und seine Ausdehnung von allen Seiten, und zwar aus dem Gegenstand der Wissenschaft selbst und allein, genau bestimmt werden, daß willkührlich weder etwas hinweggelassen noch aus andern Kenntnißfächern hineingezogen, und daß hierbey dem Sprachgebrauch und Herkommen so viel möglich treu geblieben werde; so müssen wir freylich gestehen, daß jene Verwirrung durch den vor uns liegenden Versuch uns nicht verringert und folglich die Schwierigkeiten nicht gehoben zu seyn scheinen. Unsre Leser mögen selbst urtheilen, wenn wir ihnen jetzt den Weg des Verf. kurz vorzeichnen, wobey wir uns jedoch auf das, was den Begriff der Staatswirthschaft eigentlich angeht, allein einschränken.

Der Ausdruck: Staatswirthschaft, sey von der Aehnlichkeit der Zwecke und Verrichtungen des Staats, mit der Haus- und Privatwirthschaft, entlehnt. Die vorzüglichsten Schriftsteller, welche sich mit ihr beschäftigen, geben ihr die Gründung des Wohlstandes zum Gegenstand. Ob dieses sey, läßt sich nur aus der Zergliederung der Theilzwecke, aus denen der Gesammtzweck der Staatsgesellschaft, nämlich Wohlfahrt, bestehe, (Wohlfahrt allein? richtiger wohl Schutz und Sicherheit des körperlichen und geistigen Eigenthums) entwickeln. Diese Theilzwecke wären a) Freyheit, (so augenscheinlich kein Zweck der Vereinigung in Staaten; daß diese in Rücksicht ihrer vielmehr beträchtliche Aufopferungen fordert. Die, die natürliche Freyheit, so wenig einzuschränken, als möglich; oder die bürgerliche und politische so weit auszudehnen, als der Zweck der Staatsvereinigung erlaubt, ist allerdings Pflicht des Staats: allein er kann in dieser Rücksicht immer nur negativ wirken, d. i. verhindern, daß eine nicht nothwendige Einschränkung nicht statt finde. Eine positive Beendzweckung der Freyheit im Staat läßt sich mit dem Wesen dieses letztern gar nicht vereinigen.) b) Sicherheit, die sich jedoch der Mensch größtentheils auch ausser der Staatsverbindung verschaffen könne, (wirklich? und wenn dies nur größtentheils seyn könnte, wäre dies nicht beynahe eben so gut, als gar nicht?) deren Besorgung er aber allein, um seinen wahren Zweck verfolgen zu können, dem Staat übergabe. Dieser

sey

sich nämlich kein anderer, als c) Wohlstand, wie sich aus der Natur des Menschen und der Absicht, zu welcher er die Freyheit habe, ergebe: (Sollte die Betrachtung der Staatsverbindung den Verf. wirklich auf dieses Resultat haben führen können? sollten ihn diese nicht vielmehr überzeugt haben, daß Wohlstand auch darum nicht der nächste Endzweck der Staatsverbindung seyn könne, weil der Staat auch unter den ausgedehntesten Voraussetzungen nicht im Stande ist, alles zu leisten, was die Herstellung des Wohlstandes in seiner ganzen Ausdehnung erfordert, weil er auch hier in sehr vielen Fällen nur negativ wirken kann.) Von diesen Theilzwecken, deren jeder, wegen seiner Wichtigkeit und Umfangs, eine besondre Verwaltung und Fürsorge fordre, könne a) die Freyheit keiner eignen Stelle anvertraut werden, (und doch forderte sie, nach dem kurz vorhergehenden, solche?) weil sie durch alle Angelegenheiten der Bürger durchlaufe (bestimmter, weil bey allen Geschäften in jeder Gattung dahin gesehen werden muß, daß sie so wenig, als möglich, leide.), b) Die Sicherheit werde durch die Justiz besorgt: c) die Besorgung des Wohlstands bleibe also dem Staatswirth übrig. (Dies heißt doch augenscheinlich durch einen Sprung geschlossen. Besorgt denn die Justiz allein die Sicherheit? besteht denn diese allein in der Verwahrung wider die widerrechtlichen Einwirkungen böser Mitbürger in unser Eigenthum? giebt es nicht auch fremde Staaten, Naturbegebenheiten, Unglücksfälle, die dem Eigenthum drohen, und gegen die die Verbindung im Staat sichert?) Hiernach habe es nun die Staatswirthschaft zu thun; mit 1) der natürlichen Emsigkeit, ihrer Bildung, Entwickelung und Wegräumung aller ihr entgegentretenden Hindernisse; 2) mit dem Stammgut, wohin Landwirthschaft, Fabrikation, Handel, Geld und Kredit gehören: (nicht bloß die Leitung dieser Gegenstände; sondern die Ausübung der dahin Bezug habenden Gewerbe selbst) 3) mit dem gemeinsamen Endzweck oder dem Wohlstand, der nun aus jenen hervorgebracht zu werden einer besondern Lenkung bedarf. Noch führt hierauf der Vf. einige vorher berührte Ideen weiter aus, zeigt, in wie weit Beschäftigung den Gegenstand der Staatswirthschaft ausmache, und in wiefern Bevölkerung in ihr Gebiet gehöre, und spricht von den Irrthümern der Schriftsteller, die die Staatswirthschaft allein auf die Staatseinkünfte oder auf Handlungspolitik einschränken. Zuletzt berührt er, wie schädlich es sey, die verschiedenen Zweige der Staatswirthschaft zu trennen, und

wie nothwendig die Verbindung der dahin gehörigen Geschäfte durch eine einzige Stelle sey.

Wir bekennen, daß uns alles, was der Vf. sagt, dennoch nicht überzeugt habe, daß nicht die Staatswirthschaft, mit Trennung aller Gewerbwissenschaften, sich am schicklichsten allein auf die Lehre von Staatseinkünften und deren mit dem Zweck des Staats verträglichen Erhebung und Verwaltung einschränke, und alles übrige andern für sich bestehenden und hinlänglich begränzten Wissenschaften überlasse, mit denen sie denn unter der mehrumfassenden Benennung von Staatslehren und Staatswissenschaften zu verbinden seyn würde. Die Gründe unsrer Meinung, in soweit sie nicht aus unsern obigen hier und da zerstreuten Bemerkungen hervorleuchten, können wir hier nicht detaillirt, nur darauf möchten wir noch aufmerksam machen, daß auch der Ausdruck: Staatswirthschaft, in der von uns angenommenen Bedeutung der Privatwirthschaft, allerdings analoger wird, als nach den Ideen des Vf., wo die erstre die letztere ganz in sich aufnimmt.

Hm.

Historische Vergleichung verschiedener Gebräuche und Verbesserungen in der Landwirthschaft. — Eine Sammlung auserlesener Geschichten, Erzählungen und Aufsätze zur Belehrung durch Beyspiele und zur angenehmen Unterhaltung für den Landwirth. Aus den besten ökonomischen Schriften und Reisebeschreibungen mit Zusätzen und Anmerkungen von Wäser. Berlin, 1794. bey Maurer. 1 Alph. 2 Bog. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Enthält Auszüge aus verschiedenen ökonomischen Schriften; z. B. die bekannte Geschichte des Herrn Oheims aus Leo's Briefen und den Ephemeriden der Menschheit, u. a. die in Hinsicht ihres innern Werths es zwar wohl verdienten allgemeiner bekannt zu werden; sollte indessen der Vf. Gefallen daran finden, uns mit mehrern Arbeiten dieser Art zu beschenken, so würde es doch nützlicher seyn, wenn er mehr auf Deutschland und vorzüglich auf unsere nördlichern Gegenden Rücksicht nehmen wollte. Alle außerhalb Deutschland unternom-

nommene Wirthschaftsverbesserungen sind dem grössten Haufen unserer Landwirthe nicht interessant genug, weil die mehrsten doch immer noch glauben, daß sie in unsrer Gegend nicht ausführbar sind. Ein ungleich grösseres Verdienst würde sich der Vf. erwerben, und er würde sichern und ausgebreiteten Nutzen stiften, wenn er, statt schon bekannter Sachen, ungedruckte Nachrichten wirklicher, von einzelnen Wirthen unserer Gegend ausgeführter Unternehmungen bekannt machen wollte. Selbst mißlungene Versuche, mit Offenheit dargelegt, würden in eben dem Grade lehrreich seyn.

Db.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Vorlesungen über den Styl, oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern von Karl Philipp Moritz, weil. Königl. Preuß. Hofrath u. s. w. Zweyter Theil, Berlin, bey Vieweg d. Aeltern. 1794. X und 357 Seit. 8. 20 gr.

Nach der ausführlichen Anzeige von dem ersten Theile dieser schätzbaren Schrift (s. N. A. D. Bibl. 6. Band. S. 471) werden wir uns diesmal ungleich kürzer fassen dürfen. Leider ward der talentvolle Verf. durch einen frühzeitigen Tod nicht allein an der Vollendung dieser, sondern auch an der Ausarbeitung noch mancher andern Schrift gehindert, womit er seine Verdienste um unsre Sprache vermehrt haben würde. Nur die fünf, oder vielmehr sechs ersten Vorlesungen (denn aus Versehen haben zwey Vorlesungen die Aufschrift: dritte) rühren von dem sel. Moritz her; die übrigen hat D. Jenisch in Berlin hinzugefügt. Sie machen im Ganzen den Einsichten dieses schon bekannten Schriftstellers Ehre, und sind nicht unwerth, neben den übrigen zu stehen. Schade nur, daß auch diese Fortsetzung noch kein Ganzes macht, wozu wenigstens noch ein dritter Theil nöthig wäre, an dessen Ausarbeitung Hr. J. aber, wie er sagt, vor der Hand nicht denken könne. Wir haben der allzeitfertigen Scribenten genug, die

sich dies nicht zweymal sagen lassen werden; so sehr auch zu wünschen wäre, daß das Werk lieber unvollendet bleiben, als daß dem schönen Rumpf ein Kopf von Sudlerarbeit aufgesetzt werden möchte.

Die beyden ersten Vorlesungen enthalten den Versuch einer Entwickelung des Periodenbaues an Beyspielen von Garve, Leßing und Engel, und zugleich sehr viel feine und praktische Bemerkungen, die angehende Schriftsteller nicht gering beherzigen können. „Was sich uns in unserer Gedankenvorstellung zuerst aufdrängt, ist nicht immer das, was wir auch zuerst sagen müssen, wenn ein Bild unsrer Gedanken in einem andern erweckt werden soll." Diese für den Styl ja für das Innere jeder schriftstellerischen Composition so ungemein wichtige Wahrheit wird durch glücklich gewählte Beyspiele in das hellste Licht gesetzt. „Das Große und Erhabene will zuletzt genannt seyn, und leidet nichts Kleines und Niedriges mehr nach sich. Das größte Wort soll auch das letzte Wort seyn, damit der volle Eindruck in der Seele bleibe, und das Große nicht wieder gegen das Kleine in den Hintergrund zurücktreten dürfe." Engel sagt irgendwo: „Wenn wir gut „und bey vorzüglichen Kräften groß sind; so sind wir es überall, „auf dem Throne, im Pallast und in der Hütte, nur durch „eine Tugend. Der Unterschied an Ausbreitung, an Wir„kung, an Glanz und an Herrlichkeit ist unendlich; aber im „Grunde und im Wesen ist es die nämliche Kraft, womit eine „Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt „erleuchtet." Der Gedanke bleibt vollkommen wahr, wenn man die letzten Bilder versetzt und sagt: „womit eine Sonne die Welt und eine Lampe ihren engen Raum erleuchtet" — allein der Ausdruck hat seine ganze Schönheit und Kraft verloren. Mit dem, was hier über Leßings Styl gesagt ist, vergleiche man die meisterhafte Garvische Recension des Laokoon im 9. Bande der A. D. Bibl. 3te Vorles. Unterschied zwischen Vorstellung und Darstellung. Noch trefflicher und lehrreicher: Vom Unterschiede zwischen dem mündlichen und schriftlichen Ausdrucke. Von dem Unterschiede zwischen Wort und Sache. Was wird zu einer guten Schreibart erfordert? Antwortet man auf diese Frage: richtige Wahl und Stellung der Worte, Wohlklang rc. so verwechselt man offenbar Folge mit der Ursache. Die richtige Wahl und Stellung der Worte wird nicht zu der guten Schreibart erfordert, sondern macht

selbst

selbst die gute Schreibart aus. Was zu einer guten Schreibart nothwendig erfordert wird, ist: die richtigste und lebhafteste Vorstellung von der Sache selbst, worüber man schreibt, mit dem Bestreben, den Hauptgedanken in sein hellstes Licht zu setzen. Aus diesem Bestreben ergiebt sich die richtige Wahl, Ordnung der Worte rc. von selbst. Damit aber jenes Bestreben zu Beförderung einer guten und schönen Schreibart wirksam werde, muß die Entwickelung der Sache, worüber man schreibt, nicht allein ein Gegenstand des Nachdenkens, sondern auch des Wunsches werden, man muß sich dafür interessiren. Und wenn das geschehen soll, so muß man das Fremde, was über die Materie gedacht ist, nicht bloß mit dem Gedächtniß und der Einbildungskraft auffassen, sondern durch die Urtheilskraft es sich selbst zu eigen machen. Wer sein Augenmerk auf die Sache richtet, sucht gewiß so viel möglich Worte zu ersparen, und eben durch diese weise Sparsamkeit, die sich auch keine Sylbe mehr erlaubt, als nöthig ist, den Hauptgedanken in das stärkste Licht zu setzen, bildet sich der Ausdruck schön. Nicht das Zufällige, sondern nur das Nothwendige, wovon Zweck und Absicht einleuchtend ist, ergötzt und erfreut, wenn man es bemerkt. Schon das bloße Hinwegnehmen alles Ueberflüßigen verschönert einen Gegenstand; und so ist es auch mit der Rede. Wer noch zu viel Worte braucht, schreibt immer noch bloß mit der Einbildungskraft und dem Gedächtniß. Er erinnert sich bloß, und stellt Ideen neben einander, ohne eigentlich zu urtheilen. Er läßt nämlich bloß die Einbildungskraft wirken und aus dem Gedächtnißvorrath die verwandten Ideen herbeyziehn, deren bloße Nebeneinanderstellung er nun, wegen der zufälligen Aehnlichkeit, die unter ihnen herrscht, für eine Art von nothwendiger Verbindung hält, und sich auf diese Weise einbilden kann, über eine Sache wirklich gedacht zu haben, worüber er doch bloß geredet oder geschrieben hat. — 3. Vorles. Von der Vermeidung des Zweydeutigen im Ausdruck. Es ist sehr wahr, daß schon im Bau unserer Sprache mancherley Veranlassungen zu Zweydeutigkeiten liegen, und daß man beym Schreiben besonders auf seiner Hut dagegen seyn muß, um sich nicht einen dunkeln und irreführenden Ausdruck entschlüpfen zu lassen. Selbst unsere besten und klassischen Schriftsteller sind nicht ganz frey davon. Die hier angeführten Beyspiele ließen sich zu ganzen Büchern häufen. Leider wenden kaum einige wenige deutsche Schriftsteller die gehörige Sorgfalt in die-

diesem Punkt an. Wenn man ihre Meinung zur Wahl erreichen kann, so sind nicht allein sie, so sind auch die meisten Leser zufrieden. Der gegründetste Tadel, den Kunstrichter gegen Fehler dieser Art vorbringen, heißt Krittelen, Sylbenstecherey ꝛc. Wie wenig läßt sich da hoffen. 5. Vorles. Nebeneinanderstellung verschiedener Proben einer guten und schlechten Schreibart. Als Beyspiele des schlechten Styls von aller Art sind mehrere bereits in dieser Bibl. gerügte Stellen angeführt.

Die folgenden Vorlesungen 6 — 17. haben, wie schon erinnert worden, Hrn. D. Jenisch zum Vf., und handeln von der Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, Kürze und Wohlklang als allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart, dargestellt in ihrem Zusammenhange und in ihrer Vollzähligkeit, und durch Beyspiele erläutert — von richtiger Erkenntniß und lebendiger Anschauung des Gegenstandes, als dem einzigen Mittel einer wahren und richtigen Darstellung desselben: von der Begeisterung — von der Deutlichkeit, Klarheit der Diction u. s. w. — von der Bestimmtheit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks, von der Präcision d. A. alles durch Beyspiele erläutert — von der Ursache und dem Maaßstab aller Bestimmtheit, Präcision ꝛc. d. A., d. i. von der lebendigen Anschauung, dem Drang und Bedürfniß — von der Lebhaftigkeit, und den Quellen der Verschönerung des Ausdruks, der Leidenschaft, Laune und Symbolik der Sprache — von der Natur und dem Wesen des bildlichen Ausdrucks; Anwendung der Grundsätze über die Lebhaftigkeit auf einzelne Beyspiele — — Das Räsonnement und die Bemerkungen des Hrn. J. im Allgemeinen sind meistens befriedigend; weniger glücklich aber scheint er uns in der Wahl und Zergliederung einzelner Beyspiele, so wie überhaupt in der Anwendung allgemeiner Grundsätze auf das Besondere und Specielle. Seine Vorliebe für gewisse Schriftsteller, besonders für Schiller, und seinen geschmückten, bilderreichen Ausdruck läßt ihn manches schön finden, was nicht selten in mehr als Einer Rücksicht tadelhaft ist. So z. B. rühmt Hr. J. folgende Stelle von Herz: „In dem Alter verpufft die auflodernde Flamme des Geistes, und eine weise und ruhige Größe verbreitet sich über die ganze Oekonomie der Seele.“ — Die S. 236 als untadelhaft gerühmte Stelle von Burke hat mehr als Einen Flecken. Unmöglich kann der gute Geschmack

schmack eine solche Vermischung metaphorischer und eigenthümlicher Bezeichnungen billigen, wie diese ist: „Alle Klassen in „eine gleichartige Masse zusammenschmelzen und dieses Amal„gama in eine Menge zusammenhängender Republiken zerstü„ckeln.“ Wer Ziffern in Zahlpfennige verwandelt, verkürzt sich das Rechnen nicht, sondern verlängert ja die Arbeit; auch ist es ganz falsch ausgedrückt, wenn der englische Declamator sagt: „Die Ziffern steigen im Gehalt, wenn sie auf dieser oder jener Stelle der Tafel stehen.“ Noch fehlerhafter sind andere als musterhaft aufgestellte Beyspiele. So S. 241 eine Stelle von Schiller: „Wahr ist es, auch in unserm Zeitalter „haben sich noch manche barbarische Ueberreste aus den vori„gen Zeiten eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Ge„walt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte.“ Wie kann ein Ueberrest, d. i. etwas schon vorhandenes, bestehendes sich eindringen? Es müßte heißen erhalten. Wie kann ein Zeitalter etwas verewigen? Es müßte heißen: nicht dulden, oder ausstoßen, vernichten rc. Eben dieser Schriftsteller drückt den Gedanken: der Friede werde dadurch erhalten, daß man beständig zum Krieg gerüstet sey, durch folgendes sich selbst widersprechende Bild aus: „Den Frieden hütet ein ewig-geharnischter Krieg,“ und das nennt Hr. J. bestimmten und eigenthümlichen Ausdruck! — Die S. 254 Stelle von Geßner: „ich will Rosen und Milch auf dein Grabmahl streuen,“ mag tadelhaft seyn; sicher aber liegt der Grund tiefer, als Hr. J. angiebt. Freylich streut man nur Rosen, nicht Milch, allein man gießt auch nur Milch, nicht Rosen, und doch würde der Ausdruck gewiß weniger auffallen, wenn es hieße: „Ich will Milch und Rosen auf dein Grabmahl gießen.“ — S. 261 sagt Hr. J.: „die Engländer neunten Geßners Idyllen stuff.“ Hr. J. hätte sagen sollen: „einige Engländer von einseitigem, rohen Geschmack.“ S. 225 versichert Hr. J. „mit Schriftstellern, wie Klopstock, Schiller rc. sympathisirten nur die kleinere Anzahl „ungemeiner Geister von erhöhetem Kraftgefühl.“ Das Kompliment, das Hr. J. sich hier indirecte selbst macht, ist doch etwas gar zu stark. S. 271 lesen wir eine Stelle, die, den gelindesten Ausdruck zu brauchen, höchst seltsam ist. Man höre! „Kein Geisteswerk der Engländer in Sachen des Ge„schmacks erhebt sich zu der Feinheit und tiefen Philosophie „eines Agathon, eines Proteus (!) — keines ihrer Dramen „und keines ihrer dichterischen Werke reicht bis zu dem Scharf„sinn

„sinn des unsterblichen Lessingischen Meisterstücks Nathan der „Weise, (ein scharfsinniges Drama!!) und keines bis zu „dem platonischen Idealismus des Schillerschen Don Carlos „hinan." Die armen Engländer, daß sie keinen Don Carlos haben! Ueberhaupt wird Hr. J. mit Schillers Lobe nicht fertig. So versichert er (S. 155) Schiller vereinige unter allen deutschen Schriftstellern ohnstreitig in der hervorstechendsten Harmonie (ein unglücklicher Ausdruck) Tiefsinn, Einbildungskraft, Witz und philosophische Gelehrsamkeit." Gelehrsamkeit? wenn Hr. J. noch gesagt hätte philosophischen Geist, wiewohl auch das keinesweges ohnstreitig ist. — — Doch, Gerechtigkeit heißt uns nicht unerinnert zu lassen, daß Hr. J. auch manches sehr treffende Urtheil fällt, manche sehr richtige und feine Bemerkung macht. So z. B. S. 155 über Gellert, Abbt, Herder x. S. 203 ff. über die Schwierigkeiten, mit denen der Deutsche beym Schreiben und Sprechen in seiner Sprache zu kämpfen hat. Die unnatürliche und größtentheils durch Eigensinn und Zufall eingeführte Wortstellung erschwert uns das Denken, das Sprechen und das Schreiben. Hr. J. versichert die Beobachtung gemacht zu haben, daß alle Nationen, die er aus mündlichen Unterredungen kenne, Franzosen, Italiener, Engländer, Holländer, Dänen und Polen, und zwar nicht etwa die höher gebildete, sondern auch bloß die schlichte Mittelklasse der Nation, ihre Sprache im Durchschnitt reiner und mit mehr Fleiß sprechen, als selbst der gebildete Deutsche die seinige. Selbst unsern besten, klassischen Schriftstellern werfen die Ausländer Weitschweifigkeit und Verworrenheit der Begriffe vor: sollten sie ganz Unrecht haben? Schwerlich, zumal, wenn man den Vorwurf des Dunkeln und Verworrenen auf den Ausdruck einschränkt. — Sehr richtig bemerkt Hr. J., es sey ein Fehler eines großen Theils der neuern Pädagogen, daß sie in der Bildung der jugendlichen Seele mehr auf die Materie, als auf die Form der Erkenntniß Rücksicht nehmen, d. h. daß sie den jungen Geist mehr mit mannichfaltigem Stoff zum Denken zu bereichern, als die Form des Denkens selbst zu bilden, d. h. ihn zu einer klaren, richtigen und stufenmäßigen Entwickelung seiner Ideen zu gewöhnen suchten. Eine Folge davon sey, daß man in der Schreibart junger Autoren immer weniger Methode bemerke, und daß schon manches schriftstellerische Talent für die Welt unbrauchbar gemacht worden. Das ist unläugbar, und wird täglich durch den Augenschein mehr bestätigt.

gen. Möchten die Erzieher und Lehrer der Jugend diese wichtige Sache doch mehr beherzigen!

Sa.

Versuch eines hochdeutschen Handwörterbuchs für die Aussprache, Orthographie, Biegung, Ableitung, Bedeutung und Verbindung. Von J. G. Voigtel, Lehrer am Lutherischen Gymnas. in Halle. Zweyter Theil. G — O. Halle, bey Gebauer. 1794. 2 Alph. gr. 8. 2 Rthl. 6 gr.

Wir beziehen uns auf unser Urtheil über den ersten Theil d. B., das, so viel wir uns erinnern, dahin gieng, daß wir kaum Spuren entdecken konnten, daß diese Arbeit mehr als ein Auszug aus Adelung sey, und zwar ein solcher, bey dem viel wesentliches, und was zum deutlichen Begriffe eines Wortes gehört, zurückgeblieben sey. Noch jetzt finden wir dies Urtheil wahr. Beyspiele:

S. 3. „Galbanum — ein gewisses Harz, das aus „einer Pflanze gleiches Namens fließet. Hebräisch — Grie„chisch.“ —

Adelungs Wörterb. „das Galbanum — ein glänzen„des, weißliches oder röthgelbliches Harz, von einem bittern, „scharfen Geschmacke, und einem angenehmen balsamischen „Geruche; Galbansaft, Mutterharz. Fließt aus einer „Pflanze die in Aethiopien, Syrien und Arabien wächst, und „gleichfalls Galbanum, auch Gallenkraut genennt wird. „Bubon Galbanum Linn. Luther nennt es 2. Mos. 30, 34. „u. s. w. Galban.“ —

So hätte man doch einen leidlichen Begriff von dem Worte! War dem Epitomator das Aethiopien, Syrien und Arabien ja zu umständlich, so konnte er etwa im Orient dafür setzen: dagegen aber den hebräischen und griechischen Namen weglassen.

S. 5. „Galeere — eine Art flacher Schiffe mit zwey „Masten, nebst Seegeln, welche niedergelegt werden können, „und 20 — 30 Rudern.“ —

Adelung: — „eine Art Schiffe mit niedrigem Borde, „so zwey Maste führet, und durch Ruder fortgebracht „wird, daher sie 25 — 30 Ruder, mit 5 — 6 Ruderern an „jedem,

„ſtern, ſchiffen. Dieſes Rudern wird gemeiniglich von Scla„ven und dazu verurtheilten Verbrechern verrichtet. Jemand„den auf die Galeeren ſchicken, ihn zur Galeerenarbeit „verurtheilen. Der Galeerenſclave, der dazu verurtheilt „iſt. Der Galeerenkapitän “ u. ſ. w.

Viel beſtimmter; und überdies fehlt im V. Wörterb. der Galeerenſclave. —

Wir thun noch ein drittes Beyſpiel hinzu, wie aus Wörterartikeln ein zweckmäßigerer Auszug gemacht werden könnte, als nur zu oft in dieſem Buche geſchieht.

S. 13. Garten. — Hier iſt, bey aller ängſtlichen Kürze, doch vieles unnütz. Adelung wollte uns mit der Herkunft und Geſchichte dieſes Worts bekannt machen; und da dies die Sache des Epitomators nicht war, ſo konnten auch die ganz veralteten Bedeutungen (die ſelbſt nicht mehr in Büchern der zwey letzten Jahrhunderte vorkommen) gewiß wegbleiben, und dieſer Artikel ohngefähr ſo gefaßt werden:

„Garten — eins der älteſten deutſchen Wörter, und das auch, wenn gleich etwas verändert, in den morgenländiſchen Sprachen, dem Lateiniſchen, Griechiſchen, Slaviſchen — iſt. Ein eingefaßtes Stück Land, worin allerley Gewächſe zum Nutzen oder Vergnügen gebaut werden; oder das auch nur zu Spaziergängen dient. Ein Küchengarten, Baumgarten, botaniſcher Garten. — In der Zuſammenſetzung bekömmt die Sylbe Garten oft eine andere, eigentlich veraltete, Bedeutung, und heißt bloß: Umzäunung, Behälter. So ein Thiergarten, ein umzäunter Platz für Hirſche oder fremde Thiere; ein Zehrgarten, ein Vorrathshaus oder Gewölbe zum Aufheben der Gemüſe, Fleiſch und Fiſche für eine Hofökonomie, oder Speiſekammer im Großen; auch nennt man an einigen Orten Eichelgarten, ein zum Anfluge junger Eichen eingehägtes Stück Feld. — Anmerk. Die Endung gard in den Namen einiger deutſchen Städte, als Stargard, Stuttgard iſt wohl mehr Slaviſch oder Wendiſch, da dergleichen Endungen in böhmiſchen, polniſchen, ungariſchen, ruſſiſchen Städten weit häufiger vorkommen, nur dort in hrad, grad, grod — verwandelt werden, und feſte Stadt oder Burg bedeuten.“ —

Der deutlichſte Beweis unſrer Klage — daß der Verf. nicht mit guter Auswahl epitomirt habe — iſt die Anmerkung zu Kalk S. 113, wo geſagt wird, daß das hebr. ... und das

[illegible] Kühle, Schmerz, die [illegible] Empfindung von Hitze und Kälte umfasse, und daher das Widersprechende im Deutschen kalt und Latein. calidus erklärt werden könne. Diese Anmerkung ist aus Adelungs Wörterb. S. 1475 (der nunmehrigen alten Ausgabe) genommen, und, besonders in einem Handwörterbuche, völlig unnütz. Ohne Zweifel wird Hr. Adelung, der nie die Feile aus der Hand legt, und seinen Werken immer mehr Vollkommenheit giebt, auch diesen kleinen Auswuchs in der neuen Ausgabe seines großen Wörterbuchs tilgen, und in seinem Auszuge auf alle Fälle weglassen, wiewohl der Gedanke der Verwandschaft von kalt und calidus durch Schmerz bey ihm nur hingeworfen, bey Hr. B. aber [illegible] aufgestellt wird.

Ph.

J. C. Angersteins Anweisung die gemeinsten Schreib- und Sprachfehler zu vermeiden, für Frauenzimmer, Ungelehrte und besonders zum Gebrauch in den Schulen eingerichtet. Zweyter Theil, für Geübtere. Stendal, bey Grosse. 1793. 370 S. 8. 16 gr.

Den ersten Theil dieser Anweisung hat ein anderer Recensent im 110. Bande der A. D. Bibl. S. 545 angezeigt. Unsers Bedünkens ist unter allen populären Anweisungen der Art keine, die an Vollständigkeit und Deutlichkeit sich mit der vor uns liegenden vergleichen läßt. Der Vf. handelt in 13 Kapiteln, nach der Folge der Redetheile, von allen Fehlern, die Ungelehrte zu verfallen pflegen, und auf eine solche Weise, daß auch der Gelehrte das darüber Gesagte mit Vergnügen und Nutzen lesen wird. Insbesondere glauben wir, den Gebrauch dieses Buches den Lehrern in Bürgerschulen mit allem Rechte empfehlen zu können. Wenige unter ihnen dürften so viele treffende Beyspiele in Bereitschaft haben, den jungen Leuten ihre Sprachfehler auffallend zu machen, und noch weniger, bessere Regeln zur Vermeidung derselben angeben können. Ein Register, das auch als ein für sich bestehendes Werkchen betrachtet werden kann und daher unter dem eignen Titel: Wörterbuch zur Vermeidung der gewöhnlichsten

[illegible] und Sprachfehler [illegible], verkauft wird, erhöht den Werth dieser Anweisung um vieles.

Katholische Gottesgelahrheit.

Christkatholischer Unterricht, wie man gut und glückselig werden könne. Von Sebastian Mutschelle. Zweyte mit einer kurzen Uebersicht vermehrte Auflage. München, 1794. bey Lentner. 8. 16 Bog. 8 gr.

Dies ist eigentlich ein katholischer Katechismus, der in Rücksicht auf Eintheilung und Darstellung [illegible] vor den gewöhnlichen katholischen Katechismen hat, worin aber doch auch nicht eine einzige katholische Lehre, selbst nicht, die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, vergessen worden ist. Nach einer kurzen Einleitung, worin der Vf. zeigt, daß der Unterricht gut und glückselig zu werden, der wichtigste sey, und daß es einen Gott gebe, der den Menschen dazu erschuf, und Mittel gab, gut und glückselig zu werden, handelt der Verf. in kurzen aber klaren Sätzen die ganze katholische Lehre in drey Hauptstücken ab. Das erste Hauptstück handelt vom Glauben, und der Verf. beantwortet darin die Fragen: Was muß man insgemein glauben? Was besonders und ausdrücklich? Wie giebt uns das, was wir glauben, Ermunterung gut zu leben? Das zweyte Hauptstück handelt von der Hoffnung. Hier wird die Frage beantwortet: Was, und wie können und sollen wir von Gott hoffen? Das dritte Hauptstück handelt von der Liebe, in folgenden besondern Abschnitten: Was sollen wir lieben, wollen und thun? Die zwey allgemeinen Hauptgebote: das erste Hauptgebot, Liebe Gottes; Innere Herzens-Seelen-Liebe und Verehrung Gottes; Aeussere Erweisung der Liebe und Verehrung Gottes; das zweyte Hauptgebot, Liebe des Nebenmenschen: Allgemeine und besondere Anweisung dazu: Wie sollen und dürfen wir uns selbst lieben? Von den zehen Geboten Gottes und von der Sünde; Von den Mitteln gut und tugendhaft zu werden: Wie kann man seine natürliche Kraft dazu stärken? Wie die göttliche Gnade

durch

durch Gebet und die heiligen Sakramente dazu erhalten? — Es fällt in die Augen, daß diese Zusammenfassung der ganzen katholischen Lehre in drey Hauptstücke, einer guten natürlichen Ordnung und Aufeinanderfolge der einzelnen Lehren gar sehr hinderlich seyn mußte. Dieser Fehler ist den meisten Katechismen gemein, und gründet sich, wenn wir nicht irren, auf eine falsch verstandene Orthodoxie, der es nicht genügt, blos die einmal autorisirten Materialien beyzubehalten, sondern die sich auch noch eifersüchtig an die einmal hergebrachte Form dieser Materialien hält. — Die erste Ausgabe dieses Buchs ist im J. 1791, im Verlag der Normalschule in Freyburg erschienen. Die vorliegende neue Ausgabe hat keine Verbesserung, sondern blos am Ende eine kurze Uebersicht des Unterrichtes, wie man gut und glückselig werden könne, erhalten.

Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Homiletik und Pastoral. Verfaßt von Bonaventura Andreß, der Theologie Doktor, und Hochfürstlich Wirzburgischen Schulrath und Professor der Homiletik und Pädagogik an der Universität. Erster Theil. Wien, in der Riemierlschen Buchhandlung. 1794. 8. 28 Bog.

Da die erste Auflage des bereits aus 4 Bänden bestehenden Magazins für Prediger, sich vergriffen hat, und nun eine neue Auflage besorgt werden soll: so hat der Verf. für gut gefunden, bey dieser neuen Auflage alles dasjenige wegzulassen, was in jener Zeitschrift blos vorübergehend war, und zuförderst die Abhandlungen des Magazins besonders abdrucken zu lassen. Von diesen Abhandlungen haben wir hier den ersten Band vor uns, dem sogleich der zweyte nachfolgen wird. Im zweyten werden die noch rückständigen Abhandlungen des Magazins folgen; und anstatt das Magazin fortzusetzen, will der Verf. bald einen dritten Band von Abhandlungen über die auf dem Titel genannte Gegenstände liefern. Dieser dritte Band soll sodann auch noch einen besondern Titel erhalten, damit die Besitzer des Magazins nicht genöthiget sind, sich den ersten und zweyten Band dieser Abhandlungen, die sie schon in dem Magazin haben, anzuschaffen. Zugleich fragt der V.

an, ob die von ihm verfaßten, und im Magazin abgedruckten Predigten, auch aufs neue aufgelegt werden sollen? Wir zweifeln nicht, daß sich genug Liebhaber zu diesen Predigten finden werden; so wie wir auch die Veränderung, welche der Verf. mit dem Magazin vorgenommen hat, und den besondern Abdruck, der darinn enthaltenen Abhandlungen gar sehr billigen. Ueber die Abhandlungen selbst haben wir nicht nöthig hier noch ein Urtheil zu fällen, da wir ihnen schon bey der Anzeige des Magazins, das ihnen in so vorzüglichem Grade gebührende Lob gegeben haben. Wir zeigen daher jetzt blos den Innhalt dieses ersten Theils an.: Es sind darinn folgende Abhandlungen gedruckt: 1) Ob und wie der Prediger das gemeine Volk aufklären soll? 2) Ueber Welt- und Menschenkenntniß des Predigers. 3) Ueber den Werth und Gebrauch gedruckter Predigten. 4) Von der Versinnlichung christlicher Wahrheiten. 5) Ob der Beyfall ein Kennzeichen sey, daß der Prediger Frucht stifte, und woran man den wahren Nutzen einer Predigt wahrnehmen könne? 6) Von der Rührung. 7) Ueber den Werth der Pfarrpredigt vor jeder andern, und der Ursachen, warum dieselbe in Städten, besonders von höheren Ständen, gemeiniglich verabsäumt wird.

Die wahren Wege zur Glückseligkeit des Menschen. Erstes Bändchen. Mit erforderlicher Gutheissung. Augsburg, in der Wolfischen Buchhandlung. 1794. 8. 17 Bog. Zweytes Bändchen. 17 Bog. 20 gr.

Unsere Leser werden es kaum vermuthen, daß unter diesem Titel eine Einleitung in die katholische Dogmatik verborgen ist. Die Abschnitte seines Buchs nennt der Verf. Wege, und so bestehe dann der Innhalt des ersten Theils nach einer kurzen Einleitung, die der erste Schritt zu den Wegen der Glückseligkeit heißt, aus folgenden Wegen: a) der erste Weg zur Glückseligkeit des Menschen, die natürliche Religion: b) der andere Weg zur Glückseligkeit des Menschen die Offenbarung überhaupt. c) Der dritte Weg zur menschlichen Glückseligkeit, die geoffenbarte Religion im alten Bunde. d) Der vierte Weg zur Glückseligkeit des Menschen, die geoffenbarte christliche Religion überhaupt. Im zweyten Bändchen werden

den diese Wege in folgenden Abschnitten fortgesetzt: a) Fortsetzung vom vierten Wege zur menschlichen Glückseligkeit, von der geoffenbarten christlichen Religion überhaupt. b) Der fünfte Weg zur menschlichen Glückseligkeit, die unter allen christlichen Religionspartheyen einzige wahre Religion. Auf diesem fünften Weg kommt dann der Verf. zur Infallibilität, als dem sichersten Hafen aller wahren Glückseligkeit, und beschließt seine Reise mit einem Anhang der den Titel führt: Züge, die für uns zweckmässig, über die menschliche Glückseligkeit selbst. Und wir wollen unsere Anzeige dieses Buchs mit der Bemerkung beschliessen, daß der Inhalt und die Darstellung desselben gleich elend seyen.

Kz.

Erziehungsschriften.

Neue Bildergallerie für junge Söhne und Töchter zur angenehmen und nützlichen Selbstbeschäftigung aus dem Reiche der Natur, Kunst, Sitten und des gemeinen Lebens. Mit 151 Abbildungen. Berlin, bey Oehmigke dem Jüngern. 1794. 468 Seiten in 8. mit schwarzen Kupfern 2 Rthlr. mit illuminirten 3 Rthlr. 12 gr.

Da für junge Gemüther Abwechselung und Mannichfaltigkeit ein Haupterforderniß ist, wodurch sie zum Festhalten einer Schrift angetrieben werden, und wodurch ein Buch für sie den Reitz der Neuheit und ein fortwährendes Interesse behält: so kann man nicht in Abrede seyn, daß sich diese Eigenschaften hierin vorzüglich befinden. Fast alle Stufen des jugendlichen Alters hindurch wird man die Neigung zur Abwechselung bemerken. Ein Buch, das zur Selbstbeschäftigung einem gewissen Alter dienen soll, muß so viel möglich den Verstandeskräften desselben angemessen seyn, und in Hinsicht auf Sprache sowohl als Sachen dieses Alter nicht überschreiten. Es ist daher nöthig, daß man gewisse Jahre festsetze, nach welchen man den Vortrag einrichtet und die Materien wähle. Soll aber ein Buch — wie hier der Fall zu seyn scheint — einen so weitläuftigen Umfang haben, daß der Gebrauch desselben das Kin-

dische, Knaben- und Jünglingsalter einschließt; so muß die Abstufung auch bemerkt seyn, und die Abschnitte, welche für die reifere Jugend sowohl als für das frühere Alter sind, gehörig unterschieden werden. Denn, wenig Eltern haben Neigung, Zeit und Geschick, die Prüfung selbst anzustellen und nach Maasgabe der Jahre und Fähigkeiten ihrer Kinder, die Auswahl dessen, was gelesen werden soll, anzuordnen. Bey der Inhaltsanzeige ließ sich dies weniger angeben, als wenn man darüber mit wenigen Worten das Nöthige in einer Vorrede vorausgeschickt hätte. Denn sicherlich gehören die astronomischen Lehren und Gegenstände aus der mathematischen Geographie, imgleichen die Abhandlung mit der Ueberschrift: Der sittlich grosse Mensch, für ein reiferes Alter, für einen geübteren Verstand und schon ausgebildeteren Geschmack, als z. E. manche Beschreibungen aus der Naturgeschichte. — Da nun, wie gesagt, die Herausg. die Absicht gehabt zu haben scheinen, für die Beschäfftigung des ersteren und reiferen Jugendalters zu sorgen, so hätten sie zur leichtern Uebersicht und zur Beförderung eines zweckmässigen Gebrauchs des Buchs darauf denken können, daß dieses angezeigt geworden wäre.

Zuerst findet man Beschreibungen merkwürdiger Nationen, Thiere, Pflanzen und Mineralien. Sie füllen den größten Theil des Buchs aus, und gehen bis S. 287. Es sind mehrentheils fremde und minder bekannte Gegenstände ausgewählt worden und mit Recht, weil bekannte und leicht in die Augen fallende Dinge nicht das Interesse gewähren und so sehr anziehen, als ungewöhnliche und seltene. Von den Thieren und Pflanzen findet man hier mehrere, die Bertuch in dem bekannten Bilderbuche für Kinder gewählt hat. Ja, es ist vieles wörtlich hier übertragen. Man vergleiche unter andern die Theestaude, den Mandelbaum, die Zitrone und Pomeranze, die aus dem zehnten Hefte des Bilderbuchs entlehnt sind. Es versteht sich, daß hier noch einige Zusätze sind, so wie überhaupt die hier gelieferten Beschreibungen etwas weitläuftiger sind. Im Ganzen muß man dem Herausg. das Verdienst lassen, aus guten Quellen geschöpft zu haben. Die Angaben sind größtentheils richtig und verschaffen dem Leser brauchbare und wissenswürdige Kenntnisse. Manche Erzählungen, wenn sie auch bekannt sind, z. E. von dem kleinen Hündchen und dem Löwen im Tower (Sulzers Vorübungen Th. 1.) und einiges aus Raff, z. B. von den Affen u. s. w.

sind

sind gut vorgetragen und zweckmäßig gewählt, so daß sie gewiß eine angenehme Selbstbeschäftigung gewähren. Von der Giraffe S. 25 bemerkt Rec., daß es neuern Beobachtungen zufolge noch nicht ausgemacht ist, daß sie beym Schreiten immer den Vorder- und Hinterfuß der einen Seite zugleich aufhebt. Sie kann auch zahm gemacht werden, da sie sich an einer Schnur um den Hals selbst von einem Kinde leiten läßt. S. 169. Der Luchs hat kein so außerordentlich scharfes Gesicht, daß er daran alle andere katzenartige Thiere übertreffen soll. Diese alte Meinung ist ungegründet. Seine Augen glänzen zwar, aber deshalb ist er nicht scharfsichtiger. Wozu sollte ihn auch die Natur mit einer so vorzüglichen Sehkraft beschenkt haben, da er auf den Bäumen Hirschen, Schweinen, Rehen, Füchsen auflauert, auch Katzen, Marder, Eichhörnchen verfolgt, die so klein nicht sind, daß er dazu anderer Augen bedürfe? — S. 188. „Der Gebrauch, die Heeringe einzusalzen, ist von Wilhelm Beukel aus Flandern um das Jahr 1397 erfunden worden.“ Eine bessere Methode erfand er vielleicht; aber sicher verstand man vor ihm schon die Kunst, die Heeringe einzusalzen. Schon 1183 war der Fang in der Ostsee und der Handel mit Heeringen von äußerster Wichtigkeit, und man wird ihn schwerlich damals so weit frisch versendet haben. — Die folgenden Abschnitte handeln von dem Menschen, enthalten einiges aus der Naturlehre und eine Uebersicht aus der Astronomie, wo das Sonnensystem ziemlich umständlich vorgetragen ist. Dieser Abschnitt dürfte wohl manche mathematische Vorkenntnisse und Liebe zu ernstern Wissenschaften voraussetzen, wenn Jünglinge — denn für ein solches Alter ist er wohl nur zweckmäßig — zur eigenen Lektüre daran Geschmack finden. — Nach den chronologischen Merkwürdigkeiten befinden sich Bruchstücke aus der Geschichte, die eigentlich eine Untersuchung über den Ursprung des Adels, des Bürger- und Bauernstandes und die Geschichte der Entdeckung von Amerika enthalten. Von den Turnieren wird S. 365 gesagt: „Das erste ward hier zu Magdeburg 935 unter Heinrich dem Ersten gehalten.“ Dieses historische Fragment ist wohl aus einem in Magdeburg erschienenen Buche entlehnt, weil man sonst nicht begreift, was das Umstandswort hier in dem Zusammenhang sagen soll. — Die vornehmsten Gottheiten der Griechen und Römer, die bildenden Künste, etwas zur Charakteristik des Menschen und Gesundheitsregeln beschließen das Buch. So edel der Ton ist, der im

Mühe herrscht; so hat sich dennoch eine gewisse Unrichtigkeit hin und wieder eingeschlichen, die oft auf Irrthümer führt, oft und vielleicht noch mehr eine Druckersünde seyn mag. Bey Büchern für die Jugend kann man nicht Sorgfalt genung anwenden. So findet sich S. 373. die Jahrzahl der Abreise Kolumbs 1472 statt 1492 angegeben. Auch S. 381 hat der August nur 30 Tage. — S. 379. Rhadaman. statt Rhadamanth. S. 380 Letona st. Latona. S. 383. Bacchus war ein Sohn der Semele, nicht Selene. — Der Quell auf dem Helikon soll Aganippe heißen, nicht Apanippe. Rec. stieß noch auf mehrere, auch Sprachfehler. So ist wegen zuweilen mit dem Dativ construirt, z. B. S. 25. — Der Aufsatz: Der sittlich grosse Mensch, hat viele schöne Stellen. Sollte das Wort Sinnling wohl üblich seyn? Auch sagt man nicht die Bahne, sondern die Bahn.

Was die Kupfer betrifft, so nehmen sie sich gut aus, und sind die Pflanzen besonders sauber. Minder gefallen die Titelkupfer. Nach einer Anzeige soll noch eine Bildergallerie in eben diesem Verlage herauskommen, die auch als eine Fortsetzung der gegenwärtigen angesehen werden kann.

Ad.

Der Jugendfreund, in angenehmen und lehrreichen Erzählungen für Lehrer und Kinder. Viertes Bändchen. Quedlinburg, bey Ernst. 1793. 15 Bog. in 8. 10 gr.

Der Erzählungen in diesem Bändchen sind 59. Sie sind allerdings von eigener Art, so daß wir uns nur weniger davon, in ähnlichen Sammlungen entsinnen gelesen zu haben: viele darunter sind so individuell, daß sie der Herausgeber vom Hörensagen aufgenommen zu haben scheint. Wohl aber würde er in allen Fällen gethan haben, wenn er, bey vielen wenigstens, wo es die Glaubwürdigkeit erfordert, seine Quellen angegeben hätte, wie z. B. bey der zehnten, von dem König in Frankreich. Sehr unnöthig aber ist es, daß er jede derselben, nicht mit einer, sondern mit mehrern Nutzanwendungen versehen hat, die eben deswegen, weil sich der Verf. mit der einzigen unmittelbaren Folge nicht begnügt, die sich von selbst darbietet, zuweilen wirklich ins Abgeschmackte fallen. Eben so

ent-

endlich ist der Aufputz mit biblischen Stellen, und, zum Theil schlechten, Versen. Die Schreibart sollte billig in einem Buche, das junge Leute lesen sollen, reiner und correcter seyn, als sie es hier größtentheils ist. Z. B. S. 9.: „Das Rennthier ist der Grönländer ihr ein und alles. S. 10. Zwey Acker- und ein Kutschspann. S. 52. „Ihr (eines Dienstmädchens) Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten hatte ihr die völligste Gunst der Herrschaft erworben, und liebten sie solche wie ein Kind, genoß auch — viele Vortheile," welche Nachlässigkeit des Styls! Unter der Aufschrift: der die Natur beobachtende Landmann, hat der Verf. die unter dem Landmann gewöhnlichen Witterungsregeln gesammelt, welches wir sehr billigen. Nur hätte dadurch kein einfältiger Aberglaube erhalten und fortgepflanzt werden sollen: z. E. wenn in der Andreasnacht ein volles Glas mit Wasser überläuft, so bedeutet es ein feuchtes, wo nicht, ein trocknes Jahr. — Ist Pauli Bekehrungstag windicht, so bedeutet es Krieg. rc. Dem ungeachtet glauben wir, daß das Buch nicht ohne Nutzen von Eltern, Lehrern oder Kindern gebraucht werden, und daß der Beyfall, den nach der Vorrede, die ersten Bändchen gefunden haben sollen, wahr seyn könne. Dieses Bändchen hat der V. der sich Plato zu Merseburg unterschreibt, dem Hrn. Prof. Salzmann zu Dessau dedicirt.

Rg.

Lesebuch für Kinder, die gern verständiger und besser werden wollen. Zu finden bey dem Verfasser zu Hamm bey Bochum, wie auch in Commißion bey Brönner in Frankfurt, 1793. 196 Seiten Octav. 6 gr.

Der Vf., der sich unter der Vorrede Joh. Friedrich Wilberg, Schullehrer in Hamm, unterschreibt, sagt, daß er dieses Buch zunächst für seine eigene Schule herausgegeben habe. Es wäre zwar darin schon bisher der Rochowsche Kinderfreund, und das Junkersche kleine Schulbuch gebraucht worden; aber da er genöthigt wäre, mit seinen Schulkindern viele Leseübungen anzustellen, so hätten diese Bücher für einen grossen Theil bald den Reitz der Neuheit verloren. Um also die Aufmerksamkeit der Kinder beständig zu erhalten, und ihre

Wiß-

Wißbegierde zu wecken und zu nähren, habe er sich zur Herausgabe dieses Lesebuchs entschlossen. Es besteht aus einer Sammlung von Erzählungen, Liedern, moralischen, physikalischen, naturhistorischen rc. Aufsätzen, die größtentheils aus den Schriften von Salzmann, Thieme, Fröbing u. a. m. genommen sind. Die Absicht des Verf. ist gewiß eben so rühmlich, als die Ausführung wohl gerathen ist; und das Buch verdient daher auch andern Lehrern zu gleichem Zweck empfohlen zu werden. Bey einer neuen Auflage wird der Herausgeber freylich noch hier und da manches verbessern können; vielleicht wird es ihm nicht unangenehm seyn, wenn wir ihn auf einige Stellen aufmerksam machen, die uns einer Verbesserung zu bedürfen scheinen. In dem Liede S. 195 heißt es: „Gieb, daß mich jeder Bissen Brod die Pflicht des Menschen lehre" — das ist ein bischen zu viel verlangt. — Die Erzählung unter Nr. 2 zur Empfehlung der Aufmerksamkeit, ist nicht gut gewählt, weil es eine Sache des Zufalls war, daß die Kinder das Kupfererz fanden. Auch werden bey weitem die wenigsten Schiffe mit Kupfer beschlagen. — Irrlichter bestehen nicht, wie S. 61 gesagt wird, aus fetten und schweflichten Dünsten. Die Entzündungen in der Luft entstehen gewiß am seltensten aus solchen Dünsten. Von den Irrlichtern ist es noch nicht ausgemacht, ob sie etwas Brennendes oder blos Leuchtendes, eine entzündete oder phosphorescirende Materie sind. — Der Blitz wird nicht durch das Aneinanderreiben der Wolken hervorgebracht; das Rollen des Donners rührt nicht einzig vom Echo, sondern von der fortdauernden Zersetzung der Luft her; und das Wetterleuchten ist nicht ein Blitz ohne Wolken, sondern blos ohne Donner. — Beym Uranus hat man bis jetzt erst zwey, nicht drey Trabanten entdeckt. — Die Sonne wird von den Physikern nicht mehr für ein Feuer oder für einen brennenden Körper gehalten, und also fallen die Consequenzen von selbst weg, die hier aus dieser Hypothese gezogen werden.

Na.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des sechszehnten Bandes zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Kiel,

verlegts Carl Ernst Bohn, 1795.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des sechzehnten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

IV. Schöne Wissenschaften und Poesien.

V. Musik.

VI. Weltweisheit.

VII. Mathematik.

VIII. Naturlehre und Naturgeschichte.

IX. Haushaltungswissenschaft.

Der

X. Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

XI. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XII. Gelehrtengeschichte.

XIII. Biblische, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, rc.

XIV. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

C. Val.

XV. Erziehungsschriften.

XVI. Handlungs- Finanz- u. Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

XVII. Vermischte Schriften.

J. Lich.

Verzeichniß der recensirten Bücher.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Sechszehnten Bandes Zweytes Stück Fünftes Heft und Intelligenzblatt No. 21. 1795.

Weltweisheit.

Abhandlungen das Interesse der Menschheit und der Staaten betreffend, von Villaume, mit dem Motto, Wahrheit und Gerechtigkeit sind das einzige Gemeinwohl. Altona, bey Hammerich. 1794. gr. 8. 391 Seiten. 1 Rh. 4 gr.

Vier dieser Abhandlungen sind, der Vorrede zufolge, nach Preisaufgaben ausgearbeitet worden. Auffallend war es mir, setzt der Vf. hinzu, daß fünf Akademieen in Frankreich, als wenn sie Abrede mit einander genommen hätten, sogleich lauter gemeinnützige und wichtige Fragen zum Concurs ausgaben. Bis dahin hatten die Akademieen, besonders in Frankreich, theils bloß speculative, theils kriechende und den Tyrannen schmeichelnde Preisfragen aufgegeben. Plötzlich veredeln sie sich, und werden was sie immer hätten seyn sollen, wenn der Despotismus es zugelassen hätte, die Lehrer der Nation, welche den Gemeingeist auf die Gegenstände lenken, die für Gemeinwesen von der größten Wichtigkeit sind. Volksbildung, Erweckung des Patriotismus, Erziehung der Jugend, Nahrung des Volkes, das sind ihre Aufgaben. Diese Abhandlungen sollten in einer Berlinischen Buchhandlung gedruckt werden. Das Manuscript ward nach *** zum Druck geschickt, kam aber nach einiger Zeit mit folgendem Billet des dortigen Censors zurück: Herr Hofbuchdrucker *** wissen sehr wohl, daß ich nichts censiren kann, was wider den Staat, das ist, wider unsre deutsche Verfassung ist. Die Empfehlung

des Patriotismus paßt aber nur zum Staate der Neufranken. Daher ich es, ohne höhern Orts anzufragen, nicht auf mich nehmen kann, dafür in Deutschland verantwortlich zu werden. Zu dem Worte Neufranken ist die Anmerkung gemacht: ist das Spott der Neufranken? dann bedaure ich den der sich selbigen erlaubt. Oder ist das Spott gegen die Deutschen? Er wäre bitter, und das Schicksal der edlen deutschen Nation wäre traurig, wenn der Vorwurf gegründet seyn sollte. Doch habe ich nicht in der Rede selbst dergleichen gesagt? Ich sehe es gar zu wohl ein, daß der Patriotismus unter der Despotie unmöglich und unerlaubt ist. Darauf fährt der Vf. fort: das ist schon die dritte Schrift, für welche mir die Censur verweigert wird, obgleich das Censuredikt sowohl als das neue Gesetzbuch für die preußischen Staaten eine anständige und bescheidene Prüfung der Wahrheit erlauben. — Erlauben! Also hab' ich mich ans Ausland gewandt. Denn es werden doch in diesen Schriften einige Züge, einige Gedanken seyn, die das Wohl der Menschen befördern können; und ich kann meinem Rechte, meine Gedanken öffentlich bekannt zu machen, nicht so geradehin entsagen. Wir haben dies ausführlich nacherzählt, weil es die freymüthige und auf Gemeinwohl gerichtete Denkart des Verf. hinlänglich zu erkennen giebt.

Die erste von der Akademie zu Metz gekrönte Abhandlung betrifft die von dieser Akademie aufgegebene Frage: welche sind die Mittel Vaterlandsliebe bey dem Volke zu erwecken? Nach näherer Bestimmung dessen was Vaterlandsliebe eigentlich heißen soll, Liebe zu der Verfassung, den Gesetzen, und der Regierung unter welcher man als Bürger lebt, schlägt der Vf. vornehmlich dazu vor, Unterricht des Volks in der Verfassung und den Gesetzen, und zwar von früher Jugend an; Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten, in Gebung der Gesetze, Bestimmung der Abgaben u. s. f.; Volksversammlungen, Volksfeste, u. dgl. m. Weil aber dies nur auf republikanische Verfassungen anwendbar ist, und er die eigentliche warme Vaterlandsliebe in monarchischen Alleinherrschaften oder gar Despotieen nicht für möglich hält: so räth er, in solchen Verfassungen dies wenigstens in manchen Stücken nachzuahmen, und in der Staatsverwaltung mehrere Popularität und Publicität einzuführen, auch in den Verordnungen und Befehlen sich eines sanfteren mehr belehrenden, und durch Gründe lenkenden, als des gebieterischen Herrschertones zu bedienen. Ha! wenn die Monarchen ihr wahres

Interesse verstånden, heißt es S. 47, oder wenn sie nicht vielleicht die Menschen zu sehr verachteten, um sich doch einige Můhe zu geben, die Herzen nicht ganz von sich zu stoßen! wahrlich sie würden wie Götter der Erde verehrt werden. Gesetzt die Fürsten wollten lieber die Herzen der Unterthanen gewinnen, als sie durch Furcht und Schrecken verscheuchen, oder durch den Glanz und Gewicht der Majeståt in Erstaunen und Bestürzung setzen; gesetzt sie nähmen die Sprache und das Betragen eines Vaters des Volks an, oder die eines Verwesers der Souverainität, statt des Tones und des Verfahrens eines Herrn und willkührlichen Beherrschers; gesetzt daß sie nicht mehr sagten, daran geschieht unser gnädiger Wille: als wenn ihr Wille der Grund der Gerechtigkeit wäre; sondern sie ertheilten ihre Befehle und sancirten ihre Gesetze im Namen des Rechts, der Menschheit und der Vernunft, und erklärten die Gründe und Nothwendigkeit ihrer Edikte, ihrer Auflagen, ihrer Unternehmen; und sich wenigstens die Mühe gäben, die Gründe zu ihren Verordnungen, und sollten es auch nur Scheingründe seyn, in dem Gemeinwohl aufzusuchen: welche Herzen würden ihnen entgehen? Allerdings würde dies viel bewirken; ob aber nicht noch mehrere Wurzeln des Uebels vorhanden sind?

Die zweyte Abhandlung betrifft die von der Akademie zu Lyon aufgegebene Frage: welche Grundsätze und welche Gesinnungen muß man den Menschen zu ihrem Wohl einzuflößen suchen? Natürlich meint wohl die Akademie das letzte, höchste Ziel, nach welchem bey Einflößung der Grundsätze und Gesinnungen gearbeitet werden soll; denn sonst muß, nach dem verschiedenen Grade der Cultur der Menschen, in welchem auch ein verschiedenes Wohl statt findet, das was man an Grundsätzen und Gesinnungen einflößt, verschieden seyn. Eben diese Bestimmung ist auch natürlich zu verstehen, wenn von der Frage die Rede ist, ob man die Völker täuschen müsse? wofern man nicht nach Verschiedenheit der Beschaffenheit der Völker entgegengesetzte Antworten sich gefallen lassen will. In diesem Sinne nun, den der Vf. stillschweigend voraussetzt, antwortet er, die Grundsätze und Gesinnungen von Gerechtigkeit, Menschenliebe, von natürlicher Religion seyn die, welche man einflößen müsse; bedürfe man aber ja einer positiven Religion: so müsse es eine solche seyn, die der reinen Naturreligion am nächsten komme, jedoch ohne allen Zwang.

Die dritte Abhandlung beantwortet die von der Akademie zu Dijon aufgegebene Frage: welchen Einfluß haben die Sitten der Regierung auf die Sitten des Volks? Aus dem Triebe zur Nachahmung, aus dem Einflusse der Macht und des Ansehens, und andern Gründen mehr folgert der Vf., daß die Sitten der Regierung dem Volke sich unausbleiblich mittheilen. In der vierten Abhandlung wird die von der Akademie zu Metz aufgegebene Frage beantwortet; welche sind die Mittel dem Volke die Nahrung zu versichern, und zwar dergestalt, daß man die Beschwerden des Mangels abwende, ohne dem Ackerbau zu schaden? Wir gehen hier vorüber, um über das letzte Stück, den Versuch über den ersten Zustand der Menschen, und über die ersten Fortschritte derselben, noch etwas anmerken zu können.

Der Verf. sagt hierüber viel scharfsinniges; doch scheint es, daß er die Begriffe vorher nicht allemal sorgfältig genug bestimmt, und daher seinem Gange nicht immer die erforderliche Festigkeit gegeben hat. Gleich anfangs, ehe man einen Schritt thun kann, muß man darüber mit sich und dem Leser einig werden, ob man die Sache vorstellen will wie sie wirklich geschehen ist; oder wie sie unter gewissen Voraussetzungen hat geschehen können, und geschehen müssen, damit man sich nicht der Gegenrede aussetze, daß man bloße Erdichtungen und Möglichkeiten vortrage. Das letzte Ziel dieser ganzen Untersuchung ist, darzulegen wie der Mensch sich allmählig ausgebildet hat. Zu diesem Ende muß man ihn von allem Erworbenen gänzlich entblößen, mithin, nach dem Vf., einen Zustand annehmen, worin der Mensch von allen Kenntnissen, Begriffen, Fertigkeiten leer ist, die ihm die Zeit gegeben hat, kurz wo er wie ein eben gebornes Kind erscheint. Ob er je ganz so gewesen ist, thut hier nichts zur Sache: denn hier muß nach einer Hypothese entschieden werden. Weil aber ein neugebornes Kind sich allein nicht erhalten kann: so muß man den Menschen mit hinlänglichen Körperkräften ausgerüstet denken, um sich seinen Unterhalt verschaffen zu können; etwa als Jüngling am Körper, aber übrigens als Kind. Man läßt ihn in gänzlicher Einsamkeit, umgeben von Pflanzen und Thieren, so weit kommen, als er kommen kann. Unsere vornehmste Ausbildung ist unläugbar das Werk des Umganges mit, und Verhältnisses zu andern Menschen; folglich muß nun dieser Mensch seines Gleichen näher gebracht werden.

Hiebey entsteht nun die Frage, ob man gleich anfangs mehrere zerstreute und isolirte, oder Menschen in einiger geselligen Verbindung von Familien annehmen muß? Der Verf. ist für das erste, ohne jedoch dafür Gründe anzugeben. Der Geschichte, Ueberlieferung und bisherigen Beobachtung der Reisebeschreibungen zufolge, müßte man sich für das letzte entscheiden. Hier dürfte es wohl am besten seyn, beyde Gesichtspunkte nach einander zu nehmen, und zwar zuerst, da doch die Gesellschaft nicht zu den durchaus nothwendigen Zuständen der Menschheit gehört, zu untersuchen, wie solche zerstreute Menschen sich gegen einander benehmen, und allmählig zusammentreten würden; alsdann aber zu untersuchen, wie wohl der Hergang der Sache nach den Ueberlieferungen und andern wahrscheinlichen Gründen möge gewesen seyn. Diesen letzten Gesichtspunkt läßt der Vf. ganz aus den Augen, und daher kommt es, daß er die Entstehung der Gesellschaft so einseitig angiebt, und zwar so, daß man nach dem zweyten Gesichtspunkte manches dagegen erinnern kann. Die Frage, wie werden ganz isolirte Menschen sich gegen einander benehmen? beantwortet er gut und scharfsinnig so: sie werden nicht in einem wirklichen Kriege gegen einander, sondern in einem Zustande des Krieges sich befinden. In dem wirklichen Kriege sind die Menschen erklärte Feinde, greifen einander an und trachten einander nach dem Leben, sobald sie einander ansichtig werden. In dem Zustande des Krieges sind sie nicht Feinde, können es aber werden; ein Apfel, den sie sich streitig machen, erregt einen Streit, und kann einen Kampf veranlassen.

Auf den ursprünglichen Zustand läßt der Vf. zuerst das Jäger- und Fischerleben; auf dies das Hirtenleben und endlich den Ackerbau folgen. Vollkommen richtig kommt uns diese Folge nicht vor; bey einigen Völkern scheint das Hirtenleben das erste, wie bey andern das Fischer- und Jägerleben gewesen zu seyn. Welche von diesen Beschäftigungen die vereinigten Menschen wählen, kommt wohl hauptsächlich auf die Gegend und das Clima an. Die Hottentotten, die Bewohner der Tatarey kennen wir nicht anders als nomadische Hirten; wie die Kamtschadalen, die Grönländer nicht anders als Fischer, weil Land und Himmelsstrich es so verlangen. Die Hirten sind nicht nothwendig vorher Jäger gewesen, wie der Vf. meint, weil man erst Thiere durch Jagd fangen muß, ehe man sie zähmen kann. Man weiß aus Reisebeschreibungen,

daß die Thiere an den Orten, die von Menschen nicht bewohnt, und wo sie nicht von Menschen verfolgt werden, den Menschen nicht fliehen; folglich kann unter einem warmen an Schaafen oder Rindern sehr ergiebigem Himmelsstriche das Hirtenleben gar wohl das erste gewesen seyn. Ein Jägerleben ohne allen Ackerbau kann ferner nicht lange bestehen, besonders wenn die Menschen sich einigermaßen mehren. Daher finden wir auch bey fast allen Jägervölkern in America einigen Ackerbau. In sehr fruchtbaren Gegenden scheint sogar einiger Bau der Pflanzen, verbunden mit einiger Viehzucht, das erste Leben gewesen zu seyn; wie auf den Südsee-Inseln, und an den Küsten von Afrika, von Senegambien bis an das Caffernland. Der Brodbaum, Datteln, Bananas, und andere Fruchtbäume mehr geben hier dem Menschen von selbst seinen Unterhalt, wenn er nur ein wenig Arbeit hinzu thut. Auch scheint es nicht ganz richtig, wenn der Vf. behauptet, das Fischerleben setze mehr Kunst voraus als das Jägerleben, und sey also später. Man weiß, daß an sehr fischreichen großen Strömen die Fische mit Pfeilen oder Spießen getödtet werden, und daß noch jetzt auf den griechischen Inseln der Dreyzack Neptuns zum Fischfang dient. Was von der Sanftheit und Weichlichkeit der Hirtenvölker gesagt wird, paßt gleichfalls nur auf die, welche unter einem besonders milden und ergiebigem Himmelsstriche leben. Die Bewohner der Wüste Saraha in Afrika sind nomadische Hirten, aber dabey die rohesten und grausamsten Menschen, die man sich nur denken kann; weil sie oft aus Mangel an Regen der fürchterlichsten Noth bloßgestellt werden.

Ai.

Philosophische Gedanken und Abhandlungen meist moralischen Inhalts, auch mit Rücksicht auf die kritische Philosophie. Von einem Verehrer der Weisheit. Erstes Bändchen. Pest, bey Lindauer. 1794. 8. 16 Bog. Zweytes Bändchen, 1794. 16 Bogen.

Die Absicht dieser Schrift ist, sowohl Kenntniß ächter Sittlichkeit, als Liebe für sie, verbreiten zu helfen. Diese Absicht ist nicht nur an und für sich löblich, sondern sie schließt auch

gewiß einen Gesichtspunkt in sich, der vielleicht nie mehr als gegenwärtig, recht eigentliches Zeitbedürfniß war. Der Vf. dieser Schrift, der in diesen zwey Bändchen nicht nur gezeigt hat, daß er das Eine, was Noth ist, selbst kenne, und warmes Gefühl dafür habe; sondern daß er sich auch darauf verstehe, seine Leser damit bekannt zu machen, und sie dafür zu erwärmen, verdient daher nicht nur Dank, sondern auch Aufmunterung zur Fortsetzung dieser Arbeit. Das erste Bändchen enthält folgende Rubriken: 1) Ueber die Aufklärung. Eine Rede bey Austheilung der Schulpreise in Freysing, 1791. Die Absicht dieser Rede ist, die wahre Aufklärung von der falschen zu unterscheiden, und zu zeigen, wie man wahre Aufklärung stiften könne, ohne die bösen Folgen der falschen fürchten zu müssen; besonders wie man in dieser Sache schon bey der Jugend zu Werke gehen solle, damit nicht unruhige und böse, sondern friedliche, gute Menschen, Christen und Bürger daraus werden. Es giebt eine Kenntniß und Aufklärung, die gar keines Mißbrauchs fähig ist, und die allen weitern Mißbrauch von jeder andern an sich nützlichen Kenntniß und Aufklärung heben kann. Dies ist die Kenntniß und Aufklärung über unsere Pflichten in diesem, über unsere Erwartungen in einem künftigen Leben; über das, was wir thun sollen, und was wir dann von Gott zu hoffen haben; die Aufklärung über Tugend und Religion. Diese muß obenan stehen, und über jede andere herrschen, dann kann und wird uns jede andere erst recht vortheilhaft werden. Diese Aufklärung ist keines Mißbrauchs fähig, man kann nach ihr nicht anders als gut handeln, und wenn man nach ihr jede andere Kenntniß und Aufklärung ordnet, so kann man auch diese nicht anders, als gut gebrauchen. Vor allem seine Pflichten kennen lernen, daß man sie thue, dies zeigt uns, wie man alles übrige Erkannte, nie gegen seine Pflicht gebrauchen solle. 2) Ueber Sittlichkeit und Tugend. 3) Das Gewissen. 4) Menschenkenntniß, Selbstkenntniß. 5) Ueber die Leiden der Menschheit. Unter diesen Rubriken liefert der Vf. verschiedene Bemerkungen und Grundsätze, die zwar ihren Gegenstand nicht erschöpfen, aber als Gedenksprüche ihre Wirkung nicht verfehlen. 6) Was ist Tugend? In welcher Verbindung steht sie mit der Glückseligkeit? Das Resultat dieser Untersuchung ist: Man kann nie mit allgemeiner Gewißheit sagen: Tugend macht glückselig. Doch kann man behaupten: Tugend liefert einen Hauptbestandtheil

zu deiner Glückseligkeit, nämlich Ruhe und Zufriedenheit mit dir selbst. 7) **Sprüche der Weisheit, aus und nach Salomo.** 8) **Ueber die Kenntniß des Guten und Bösen.** Der Verf. zeigt, daß die Imperative: du sollst jeden weisen, gütigen Wohlthäter lieben: (und wer ist dies, sobald du ihn kennen gelernt hast, mehr, als Gott?) du sollst dem Hülfsbedürftigen, dem der Liebe und des Wohlthuns Empfänglichen, weislich wohlthun, nicht übelthun: du sollst nie bloß eigennützig alles auf dich beziehen, sondern jeden deiner vernünftigen Mitmenschen so gut, als dich, ehren — die sicherste Grundlage alles Unterschieds zwischen dem Guten und Bösen abgeben. 9) **Ueber Kantische Philosophie und die Frage: Ist daraus für Religion und Moral Nachtheil zu fürchten, oder vielmehr wichtiger Vortheil zu hoffen?** Der Vf. zeigt hier, und in einigen folgenden Abhandlungen im zweyten Bändchen, mit einer Evidenz, die man über diese Gegenstände nicht vollkommener verlangen kann, daß aus der Kantischen Philosophie für Religion und Moral nicht nur kein Nachtheil zu erwarten sey, sondern daß sie die Grundwahrheiten der Religion und Moralität also begründe, und gegen die feindlichen Anfälle ihrer Gegner also sichere, wie noch keine Philosophie vor ihr vermocht hat. 10) **Verschiedene Gedanken über Verschiedenes.**

Das zweyte Bändchen enthält folgende Rubriken: 1) **Ueber das gegenwärtige Zeitalter.** Der Vf. kann sich nicht überzeugen, daß das gegenwärtige Zeitalter, schon den ganz gesunden Menschen, gesund an Kopf und Herzen, an Kraft und Einsicht, vorstelle. Das gegenwärtige Zeitalter, sagt er, wird durch zu heftige Anwandlungen erschüttert, die von einem Fieber zeugen, wovon die Materia peccans noch nicht aus dem Leibe weggeschafft ist. Es hat sich an eine starke Speise wagen wollen; aber das heftige Erbrechen, das es davon erduldet, ist wohl ein Zeichen von einem schlechten Magen, der sie nicht tragen kann. Das Wort Freyheit macht ihm Schwindel: die Früchte seiner Religion und Philosophie sind noch zu vielfältig nur ein Zankapfel: Moralität ist in ihrer innern Reinheit des Wollens noch kaum erkannt, geschweige geübt: die Politik: die die Moralität, um nicht zum niedrigen Spiele der List und des Betruges herabzusinken, zur Grundlage nehmen sollte, versteht in den Cabinetten der Fürsten, in den geheimen Arbeitsstuben der

[illegible]; doch nicht ganz mit ihr, wie in Einem Hause und Zimmer zu wohnen: die Staatsverfassungen mit dem Frieden von innen, und mit der Sicherheit von außen, schwanger: die verschiedenen Völker sind, wie ehemals die einzelnen Menschen, oder doch Familien, durch kein hinlänglich gesellschaftliches, moralisches oder politisches Band mit einander verkettet; sondern im fortwährenden Zustande des Kriegs und der Barbarey, und jede Macht glaubt, den so oft wiederholten und wieder gebrochenen Verträgen einer ewigen Freundschaft, nicht anders trauen zu dürfen, als wenn zugleich Armeen, Kanonen und Schwerdter dafür Gewähr leisten, und dem moralischen Menschen- und Völkerrechte, das physische Recht der Stärke zur Seite steht. 2) Von der Glückseligkeit der Thoren. Nach dem Französischen eines Ungenannten, mit Anmerkungen. 3) Wie kann und soll man den Ungelehrten Gottes Daseyn beweisen? Das Resultat dieser Untersuchung ist: Bey dem Menschen zeigt sich das Bedürfniß einer befriedigenden Antwort auf die zwey Fragen: Woher ist alles, was nach dem Gesetze der Nothwendigkeit in der Natur ist, und geschieht? — Wohin führt alles, was nach dem Gesetze der Freyheit seyn und geschehen soll? — Er will den letzten Grund von dem wissen, was ist, und geschieht; er will der Folge von dem gewiß seyn, was seyn und geschehen soll. Zeigt ihm einen mächtigen, gütigen, weisen Schöpfer, Regenten und Erhalter der Natur; zeigt ihm einen sicheren Vergelter des Guten und Bösen, so ist er beruhiget. Je dringender seine doppelte Frage ist, um so willkommener wird ihm eure Antwort seyn. Und seine Frage wird um so dringender seyn, je dringender sein Verlangen ist, den letzten hinreichenden Grund von dem zu wissen, was außer ihm in der ganzen Natur geschieht; je lebendiger er die Nothwendigkeit anerkennt, das zu thun, was nach seinem Sittengesetze im Innern, geschehen solle. 4) Ueber Religion. Versuche aus einzelnen Bemerkungen über diesen Gegenstand. Wir wollen nur Eine davon hersetzen: In Bamba rauben die in Ungnade gefallene Edelleute so lange, bis sie zur Summe gelangen, die hinlänglich ist, sich wieder die Gnade des Fürsten zu erkaufen. Mancher ungerechte Geizhals sieht Gott für einen Fürsten von Bamba an. Im Leben raubt und scharrt er zusammen; im Tode macht er pro remedio animae eine Stiftung. Er will sich bey Gott in den Himmel mit dem einkaufen, was er seinen Mitmenschen auf Erden raubte.

5) Briefe über die Begriffe von Gesetz, Pflicht, Gut und Böse. In diesen Briefen werden folgende Fragen mit vielem Scharfsinn und großer Deutlichkeit beantwortet: Liegt nicht in der Allgemeinheit des Moralgesetzes, in dieser seiner Form, auch seine Verbindlichkeit? Giebt diese allgemeine Form aller Gesetze, diese allen gemeinschaftliche Verbindlichkeit nicht eben darum das oberste Moralgesetz an Handen? Sagt das oberste Moralgesetz unmittelbar, was, und nicht vielmehr, wie man wollen und thun soll, um moralisch gut zu handeln? Wird das Was, der Gegenstand, die Materie nicht erst durch das Wie und die Form des Gesetzes, und also erst mittelbar durch das oberste Gesetz bestimmt? Warum mißlingen so oft die Versuche, die Fragen, was Gut und Recht, was Böse und Unrecht sey, zu beantworten. 6) Moralische Bemerkungen und Grundsätze. 7) Ueber wahre politische Freyheit. 8) Ueber bürgerliche Regierung, Verfassung und Wohlfarth. Diese Betrachtungen geben das allgemeine Resultat: Je weniger Laster, desto mehr Friede von innen in jeder einzelnen Seele, desto mehr Einigkeit und Zusammenstimmung von außen im ganzen Staat. Wo Bürger und Vorsteher, der Tugend gemeinschaftlich einen Altar errichten, da steht es gut mit Stadt und Land, so lange der Altar steht! Wer ihn umreißt, reißt die allgemeine Wohlfarth, die allgemeine Sicherheit, Kraft und Stärke um! Wären doch einmal, Thron, Schule, Kanzel und Gerichtsstube einmüthig für die Tugend, dann dächten die Laster an ihre Abreise, und der Altar stände fest. 9) Verschiedene Bemerkungen. 10) Gespräche. In diesen Gesprächen wird das System des Egoismus in seiner Blöße dargestellt. 11) Ueber wahre politische, oder bürgerliche Freyheit, eine Fortsetzung von Nr. 7. Die Entwickelung der hieher gehörigen Begriffe führen den Vf. auf das Resultat, daß wahre Freyheit des Bürgers nur in der Moralität des Volks, und in der Moralität des Regenten eine sichere Grundfeste finde. Erhöhte Moralität des Volks macht, daß es immer wenigerer, immer milderer Zwangsgesetze bedarf, und erhöhte Moralität des Regenten macht, daß er nicht mehrere, nicht strengere Zwangsgesetze giebt, oder begünstiget, als deren das Volk bedarf; ja daß er selbst sein Volk zur moralischen Selbstregierung immer mehr gewöhne, damit es der physischen Zwangsregierung immer weniger bedarf, damit es immer höhere Freyheit empfangen, und vielfältigen, gemeinsamen

Ein=

Einschränkungen ohne Nachtheil immer mehr entbehren kann. Sittlichkeit und Tugend sind daher die Grundfeste und der Garant der wahren Freyheit des Bürgers. Da sich aber weder vernünftige Selbstregierung beym Volke, noch vernünftige Staatsregierung beym Fürsten, ohne wahre Aufklärung denken läßt: so erhellet, daß Einsicht des Verstandes, und Güte des Willens — Aufklärung und Tugend — Weisheit — die einzige sichere und dauerhafte Grundlage der bürgerlichen Freyheit sey. 12) Erzählungen und Anmerkungen dazu.

Kz.

System der Platonischen Philosophie, von M. Wilhelm Gottlieb Tennemann. Zweyter Band. 22 Bogen. — Dritter Band. 15 Bog. gr. 8. Leipzig, bey Barth. 1794. 1 Rh. 12 gr.

In dem zu seiner Zeit angezeigten ersten Bande dieses Buchs war bloß die Einleitung zu der Philosophie des Plato enthalten, und der Plan des Ganzen wurde darin angelegt. Jetzt wird das Lehrgebäude dieses Philosophen selbst von dem Vf. entworfen und dargestellt. Man hat die Bedenklichkeit geäußert, ob sich diese Darstellung möglich machen lasse, und man zweifelte, ob Plato auch überhaupt ein System gehabt habe. Diesem Zweifel wird daher in der Vorrede des zweyten Bandes begegnet. Freylich ist wohl in den Schriften dieses Weltweisen selbst kein vollständiges und absichtlich zusammengeordnetes System befindlich; dadurch aber ist noch nicht erwiesen, daß ein solches nicht in dem Kopfe dieses so gründlichen Mannes vorhanden gewesen sey, der es nur nicht für gut gefunden zu haben scheint, dieses Lehrgebäude nach seinem ganzen Inhalte und Zusammenhange schriftlich bekannt zu machen. Eine Voraussetzung, die durch die von unserm Verf. in dem ersten Bande aufgestellten Thatsachen keinen geringen Grad historischer Gewißheit erhält, und die hier noch durch verschiedne gute Gründe unterstützt wird. Vielleicht aber betraf jener Zweifel nur die Möglichkeit, das Platonische System aus den vorhandenen Materialien wieder herzustellen. Und hier muß freylich nun die Ausführung des gegenwärtigen Werks am sichersten entscheiden; und sie wird hoffentlich jenen Zweifel auf eine befriedigende Art heben. Allerdings kann

man

man die Platonische Philosophie, wie jede andre, systematisch *a priori* darstellen, wenn man das Eigenthümliche derselben in bestimmte Formeln faßt, und das darin Enthaltene vollständig entwickelt. Dies würde dann aber mehr die Idee von dem werden, was dies System eigentlich seyn sollte, als von dem, was es wirklich war. Des Vf. Absicht hingegen war, seinem Philosophen beständig treu zu folgen, und die wirklich vorhandenen Materialien seiner Philosophie zu sammeln, und zu Einem Ganzen zu bearbeiten. Er mußte sich also eine gewisse Ordnung wählen, und gewisse Hauptrubriken festsetzen. Wenn nun gleich diese Anordnung zum Ganzen eigentlich dem Plato nicht angehöret, so lassen sich doch die meisten einzelnen Sätze aus einem obersten Grundsatze herleiten, aus dem nämlich, daß die Vernunft die eigentliche Quelle der Erkenntniß ist; und zudem hat Plato zuweilen selbst den Zusammenhang zwischen den einzelnen Sätzen angegeben. Diese Darstellung ist daher so ganz beliebig und willkührlich nicht.

Man findet in dem zweyten Bande des vorliegenden Werks eine Theorie des Vorstellens, Denkens und Erkennens, wozu aber Plato freylich nur Bruchstücke und Beyträge geliefert hat. Diese, zusammengestellt, konnten hier also nur in sofern Theorie heißen, als sie der Verf. in eine natürliche Verbindung brachte, und dadurch den Bezirk eines großen Feldes bezeichnete, innerhalb welchem sein Philosoph nur hier und da einige kleine Stücke zu bebauen anfieng.

Die Ideen sind das Fundament der Platonischen Philosophie; daher mußte es auch unserm Vf. vornehmlich darum zu thun seyn, den Ideengang des Philosophen richtig zu treffen, alles, was er über diesen Gegenstand dachte, treu und vollständig zu sagen, und mit den gehörigen Gründen zu unterstützen. Dieser Versuch hatte freylich mancherley Schwierigkeiten, die aber sehr glücklich überwunden zu seyn scheinen. Wirklich wird über diese Untersuchungen weit mehr Licht verbreitet; und die verdienstvolle Bemühung des Vf. wird gewiß sehr dazu dienen, nicht nur das Historische dieser Lehrsätze, sondern selbst ihren Inhalt, weiter aufzuklären. — In dem letztern Theile seiner Vorrede beschäftigt er sich noch mit einem achtungswürdigen Gegner, Herrn Mag. Dammann in Helmstädt, der zwey akademische Schriften über den Begriff des Plato von dem Vorstellungsvermögen herausgegeben, und einige Bemerkungen des Vf. näher geprüft hat.

Uebri-

Uebrigens läßt sich von diesem Werke ohne große Weitläuftigkeit nicht wohl ein Auszug geben; und dieser wäre überflüßig, da jeder Liebhaber der philosophischen Geschichte ein so schätzbares Hülfsmittel gewiß selbst benutzen, und nicht ohne vielfache Belehrung benutzen wird. Es sey also an der bloßen Inhaltsanzeige genug. Der zweyte Band enthält, wie gesagt, die Theorie des Vorstellens, Denkens und Erkennens, nach Platonischen Begriffen, und sodann den Anfang des Lehrgebäudes der theoretischen Philosophie des Plato. Zuerst werden einige metaphysische Begriffe und Grundsätze entwickelt, und dann ein Fragment der Platonischen Metaphysik, oder Probleme über das Eins und Vieles, geliefert. — Im dritten Bande folgt das zweyte Hauptstück der theoretischen Philosophie, die angewandte Metaphysik, und die einzelnen Abschnitte betreffen:- die Prädikate der Dinge an sich, die Prädikate der Erscheinungen, die Somatologie, Psychologie, Theologie, Kosmologie, und Teleologie. Dann noch, im dritten Hauptstücke, die empirische Psychologie. — Ein noch zu erwartender vierter Band wird die praktische Philosophie enthalten, die unstreitig ein noch größeres Interesse, als die theoretische, hat, und bey weitem nicht so bekannt geworden ist, als andre Moralsysteme der Alten. Nach der Endigung dieses Platonischen Systems verspricht der Vf. ein Platonisches Glossarium zu liefern, an welchem er schon einige Jahre gearbeitet hat.

Kr.

Protestantische Gottesgelahrheit.

D. S. F. N. Morus, gewesenen ordentlichen Professors der Theologie zu Leipzig, kleine Schriften theologischen und philologischen Inhalts. Aus dem Lateinischen. Nebst dessen Leben. Erster Band. Leipzig, bey Köhler. 1794. 8. 282 S. Zweyter Band. 354 S. 1 Rt. 14 gr.

Vorausgesetzt, daß dem wirklich so ist, wie in der Vorrede gesagt wird, und was freylich auch anderweitige Erfahrungen nicht unwahrscheinlich machen, daß die hier in ein deutsches Gewand geworfenen Schriften im Lateinischen viel zu wenig

gelesen werden, daß es wirklich sehr vielen Studierenden und Predigern verdrießlich (vielleicht auch unmöglich) ist, ein lateinisches Buch zu lesen, und daß also das viele Nützliche und Vortreffliche, was Morus Schriften enthalten, für so viele Theologen (die aber doch kaum diesen Namen verdienen) verloren geht; — dieses vorausgesetzt, so hätte eine Uebersetzung, die zum Behuf jener traurigen Trägheit und Unwissenheit in die Stelle des Lateinischen surrogirt werden wollte, und es zu werden verdiente, weit besser, richtiger, deutlicher, genauer und ausgearbeiteter ausfallen müssen, als die gegenwärtige, die fast auf allen Seiten die unverkennbarsten Spuren der Eilfertigkeit und des Mangels an Fleiß an sich trägt, und in vielen Stellen, um verständlich zu seyn, auch besonders wegen der häufigen, ganz willkührlichen Auslassungen, der Zuziehung und Beyhülfe des Lateinischen bedarf. Wir belegen, um den Verdacht der Partheylichkeit und Unbilligkeit abzuwenden, unser Urtheil mit einigen Beweisen aus dem ersten Band. S. 53 sind die Worte des Originals pag. 47, et severa quaedam narrandi lex, uni rei gestae adstringens officium scriptoris, die ganz nicht überflüßig da stehen, gewiß nicht absichtlich, sondern in der Eile weggeblieben. S. 56, wenn es im Lateinischen von der Stelle Luc. 24, 21. pag. 50 heißt: omnino ille locus, si humano more loqui licet, dulcissimus est, wird übersetzt: ist überaus unterhaltend. Auf der nämlichen Seite ἐκβᾶσι ad intelligendum amorem praeter modum efficaci, nur schlechtweg: „welches erstaunliche Wirkung thut." S. 61 müssen die Worte: selten seine eignen Worte braucht, sondern die Personen selbst mündlich erzählt, — getilgt werden. S. 80 werden die lateinischen Worte pag. 339, propria causa sic loquendi est, übersetzt: „ist es so zu verstehen." S. 96. „Der thuende Gehorsam Christi, in sofern er im moralischen Gesetz vorkommt: *quoad in moralis legis observatione ponitur*, pag. 310. S. 97, mit der Sache selbst, die Christus vortrug, *cum ipsis rebus in facto positis*, wo deutlich die Werke Christi verstanden werden müssen. Ebendaselbst, wie weitläuftig: quod argumentum, cum alio tempore inchoarim, continuandum nunc putavi; „von diesem allgemeinen Begriff habe ich auch schon anderwärts gehandelt." S. 101 auf der letzten Linie muß es statt Geschäft des Vaters: Lehroder Unterweisungsgeschäft heißen. S. 104 ne veram quidem excellentiam divinamque majestatem voluntis abiges

stur.

χάρματα pag. 117 „nicht einmal die wahre göttliche Geistesgabe an sich haben will“ (??) ist der Gedanke so nicht offenbar verfälscht? Wie schief S. 106 ut fiat, *quod alter fieri voluerat* — damit er das thue, was er von einem andern wollte gethan haben! Selbst die falschen Allegate des Originals werden treulich unverbessert übergetragen, wie S. 107 Ebr. 2, 1. 8 statt Ebr. 2, 18. S. 108 quare in singulis his subeundis, admittendis, praestandis *cernitur* illud πρῶτα τὰ ἐντεταλμένα, daher wird bey Uebernehmung, Zulassung und Leistung aller dieser Dinge immer auf das π. τ. x Rücksicht genommen, statt es zeigt, offenbart sich darin. S. 109 sind mehrere unentbehrliche Worte des Lat. unübersetzt geblieben. S. 109 quod omnem virtutem *perficit*, was alle Tugend veranlaßt, statt zur eigentlichen, wahren Tugend macht, sie zum Rang einer gültigen Tugend erhebt. S. 118 wo im Lat. mit Nachdruck religionem *eandem* steht, nur geradehin: Gott, der seine Rel. ꝛc. S. 121 muß Lin. 17 statt vertreiben, verbreiten gelesen werden. S. 128 sind wiederum die im Zusammenhang sehr wesentlichen Worte: sed ut communis orbi terrarum religio introducatur, praedicata illa saepius a prophetis V. T. der eilenden Feder des Uebersetzers entgangen, eben so wie S. 136 die Worte: „et natura hinc officiorum necessitate in universum eorumque nexu cum futura vita dicitur, partim de officiorum ipsorum discrimine.“ S. 141 vergl. mit dem Lat. pag. 136 sind wieder mehrere Linien übersprungen und so zusammengezogen, daß dadurch Ideen verloren gehen; denn von den Worten: cum eo se duci patiatur, quo, praeter naturae providentiaeque cogitationem, doctrina christiana vocat? hunccine te minus probari Deo criminaberis — kommt in der Uebersetzung nichts vor. S. 193 fehlen die Worte des Originals pag. 152 non negamus, in illis beneficiis fuisse, quae vere possint dici σπορα εις πν. S. 194 vergl. mit dem Lat. pag. 239 steht bloß Begriffe, statt: allgemeine Begriffe und Sätze. S. 195 ist es falsch übersetzt: res ipsas illico fieri philosophis proprias, die Sachen selbst den Begriffen der Philosophie ähnlich werden. Ebendas. philosophorum placita — Beschlüsse statt Lehrsätze. Ebendas. sind leges subtilitatis auch nicht Gesetze des Scharfsinns, sondern der Präcision, der genauesten Unterscheidung. Ebendas. ist nach: — die Pflicht eines Theologen — das Wort erfüllen in der Feder geblieben, auch die lat. Worte: „commemoratione excitarum

omnis

.... finium, subjectorum" vergessen worden. Wer wird S. 201 f. folgendes Geschwätz ohne das Lat. zu Hülfe zu nehmen, pag. 245 f. verstehen können: „daß sie bedächten, daß derjenige, der rechtschaffen lebt, doch rechtschaffen lebe, wen (wenn) auch seine Handlungen auf eine deutliche Kenntniß und gewisse Ueberzeugung, ohne daß ein besonders Gefühl damit verbunden wäre, als einen nöthigen Beweis des ächten Christenthums" — das Zeitwort ist dem Schnellschreiber entfallen (etiamsi facta ejus perspicuam cognitionem certamque persuasionem, non adjuncto acriori sensu, tanquam necessario documento genuini christianismi, *sequantur*.) S. 202 muß in der Note statt ich behaupte, ich läugne gelesen werden, weil sonst ein ganz konträrer Sinn herauskömmt. In Ansehung der unter dem Text im Original stehenden Noten, die oft so gute Erläuterungen und Nachweisungen enthalten, hat sich der Uebersetzer die eigenmächtigsten Amputationen erlaubt, und solche seinen Lesern mitzutheilen gar oft für überflüßig erachtet. Man sehe S. 55 vergl. mit dem Lat. pag. 49. S. 69 mit p. 328. S. 75 mit p. 332. S. 92 mit p. 348. S. 96 mit p. 310. Not.*) S. 108 mit p. 320. S. 119 mit p. 219. S. 142 mit p. 236. ebendas. mit p. 237. S. 199 mit p. 243. S. 72 muß auch in der vierten Lin. von unten statt Werks, Worts gelesen werden. Wir halten diese Uebersetzung für eine wahre Versündigung an Morus, die ihr nachläßiger Fabrikant den Manen des vollendeten Mannes reumüthig abbitten sollte.

Bw.

Archiv skizzirter Religionsvorträge für denkende Prediger. Erster Band. Hildburghausen. 1793. bey Hanisch. 17 Bogen in gr. 8. 16 gr.

Als Rec. zuerst die diesem Archiv vorgesetzte Vorrede las, und darin gleich Anfangs folgende Stelle fand: „Wir leben jetzt in einem Zeitalter der Revolutionen! Heftig und fürchterlich sind die Stürme, welche die Grundfesten unserer politischen Staatsmaschinen erschüttert haben, und wir dürfen der Vorsehung danken, wenn sie dem Dämon der Empörung den Zutritt zu uns versperrt" u. s. f. Als er noch weiter auf folgende Periode kam: „Neue Regionen im Gebiete der intellectuellen Welt hat der große Weise Kant uns angezeigt,

„gezeigt, und wenn seine Schüler noch ferner die Spuren ih„res Lehrers verfolgen, dann wird der scholastische Dogmatis„mus immer mehr von seinem Ansehn verlieren, und die An„wendung Kantischer Principien wird gewiß, von ihrem „gelehrten Ansehn entkleidet, ins bürgerliche Leben übergehn,“ so ward ihm fast bange, daß es etwa die Absicht des ungenannten Herrn Herausgebers seyn möchte, durch dies Archiv eine neue Revolution nach Kantischen Principien in der geistlichen Redekunst zu befördern. Allein er ward bald wieder beruhigt, als er die hier gelieferten Predigtentwürfe selbst untersuchte. Denn er fand hier so wenig in Absicht der Materien als der Einkleidung etwas Neues, Auffallendes und Ausserordentliches, daß er sie vielmehr zu den gewöhnlichen Sammlungen dieser Art rechnen muß. Die Materien sind beynahe alle aus dem Gebiet der Moral; doch nicht eben so gar weit und tief gesucht, sondern aus der längst bearbeiteten Gegend derselben willkührlich, mit Zuziehung eines biblischen Textes, ohne mühsame Auswahl genommen. Von Anwendung neuer Principien aus der Kantischen Philosophie haben wir keine merkliche Spur gefunden. Dies ist uns auch recht lieb. Denn so viel wahre Achtung wir auch für Hrn. Kant und seine Philosophie haben; so glauben wir doch nicht, daß letztere für die Kanzel gehöre, oder daß sich auch nur ein beträchtlicher Vortheil für den Religionsunterricht aus ihr erwarten lasse. Ein evangelischer Prediger findet in den Werken einiger neuen Theologen die Moral so gründlich und vortrefflich gelehrt, daß er zur Ausarbeitung einer guten Predigt und zur Erreichung des Zweckes derselben sich ganz füglich damit behelfen kann; vorausgesetzt, daß er so viel Philosophie studirt hat, als zum ordentlichen Denken, richtigen Urtheilen und gehöriger Anwendung guter Hülfsmittel nöthig ist. Und als solche zeigen sich denn auch die Vf. dieses Archivs, wie wir zu ihrem Lobe hinzufügen können. Ohne allen eitlen Aufwand von Gelehrsamkeit und Kunst lehren sie die christliche Moral praktisch, rein und gut, und zwar in ziemlicher populärer Sprache und Ton, wenn wir einzelne Ausdrücke und Wörter abrechnen. Die gewählte Materien sind wichtig, obwohl nicht neu. Die Dispositionen sind ungekünstelt und leicht zu übersehen; doch mehrentheils logisch richtig. Aber in der Ausführung hätte man sich öfters viel kürzer fassen können, da doch dies Archiv zunächst für Prediger und nicht für Layen geschrieben ist. Hin und wieder wird der Vortrag so gar zu wortreich, und fast

fast wässerig. Um so mehr hat es Rec. gewundert, daß der Titel ausdrücklich denkender Prediger als die im Auge gehabten Leser dieses Archivs angiebt. Unserer Meinung nach sind es gerade im eigenen Denken ungeübte und am Geist arme Prediger, welchen dies neue Hülfsmittel für den Kanzelvortrag am ersten empfohlen werden kann.

Am.

Christliches Kommunionbuch für Aufgeklärtere, von D. Johann Otto Thieß. Leipzig, bey Heinsius. 1794. 6½ Bogen in 8. 6 gr.

Wenn der Vf. im Vorberichte sagt, daß durch unsere neuere gute Kommunionbücher noch nicht zunächst und hinreichend für die Bedürfnisse aufgeklärter Christen gesorgt sey, so stimmen wir ihm hierin willig bey. Denn die Vf. jener Schriften wollten ohnstreitig mehrern nützlich werden, müßten also vieles mitnehmen, was bey Aufgeklärtern vorausgesetzt werden kann. Die Idee, sich bey solcher Arbeit die Gränzen noch enger zu stecken, und bloß diese letzteren im Gesichte zu haben, verdient daher allerdings Billigung; obwohl ihre Ausführung so gar leicht nicht ist: dessen nicht zu gedenken, daß dergleichen Bücher nicht immer in die rechte Hände kommen, und also Mißdeutungen veranlassen können, wofern man nicht auch diesen durch genaue Bestimmungen und weise Einkleidung mancher paradox scheinenden Sätze vorzubeugen sucht. Von Hrn. Thieß ließ sich erwarten, daß er dieser Arbeit gewachsen seyn werde; wie wir ihm denn auch das Zeugniß geben können, daß sie ihm, im Ganzen genommen, wohl gerathen sey. Wir wollen jetzt nur ganz kurz den Gang hinzeichnen, den er genommen hat. Im ersten Abschnitt redet er von der Einsetzung des heil. Abendmahls. Dann folgen im zweyten die Bibelaussprüche über diese Stiftung kurz erläutert. Im dritten liefert er eine kurze Geschichte der Abendmahlsfeyer. Der vierte handelt vom Werth derselben, wo zwar viel Wahres und Zweckmäßiges gesagt wird, doch aber noch mehreres über das Wohlthätige dieser Handlung und über die Verpflichtung eines aufgeklärten Christen, andern ein gutes Beyspiel zu geben, hätte gesagt werden können. Etwas zu hart und nicht eingeschränkt genug

dünkt

dünkt uns auch hier das Urtheil des Vf. über diejenigen, die zwar Christen seyn, aber nicht an der Abendmahlsfeyer Theil nehmen wollen; wenn er sie nämlich von den Rechten der Gesellschaft ausgeschlossen wissen will, und die Duldung derselben für eine unbillige Toleranz erklärt. Fehlte uns nicht der Raum, so würden wir hierüber mehr sagen. Im fünften Abschnitt wird von der Vorbereitung zum Abendmahl geredet, wo Rec. zwar in der Sache selbst den Aeußerungen des Vf. beystimmt, sich jedoch an einigen Stellen etwas vorsichtiger ausgedrückt haben würde. Der sechste zeigt, was eigentlich christliches Abendmahl sey. Hier scheint diese so nöthige Behutsamkeit noch mehr aus der Acht gelassen zu seyn. Rec. hat nichts dawider, daß jedes stille Nachdenken über Religion und Christenpflichten, so wie jede gemeinschaftliche Ermunterung zur treuen Erfüllung dieser Pflichten eben die guten Folgen haben könne, wie die wirkliche Theilnehmung am h. Abendmahl; auch giebt er gerne zu, daß der aufgeklärte Christ seine fromme Betrachtungen bey dieser Handlung nicht bloß auf eigentliche Erneuerung des Andenkens Jesu einschränken dürfe. Wenn aber hier behauptet wird, daß jede Erweckung zu guten Thaten auch ohne die mindeste Erinnerung an die Verdienste des Erlösers schon ein Abendmahl des Herrn sey; wenn dies sogar von solchen gesellschaftlichen Zusammenkünften gesagt wird, wo man eben so wenig des Erlösers gedenkt, sondern nur auf eine anständige Weise über Gottes Wohlthaten fröhlich ist: so findet sich Rec. gedrungen, dem nach seiner Ueberzeugung zu widersprechen. Der Befehl Jesu: solches thut zu meinem Gedächtniß, ist klar; und der Schluß ist richtig: wo dieser Zweck ganz aus den Augen gesetzt wird, da ist kein Abendmahl, so gut und löblich auch sonst die Handlung mit ihren Folgen seyn mag. — Im siebenten Abschnitt wird eine Abendmahlsandacht geliefert, die aber gegen die oben gemeldete Aeußerungen ziemlich absticht, indem darin ganz die Sprache der Empfindung (fast möchten wir sagen Empfindeley) herrscht, obwohl sehr schöne und starke Gedanken darin vorkommen. Für wirklich aufgeklärte Christen möchte der Ton etwas zu heftig und brausend seyn. Was endlich die Lieder im achten Abschnitt betrifft, so sind einige vom Verf. selbst, andere aus bekannten Sammlungen. Sie sind zum Theil ganz allgemeinen Inhalts, so daß auch keine Spur von Abendmahlsandacht darin zu finden ist: z. E. Morgenlied, Lob Gottes, christliches Vertrauen auf Gott, der Tod u. s. f.

Solche Lieder gehören unsrer Meinung nach nicht in ein Kommunionbuch. Denn auch Aufgeklärte (ja diese vornehmlich) müssen bedenken, was und wozu sie etwas thun. — Aller dieser wohlgemeinten Erinnerungen ohngeachtet bleibt dies Buch das beste in seiner Art.

Gu.

Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtagsepisteln von D. Johann Wilhelm Rau, öffentl. ordentl. Lehrer der Gottesgelahrtheit und Pastor der Altstädter Gemeine. Vierten Theils zweyter Abschnitt, und fünften Theils erster Abschnitt; jeder 6 Bogen in gr. 8. Erlangen, bey Palm. 1793. 12 gr.

In diesen Abschnitten geht der Verf. bis zur Epistel am 7. Sonnt. n. Trin. auf seinem schon bekannten Wege fort. Prediger finden hier einen Vorrath von mehrentheils sehr gutgerathenen Dispositionen; doch werden vielleicht manche unter ihnen, denen besonders andere Hülfsmittel fehlen, bey einigen schwerern Texten, z. E. an den beyden Pfingstfesten, mehrere Ausführlichkeit bey Erklärung des Textes wünschen. Die vorgesetzte Einleitung ist fast immer sehr kurz, und die exegetischen Anmerkungen sind sparsam angebracht, so daß ein Leser, der nicht schon feste Ueberzeugungen hat, sie schwerlich hier erlangen wird. Allenfalls könnten dagegen, um Raum zu gewinnen, manche Entwürfe abgekürzt worden seyn.

Am.

Beruhigungsgründe bey dem Tode unserer Freunde in diesem Kriege von J. C. A. Holscher, Superintendent in Münden. Hannover, 1794. Erstes Stück. 87 Seit. 8. 5 gr.

Die Gesellschaft, sagt der Vf., braucht Männer, um nicht von der mühsam errungenen Höhe in alles Elend der schimpflichsten Barbarey zurück zu sinken. Ein Gewäsche aber darüber von der Art mit exaltirter Kraftsprache, braucht der nicht, der Oel in die Wunden zu gießen hat.

Le.

Arzneygelahrheit.

Gemeinnütziges Wochenblatt physischen und medizinischen Inhalts. Zum Besten des Zürcherischen Seminariums geschickter Landärzte herausgegeben von D. J. H. Rahn, Canonicus und Professor der Phys. und Mathem. an dem Zürcherischen Carolinum. Zürch, 1792. im Verlage des Verfassers und in Commission bey Orell und Comp. 748 Seiten in 8. 2 Rß.

Rahns unermüdete Thätigkeit, die Arzneykunde der Menschheit allgemeiner nützlich zu machen, ist bekannt; auch dies Wochenblatt ist ein neuer Zweig, den er sich in die Bürgerkrone einflicht, welche er durch seine vielfältigen und jedesmal vortrefflichen Bemühungen für die Vervollkommung und für die Allgemeinnützlichkeit unserer Kunst so ehrenvoll sich erworben hat! — Dies Wochenblatt ist eine dem menschenfreundlichen Zweck sehr gut entsprechende Sammlung kleinerer und größerer Aufsätze aus der Volksarzneykunde und den mit ihr verwandten Wissenschaften. Sehr viele sind ganz neu und vorher ungedruckt, von diesen will Rec. die wichtigsten hier anzeigen, sowohl um den lehrreichen Inhalt derselben allgemeiner bekannt zu machen, als auch das Publikum von dem Werth dieses Wochenblatts durch den Augenschein zu überzeugen. **Etwas über den Mißbrauch des Aderlassens. Für Nichtärzte, von Dr. M. Kammerer, Arzt von Rottweil am Necker.** Eine sachkundige und populäre Darstellung der für das öffentliche Gesundheitswohl so wichtigen Maxime: nie ohne Vorwissen und Rath eines Arztes Ader zu lassen. Rec., dem viele Aerzte namentlich bekannt sind, die noch dasselbe Vorurtheil für das Aderlassen haben, welches ehemals galt, und der Menschheit so nachtheilig und bloß dem Beutel der Barbierer nützlich war, wünscht herzlich, daß endlich auch alle Aerzte einsehen mögen, wie selten das Aderlassen nothwendig und wie oft es nachtheilig sey; denn Aerzte, die in Rücksicht des Aderlassens noch der alten Lehre anhängen, wird unser aufgeklärter Vf. gewiß nicht als solche angesehen wissen wollen, ohne deren Vorwissen und Rath keine Ader geschlagen werden soll! **Ein diätetischer Vorschlag**

vom Dr. am Stein zu Fiters. Wunsch einer Fabrik und Niederlage von nach Eisers Methode getrockneten Kräutern und Wurzeln. Ueber die Strahlableiter, ein Bauerngespräch widerlegt die Vorurtheile dagegen einleuchtend und populär. Scherbs Geschichte einiger Pockenimpfungen im Jahr 1791. Zwänzig Impfgeschichten, nebst lehrreichen Erörterungen über einige wichtige die Pockenimpfung betreffende Fragen. Der Vf. meint, die Polizey, welche das Einimpfen außer der Epidemie verbieten wollte, würde Eingriffe in die Rechte der Menschheit thun, alles was man ihr zu thun erlauben könne, wäre, daß sie Regeln gäbe, wie die Ansteckung verhindert werden könne, und durch öffentliche Anstalten die angesteckte Luft verjagen und die übrige reinigen lasse. Aerzte aber an Orten, wo keine medizinische Polizey ist, würden wohl thun, wenn sie durch Vorstellungen und Gründe die Einimpfung bis auf die Zeit einer Epidemie aufzuschieben suchten. Hebt die zweyte Meinung nicht die erste einigermaßen auf, da die Polizey auch dort dieselbe Pflicht auf sich hat, als hier die Aerzte? Man könne zum Impfen den Eiter eben sowohl von geimpften als von natürlichen Pocken nehmen; flüßiger, dünner Eiter sey nicht so gut als dickerer, halte sich auch nicht so lange; die leichteste Impfart sey einen leichten Ritz am Arm zu machen, und ihn einigemal mit einem von Pockengift durchnäßten Schwämmchen zu bestreichen; es sey besser an dem Ausbruchstag die Ausdünstung durch ein mäßig warmes Verhalten zu befördern, als zu hindern. Dr. Schmieta am Stein. Beytrag zur Geschichte der Scheintoden. Ein zweyjähriger Knabe lag an einer ihn sehr schwächenden Diarrhoe darnieder, als der Arzt ihn wieder besuchen wollte, sagte man ihm er sey vor wenig Minuten gestorben, der Arzt fand ihn wirklich ohne alle Lebenszeichen; heiße trockne Schröpfköpfe auf die Schenkel stellten endlich das Leben wieder her. Ein schlagflüßiger Mann hatte alle Kennzeichen des Todes an sich, doch merkte der Arzt noch ein geringes kaum spürbares Röcheln auf der Brust, ein Reiz der Nase vermittelst eines mit Salmiakgeist getränkten Federbarts rettete sein Leben. Dr. Am Stein. Ob die Einpfropfung der Blattern außer einer Epidemie zugelassen werden könne? Wird mit scharfsinnigen Gründen bejaht, aber unter Bedingnissen die Ansteckung zu verhüten, welche im gemeinen Leben größtentheils unerfüllbar sind! Ueber die Strahl- und Hagelableiter, ein Herrengespräch; ein trefflicher Pendant zum

oben

nen angeführten Bauerngespräch. Dr. Rengger in Bern, über die Nahrungsart ganz junger Kinder. Ein umständlicher Aufsatz voller Kenntnisse und Prüfungsgeist. Verdünnte Kuhmilch sey zur Nahrung der Säuglinge jeder andern vorzuziehen. Scherbs Fortsetzung seines Briefwechsels über den thierischen Magnetismus. Gewiß sieht jeder Leser mit dem Rec. einer Kahnischen Beantwortung dieser Briefe sehnlichst entgegen, und Rec. wagt es diesen scharfsinnigen Arzt und Philosophen hier öffentlich darum zu bitten. Dr. Am Stein, über das Wesen und die Heilkräfte des Pfefferseewassers. Eine für die Heilkraftslehre der Mineralwasser sehr wichtige Abhandlung, die deutlich zeigt, daß der Gehalt der Mineralwasser nicht immer als Maaßstab ihrer Heilkräfte angenommen werden dürfe, und daß entweder das Wasser als Wasser am meisten thue, oder daß feinere Stoffe, die unsere Chemie bisher noch nicht aus ihnen dargestellt hat, ihnen ihre besondere Wirksamkeit verschaffen, z. B. Lebensluft, Wärmestoff, elektrische Materie rc. Dr. Welker in St. Gallen über Hrn. Dr. Scherbs Geschichte einiger Einpfropfungen. Ein äußerst wichtiger Aufsatz, der Scherbs oben angeführte Maximen mit vielem Scharfsinn und hellem Beobachtungsgeist bestätiget, und wahrhaftig selbst von den besten Aerzten gelesen zu werden verdient. Usteri. Ein Wort zur Beruhigung der Gemüther gegen die Furcht vor einem allzufrühen Begräbniß. Enthält nichts wichtiges, sondern fast bloß die Metzgerischen Ideen; es scheint dem Rec immer bedenklich, durch theoretische Zweifel eine Sache niederdrücken zu wollen, deren Wahrheit vorzüglich auf Erfahrung beruht, und wo die Wahrheit so schrecklich wäre als in diesem Falle! Ueber den Scheintod. Eine Preisschrift von einem ungenannten Verfasser. Ein ungleich wichtigerer Angriff auf die Häufigkeit des Scheintods und des Lebendigbegrabens, als was Metzger und Usteri dagegen sagten, dessen Hauptwaffen aber auch nur in skeptischen Spekulationen bestehen, die hier nichts entscheiden, sobald nur einige Erfahrungen von dem schrecklichen Wiedererwachen im Grabe unwidersprechlich wahr gemacht werden. Die Gegner der jetzt vorzüglich durch Hufeland so allgemein in Anregung gebrachten Anstalten, üben zwar ihren Scharfsinn, die Wahrheit einiger solcher fürchterlicher Geschichten zweifelhaft zu machen; aber bis jetzt noch bloß durch Zweifel aus der Theorie; sie scheinen bey diesem Bezweifeln zu

vergessen; daß die Gründe aus der Theorie sehr oft nur aus der einzigen kleinen Ursache nichts beweisen, weil die Theorie nur noch Hypothese ist, und oft ganz falsch sind, weil die Theorie falsch ist. Wo ist die entschieden wahre Theorie über die Lebenskraft? und doch bemüht man sich aus ältern oder neuern Theorien, über diese Kraft, welche aber alle bis jetzt noch bloß nur Hypothesen sind, Erscheinungen zweifelhaft zu machen, die man von der Lebenskraft wirklich beobachtet hat! Es würde den Rec. zu weit führen, hier die Zweifel des unbekannten Vf zu verfolgen, und mit seinen Erinnerungen dagegen zu begleiten, nur das einzige muß er hier bemerken, daß der Verf. oft Sachen umständlich als Beweise widerlegt, die Hufeland bloß zur Erläuterung und als Analogie, aber nicht als Beweise anführt; solche Häkeleyen erzeugen immer Verdacht: man fühle in sich selbst doch die Wahrheit des Ganzen! Anderswo findet Rec. vielleicht Raum sich umständlicher über des Vf. Zweifel zu erklären; auch hofft er noch in der Fortsetzung dieser Zeitschrift Rahns Meinung über diesen Gegenstand zu lesen, weil er die von ihm in der kurzen, dieser Preisschrift vorgesetzten Nachricht versprochenen Bemerkungen darüber, am Ende derselben nicht fand. Zur Steuer der Wahrheit muß Rec. indessen gestehen, daß er die vom Vf. gegen die Errichtung der Leichenhäuser aufgestellten Schwierigkeiten oft allerdings wichtig und gegründet gefunden hat. **Usteri Versuch eines Gesundheits-Catechismus.** Viel besser als der Faustische, aber noch nicht vollkommen. **Hattinger, Apotheker in Zürich, über den Nutzen und Schaden des Selbstdispensirens der Aerzte, an einigen Orten der Schweiz.** Allerdings hat die Selbstdispensation der Aerzte ihre großen und vielen Nachtheile, aber gewiß und offenbar hat sie auch den wichtigen Nutzen, daß sich die Ehre und die Hülfskraft des Arztes, und das Leben und die Gesundheit des Kranken alsdann nicht, wie leider oft der Fall ist, in den Händen eines Apothekers befinden, der aus Unwissenheit und Ungeschicklichkeit oft die schädlichsten Fehler begeht, oder der seine Treue und seine Rechtschaffenheit seinem Eigennutz aufopfert!!! Des Kranken Wiederherstellung ist in jeder Rücksicht des Arztes Gewinn, und selbst sein Eigennutz nöthigt ihn, für die Aechtheit und Güte der Arzneyen zu sorgen. Der Apotheker erhält seinen Gewinn, der Kranke lebe oder sterbe, und dieser Gewinn ist desto ansehnlicher, je weniger ihm die Waare kostet, welche er dem Kranken dispensirt und je

theu-

theurer er sie ihm in Rechnung bringen kann. Die Klage über die Unwissenheit und über den eigennützigen Krämergeist der Apotheker ist ziemlich allgemein, selbst rechtschaffene und geschickte Apotheker klagen öffentlich einen großen Theil ihrer unwürdigen Mitbrüder der strafbarsten Vergehungen an; so lange also der Staat nicht allen Ernst und die äußerste Strenge anwendet, die Apotheken mit rechtschaffenen Männern zu besetzen; so lange ist des Arztes Ehre und Hülfe, des Kranken Gesundheit und Leben bey der Selbstdispensation der Aerzte minder gefährdet, als bey der Dispensation aus den Apotheken; freylich muß alsdann der Arzt die erforderlichen pharmaceutischen Kenntnisse haben, seine Arzeneyen selbst bereiten und sie nicht aus Apotheken kaufen, sonst ist die Gefahr und der Schaden noch größer. **Warum haben die in den neuern Zeiten verbesserten Hebammenanstalten bisher so wenig Wirkung gehabt? Vom Operator Kronauer.** Der Vf. findet die Schuld in der widersinnigen Auswahl der Lehrtöchter, die insgemein zu alt, zu dumm und zu vorurtheilsvoll sind, und in der Nachläßigkeit der examinirten Hebammen den Unterricht zu behalten und in ihren Kenntnissen weiter zu kommen. **Ueber die zweckmäßigste Form und Bearbeitungsart eines medizinischen Volksbuchs. Von Dr. Rengger in Bern.** Vollkommen wahr, die catechetische Form ist für medizinische Volksbücher weder die zweckmäßigste noch die passendste; zur Darstellung von Glaubenssätzen mag sie allenfalls brauchbar seyn, aber gewiß nicht zur Entwickelung von Vernunftwahrheiten, die man allmählig aus ihren Gründen herbeyführen, und wenn sie praktisch sind, durch mancherley Wendungen anschauend und eindringend machen muß. Nach der Idee des scharfsinnigen aufgeklärten Vf. soll die Volksarzneykunde zwar nach dem Plan des obenerwähnten Usterischen Gesundheitscatechismus abgehandelt und am Anfange jedes Kapitels die passendsten Vorschriften gegeben, und in so weit es angeht, die Gründe davon beygefügt werden: darauf soll aber überall, wo es die Natur des Gegenstandes zuläßt, eine wahre oder erdichtete Erzählung folgen, worin die Ausübungsart jener Vorschriften nebst den Folgen von ihrer Beobachtung, so wie von ihrer Versäumniß anschauend gemacht werden, und am Ende könnten diese Vorschriften noch mit andern Worten resumirt und in kurzen Sätzen als Resultate aus der Erzählung wiederholt werden. Das Beckerische Noth- und Hülfsbüchlein enthalte schätzbare Beyträge

zu einem medizinischen Volksbuch, die zum Theil auch Muster für die Behandlungsart abgeben könnten. Dies sind nach des Rec. Meinung die wichtigsten eigenen Aufsätze dieses Wochenblatts, die schon gedruckten, hier aber wieder aufgenommenen Abhandlungen sind größtentheils auch gut gewählt und des Wiederabdrucks vollkommen würdig, z. B. Hufelands über die Ungewißheit des Todes x.; Hennings über die Modesucht bey der Kindererziehung, und über die Ursachen der Krämpfe unsers Decenniums; Pinells und Ruschens Abhandlungen über den Einfluß der Revolutionen auf die Gesundheit; Brandis vom Gebrauch der Bäder; Rusch von Wirkungen der geistigen Getränke; Born über die Idiosynkrasie der Schwangern; Schäfer vom Trinken bey der Mahlzeit; Hufeland über einige sehr wesentliche und dennoch sehr vernachläßigte Punkte der physischen Erziehung. Diese treffliche Zeitschrift soll in Zukunft unter dem Titel: Sammlung auserlesener physischer und medizinischer Abhandlungen, fortgesetzt werden, welcher Fortsetzung Rec. und gewiß mit ihm das Publikum sehnlich entgegen sieht.

Hf.

Maximilian Stoll — Heilungsmethode in dem praktischen Krankenhause zu Wien. Fünften Theils zweyter Band. Uebersetzt und mit praktischen Zusätzen begleitet von G. L. Fabri. Breslau und Hirschberg, bey Korn dem Aeltern. 1793. 312 S. in gr. 8. 20 gr.

Es ist hinreichend, nur das Daseyn dieser Fortsetzung der bekannten Verdeutschung der Schriften des berühmtesten praktischen Arztes der letztern Hälfte unsers Jahrhunderts anzuzeigen, weil die Anzeige der erstern Theile derselben schon das Urtheil über den Werth derselben gefällt hat. Die Zusätze des Uebersetzers sind in diesem Band sparsam und unbedeutend, die meisten befinden sich im Abschnitt über das rheumatische Fieber, wo einige gute diagnostische Bemerkungen beygebracht sind; der Zusatz vom meisten praktischen Werth mag die Anmerkung seyn, daß die Chinarinde die Zahnschmerzen

bey

bey weiblichen Personen stille, die hohle Zähne, äußerst schwachen Magen und vor kurzem, anderer Zufälle wegen, viele Mittelsalze gebraucht haben.

IX.

Herrn von Antrechau's, Ritters des Ordens vom heil. Michael und damaligen ersten Bürgermeisters in Toulon, merkwürdige Nachrichten von der Pest in Toulon, welche im Jahr 1721 daselbst gewüthet hat. Mit belehrenden Anmerkungen für die Nachkommenschaft. Aus dem Französischen übersetzt von Adolph Freyh. von Knigge. Nebst einer Vorrede von Dr. Joh. Alb. Heinr. Reimarus. Hamburg, bey Bachmann und Gundermann. 1794. auf 17 Bogen in 8. 18 K.

Das Schreckliche, und die verwüstende und verheerende Wuth der Pestkrankheit ist bekannt genug, so, daß derjenige, der erprobte Mittel und Vorkehrungen, solche abzuhalten oder zu hemmen, an die Hand geben und zeigen kann, gewiß als ein großer Wohlthäter der Menschen anerkannt werden muß. Hr. D' Antrechau, Verf. dieser merkwürdigen Nachrichten, verdienet allerdings hiermit noch in seiner Asche als ein solcher verehrt zu werden. Das vor uns liegende Werk ist in dieser Hinsicht von ausnehmendem Nutzen. Der Verf. desselben, welcher sich als erste obrigkeitliche Person bey allen Anstalten während dieser Seuche in Toulon besonders thätig erwiesen hat, lehrt uns darin aufs bündigste, was ihn die schreckliche Erfahrung als nöthig oder überflüßig, oder nachtheilig, als thunlich oder unthunlich gelehrt hatte. Man glaube aber nicht, daß diese Schrift nur in die Büchersammlungen der Aerzte zu verweisen sey, oder daß man nur darin die fürchterliche Beschreibung eines Elendes finde, welches doch auch wohl werth wäre beherzigt zu werden; sondern sie hat auch noch das Vorzügliche, daß darin alle die Umstände genau bemerkt werden, welche sowohl ein jeder Einwohner zu seiner eigenen Erhaltung, als auch vornehmlich Obrigkeiten, wenn diesen das allgemeine Menschenwohl zu befördern am Herzen liegt, zur allgemeinen Hülfe zu beobachten haben, und welche ohne

ein

ein solches vor Augen gestelltes Beyspiel nicht so einleuchtend seyn, oder nicht so richtig beurtheilt werden möchten. Der Herr Uebersetzer verdient auch den wärmsten Dank, daß er diese so wichtige als gemeinnützige Schrift, da sie fast gar nicht mehr oder doch gewiß zu wenig unter uns bekannt war, in unsere Muttersprache so genau und so schön übersetzt hiermit geliefert hat. Nicht wenigern Dank verdient nun auch noch Hr. Dr. Reimarus, besonders von den Aerzten, da er in der Vorrede hierzu über die allgemeinen Eigenschaften ansteckender Seuchen, besonders auch der Pestseuche, so lehrreiche Betrachtungen angestellt, wozu er die Bemerkungen der glaubwürdigen Augenzeugen von der Pest scharfsinnig mit benutzet hat.

Kb.

Wenc. Trnka de Krzowitz Historia haemorrhoidum omnis aevi observata medica continens. *Vol. I.* Operis posthumi editionem procuravit *Franc. Schraud*, in Univ. Pest. Prof. Med. Vindob, apud Wappler. 1794. 8. 356 pagg. 1 Rthl. 8 gr.

Die Compilationsmethode des verstorbenen Vf. ist hinlänglich bekannt. Er sammlete aus den vorräthigen ältern Schriften, was er fand, hob die Krankengeschichten und Recepte wörtlich aus, und setzte allenfalls etwas von dem Seinigen hinzu, unbekümmert, ob diese Behandlungsart, mit Hintansetzung des Neuen, unsern Zeiten und Fortschritten angemessen sey. So ist auch die vorliegende Schrift gefertigt, allenfalls mit etwas mehr Fleiß, als in den vorigen.

T.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Die Verfassung von Rom zur Zeit der Republik. Nebst einer Parallele zwischen der altrömischen und

und neufränkischen Constitution, von Wilhelm Aloysius Schreiber. Frankfurt, bey Eßlinger. 1794. 184 Seit. 8. 16 gr.

Vorliegende Schrift scheint unter diejenigen Geistesprodukte gehören zu sollen, in welchen man eigentlich das nicht findet was man sucht. Denn bis S. 154 enthält sie nicht einmal das, was in unsern gewöhnlichen guten Antiquitätenkompendien steht, und von S. 156 an folgt erst der kurze Anfang über die altrömische und neufränkische Republik. Wenn es nun, wie der Vf. S. 157 selbst gesteht, „überaus schwer, wo nicht ganz unmöglich ist, zwischen der altrömischen und neufränkischen Verfassung eine Parallele zu ziehen, indem die letztere Nation eigentlich noch gar keine Verfassung hat," warum ließ er denn das ganze Büchlein nicht ungeschrieben, da dies gewiß schon dem Leser, als auch dem Verleger mehr Vortheil gebracht haben würde? Der Vf., der doch schon manches geschrieben hat, und wenigstens dadurch sich in seiner Muttersprache doch etwas fester hätte setzen sollen, hat nicht einmal noch gut und rein deutsch schreiben lernen, zu welchem Urtheile man beynahe auf jeder Seite Belege finden kann. Er sagt z. B. sich einen Gesichtspunkt aufstecken für einen G. fassen, wählen, nehmen u. dgl.; einem ein Merkzeichen st. einen Beweis geben; solchergestalt; „die nur von Arbeiten und nur zu neuen Thaten ruhten," anstatt: die nur von Arbeiten ausruhten, um sich zu neuen Thaten zu stärken; „die ihre Vorsteher wählten unbestochen, außer vom Verdienste," anstatt: die allein vom Verdienst bestochen, ihre Vorsteher wählten, wiewohl bestechen hier ganz falsch gebraucht und das Wählen der Vorsteher keine sträfliche Handlung ist; „sich üppigen Genüssen überlassen; Palliativmittel verlängern das Siechthum" u. dgl. Atrium übersetzt er durch Hausflur f. Vorsaal; Intercessio durch Darwischenkunft f. Protestation. Auch fehlt es hin und wieder nicht an falschen Behauptungen. Z. E. gleich S. 3 heißt es: der Vater der römischen Republik war Romulus, als wenn dieser schon die republikanische Verfassung geschaffen hätte; ebendas. „kulturlose Nomaden fügten sich (nämlich unter dem Romulus) in die Schranken der Gesetze," als wenn zu des Romulus Zeiten, da doch vor ihm schon ansehnliche Staaten existirt hatten, die Bewohner Italiens in jenen Gegenden noch als Nomaden herumgezogen wären. S. 4 wird sogar die bekannte

sammte Wölfin im Ernste noch zu des Romulus Säugamme gemacht. Denn der Verf. sagt: eine Wölfin hatte ja ihrer wilden Natur vergessen und den ausgesetzten von aller Welt verlassenen Knaben gesäugt.

„Ich werde, sagt der Vf. S. 11, zuerst von dem römischen Volke und seinen verschiedenen Abtheilungen im Allgemeinen handeln, und dann von den Ständen insbesondere: hierauf die mancherley Würden und Aemter angeben, welche in dem Staate theils früher, theils später eingeführt waren. Man erwarte nicht mehr als ein einfaches, treues Gemälde für Leser, die keine Gelehrte von Profession sind." Was mögen sich diese ungelehrte Herren von einem römischen Nobilis und homo novus wohl für Begriffe machen, wenn sie unsern Vf. hören, der sich S. 97 und 100 also darüber vernehmen läßt: „Edle, sagt er, waren im Beginnen der römischen Republik bloß die Patrizier, weil sie allein zu jenen Würden Zutritt hatten, welche den Adel gaben. Als in der Folge auch Plebejer zu den curulischen Aemtern zugelassen wurden, erhielten auch diese dadurch den Namen und die Rechte des Adels. Denn von dieser Zeit an wurde der Adel nicht mehr nach Geschlechtern, sondern nach Bildnissen der Ahnen berechnet; dergleichen Bildnisse durften aber nur diejenigen aufstellen und den Nachkommen hinterlassen, welche eine curulische Würde bekleidet hatten. Dergleichen Würden waren die curulische Aedilität, die Prätur, das Consulat und die Censur. Die Bildnisse hiengen gewöhnlich auf dem Hausflur, (in atriis) und nach ihrer Menge wurde der Glanz des Adels berechnet." — „Neue (novi) waren alle diejenigen, welche keine Bildnisse ihrer Ahnen (also hatten sie doch Ahnen?) aufweisen konnten, sondern ihre Erhebung zu curulischen Aemtern bloß ihren eigenen Verdiensten zu verdanken hatten.

Was am Ende über die Vergleichung der römischen Republik, besonders von der Periode der Decemvirn an, mit dem Staate der Neufranken gesagt wird, scheint dem Vf., so weit zwischen beyden Staaten jetzt noch eine Gegeneinanderstellung statt finden kann, wohl noch am besten gerathen zu seyn.

So.

Musaei de Herone et Leandro carmen, recognovit et Annotationibus instruxit *Carolus Frider. Heinrich*. Hanoverae, apud Ritscher. 1793. 8. XLVIII. 174 Seiten.

Das Gedicht des Musäus über das Schicksal des Leander und der Hero, dem es, bey dem Mangel an eigentlicher Schönheit, nicht an einer gewissen Anmuth des Ausdrucks fehlt, hat jungen Gelehrten schon mehrmalen gedient, ihre Talente und Gelehrsamkeit der Welt vor Augen zu legen. Der Verf. dieser neuen Ausgabe betritt mit Glück den Weg eines Röverus und Schrader, der gelehrtesten unter seinen Vorgängern, die ihn auch vielleicht in Rücksicht auf den Umfang der Belesenheit hinter sich zurücklassen, aber in der Erklärungskunst und der Richtigkeit der Beurtheilung des Ganzen sowohl als einzelner Stellen von ihm übertroffen werden. In der Einleitung, welche in drey Hauptabschnitte getheilt ist, handelt er von der Person des Verf. Daß er diesen nicht mit Scaliger für den alten Musäus hält, wird man schon erwarten. Da Achilles Tatius mehrere Stellen aus diesem Gedichte fast wörtlich, und nur mit Vertauschung einiger poetischen Formen und Ausdrücke, in seinen Roman aufgenommen hat; so muß Musäus älter seyn als A. T. Aber auch das Zeitalter dieses Schriftstellers wird nur muthmaßlich zwischen das dritte und vierte Jahrhundert gesetzt. Der erste, der den Musäus namentlich anführt, ist Tzetza. Bey dem gänzlichen Mangel an Zeugnissen und Nachrichten bleibt alles unbestimmt; und nur aus dem Styl und der Manier des Dichters läßt sich mit Grund auf ein Zeitalter schließen, wo die Griechen den Geschmack an Simplicität schon längst mit dem Geschmack an sinnreichen und süßlichen Künsteleyen vertauscht hatten. II. Beurtheilung des Gedichts. Der Gang der Erzählung ist einfach und ohne alle Episoden. Aber der Ausdruck ist an vielen Stellen überladen, affectirt und voll gesuchter Nachahmungen. Einige Beschreibungen sind dem Dichter wohl gerathen, und seine Versification ist größtentheils vortrefflich. III. Ueber den Inhalt des Gedichtes. Die Fabel des Leander wird vom Virgil zuerst erwähnt; aber die Ausdrücke, deren er sich bedient, scheinen anzuzeigen, daß diese Fabel damals allgemein bekannt war. Wenn der Nachricht des Domitius über den Statius zu trauen wäre, so

hätte schon Apelles die Geschichte des verliebten Paares gemalt. Die Münzen, auf denen Leander vorkömmt, sind insgesammt aus den Zeiten nach Christi Geburt. — Der Vortrag in diesen Einleitungen hätte, unsers Bedünkens, gedrängter seyn können; auch ist der Styl gesucht, mit Redensarten überhäuft und dadurch schwerfällig. In den Anmerkungen ist dieses weniger der Fall. — Der erklärende Theil dieser Ausgabe hat vorzüglich unsern Beyfall. Hr. H. zeigt überall eine richtige Beurtheilungskraft in der Auswahl unter den Erklärungen schwieriger Stellen, und eine beyfallwürdige Geschicklichkeit in der Entwicklung des Sinnes. Ueberall nimmt er Rücksicht auf den Geist und die Zeit des Dichters; und besonders hierdurch ist es ihm gelungen, den Dichter richtiger zu erklären, als irgend einer seiner Vorgänger gethan hat. Auch das ist sehr zu loben, daß er sich nur bey solchen Stellen aufhält, in denen sich Schwierigkeiten fanden; und daß er nicht, wie vornehmlich Schrader thut, das Unbekannte übergeht, um bey dem Bekannten seine Belesenheit auszukramen. Doch zeigt er eine genaue Bekanntschaft mit den philologischen und kritischen Schriften neuerer Philosophen sowohl als mit den Alten selbst. Durch geschickte Interpretation wird hier mehr als eine Stelle gegen die Angriffe der Conjecturalcritik gerettet; worunter sich vorzüglich das auszeichnet, was über V. 298 gesagt wird. Hier sind die Worte — τυπτομένης δὲ Ἤδη νῆα μέλαιναν ἀπέκλασε διχθάδε χέρσῳ — auf mannichfaltige Weise verbessert worden; am sinnreichsten von Brunck, welcher ἐπέλασσε διψάδι χέρσῳ vermuthete. Hr. H. erklärt sie von einem Schiffbruch, den der Schiffer freywillig am Ufer macht, um sich aus dem Sturme zu retten; und διχθὰς χέρσος ist ihm die Meerenge, und wahrscheinlich der Hellespont selbst. Für διχθὰς, was sonst nicht vorkömmt, spricht die Analogie. So scheint die Stelle allerdings glücklich gerettet; ob man schon heimlich wünschen dürfte, daß die Brunkische Lesart die Hand des Dichters wäre. Wir bemerken noch, daß unter den mehrern Erklärungen, die der H. von τυπτομένης giebt, nur die letzte, wo er ἁλὸς τυπτομένης λαίλαπι ergänzt, von dem Zusammenhange, unserm Gefühl nach, gerechtfertigt wird. — Unter dem Thurm der Hero V. 32. versteht er überhaupt ein hohes Gebäude, und vielleicht, mit Lessing, den Tempel der Venus selbst, dergleichen am Meere viele standen. Die Worte πύργου ἀπὸ προγόνων nimmt er für πύργον

[illegible] und erklärt sie so: Iudrim, quam virgines majores, eodem Veneris sacerdotio functi, jam à longo inde tempore habitaverant. Daß ἀπὸ auf diese Weise pleonastisch stehe und eine Umschreibung hervorbringe, leidet keinen Zweifel; aber dadurch ist die gegebene Erklärung doch noch nicht gerechtfertigt. In allen angeführten Beyspielen (von denen doch das aus Theocrit. II. 80. auszunehmen ist, wo ἀπὸ zum Verbo zu gehören scheint) zeigt die Präposition einen Ursprung und eine Ableitung an; wie in οἶνος ἀπ᾽ ἀμπέλου und in fulgor ab auro. Dies findet in der angeführten Erklärung nicht statt. — Mit allem Recht wird V. 95 die Lesart ἕλκος statt der durch die Irrthümer der Abschreiber veranlaßten Vermuthungen κάλλος; aus der Nachahmung des Achilles Tatius und vorzüglich dem Ovidischen: descendit vulnus ad ossa meum gerechtfertigt. Bey V. 69., wo es von der Hero heißt ὤρσατο ἠϊθέων ἀπαλὰς φρένας, und Teucher auf den Einfall kam ὤσατο zu lesen, erinnerten wir uns der Stelle beym Homer Il. XVII. 210. wo der Dichter, als Hector die Waffen Achills anlegt, sagt: δῦ δέ μιν Ἄρης. V. 97 ist κραδίῃ statt κραδίη aus guten Gründen in den Text genommen. V. 125 verbessert Hr. H. ἀπόειπε in ἀλέεινε. So hätte der Dichter schreiben müssen, und wir zweifeln kaum, daß er so geschrieben hat. — Der kritische Scharfsinn des Herausgebers zeigt sich auch an andern Proben; und es sind hin und wieder glückliche Verbesserungen anderer Dichter angebracht. — Hin und wieder führt er Lesarten aus einer Handschrift an, die er während der Arbeit erhielt, und die manches Eigenthümliche hat, auch an mehr als einer Stelle die Conjecturen der Kritiker bestätigt, z. B. V. 228. λαβὼν statt βαλὼν, und 285 ποδῶν ἄρμη, welches Dorville's Conjectur ist, statt ὁρμῇ. — Wir glauben, daß sich die Welt von diesem jungen und thätigen Manne etwas Vorzügliches versprechen darf, wenn er auf dem einmal betretnen Wege so eifrig fortgehn wird, als er angefangen hat, und sich seinen Eifer nicht zur Vielschreiberey verleiten läßt.

Gotth. Ephr. Lessingii Observationes criticae in varios scriptores graecos atque latinos, ex operibus ejus collectae atque in ordinem redactae, ab *Io. Frid. Reichenbachio*, A. A. M. et

[illegible] Thom. Lipſ. Coll. V. Berolini, ap. Voſs. 1794. 8. 320 Seiten. 1 Rthl.

Der Sammler und Ueberſetzer dieſer kritiſchen Anmerkungen wurde zur Unternehmung dieſer Arbeit, wie die Vorrede beſagt, durch folgende Gründe bewogen: Erſtlich: die Vortrefflichkeit der Leßingiſchen Kritiken über einzelne Stellen alter Schriftſteller. Zweytens: durch die Rückſicht auf die Bequemlichkeit der Philologen, welche nicht leicht alle Leßingiſchen Schriften, in denen ſich Kritiken dieſer Art finden, leſen und kaufen können. Drittens: durch die Abſicht, ſie auch den Ausländern, welche das Original nicht leſen können, in einer lateiniſchen Ueberſetzung bekannt zu machen. Keiner dieſer Gründe ſcheint hinreichend zu ſeyn, ein Unternehmen zu rechtfertigen, das Leßing ſelbſt ſchwerlich gebilligt haben dürfte. Denn was die Vortrefflichkeit ſeiner kritiſchen Bemerkungen betrifft, ſo gilt dies nur von einigen derſelben, vornehmlich denjenigen, wo ſich L. auf philoſophiſche und äſthetiſche Unterſuchungen einläßt, (und da iſt denn gerade das Meiſterſtück einer ſolchen Unterſuchung über den Begriff der Tragödie beym Ariſtoteles, Hamburg. Dramat. II. S. 170 ff., unüberſetzt geblieben) dahingegen die eigentlichen Wortkritiken und Verbeſſerungen nicht von ſo großer Bedeutung ſind. Doch konnten ſie an den Stellen, wohin L. ſie geſetzt hatte, ihren Platz immer mit Ehren behaupten, indem ſie dann meiſtentheils nur als eine gelegentliche Zugabe zu Dingen von weit größerer Wichtigkeit zu betrachten waren, auf welche ihr Vf. ſelbſt nur einen geringen Werth zu legen ſchien; da ſie hingegen aus ihrem Zuſammenhange geriſſen, und als Haupttheile eines Buchs, Anſprüche zu machen ſcheinen, zu denen ſie ihr innerer Gehalt nicht vollkommen berechtigt. Dem Philologen wird aber mit dieſer Sammlung auch wenig gedient; da die meiſten Schriften, aus denen ſie gezogen ſind, als Laokoon nebſt dem Anhange; die antiquariſchen Briefe; die Dramaturgie; die Abhandlung über die Bildung des Todes bey den Alten; über die äſopiſche Fabel; das Epigramm u. ſ. w., ihm auch wegen ihres übrigen Inhalts durchaus unentbehrlich ſind. Endlich iſt es eine wahre Unbilligkeit gegen die Manen des großen Mannes, ihn den Ausländern gerade von ſeiner unſcheinbarſten Seite bekannt zu machen; wobey ihm noch [illegible], durch die Ueberſetzung in ein ſo [illegible]

des Idioms, ein großer Theil seiner Eigenthümlichkeit entrissen worden ist. Lessing würde gesagt haben: Wenn sie kein deutsch lernen wollen, so mögen sie mich immerhin ungelesen lassen. Hierzu kömmt, daß die Uebersetzung kaum von der Beschaffenheit seyn dürfte, eine deutliche Vorstellung von der Vortrefflichkeit des Originals geben zu können. Sie ist treu, aber nichts weniger als schön. Von der hinreißenden Kraft, die Lessings Style eigenthümlich ist, hat sie nichts. Lateinisch ist sie auch nicht überall. Wir wollen einige Stellen zur Probe geben:

S. 118.

Omnia plane quadrant. Et tamen hancce me Sophoclis cum Aeschylo comparationem non tam ex hoc Plutarchi loco, quam ex eorum fabularum collatione duxisse dico. Cur hoc? Formidatione quadam adductus. Plutarchum paullo tantummodo nosse opus est, quo memoriam eius non semel, sed saepius lapsam esse intelligamus. Quid? si eadem hoc quoque loco non satis fidelis ei fuisset? Quid? si quae dicit de Sophocle, dicere de Euripide debuisset? Hujus formidationis meae argumenta proponam. —

Lessings Leben des Sophokles
S. 59.

— Das alles paßt vollkommen. Und doch sage ich, daß ich dieses Verhältniß des Sophokles zum Aeschylus nicht sowohl aus gegenwärtiger Stelle des Plutarch, als aus der Vergleichung ihrer Stücke gezogen habe. Warum das? Einer Besorgniß wegen. Man darf den Plutarch nur ein wenig kennen, um zu wissen, daß ihm sein Gedächtniß mehr als einmal einen übeln Streich gespielt hat. Wie wenn es ihm auch hier nicht treu genug gewesen wäre? Wie wenn er das was er von dem Sophokles sagt, von dem Euripides hätte sagen sollen? Ich will die Gründe dieser meiner Besorgniß vorlegen.

S. 91.

Hic Pausanias, ubi mortis repraesentationem in cista, quae Elide in templo fuit Iunonis, describit, ubi inter alia muliercula quaedam apparuit, dextra ge-

Wie die Alten den Tod gebildet?
S. 17.

Wenn Pausanias die Vorstellung auf der Kiste in dem Tempel der Juno zu Elis, beschreibet, wo unter andern eine Frau erscheinet, die in ihrer

hens puerum dormientem album, nigrum sinistra, καθευδοντι εοικοτα, quae verba significare possunt, dormienti illi puero similem, aeque ac, qui dormire videtur; addit, ἀμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας. — quaerebam olim: quid hic pedes distorti? quanam arte Somno et Morti deformia haec membra contigerunt?

Rechten einen schlafenden weissen Knaben halte, in ihrer Linken aber einen schwarzen Knaben καθευδοντι ε. welches eben sowohl heissen kann, der jenem schlafenden Knaben ähnlich sey, als, der zu schlafen scheine; so setzt er hinzu: α. δ. τ. π. — Ich frage: Was sollen hier die krummen Füsse? Wie kommen der Schlaf und der Tod zu diesen ungestalten Gliedern? u. s. w.

Ew.

Schöne Wissenschaften.

Ueber die Euphonie, oder den Wohllaut auf der Kanzel. Ein Versuch, von J. G. D. Schmiedtgen. Leipzig, bey Leo. 1794. 19 Bogen in 8. 20 gr.

In den seit wenig Jahren erschienenen deutschen Schriften über Declamation und mündlichen Vortrag fand der Vf. seinen Wunsch, der vornehmlich auf äussern Kanzelvortrag gerichtet war, nicht genug befriedigt; und diese Lücke war ihm desto auffallender, da man seit mehreren Jahren an der Verbesserung der innern Einrichtung dieses Vortrages so oft und sorgfältig gearbeitet hat. Er entschloss sich daher, die hie und da gemachten Bemerkungen erfahrner und gefühlvoller Männer über diesen Gegenstand mit den seinigen zusammen zu stellen, und daraus ein anwendbares Ganzes zu bilden. Die Gelegenheit, einen vorzüglichen Kanzelredner — vermuthlich Hn. Oberhofprediger Reinhard in Dresden — zu hören, machte ihm das Bedürfniss einer solchen Anleitung noch fühlbarer; und der Umgang mit einer Familie, die eine euphonische wechselseitige Lectüre in ihre häuslichen Freuden mit aufnahm, foderte ihn noch mehr dazu auf. Diese und andre Veranlassungen bestimmten ihn also zur Ausarbeitung dieser Schrift, deren vornehmste Absicht dahin geht, den auf der Kanzel noch so herrschenden Mechanismus, wo möglich, völlig zu verbannen, damit die Religion in dem reizenden Gewande er-

schei-

scheinen möge, welches sie ihrer Natur nach hat. Zugleich wünscht er durch Befolgung dieser Anweisungen der Würde des Lehramts eine Stütze zu geben, und Männer von grössern Fähigkeiten auf eine vollkommnere Abhelfung dieses Bedürfnisses aufmerksamer zu machen.

Im Ganzen ist die Arbeit des Vf. auch wirklich von der Art, daß es wenigstens nicht an ihm und seiner Geschicklichkeit liegen wird, wenn diese allerdings wichtigen und wünschenswerthen Absichten nicht dadurch erreicht werden sollten. Was gleich Kap. 1. über die Nothwendigkeit des Wohllauts gesagt wird, ist so zweckmäßig und einleuchtend, daß es nicht nur Jeden, der nie über dies Bedürfniß nachgedacht hat, sondern selbst den, den sein Geschmack und Gefühl nie darauf aufmerksam gemacht haben, interessiren und bessern kann. Kap. 2. werden einige über diesen Gegenstand vorhandene Vorurtheile angeführet und aus dem Wege geräumt; z. B. daß das Wort Gottes schon an sich selbst die Kraft habe, den Menschen zu bessern; daß Abwechselung und Modulation der Stimme nicht für die Kanzel, sondern fürs Theater gehöre; u. a. m. Kap. 3 nennt der Vf. die bisherigen, und noch größtentheils fortwährenden Hindernisse der Euphonie, die sich theils bey denen finden, welche künftig Religionslehrer werden sollen, theils auch diejenigen treffen, welche schon in Aemtern sind, und vielleicht das Bedürfniß des Wohllauts auf der Kanzel fühlen. Hierauf nun kommt der Vf. zur Sache selbst, und handelt Kap. 4. von den nöthigen Bedingungen der Euphonie, und den Voraussetzungen bey derselben. Diese sind: natürliche Anlage; frühe Benutzung einiger Hülfsmittel und Erleichterungen des Wohllauts; richtiger Gesichtspunkt, aus dem der Redner die Religion betrachten muß; Reinheit des Herzens, und untadelhafter Wandel. Kap. 5. Regeln des Wohllauts zur Anwendung selbst; und zwar zuerst, Regeln der Wortsprache, in Ansehung der charakteristischen Reinigkeit, der Vernehmlichkeit, der Bewegung und des harmonischen Ganges, der Interpunction, Accentuation, und Pausen der Sprache. Hierauf folgen dann auch die Regeln der Tonsprache; und der Vf. handelt, in Rücksicht auf dieselbe, erstlich vom Haupttone, und von dem Verhältniß der übrigen Töne zu demselben; dann vom Tonwechsel in Hinsicht der Verschiedenheit der Sätze und Perioden, oder der Gedankeneinkleidung; und zwar, von der Modulation der Töne bey den

Perioden überhaupt sowohl, als vom Tonwechsel des bestimmten Ausdrucks insbesondere. Endlich auch noch vom Tonwechsel, nach Maaßgabe der starken Empfindungen der Seele oder der Leidenschaften. — Der Anhang enthält einige Bemerkungen über die Euphonie in der gebundenen Rede, in Hinsicht der Wort, und der Tonsprache. Auch dieser Unterricht ist dem Kanzelredner nicht überflüßig; bey Anfangs- oder Schlußgebeten in Versen, bey der gelegentlichen Einmischung einzelner Strophen aus geistlichen Liedern, oder bey der Vorlesung dieser letztern kann er daraus Nutzen ziehen.

Wir können überhaupt diese Anweisung, die überall praktische Beziehung hat, deren Regeln reiflich überdacht, wohl geordnet, und in einer dem Zwecke völlig angemessenen Schreibart vorgetragen sind, dem angehenden sowohl als dem schon geübten Kanzelredner empfehlen; jenem zu seiner Bildung und Vorbereitung, diesem zu seiner Prüfung und zur Verbesserung mancher Mängel und Unvollkommenheiten, worauf ihn jene Selbstprüfung und die Winke des Verfassers aufmerksam machen werden. Denn es ist wirklich gar sehr zu wünschen, daß man diesen Gegenstand einer allgemeinen und ernstlichen Beherzigung würdige, und sich nicht beym öffentlichen Vortrage der Religionswahrheiten dem bloßen Gerathewohl, den bloßen mechanischen Fertigkeiten seiner Brust und Stimme, oder gar der einmal angenommenen, guten oder schlechten, Angewöhnung sorglos überlassen möge. Die Mimik des Kanzelvortrages verspricht der Vf. noch besonders abzuhandeln; und die verdiente gute Aufnahme seiner gegenwärtigen Arbeit wird ihn hoffentlich zur Erfüllung dieses Versprechens ermuntern.

J.

Grundsätze der Kunst zu übersetzen; ein Versuch. Aus dem Englischen. Mit Rücksicht auf deutsche Muster, bearbeitet von Renatus Gotthelf Löbel, Dr. der Philosophie und der Rechte. Leipzig, bey Weygand. 1793. 1 Alph. 1 Bog. 8. 20 gr.

Ungeachtet der einzelnen theoretischen Abhandlungen, die Pflichten des Uebersetzers betreffend, die wir von einigen ausländischen und einheimischen Schriftstellern besitzen, und wovon man die vorzüglichsten in der Vorrede des Uebers. zum gegen-

[illegible] eines ungenannten Engländers nachgewiesen finden, fehlt es doch bisher an einer ausführlichen und aus bestimmten Grundsätzen hergeleiteten Behandlung dieses Gegenstandes; und schon in dieser Hinsicht verdient dieser Versuch eine deutsche Uebersetzung, wenn er gleich nicht allen den Erfordernissen ein Genüge thut, die sich an einer Theorie der Uebersetzungskunst machen ließen. Glücklicher Weise ist die Arbeit der Verdeutschung von einem Manne übernommen und ausgeführt worden, der mit der nöthigen Sprachkenntniß Einsicht in die abgehandelte Materie, und Interesse für die Behandlung derselben verbindet, und im Stande war, dies Buch seinen Landsleuten durch verschiedne nützliche Zusätze noch brauchbarer zu machen. Dieser Zusätze würde er noch mehrere geliefert haben, wenn ihn die Eilfertigkeit des Verlegers, und dessen Besorgniß, daß ihm eine andre Uebersetzung zuvorkommen möchte, nicht genöthigt hätte, verschiedne zu der letzten Hälfte des Buchs schon verfertigte Anmerkungen und Zusätze zurück zu nehmen und wegzulassen. Auf drey Hauptgrundsätze führt der Vf. des englischen Werks seinen ganzen Unterricht zurück: 1. Die Uebersetzung muß die Ideen des Originals vollständig liefern. 2. Der Styl und die Manier derselben muß den nämlichen Charakter haben, den das Original hat. 3) Die Uebersetzung muß alle Leichtigkeit des Originals besitzen. Minder glücklich ist der Vf. in der Ausführung dieser Grundsätze; und besonders fand der Uebersetzer eine Berichtigung und nähere Bestimmung dessen nöthig, was er über die Freyheit des Uebersetzers, seine Urschrift zu verbessern, behauptet. Die ausländischen Beyspiele von Uebersetzungen sind hier aus Ursachen, die im Vorberichte angeführt werden, durchgängig beybehalten worden. Dawider haben wir zwar nichts; hätten aber doch gewünscht, daß bey Gelegenheit der Verdeutschung dieses Werks, und bey dem großen Vorrath deutscher Uebersetzungen aus mehrern Sprachen, noch öfter deutsche Beyspiele, gute und schlechte, zur Ermunterung und Warnung, wären angeführt worden, wie es mit einigen wirklich geschehen ist. Ueberhaupt ließe sich immer noch ein Originalwerk dieses Inhalts wünschen, welches, zweckmäßig und gründlich bearbeitet, für unsere Literatur mannichfaltigen Nutzen haben könnte. — Wenn übrigens Hr. L in der Note zu S. 282 sagt, daß wir nur Eine deutsche Uebersetzung des Don Quixote aus dem spanischen Originale besitzen, nämlich die Bertuchische: so irrt

er sich. Die ältere, in manchem Betracht nachlesenswerthe der Aufmerksamkeit würdige, aber ziemlich selten gewordne Verdeutschung dieses Romans, die zu Basel und Frankfurt 1682 herauskam, ist, wie in der Vorrede gesagt wird, und die Vergleichung lehrt, aus dem Spanischen, nur „mit Gegenhaltung des Französischen“ übertragen worden; und es lohnte wohl der Mühe, diese Uebersetzung mit der Bertuchischen stellenweise zu vergleichen, wobey sich vielleicht finden würde, daß ihre Kenntniß dem neuesten Uebersetzer nicht ganz unnütz gewesen sey.

Fa.

Das Gastmahl von Schloßer. Königsberg, bey Nikolovius. 1794. 156 Seit. 8. 12 gr.

Eugenius, ein ehemaliger würdiger Minister am Hofe eines großen Königs, aber jetzt von dem Nachfolger desselben verabschiedet, feyert in einem kleinen Städtchen, in welches er sich mit seiner Familie zurückgezogen hat, in Gesellschaft dieser und einiger vertrauten Freunde sein siebenzigstes Geburtsfest. Ein junger Adlicher, der eben an den Hof gehen will, um dort ein ansehnliches Amt anzutreten, kömmt durch einen Zufall mit in diese Gesellschaft, und findet dort so viel mit den Sitten und der Denkungsart des Hofes Contrastirendes, daß er kaum die Zeit abwarten kann, sein Befremden und inneres Mißfallen zu erkennen zu geben. Besonders giebt ihm der gute Appetit, womit er seine Tischgenossen essen sieht, Veranlassung, sich über diese, nach seiner Meinung mit unserm Zeitalter nicht zusammenpassende Leibespflege aufzuhalten, und sich dahin zu äußern, daß zu unserer Zeit, in welcher das, was wir Seele, oder vielmehr Geist nennen, alles in allem ist, die Sorge dafür uns viel wichtiger seyn müsse, als die Sorge für den Körper. Dies giebt Gelegenheit zu einigen, zum Theil lebhaften Debatten über diese Materie, wobey sämmtliche Gäste, deren außer dem Eugenius und dem Charmas (so heißt der Hofmann) acht sind, nach der Reihe ihre Meinungen vortragen, deren endliches Resultat im Ganzen folgendes ist: daß auch hier, wie in allen Dingen, die goldne Mittelstraße der beste und sicherste Weg sey. Unter den verschiedenen Discussionen über diesen Gegenstand, hat uns vorzüglich das gefallen, was der Vf. die Gemahlin des Eugenius über den Beruf

des

des weiblichen Geschlechts und über die Bildung desselben zu diesem Zwecke sagen läßt. Wenn aber Eugenius zu dem allen, was seine Freunde gesagt haben, noch hinzusetzt: daß es Pflicht sey, die Seele durch Religionsbetrachtungen zuweilen von dem Körper abzuziehn, um sie rein zu bewahren, und sie würdig zu machen einst in ihr wahres Vaterland wieder zurückzukehren, so kann Rec., der übrigens das Allerheiligste des Eugenius, oder den Werth und Einfluß der Religion, besonders der christlichen auf die Veredlung des Menschen kennt und schätzt, dieser Aeußerung, in so ferne die Abziehung der Seele vom Körper Pflicht seyn soll, doch nur in so weit beystimmen, als die Seele darüber nicht vergißt, daß sie auch für dieses Leben, und in demselben nicht bloß für sich, sondern vorzüglich auch für andere da ist. Denn ohne dieses führt jener Ausgang der Seele vom Körper, jenes Schweben in unbekannten Regionen fast unausbleiblich zur Schwärmerey oder wenigstens zu einer Denkungsart hin, die für dieses Leben nicht brauchbar mehr ist, was auch Sokrates, Plato und Pythagoras zur Empfehlung derselben mögen wirklich gesagt haben, oder nach der Meinung ihrer Ausleger gesagt haben sollen. Wir möchten daher auch nie Pythagoras und Platons mystische und immer vieldeutige Sprache in diesem Stücke nachahmen, da sie sich so wenig mit der wahren Lebensphilosophie verträgt, als sich, genau zu sprechen, etwas richtiges dabey denken läßt, wenn man von einem Abziehen der Seele vom Körper redet. — Doch wir kehren zu unserm Gastmahl zurück. — Das Tischgespräch lenkt sich von dieser etwas abstrakten und spekulativen Untersuchung auf Staatsglückseligkeit, Regierungsform, und andere dahin einschlagende mit dem bürgerlichen Leben näher in Verbindung stehende Materien. In dem, was darüber, besonders von dem alten Minister gesagt wird, haben wir zwar keine neue und unbekannte Wahrheiten entdeckt; allein wir können doch auch nicht läugnen, daß wir es, wegen der Verbindung, in welcher einzelne hier vorkommende Gegenstände mit den gegenwärtigen Zeitumständen stehen, mit Vergnügen gelesen haben, und daß eben dadurch das Ganze ein gewisses Interesse erhält, was ihm vielleicht zu einer andern Zeit würde gemangelt haben. Die Lehren, welche der alte Minister dem jungen Höfling giebt, verdienen allerdings Beherzigung, nur ist zu fürchten, daß viele von denen, für welche sie eigentlich geschrieben sind, es so machen werden, wie der Höfling, der sich unvermerkt,

während die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf etwas anders gerichtet ist, in aller Stille davon schleicht. — Nach seiner Entfernung fallen noch allerhand Gespräche vor, die der junge Adliche vielleicht nicht so gleichgültig würde angehört haben, wenn sie in seiner Gegenwart vorgefallen wären, und welche Eugenius mit dem Gedanken schließt: „Wer will die Hoffnung sinken lassen, daß nicht eine Zeit kommt, in welcher die Menschen überhaupt endlich selbst ihrer Laster und ihrer Nichtswürdigkeit überdrüßig werden, und in dem Gefühl ihrer Leerheit nach dem Bessern greifen, das die ganze Seele füllt?" Einen Commentar zu diesem Gedanken, der überhaupt der Hauptgesichtspunkt zu seyn scheint, den der Vf. vor Augen hatte, liefert die Zueignungsschrift an Hrn. G. H. L. Nikolovius in Königsberg, in welcher der Vf. sich über den jetzigen Zustand des Menschengeschlechts folgendermaßen erklärt: „Das jetzige Menschengeschlecht hat, wie der unbärtige Junker seine Hofmeister, die Formen, den Anstand der Sittlichkeit, die Ehrbarkeit und noch einige andere Dinge, durch welche unsere Väter noch so ziemlich in Ordnung gehalten worden sind, auf die Seite geschafft, und sich eingebildet, daß es mit eigenem Verstande ohne das alles recht schön regieren und zurecht kommen könne. Was aber daraus geworden ist, sehen wir alle Tage auf beyden Seiten der Alpen, des Meeres und des Rheins." — — „Lange kann sich eine solche Blendung nicht erhalten." — Wer wünscht nicht, daß dies wahr werden möge? — —

Einige Provincialismen und Soloecismen, z. B. sich nach einem Zeitalter mustern, für bilden oder richten, abgerechnet, ist das Ganze in einem fließenden Style geschrieben.

D.

Vermischte Schriften.

Bragur. Ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgegeben von Häßlein und Gräter. Dritter Band. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Gräff. 1794. 526 Seit. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Mit

Mit manchen Unbequemlichkeiten hatte Hr. D. Gräter zu kämpfen, und manche Schwierigkeit zu besiegen, ehe er gegenwärtigen dritten Band seines reichhaltigen Magazins in das Publikum bringen konnte. Die Idee, es künftig mit Hrn. Hr. Koch in Berlin herauszugeben, ward mit wechselseitiger Bewilligung wieder aufgegeben, und nun trat an die Stelle dieses letztern, Hr. J. H. Häßlein in Nürnberg. Hatte Hr. G. von der einen Seite manchen Verdruß von seiner Arbeit, so ward ihm doch auch dafür von der andern das Vergnügen, zu sehen, daß angesehene, berühmte und gelehrte Männer seinen Bemühungen ihren Beyfall schenkten, ihn zur Fortsetzung aufmunterten, ihm Beyträge theils lieferten, theils versprachen, und sein Institut dem Publikum auf das nachdrücklichste empfahlen. In der Vorrede sind einige dreyßig Gelehrten in und außer Deutschland namentlich verzeichnet, die an dem Magazin entweder schon Theil genommen, oder doch künftig nehmen werden. Die äußere Einrichtung hat diesmal einige nicht wesentliche Veränderung erlitten. Hr. G. wünschte das Magazin nach Art anderer Zeitschriften heftweise herauszugeben, allein dazu war der Verleger durchaus nicht zu bewegen. Als Kaufmann hatte er gewiß bey den jetzigen Umständen vollkommen Recht, und Rec. glaubt aus mehrern Gründen, daß auch das Werk selbst schwerlich dabey gewonnen haben dürfte.

An der Spitze dieses Bandes steht ein dritter Brief von Hrn. Gräter über den Geist der nordischen Dichtkunst und Mythologie. Er beklagt sich, daß einige Aeußerungen seines zweyten Briefs sowohl in dieser Bibliothek, als in der Bibl. d. s. Wiss. mißverstanden worden, doch scheint er selbst zu gestehen, daß daran wohl sein nicht genug bestimmter Ausdruck und eine etwas gezwungene Wendung mit Schuld gehabt haben können. „Künftig also ohne Wendungen." Rec. billigt dieß sehr. Mit den Wendungen ist es ein eignes Ding: sie gerathen nur Wenigen, und selbst diesen nicht immer. Zugegeben auch, daß die ganze nordische Götter- und Weltgeschichte wirklich durch die S. 10 aufgestellte Gedankenfolge zusammenhänge, wovon wir indeß noch nicht ganz überzeugt sind: so sehen wir doch darin keinen Grund, unser geäußertes Urtheil (s. N. A. D. Bibl. 4. B. S. 586) zurückzunehmen. Oder sollten des Vf. rasche Folgerungen (S. 7.) etwas mehr seyn als logische salti mortali? Er glaubt, die Einheit des Ganzen die-

dieser Mythologie spreche auch zugleich für ihren Geist. „Mich dünkt, wo Einheit ist, da ist Ordnung, und wo Ordnung ist, da ist auch Weisheit." ! Schade, daß nicht Eine von diesen Folgerungen bündig, und der erste Satz selbst noch zu erweisen ist. Gar nicht fein ist es, daß der Vf. dem Rec. S. 15 zwar nur ein paar Wörtchen unterschiebt, die ihn jedoch etwas sagen lassen, was er nicht gesagt hat. Wo hat Rec. behauptet, die nordische Mythologie sey nur ein sinnloses Gewebe roher Abentheuerlichkeiten? Auch folgt aus der Behauptung: es sey weder möglich noch räthlich in der neuen deutschen Poesie die griechische Mythologie durch die nordische zu verdrängen, keinesweges, daß man deshalb Dichtern wie Klopstock, Kretschmann &c. einen verdorbenen Geschmack beymessen, oder die gewiß dankenswerthen Bemühungen eines Keyßler, Thorkelin, Suhm &c. für unnütz erklären müsse. — — Abhandlung von den Meistersängern; ein Versuch von Häßlein. Der erste §. ist überschrieben: Allgewalt des Gesangs oder der Dichtkunst. Das heißt doch vom Ey der Leda anfangen! Erst im 9. §. kömmt der Vf. zu seinem Gegenstand. Wer den Wagenseil kennt, findet hier nichts Neues, allein das möchte wohl nicht bey allen Lesern der Fall seyn, und so machen wir diesem Aufsatz seinen Nutzen nicht streitig. Künftig verweiß man den Dilettanten immer besser hieher, als auf jenes ekelhaft geschriebene Buch. Diese ganze Materie verdiente schon einmal von einem belesenen und geschmackvollen Kritiker eine Revision. Fast in allen Entwürfen der Geschichte der deutschen Poesie spielen die obscuren Handwerksreimer eine Rolle; wozu sie, man begreift kaum wie? gekommen sind. Sie sollen den Geschmack verderbt, die Poesie herabgewürdigt haben: das ist eben so, als wenn man dem übeln Geruch, der aus der Fäulniß entspringt, diese Fäulniß selbst Schuld geben wollte. Weil der Sinn für wahre Poesie verschwunden war; weil Zufall und tausend zusammentreffende Umstände das Aufblühen und Reifen wahrer Dichter unmöglich machte, weil man endlich weder die Alten noch ausländische Dichter kannte, oder sie doch nicht verstand noch fühlte, darum gab es und konnte es Meistersänger geben. Sie haben sicher eben so wenig verdorben und verhindert, als geholfen oder genützt. Ein Genie hätten sie sicher nicht unter sich gebracht, aber das erste Genie, das erschien, brachte sie unter sich. — Zu dieser Abhandlung gehört das Titelkupfer, das in zwey Abtheilungen eine

eine Sitzung der Meistersänger und eine Singschule vorstellig seyde nach einem Originalgemählde Franz Heins vom Jahr 1521, das in der Stadtbibliothek zu Nürnberg aufbewahrt wird. — Ueberbleibsel der altdeutschen Festschmause ꝛc. Unbedeutend. — Ueber die alten schottischen Balladen und Lieder und die schottische Musik überhaupt; von W. Tytler ꝛc. Eine interessante Abhandlung aus dem ersten Bande der Transactions of the Society of the Antiquaries of Scotland. Edinb. 1792. 4. Etwas zu warmer Patriotismus verleitet den Vf. zu manchen gewagten, wenigstens nicht erwiesenen Behauptungen, allein offenbar sagt er auch viel Wahres, und hat hier manche brauchbare Notizen gesammelt. Seine Urtheile zeugen meistens von viel Geschmack und Einsicht. Hr. T. rügt den gemeinen Fehler Vieler, die für rechte kunstmäßige Sänger gelten wollen, daß sie die Worte durch Vernachlässigung der Articulation so zu ersticken suchen, daß man den Text des Gesangs kaum (und oft gar nicht) heraus finden kann. Gewiß mit großem Rechte behauptet er, dies sey immer ein Zeichen von Mangel an Gefühl und das Merkmahl eines schlechten Sängers; besonders bey schottischen (und warum nicht allen ihnen ähnlichen?) Gesängen, in denen eine innige Verbindung zwischen Melodie und Gegenstand herrscht, ohne die überhaupt keine Vocalmusik gut seyn kann. Sehr treffend ist die Parallele der schottischen Lieder und Melodien mit der altgriechischen lyrischen Poesie, wie sie noch von der Musik unzertrennlich war. Der Eindruck jener machen die Wirkungen begreiflich, die man von dieser erzählt, und die einige jetzt mit Unrecht als mährchenhaft und übertrieben verwerfen, oder doch bezweifeln wollen. — Ueber die deutschen Volkslieder und ihre Musik. Der Anfang eines recht guten Versuchs. Ohne Hrn. G. in allen seinen Urtheilen beyzustimmen, und alles, was er schön, oder doch artig ꝛc. findet, eben für das erkennen zu können, freuet Rec. sich doch dankbar seines Enthusiasmus und seiner Wärme, die ja unentbehrlich zu solchen immer sehr nützlichen Sammlungen und Untersuchungen, und leider oft fast der einzige Lohn sind, der dem Forscher auf solchen rauhen Pfaden für seine unverkannte Mühe wird. Die deutschen Volkslieder scheinen dem Rec. sich doch dadurch auf eine charakteristische Art von den englischen und schottischen und französischen zu unterscheiden, daß die besten deutschen Stücke einen gewissen komischen oder moralischen, die engl. und sch. einen schwermüthigen, empfindungs-

vollen,

ten, mit Noth, Mangel und gewöhnlich ihr Erziehung mit den heftigsten Krankheiten streiten mußten, oder doch beständig kränkelten. Man erschrickt, wenn man die Liste von Krankheiten überläuft, die den ohnehin genung geplagten Rollenhagen drückten. Man denke sich, was es heiße, ein Predigt- und Schulamt an 40 Jahren verwalten, dabey nach einander an Geschwüren, Scharbock, Grosgrimmen und Bauchwehe, Krätze, heftigen Husten, Pest, spanischen Pips, Seitenstechen, Flüssen, Zahnweh, mannichfaltigen Fiebern, cholicis doloribus rc. zu laboriren, dabey das „Haupt mit salzigen Dünsten gefüllt zu haben" und gleichwohl Lust und Laune zu scherzhaften Versen zu behalten! —

Hermode oder neueste Nachrichten, Anzeigen, Schriften rc. über die vaterländische Vorzeit. Hermode war bey den heidnischen Deutschen ohngefähr dasselbe, was bey den Römern Merkur, und unter diesem Titel wollte Hr. G. anfangs eine eigne vaterländische Sprach- und Alterthümer-Zeitung herausgeben. So gut diese Idee an sich ist, so dürfte sie doch schwerlich thätige Unterstützung genug beym Publikum gefunden haben, zumal zu einer Zeit, wie die jetzige, wo kaum etwas mit großem Interesse gelesen wird, was nicht politische Zeitung, Journal rc. ist: — recht sehr aber billigen wir es, daß Hr. G. statt diese Idee ganz aufzugeben, die Ausführung davon, wenigstens in dem Maaße, als es unter den Umständen möglich war, mit Bragur vereinigte, und darin einen eignen Artikel dazu bestimmte. Man findet hier Auszüge aus 25 litterarischen Briefen verschieden an Umfang und Wichtigkeit, doch nie ganz ohne Interesse, und eine ohngefähr gleiche Anzahl Neuigkeiten und andere kurze Anzeigen. Unterstützung verdient die auf (noch offene) äußerst geringe Subscription angekündigte Ausgabe der Einteßschen Chronik. Das Ganze wird aus 4 Bänden von 180 Bogen bestehen, und doch nur 3 Rthlr. 8 gr. Sächs. kosten. Der sel. Prof. Schwarz in Altorf hat seinen ganzen alten Bücherschatz der dortigen Akademie, doch unter der ungereimten Bedingung vermacht, daß kein Blättchen davon aus den Thoren der Stadt hinaus darf!! — — In den meisten deutschen Buchhandlungen fragt man vergebens nach den trefflichen antiquarisch-litterarischen Schriften des berühmten Prof. Oberlin in Straßburg. Die Ursache ist, weil er sie selbst verlegt hat.

hat. Angenehm ist daher die hier S. 469 ertheilte Nachricht, daß Hr. O. sich jetzt entschlossen hat, seinen Selbstverlag an einen billigen Verleger abzulassen. . . Noch machen wir auf zwey Briefe von den Hrn. Kosegarten in Wolgast, und S. Ordmann in Upsala besonders aufmerksam.

Ga.

Der Schweizer auf dem Rigiberge. Erster Theil. St. Gallen, bey Huber und Comp. 244 Seit. 8. 1791.

Den etwas undeutlichen und gesuchten Titel des Buches umschreibt der Verf. — der sich unter der Zuschrift an die helvetische Gesellschaft zu Olten Gregorius Hiob nennt, folgendermaßen: es seyen Betrachtungen eines Schweizers, wozu er durch eine Reise auf den Rigiberg im Canton Schwiz veranlaßt worden. Er liefert sie in der Form von einzelnen Vorlesungen, die von ihm im J. 1789 und 1790 in der zu St. Gallen errichteten litterarischen Gesellschaft gehalten wurden. Herzlichkeit und ein den edlen Schweizern eigner glühender Eifer für die Beförderung des vaterländischen Wohls, dem man wegen der lautern und schönen Quelle, woraus er fließt, auch einige Uebertreibung und Schwärmerey gern verzeihet, charakterisiren diese Betrachtungen und Phantasieen. Ihr Vortrag ist fließend und ziemlich correct; jedoch nicht ganz rein von den, schweizerischen Schriftstellern noch immer anhängigen Provinzialismen. Folgendes ist der wesentliche Inhalt dieser fünf Vorlesungen. Reise bis Schwiz. Tells Kapelle bey Küßnach auf der Stelle, wo der despotische Geßler durch seine Hand fiel. Betrachtungen über die That des Mannes, welche damals nur Selbsterhaltung beabsichtigte, aber in ihren, von Tell wohl nicht geahndeten, Folgen so wichtig ward. Tells Geschichte ganz zu bezweifeln, wie von mehrern geschieht, verbietet dem Verf. sein patriotisches Gefühl. Fahrt auf dem Vierwaldstädter-See nach Luzern, und einiges über das dort befindliche bekannte Pfyferische Kunstwerk. Das falsche Bild dieses Künstlers, welches der Vf. mit den ekelhaftest übertriebenen Zügen entwirft, um den Entwurf mit dem wahren Bilde des braven Pfyffers desto auffallender zu machen, ist ein sonderbarer und wenig glücklicher Einfall, welcher den eingebildeten Eindruck bey Zuhörern eben so wenig

geschafft haben kann, als er ihn den Lesern macht. — Ganz richtig beurtheilt der Vf., so wie auch schon mehrere Reisende vor ihm gethan haben, das vom übelberüchtigten Abbé Raynal, den drey Stiftern der Schweizerfreyheit und — NB. vor allen, sich selbst! — auf der Insel bey Lucern errichtete Denkmal; und nennt es an einem andern Orte ganz treffend, „ein armseliges Kegelchen!" Und warum, möchte Rec. fragen, ist es denn bey der allgemeinen Mißbilligung, welche dieses Ding mit Recht erregt hat, noch nicht einigen derben Schweizermännern dieser Gegend eingefallen, diesem Kegelchen — mit dem Namen des Herrn Abbé — dessen kindische Eitelkeit es bezeichnet, eine etwas tiefere Stelle im See selbst und zugleich beyden ihr Grab anzuweisen? — In Schwiz ist die Veränderung der einfachen ursprünglichen Schweizersitten besonders sichtbar; doch bestimmt der Vf. hier den immer relativen Begriff der Worte modisch, Petitmaître u. dgl. womit man oft den schilt, welcher nicht jede althergebrachte Form an sich trägt. — Die zweyte Vorlesung verbreitet sich über verschiedene Gegenstände, welche der Phantasie des patriotischen Schweizers auf dem Wege durch dieses Land der ursprünglichen Sitteneinfalt und der Freyheit, vorschweben. Es sind vornehmlich folgende: Handlungsgeist, in Absicht seines Wesens und seines verschiedenen Einflusses auf die einzelnen Staaten der Schweiz nach ihrer Lage, Verfassung, Kultur u. s. w. und hauptsächlich in Beziehung auf die kleinen Freystaaten in dem Innern der Alpen; deren Verfassung und höchst einfachen Lebensweise der eindringende Handlungsgeist nicht dienen würde. Bey einiger Milderung der gar zu grell hie und da aufgetragenen Farben dieses Gemähldes, würden freylich einzelne Theile desselben in einem andern Licht erscheinen, auch ließen sich wohl andre von der hier aufgestellten sehr verschiedene Seiten desselben zeigen: jedoch kann man die Wahrheit der Sache, jene überspannten Einmischungen abgerechnet, an sich selbst dann nicht läugnen, wenn man das Locale und die Menschen jener Alpenthäler kennt. — Luxus und die unbezweifelt vortheilhaften und für das Ganze wohlthätigen Seiten eines gemäßigten Luxus. — Gefahr des Luxus für kleine Freystaaten. Auch dieses aufgestellte von mehrern Seiten anziehende und schöne Bild ist in einzelnen Zügen fast Karrikaturgemälde. Der Vf. findet von dieser Betrachtung einen Uebergang zu der, über das dem Ohr eines Schweizers unleidliche „der König will," und über den damit verwand-

ten

[illegible] Despotismus auch in Beziehung auf die damals im Anfang begriffne Revolution in Frankreich.

Dritte Vorlesung. Fortsetzung der Wanderung nach dem Rigiberge. Reizende Ufer des Loverzer-Sees, und einsame Inseln in demselben. Beym Besuch dieser Inseln stellen sich unserm Wanderer freundliche Bilder von dem Glück der Einsamkeit und von dem Genuß der Freundschaft dar. Er unterscheidet hier das unthätige Anachoretenleben von dem philosophischbenutzten einsamen Leben zur Bildung des Geistes, zur Vorbereitung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit, und zum reinen Genuß geistiger Freuden. Solche für den Geist und für das Herz wohlthätige Darstellungen, wie unser Vf. hier mit den reizendsten Farben, welche nur warme Phantasie leihet, entwirft, drängen sich jedem, der jene herrlichen Alpenthäler der Schweiz besucht, unwillkührlich auf; und so vielfältig auch diese Gegenstände behandelt sind, weiß der Verf. ihnen durch die Art der Behandlung noch einen Reiz der Neuheit zu geben. — Fortgesetzte Wanderung bis zu dem Gipfel des Berges, oder dem sogenannten Rigikulm.

Vierte Vorlesung. Herrliche Aussicht vom Rigikulm. Empfindungen, welche eine für religiöse und menschenfreundliche Eindrücke empfängliche Seele auf diesem erhabenen Standort unmittelbar zuströmen. Gott; ewige, und richtige Begriffe von ihm — Gott, wie die Natur ihn hier predigt: der Mensch; Kleinheit des Individuums in dem großen Gebiet der Natur; Größe des Menschen als denkendes und wirkendes Wesen: — Unsterblichkeit: — Werth der irdischen Güter und ihr Verhältniß zur Bestimmung des Menschen. — Die Gränzen unserer Blätter verbieten Rec., aus diesen und ähnlichen trefflichen Seiten dieses Buches, einzelne Stellen auszuheben, und er wünscht, daß die darin enthaltenen mit warmer und herzerhebender Empfindung niedergeschriebenen Betrachtungen von recht vielen gelesen und dem Vf. nachempfunden werden mögen.

Fünfte Vorlesung. Fortgesetzte Betrachtungen des patriotischen Schweizers auf dem Rigikulm über sein Vaterland und über die Edlen der Vorzeit. „Die Gegend, welche man „vom Rigiberg überschaut, sagt der Verf., ist gleichsam die „Wiege der schweizerischen Freyheit, und überall, wohin das „Auge nur immer blicken mag, begegnen ihm Gegenstände,

„die lebhafte Erinnerungen, Vorstellungen und Bilder von „mannichfaltigen Begebenheiten und Männerthaten erzeugen, „und bey jedem patriotisches Gefühl erregen, dessen Herz da„für noch nicht ganz erstorben ist.“ — Auch bey unserm Vf. erzeugt sich demnach hier ein Nachdenken über Gegenstände, die sich der eingeborne Schweizer so gern vergegenwärtiget, das Andenken nämlich an die berühmten Helden der Freyheit: Tell, Stauffacher, Fürst, Arnold Winkelried und andere. Betrachtungen über den Werth der durch sie erkämpften Freyheit — über den Sinn für Freyheit und patriotische Tugenden. Würdigung des Charakters eines wahren Patrioten. Verbindung patriotischer Schweizer zur Aufrechthaltung der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes: die Gesellschaften zu Olten und Arau. — Hoffnungen und Wünsche für die Fortdauer des Glücks der freyen Eidgenossen. — Dieses seltne, mit so vieler Mäßigung, Weisheit und Edelmuth genoßne hohe Glück erhalte du ihnen, Genius der Freyheit! und gieb es allen, die von denselben Tugenden geleitet, danach ringen!

Ko.

Schilderungen oder Reisen eines Kosmopoliten, herausgegeben von W. S. Leipzig, bey Gabler. 1795. 210 Seit. 8. 16 gr.

Wie aus den Wolken gefallen kommt dieser angebliche Kosmopolit in der polnischen Provinz Cujavien zum Vorschein, und verschwindet eben so plötzlich hinter der schlesischen Gebirgsstadt Hirschberg. Harte Frachtwagen, noch öfter aber seine beyden Füße tragen ihn von einem Orte zum andern. Bey diesem langsamen Fortschritt sollte man glauben, sey es hauptsächlich auf desto sorgfältigere Beobachtung merkwürdiger Gegenstände angesehn. Aber nein! Die meisten mit ihren Tagebüchern itzt so freygebigen Fuß- und Paßgänger reisen bloß, um sich ihrer verdickten Galle zu entledigen, und beschreiben, nicht etwa was sie sahen, oder zu sehen glaubten, sondern was sie träumten, wünschten, und daher nirgend fanden. Doch, erst von der guten Seite unsers höchstschwer zu befriedigenden Wandrers! Diese besteht in einem gar nicht schlechten Vortrag, dem nur etwas mehr Sachenreichthum zu wünschen wäre. Ferner, in einer Empfänglichkeit der Ein-

bil-

bildungskraft, aus der mit unter überaus witzige Vergleichungen, Blicke ins Weite, und kraftvolle Darstellungen hervorgehn. Schade nur, daß diese beyden Erfordernisse zu unterhaltender Leserey, nicht auf das dritte noch sich stützen: auf einen geläuterten Geschmack nämlich, der kein Bild, keine Wendung aufnimmt, die Lesern von guter Erziehung oder veredeltem Gefühl mißfallen könnten; denn läßt sich etwas widersinniger denken, als ein sentimentaler Schriftsteller, der durch Schmutz und Plattheit alles Gute seiner Feder sogleich wieder verderbt?

Daß in Hinsicht auf Statistik, Physik oder Kunst, aus einer solchen Reisebeschreibung wenig Zuverläßiges zu lernen sey, weiß man schon von Dutzenden ihrer Schwestern her. Freylich haben die meisten Abschnitte Namen, wie Kosel, Brieg, Breslau u. s. w. zur Ueberschrift; alle diese Plätze aber werden deshalb dem Leser um nichts bekannter; und daß in Polen der Bauer wie Vieh behandelt worden, daß es in Oberschlesien nicht viel tröstlicher aussieht, daß in einer großen Provinz, wie Schlesien, wo zweyerley Glaubensbekenntnisse neben einander kursiren, bald dieses bald jenes tolerantere Gesinnungen äußert, alles dies sind Wahrnehmungen, wovon wir schon längst und bis zur Gnüge unterrichtet waren. Darüber indeß, daß der schlesische Katholik weit toleranter sey, als der dasige Protestant, und namentlich die Breslauer durch Intoleranz vor allen andern sich auszeichnen, bleibt unser Kosmopolit sehr weislich den Beweis schuldig. Anderwärts fragt er, wo spricht in der Kirche des Katholiken irgend ein Gegenstand für Menschenliebe? Eine Frage, die er selbst wenige Blätter später sich beantworten konnte, indem er die Kirche der barmherzigen Brüder zu Neustadt betrat: eine Anstalt, der andre Glaubensbekenntnisse kaum etwas ähnliches aufzuweisen haben. — Seine Abneigung gegen Adel und Geistlichkeit geht so weit, daß er jede Gelegenheit sich an ihnen zu reiben vom Zaune bricht. Wie paßt dieses zu der Rolle eines ächten Kosmopoliten? als der sich wohl hüten wird niederzureißen, wo er nichts Besseres hinzupflanzen versteht. Oder hat die traurige Erfahrung des Tages uns nicht etwa belehrt, wer die Stelle des Adels und der Geistlichkeit bey unsern geweihten Nachbarn eingenommen hat? Daß dergleichen Kosmopoliten, denen jedes bürgerliche Verhältniß, das ihrer eignen Selbstsucht nicht schmeichelt, ein Dorn im

Auge ist, endlich auch von Regierung und Polizey nichts wissen wollen, dazu liefert dieses Tagebuch gleichfalls unzweydeutige Belege. Desto mehr wundert sich Rec. bey Gelegenheit der Herrnhutercolonie zu Gnadenfeld in Oberschlesien so behutsam sprechen zu hören: Doch ohne Mißgriff lief es auch hier nicht ab. Nur sehr im Kleinen, meint er, ließe so etwas sich ausführen. Wie so? Eine Gesellschaft, die schon zu vielen Hunderttausend angewachsen, und noch alle Tage zunimmt; kann doch nicht mehr für einen Versuch im Kleinen gelten! — In der Vorrede macht der Herausgeber zur Fortsetzung Hoffnung, wo auch von Italien die Rede seyn soll. Da solche vielleicht schon unter der Presse schwitzt, so kommt der Wunsch doch wohl zu spät, daß der Kosmopolit seines Titels eingedenk, aufs Ganze ein wenig mehr, auf sein werthes Ich hingegen etwas sparsamer Bedacht nehmen möge!

Ea.

Karl Voßens, eines kuriösen Erländers, kleine Reisen und Herumschweifungen. Leipzig, bey Weygand. 1794. 460 Seit. 8. 1 Rthl. 6 gr.

Vor wenig Jahren noch, hätte man um alles in der Welt kein ausländisches Produkt in unsre Sprache übergetragen, ohne auf dem Titelblatte: aus dem Englischen, oder dergleichen, in abgesetzter, hell ins Auge fallender Zeile lesen zu lassen. Es sey nun, daß deutsche Treuherzigkeit, für das Suum cuique damals noch empfänglicher, oder, weil man der Meinung war, ein exotisches Gewächs würde den fremden Geruch nie verläugnen, und jeden Gärtner Lügen strafen, der solches für eignes Erzeugniß ausgäbe. Noch andre Schwachköpfe glaubten wohl gar, deutsche Mist- oder Frühbeete könnten so etwas nicht einmal hervorbringen; daß also mit Verpflanzung desselben unsrer armen Litteratur recht sehr gedient wäre. Seitdem es aber mit der Büchermacherey ins Große gediehen ist, haben unsre Schriftsteller endlich gelernt, über alle solche Bedenklichkeiten sich wegzusetzen. Rechts und links wird nunmehr fouragirt, nichts als Contraband angesehn, und wer unsern vom Ertrag des Tages lebenden Fabrikanten in die Hände fällt, rein ausgeplündert: Tros Rutulusve fuat!

Rec.

Rec. nahm vorliegendes Werkchen in der Erwartung zur Hand, irgend einen deutsch politisirenden Robinson mehr kennen zu lernen. So wenig ihm auch der Anfang gefiel, waren doch ein Paar Blätter nur zu der Wahrnehmung nöthig, daß hier ganz und gar nicht von vaterländischem Boden die Rede sey. Daß hingegen alles aus der Feder eines noch jungen, aber nicht ungeschickten Humoristen Englands, oder vielmehr Schottlands geflossen, bewieß in der Folge jede Seite. Warum der Uebersetzer dieses nun überall verschwieg, mag er selber beym Publiko verantworten; denn fremde Waare unter einländischem Stempel feil zu bieten, ist doch nimmermehr empfehlenswerth!

Von der auswärtigen Geburt selbst nähern Bericht zu erstatten, ist aus der kleinen Ursach unthunlich, weil Rec. nur zur bloßen Inhaltsanzeige mehr als ein Blatt noch verwenden müßte. Seit mehrern Jahren hat seine Nase an keinen Riechtopf gestoßen, der aus Blüthen so ungleichartiger Gewächse zusammengepreßt wäre. Prosa und Verse, Novellen, Fabeln und Erzählungen, Feenmährchen und Räthsel, Ausfälle auf Englands Staatsverfassung und utopische Reisen, Darstellungen in Bunkels, Sterne's und Fieldings Manier, französische Gedichte und lateinische Briefe; Reden, Episteln und Gespräche, tragische und komische Skizzen, dürrer Ernst und bittre Satyre, die disparatesten Gegenstände mit einem Wort, und die abstechendsten Formen, haben zu diesem ächten Quodlibet herhalten müssen. Das Ganze hat zwey Abtheilungen, wovon eine aus 42 und die andre aus 36 Briefen besteht. Diese sind bald lakonisch kurz, bald rabulistisch lang; und daß Antithesen und Oxymora, Witz und Laune, Abentheuerlichkeit und schlichter Menschenverstand auf diesem Tummelplatz einander jagen würden, konnte man von einem so possierlichen Schriftsteller erwarten. Auch verzeiht Rec. ihm alles dieses weit eher, als daß hier und da Midas Ohr mit dem Jakobiner-Abzeichen hervorragt; und Schade wär es doch wirklich, wenn auch dieser junge Mann, dem es an Belesenheit, Imagination, und wenn er will, selbst an Geschmacke nicht fehlt, an einer Klippe scheitern sollte, auf die heutzutage so manchen vielversprechende Kopf mit aller Gewalt lossteuert! Einen dergleichen Mischmasch würde Rec. übrigens schwerlich bis ans Ende durchblättert haben, hätte die Uebersetzung, die im Ganzen genommen sich recht gut lesen läßt, ihn nicht ver-

 führt;

führt: worüber er jedoch um desto eher sich tröstet, da unsre itzigen Verdeutschungen nur höchst sparsam dazu anlocken. — Am Schlusse sagt der Engländer, bey guter Aufnahme stünde noch ein solcher Band dem Leser zu Dienst. In Deutschland wenigstens würden unsre Gosler auf der Stelle den Vf. beym Wort halten!

F.

Ueber den Geist des Zeitalters. Fragmente. Ohne Anzeige des Druckorts. 1795. 44 Seiten. 8. 3 Kr.

Von einer kleinen Arbeit, die schon unter der Hand des Töpfers wieder in sechs Stücke zerbrach, läßt sich unmöglich viel sagen, ohne erheblichern und wirklich vollendeten Aufsätzen den Raum zu entziehn. Was Religion und bürgerliche Verfassung, Perfectibilität und Aufklärung, Luxus und der damit verbrüderte Egoismus, Publicität, Schriftstellerey u. s. w. dazu beytragen, dem Geist unsrer Tage diejenige Richtung zu geben, über deren Zweck und Resultat die Aufmerksamkeit des Beobachters so gespannt, und die Stimmen der Zuschauer so getheilt sind, ist der Gegenstand dieser Untersuchung. Daß solche eben nicht tief gehen konnte, versteht bey so geringer Blätterzahl sich von selbst, und daß ihr Vf. mit seinen eignen Ideen noch nicht ins Klare gekommen, beweist die fragmentarische Behandlung. Den gesunden Menschenverstand aufhaltendes, als der bey Forschungen dieser Art vorzüglich seine Rechnung finden muß, hat Rec. in dem Schriftchen nirgend angetroffen; dafür aber auch eben so wenig, was dieser schlichte Menschenverstand, leider! nicht längst schon gewußt hätte. Gewußt oder nicht: niemals kann es schaden gemeinnützige Wahrheiten so oft als möglich, und in so mannichfaltigem Gewande, als sich nur thun läßt, darzustellen. Wer vor ganzen Lehrgebäuden sich scheut, greift vielleicht nach Fragmenten, und wer über seine Zeitgenossen zu lachen gedachte, endigt wohl damit, sich selbst kennen zu lernen; denn was kann der Geist des Zeitalters anders seyn, als ein Spiegel, worin jedes Individuum auf sein eignes Ich, in weiterm oder näherm Abstand, gern oder ungern, stoßen muß?

An der Spitze des sechsten sogenannten Fragments steht die Frage: „Was wird nun wahrscheinlich der Geist des näch-

sten

sten Zeitalters seyn?" und zur Antwort dient: „Dumpf und „duldend (duldend, vermuthlich) wird der Genius des nächsten Zeitalters auf der Erde liegen." — Dii meliora dabunt, hofft Rec. Wer glücklich genug ist sich durch die fürchterliche Krise zu arbeiten, die rings um uns her Alles in nächtliches Dunkel hüllt, wird in der Lage derjenigen seyn, die eine Pest überstanden. Der Uebriggebliebne befindet sich desto besser, ermannt sich zu neuer Thätigkeit, und findet Raum solche auf alle Seiten wirken zu lassen. — S. 9 nimmt der Vf. es unserm Jahrhundert sehr übel, daß solches einen Lessing nicht in Marmor aufstellen will, und thut andre Vorschläge. Und worin bestehen diese? In einer Ausgabe des Nathan, die durch typographische Pracht und die Kunst des Grabstichels sich herausheben soll, wie ein hoher Obelisk! Was dem guten Patriotismus doch alles zugemuthet wird! Nur sehr wenige könnten ein so kostbares Erzeugniß kaufen; da hingegen durch Abdruck der so wohlfeil und correct als möglich wäre, diese papierne Unsterblichkeit ungleich eher sich erzielen ließe. England soll mit seiner grossen Prunkausgabe Shakespear's uns beschämen!! Was? Mit dieser gigantischen Geburt eines geschmackarmen excentrischen Luxus, vor dessen Nachahmung der Himmel uns auf immer bewahre!

D.

Auswahl vorgeblicher Weissagungen älterer und neuerer Zeiten, nebst einer Anleitung richtig darüber zu denken. Für Ungelehrte. — Lasset euch die Propheten, die bey euch sind, und die Wahrsager nicht betrügen, und gehorchet den Träumen nicht, die euch träumen; denn sie weissagen euch falsch. Jeremia. — Zeitz und Naumburg, bey Heinse. 1794. 220 Seiten in 8. und Einleitung XVI S. 10 gr.

Der Zweck, den sich der Verf. durch diese Schrift nach der Einleit. S. XII zu erreichen vorgesetzt hat, ist unstreitig sehr gut und edel; nämlich solchen Volksklassen, die mit keinen gelehrten Kenntnissen versehen und im Denken nicht sattsam

 geübt

druckt sind; eine Menge sogenannter Weissagungen vorzulegen, ihr Nachdenken darüber zu leiten, und sie dadurch in den Stand zu setzen, dergleichen vorgebliche Prophezeyungen richtig zu beurtheilen. Dabey will sich der Vf. nicht in die Untersuchung derer Weissagungen einlassen, die von den Propheten des A. T., von Jesu und seinen Aposteln herrühren; er will nicht von dem Unwesen überhaupt reden, das man zu allen Zeiten und fast bey allen Nationen mit falschen Propheten und ihren Weissagungen getrieben hat; sondern er will bloß dem Weissagungsaberglauben entgegen arbeiten, dem noch viele — man darf wohl sagen, auch in vornehmern, höhern und gebildetern Ständen — ergeben sind; und zu verhüten suchen, daß nicht so viele Menschen durch vorgebliche Weissagungen, Wahrsagereyen und Deutereyen, womit man sich in Deutschland noch immer trägt, getäuscht, beunruhiget oder zu thörichten Unternehmungen verleitet werden. Um diesen so edlen Zweck zu erreichen, führt der Vf. eine Menge recht wohlausgewählter und merkwürdiger vorgegebener Weissagungen aus ältern und neuern Zeiten an, und zeigt dabey immer, wie der gesunde, vom abergläubigen Hang zum Wunderbaren noch unbefangene Menschenverstand sie zu beurtheilen habe, indem sie immer entweder sehr unbestimmt, dunkel und vieldeutig, oder das Machwerk späterer Zeiten waren, wo die vorgeblich geweissagte Sache schon geschehen, folglich leicht näher und umständlicher zu bestimmen war. Und gesetzt auch, daß hie und dort ein geringer Umstand von einer vorgegebenen Prophezeihung eingetroffen zu seyn schiene, so zeigt hingegen der Vf. S. 15, wie viele Vorherverkündigungen, besonders, aus den Gestirnen, gar nicht eingetroffen seyen. Und dies dünkt uns eine sehr erhebliche und wichtige Bemerkung zu seyn, weil der elende Prophetenaberglaube durch nichts mehr genährt wird, als durch die scheinbare Erfüllung so mancher vorgegebener Weissagungen, während daß man alle diejenigen Prophezeihungen, die zuverläßig gar nicht eingetroffen sind, oder einzelne nicht in Erfüllung gegangene Bestimmungen und Umstände derselben, in gänzliche Vergessenheit versinken läßt und davon stille schweigt. — Der Raum gestattet es nicht, daß wir hier mehrere Proben von des Vf. Scharfsinn in Beurtheilung vorgegebener Weissagungen anführen. Nur sey es uns erlaubt, eine auf die gegenwärtige Revolution in Frankreich gedeutete Prophezeihung von Turrel, einem zwischen den Jahren 1498 und 1547 lebenden Rector an der Schule

zu Dijon, und berühmten Astrologen seiner Zeit, hier anzuführen:

Astrologus vates haec nuntio moesta, nepotes:
Corpore qui grandis et tertius ordine fratrum
Praediras edet caedes lanio ipse suorum,
Quas propter surget civili Francia bello;
Proh dolor! et procerum praeceps cadet ista duello;
Non erit una fides, non lex, non unicus et rex;
Multi sed reges, leges et religiones.
Serviet haud minimis in partes scissa ruinis
O Deus! a variis saeve lacerata tribunis,
Sic ruet infelix per *reges* Francia *cives*,
Antea quae felix per Reges Francia dives.

Diese S. 219 angeführte Prophezeihung nebst deren Uebersetzung hat der Verf. aus dem dritten Stück der neuesten Geschichte der Staaten und der Menschheit S. 177 — 179 genommen. Dabey macht er die richtigen Bemerkungen, wie gezwungen das praediras edet caedes lanio ipse suorum auf den so unschuldig hingerichteten letzten König in Frankreich Louis XVI. angewandt wurde; daß Frankreich noch viel weniger, wie doch hier (quas propter) deutlich und ausdrücklich angegeben werde, darum zum Bürgerkrieg aufgestanden sey, weil der dritte unter seinen Brüdern, Louis XVI, die Seinigen zur Schlachtbank geführt oder greuliche Niederlagen verursacht habe; daß nicht procerum duello, nicht durch die heutigen Rojalisten und Adelichen ihre Schuld allein, sondern vornehmlich durch den Aufstand des dritten Stands gegen jene, dieses Reich in seinen gegenwärtigen Verfall gerathen; und daß die zwey letzte Zeilen richtiger also zu übersetzen wären: „So wird das unglückliche Frankreich, das sonst durch Könige glücklich und reich war, durch Könige, so wie durch „seine Staatsbürger (per reges *et* cives, denn das Bindewort et ist hier ausgelassen) zu Grunde gehen.“ Dagegen glaubt unser Vf. daß die ganze Prophezeihung leichter auf die Zeiten des K. Heinrichs III. zu deuten wäre. — Kurz die ganze Manier des Vf. in Erzählung und Beurtheilung so vieler vorgegebener Weissagungen hat uns so wohl gefallen, daß wir diese kleine Schrift getrost allen Leselustigen und allen jetzt in Deutschland bestehenden Lesegesellschaften empfehlen können. — Was S. 32 Kundlingen, eine wenig bedeutende Stadt im Wirtembergischen, die in der Folge Kindlingen genannt wor-

worden, und der Geburtsort des Erzschwarzkünstlers Dr. Fausts gewesen seyn soll, für ein Ort seyn mag, das kann Rec., dem die Geographie von Wirtemberg recht wohl bekannt ist, nicht errathen. Vielleicht ist es Knittlingen im Maulbronner Amt.

Johann Lichtenbergers, eines Einsiedlers, Weissagungen, so er von Verfolgung der Kirchen, Verwüstung des ganzen Rheinstrohms rc. durch die Franzosen, wie auch zuvor vom Absall und Reformation der röm. Kirchen geschrieben. Genommen aus seinem prognostico, so er Ao. 1488, und also vor 305 Jahren über der grossen conjunction Saturni und Iovis lateinisch geschrieben, und zu Cöln am Rhein Ao. 1526 gedruckt worden. Anizo wegen vielfältigen Nachfragens nebst dem Lateinischen ins Hochdeutsche vertiert und gedruckt. 1689. Aufs neue gedruckt, 1793. 48 S. in 8. 3 kr.

Dieses Machwerk des Einsiedlers und Astrologen Lichtenbergers hätte im J. 1793 gar wohl ungedruckt bleiben dürfen. Weder die gelehrte noch die politische Welt würde etwas dabey vermißt haben. Auch diesem vorgeblichen Propheten ergieng es, wie so vielen andern seines Gelichters. Alle seine Prophezeihungen sind in so vielen dunkeln, vagen, räthselhaften und vieldeutigen Bildern und Ausdrücken abgefaßt, daß man sie auch mit einer geringen Dosis von Witz und Einbildungskraft gar leicht auf eine jede etwas merkwürdige, kirchliche oder politische Veränderung anwenden kann. Denn, wenn die Veränderung einmal geschehen ist, so spricht der Interpres des Philosophen: Seht, das ist es, was der Seher mit diesem, jenem Bild bezeichnet und vorhergesagt hat; der staunende Leser siehet dann in dem Bilde weiter nichts, als gerade die Begebenheit, die der Prophet soll verkündiget haben. Finden sich dann Umstände, Vorstellungen oder Bilder, die sich nicht so leicht auf die geweissagte Begebenheit wollen hindrehen lassen, so heißt es: das ist noch nicht erfüllt — das

soll

soll erst erfüllt werden; oder man geht gerade hiero vorbey über solche unerfüllt gebliebene Umstände hinweg, und stellt sie auf die Seite in Schatten hin. So heißt es hier, S. 41, in einer alten von Nammerberger gefundenen Weissagung: „die „Lilie (d. i. der König in Frankreich) wird die Krone verlie„ren" — ganz richtig eingetroffen!! Aber nun heißt es weiter: „Diese wird der Adler (dies wird hernach vom Kayser ge„klärt) empfangen, und wird hernach des Menschen Sohn „(der Graf von Flandern, wer ist der?) mit gekrönet wer„den ꝛc. Die nachfolgende vier Jahre werden viel Schlachten „geschehen in der Welt, und viel Unglück unter den Gläubi„gen. Zu der Zeit wird alles übergeben, und der größte „Theil der Welt (der Pabst) wird abgeschafft werden. Als„dann wird des Menschen Sohn über Wasser ziehen, und „das wunderbare Zeichen des † ins gelobte Land tragen. Des „Menschen Sohn und der Adler werden die Oberhand haben, „und wird in der ganzen Welt Friede und Ueberfluß der „Früchte seyn" u. s. w. — Daß durch das apokalyptische Thier mit zwey Hörnern, dessen Zahl 666 ist, niemand anders als der König in Frankreich zu verstehen sey, das nimmt der Herausgeber S. 48 als erwiesen an, denn LVDoVICVs enthält gerade die Zahl 666 q. e. d.

Bs.

Ländliche Unterhaltungen, oder Zaubereyen der Kunst und der Natur, zur Belehrung für Kinder. Aus dem Französischen. Regensburg, in der Montag- und Weißischen Buchhandlung. 1794. 542 Seit. in 8. 1 Rk. 12 gr.

„Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absalon," sagt der Herausgeber in der Vorrede. Nun, wir wollen ihm auch nicht zu viel thun. Die Schrift ist aus einem französischen Werke genommen, das den Titel hat: Veillées du Chateau. Sie ist, so viel möglich, wörtlich übersetzt, nur hin und wieder, besonders in den Anmerkungen, hat sich der Uebersetzer die Freyheit erlaubt, manches abzuändern, wegzulassen, was ihm nicht von Erheblichkeit schien, und wieder hinzuzuthun, was vielleicht mehr Erläuterung geben konnte. — Das Buch selbst mag Rec. weder loben noch tadeln. Es ist in einem

sehr romantischen ziemlich weitschweifigen Tone geschrieben. Wem dieser behaglich ist, der lese es. Besonders soll es für Kinder geschrieben seyn, die die meiste Zeit des Jahres auf dem Lande zubringen, (dies ist auch der Grund, warum die Unterhaltungen ländlich genannt werden, denn der Inhalt der Erzählungen ist nichts weniger als ländlich) um sich ihren durch ihren ländlichen Aufenthalt zu versüßen, und angenehmer zu machen. Diesem Endzweck möchte es aber schwerlich entsprechen; denn für Kinder überhaupt dürfte wohl das mehreste viel zu unverständlich seyn, und wenn Kinder auf dem Lande das Buch einmal durchgelesen haben, so werden sie sich schwerlich zum zweytenmale dazu entschließen, und dann doch immer Langeweile haben, wenn sie sich nicht auf andere Art nützlich beschäftigen können. Hin und wieder findet sich auch manches, was gar nicht für Kinder ist, z. E. S. 50 die Erzählung von dem Aechzen der Frau in Kindesnöthen. Das Beste und Brauchbarste am ganzen Buche sind die Anmerkungen von S. 415 bis S. 542, die Rec. mit Vergnügen gelesen hat. Freylich aber finden sich auch hier viel Lücken. So wird z. E. S. 417 bey den Ursachen des Erdbebens der Elektricität gar nicht gedacht. S. 430 werden die Meteore in feurige (elektrische) luftartige und wäßrige eingetheilt. Die optischen sind ganz übergangen. Das. wird auch das Helenenfeuer ein brennender Dunst genannt. S. 436 vom Blutregen. Sehr unbestimmt. S. 482 vom Leuchten des Meerwassers, ist Etwas und auch nichts gesagt. Artig sind die Bemerkungen S. 484 von den Diamanten. Richtig ist, was S. 489 von der Beutelratte gesagt wird, aber Beutelratte und Philander sind nicht einerley. Von der Giraffe konnte wohl etwas mehr bemerkt werden. Zuweilen sind zwar die Linneeischen Benennungen beygefügt, aber bey den mehrsten Stellen fehlen sie doch. Uebrigens wünschten wir der Anmerkungen mehr, und des Textes weniger. Druck und Papier sind fein.

Bh.

Bemerkungen auf einer Reise von Strasburg bis an die Ostsee. Im Sommer 1791. Erste Hälfte bis Mainz. Leipzig, in der Michaelismesse 1793. 12 Bog. 8. 12 gr.

Aus

Aus [illegible]; In diesem Buche durchschnittenen und umgedruckten, aber nicht davon genommenen Blättern, aus einem beygelegten Preiszettel der in Frankenthal nachgedruckten Werke und aus anderen Umständen sollte man fast schließen, daß diese Reisebeschreibung in der Pfalz gedruckt und eine Art von Finanzoperation wäre. Von einer so vielfältig bereiseten und beschriebenen Gegend, als die ist, über welche hier Bemerkungen geliefert werden, läßt sich füglich ein Büchelchen schreiben, ohne daß man die Unkosten einer neuen Reise daran wendet. In der That sind die Nachrichten, welche man über Straßburg, die baadenschen Länder, die Pfalz und über Mainz hier liest, größtentheils äußerst bekannt, und die Räsonnements über Catholicismus, Mönchswesen, geistliche Regierungen, Cultur und Industrie der dortigen Einwohner von der alltäglichsten Art. Hie und da, wo der Vf. eigne Waare liefert, leuchtet Partheygeist hervor; es werden einige unbedeutende Männer übertrieben gelobpreist, indeß er sich gegen Andre manche unartige Ausfälle erlaubt. Verschiedene von den eingestreuten Versen sind nicht ganz schlecht. Gegen die Parallele zwischen Schrödern und Iffland ließe sich allerley erinnern. Wenn es S. 98 heißt: „Man kann Schrödern wohl Minu„ten lang auf der Bühne sehn, ohne in ihm den großen Künst„ler zu erblicken," so ist das nichts gesagt, oder vielmehr kann es S. zum Lobe dienen, wenn man bemerkt, daß er nicht immer Pathos und Kunst da anbringen will, wo nur natürliche, ungekünstelte Sprache hingehört. Die Bemerkungen (S. 100) über die moralische Wirkung des Theaters, sind sehr oberflächlich. Daß durch einzelne theatralische Scenen in einzelnen Personen einmal einzelne gute Aufwallungen erregt werden können; wird wohl niemand läugnen wollen. Es kömmt aber darauf an, ob die schlimmern Einwirkungen nicht die bessern überwiegen, ob diese Eindrücke dauernd oder vorübergehend sind, und ob im Ganzen unser jetziges Theaterwesen wohlthätig auf die Moralität eines Volks wirken könne? — Die Schreibart in diesem Buche ist hie und da unrein. In der, auch ungedruckten Vorrede wird erzählt, der Verf. sey Hofmeister der jungen Grafen W., der Söhne des K. K. Gesandten, gewesen, und Märtyrer seiner Grundsätze (es ist nicht gesagt auf welche Weise, und welcher Grundsätze wegen) geworden.

Her***s Briefwechsel. Danzig, 1794. bey Troschel. 13 Bog. 8. 14 gr.

Die Uebersetzung eines französischen Werks, das den Titel führt: lettres galantes de Monsieur le Chevalier d'Her***. Es hätte nicht schaden können, wenn dies zur Warnung auf dem deutschen Titel wäre bemerkt worden. Dagegen hätte die blau-illuminirte, nicht sehr anständige Vignette, wegbleiben können. Der Uebersetzer kündigt sich in der Einleitung als einen Grafen an, der einsam auf seinem Schlosse G*** wohnt. Er setzt einen Trumpf darauf, wenn jemand sich unterstehen wollte, diese Briefe nicht höchst unterhaltend zu finden, versichert übrigens, da er die Arbeit des Uebersetzens bloß seines Vergnügens wegen unternommen habe; so sey es ihm sehr gleichgültig, was man davon urtheile. Solche Cavaliers-Aussprüche sind in der gelehrten Welt übel angebracht. Wenn die Herren Grafen sich auf ihren Schlössern angenehm unterhalten: so ist ihnen das zu gönnen; wenn sie aber etwas von ihrer Arbeit drucken lassen, das wir kaufen und lesen sollen; so sind sie schuldig, bescheiden das Urtheil des Publikums zu respektiren. Die Briefe müssen wohl jeden Deutschen von bestimmtem, ernsthaftem Charakter anekeln. Der altfranzösische Stutzerton, welcher darin herrscht, und der leider! auch lange Zeit hindurch bey uns für den ächten Ton der feinen großen Welt gegolten hat, ist jetzt sogar von den mehrsten Höfen verbannt. Man verzeiht höchstens nur noch den aus jenen Zeiten übriggebliebenen alten Stutzern eine solche geckenhafte, witzelnde und persifflirende Manier, die allerunwichtigsten, so wie die allerernsthaftesten und heiligsten Dinge zu behandeln. Am Ende des Buchs steht: erste Abtheilung; wir hoffen, es werde keine Zweyte nachfolgen. — Die Verdeutschung ist übrigens nicht schlecht gerathen.

Pk.

Neue
Allgemeine Deutsche
Bibliothek
Sechszehnten Bandes Zweytes Stück Sechstes Heft
und Intelligenzblatt No. 22. 1795.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

1. Reise eines Polen durch die Moldau nach der Türkey; von Joseph Mikoscha. Aus dem Polnischen übersetzt von M. Samuel Gottlieb Linde, Lektor der polnischen Sprache in Leipzig. Erster Theil. X Seiten Vorrede und 158 S. Zweyter Theil. 198 S. 8. Leipzig, bey Crusius, 1793. 1 Rk.

Das Original, nach welchem diese Uebersetzung veranstaltet ist, erschien im Jahre 1787 zu Warschau in zwey Octavbänden, und hat in der Urschrift folgenden Titel: „Obserwacye „polityczne państwa Tureckiego, rządu, religii, sił iego, „obyczaiow, i narodów pod tymże żyiącym panowaniem, „z przydatkiem myśli partykulárnych o człowieku moral„nym i o edukacyi kraiowey, przez Jegomość Pana Mi„koszę, w czasie mieszkania iego w Stambule." Dem zweyten Bande des Originals sind ein paar, in dem mir mitgetheilten Titel namhaft gemachte, und aus wenigen Blättern bestehende Zugaben: Ueber den moralischen Menschen," und „Ueber die Nationalerziehung" beygefügt, welche der deutsche Uebersetzer weggelassen hat, weswegen er sich S. 186 des zweyten Theils rechtfertigt.

Die Reise von Warschau durch ein Stück der Moldau nach Konstantinopel macht eigentlich nur das erste Kapitel,

oder die ersten 31 Seiten des ersten Theils, aus; Die übrigen vierzehn Kapitel, die, wie in dem polnischen Original, so in der Uebersetzung durch beyde Theile fortgezählt sind, beschäftigen sich allein mit der Beschreibung des Türkischen Reichs, die der Verf. nach einer ihm ertheilten Instruction, Zeit seines Aufenthalts in Konstantinopel, wo er über die für die Republik zu Dolmetschern sich bildende junge Leute die Aufsicht führte, zunächst für sein vaterländisches Publikum zu entwerfen veranlaßt ward. Er handelt also im II. Kapitel: Von der Lage und Bauart der Stadt Konstantinopel, von den verschiedenen Gerichtsbarkeiten in Civilsachen, Processen und Strafen, S. 32 — 42; im III. Kapitel: Von der Polizey, den Polizeybeamten und der Sicherheit in Konstantinopel, S. 43 — 51; im IV. Kapitel: Von dem Kaiserlichen Schatze, von den verschiedenen Steuern und Landeseinkünften, S. 52 — 61; im V. Kapitel: Von den Anstalten zur Betreibung der auswärtigen Angelegenheiten und den dazu gesetzten Personen, wo von dem Reis-Effendi, den Subalternen desselben, und den Pforten-Dollmetschern Nachricht gegeben ist, S. 62 — 69; im VI. Kap.: Von der Macht des türkischen Reichs, und von den mancherley Arten der türkischen Miliz, von ihrer Artillerie, dem Kriegs- und Seewesen überhaupt, S. 70 — 121; im VII. Kapitel, mit welchem der erste Theil im Original und in der Uebersetzung beschließt: Von der innern Verfassung des türkischen Reichs, von seiner Lage, dem Klima, den Provinzen, der Kommunication durch Flüsse und Seen, von der Volksmenge, den verschiedenen Arten der Einwohner und ihrer Indolenz, S. 122 — 158. Das VIII. Kapitel, oder der Anfang des zweyten Theils beginnt mit den Nachrichten: Vom Kaiserlichen Hofe und dem Hofstaate, vom Kaiserlichen Pallaste und seiner Einrichtung, vom Serail und den Bedienten des Serails, S. 1 — 38; Das IX. Kapitel handelt: Von dem Hofe des Weßirs, den Personen, die seinen Hofstaat ausmachen, den in seinem Pallaste befindlichen Kanzelleyen, und dem Divan, S. 39 — 52; Das X. Kapitel: Von der Religion, der Klerisey, den geistlichen Aemtern, den Religionspartheyen und den Klassen der Derwische, von den öffentlichen und Religionsgebräuchen, S. 53 — 114; Das XI. Kapitel: Vom Zustande des Handels und der

Münze

Pflanzschulen, von den Wissenschaften in der Türkey, S. 115 – 136; Das XII. Kapitel: Von der Einführung der fremden Gesandten am türkischen Hofe, und Urtheile der Türken von den europäischen Höfen, S. 137 – 146; Das XIII. Kapitel: Von dem jetzigen Zustande der Griechen unter der türkischen Herrschaft, S. 147 – 166; Das XIV. Kapitel: Von dem Zustande der Armenier unter der türkischen Herrschaft, S. 167 – 175; Das XV. Kapitel endlich: Von dem Zustande der Juden in Konstantinopel, S. 176 – 180.

Wenn dieser so mannichfaltige und unterhaltende Stoff, in Ansehung dessen wir in der vorhergehenden Inhaltsanzeige nur die allgemeinsten Punkte bemerklich gemacht, auch zuweilen durch dazwischen laufende Raisonnements zu sehr erweitert, auch nicht überall in die natürlichste Verbindung gebracht wäre; so läßt sich doch ersteres mit der Absicht des Ganzen und der Beschaffenheit und Lage des Publikums des Verf. hinlänglich entschuldigen; die Stellung aber, welche der politische Verfasser diesem Stoffe gegeben, überhaupt keinesweges als unschicklich tadeln; vielmehr ist von demselben für den Zusammenhang, bey der Menge der Materialien, auf eine recht beyfallswerthe Weise gesorgt; der Gesichtspunkt aber, unter welchem mehrere Gegenstände mit unverkennbarer Geschicklichkeit vereinigt sind, trägt nicht nur zur Belehrung des weniger unterrichteten Lesers ungemein viel bey, sondern überrascht auch zuweilen den, der mit dem Zustande der Othomanischen Verfassung vertrauter ist, durch die Richtigkeit kurz und deutlich gesagter Urtheile, durch Feinheit und Zweckmäßigkeit mancher wohlangebrachten Bemerkungen, und durch mehr als eine naive Anspielung auf europäische Denkpolitik, und europäische Sitten. Diese gar nicht gemeinen Vorzüge erhalten den Leser bey der Aufmerksamkeit um so viel mehr, um je mehr der Verfasser, durch einen leichten, gefälligen Vortrag, durch eine natürliche, kraftvolle und meist simple Sprache, und durch einen meist gleichgehaltenen Styl sie zu heben versteht. Daher wird durch die leichte, kunstlose Darstellung, durch die richtige Ausführung des Gedachten, und durch die, mit einer gewissen Andringlichkeit, welche doch zuweilen an Redseligkeit zu gränzen oder in Deklamation überzugehen scheint, in die Erzählung gelegten Gefühle dem Leser jede Materie, wobey es dem Verf. um etwas mehr, als um

 bloße

diese Unterhaltung zu thun ist, gleichsam vom Auge gerückt, und seine Empfindungen und Gefühle durch die Empfindung und das Gefühl des Sprechenden gewonnen. Wie oft, und von wie vielen ist nicht z. B. die unterdrückende Behandlung und der sklavische Sinn des türkischen Unterthans von einer Seite, so wie der verschlossene und zurückhaltende Despotengeist seines Beherrschers von der andern geschildert? Wer sieht ihn gleichwohl nicht mit vermehrtem Widerwillen und mit neuem Abscheu in folgender Stelle (Th. II. S. 6 — 8. vergl. Orig. II. 197 fg.) gezeichnet, an welcher der edelste republikanische Eifer einen sichtlichen Antheil hat? „Auch der Umstand," so lauten des Verf. Worte, „muß bey jedem (türkischen Unterthan) die Achtung vor ihm (dem türkischen Kaiser), vermehren, daß er sich dem Volke nie anders, als in der größten Pracht, vom zahlreichsten Gefolge begleitet, sehen läßt. Freylich lernt das Volk auf diese Art keinesweges, was das heiße, seinen Monarchen lieben, ihm aus Liebe, um seiner Sanftmuth und Güte willen, gehorchen. Andre Nationen bekommen gerade dadurch Achtung vor ihrem Monarchen, daß sie ihn oft sehen, und sich ihm zutraulich nahen; der türkische Kaiser wird verehrt, wird angebetet, weil man ihn fürchtet, und sich ihm nicht nahen darf. Allen und jeden, einige wenige Personen ausgenommen, ist einmal für allemal der Zutritt zu ihm untersagt; dem Unterthan ist gar kein Weg offen, dem Monarchen selbst seine Bitten vorzutragen, seine Gnade und sein Erbarmen anzuflehen, oder sich ihm mit seinen Diensten treuherzig zu empfehlen. Alles dies, wodurch sich der Monarch dem Volke so theuer und werth macht," (die polnische Urschrift Seite 198 sagt noch mehr: i które mieszkańcowi choć uciśnionemu nie mało zdaie się przynosić ulgę, und wodurch er dem Bedrückten so sehr zum Troste gereicht), muß hier (!?) den Intriguen des Serails und der Favoritinnen des Sultans Platz machen. Eben darauf beruht der höchste Grad der Herrlichkeit des türkischen Throns, daß der Unterthan aufs tiefste herabgewürdiget wird, daß alle natürlichen Empfindungen seines Herzens erstickt werden, daß sein Verstand ganz unfähig gemacht wird, Gedanken des freyen Mannes zu fassen. Wer sollte nicht in seinem Eifer ermüden, sich um eine Person verdient zu machen, die auf Verdienst nicht achtet? Das Serail ist ein wahres Treibhaus aller nur möglichen Arten der Intri-

gen; hier wird mit den vornehmsten Stellen am Kaiserlichen Hofe ordentlich Handel getrieben. Nicht der erhält ein Amt, der sich der Gunst des Monarchen durch Verdienst werth zu machen suchte, sondern der, welcher die Gunst eines Favoriten durch Geld zu gewinnen wußte. Das Glück und das Leben der unwürdigsten und der allerwürdigsten Personen hängt von der Laune einer Favoritin, oder bisweilen auch des Possenreissers ab, der den Kaiser mit Kurzweil unterhält. Unsre Monarchen," fährt der Verfasser weislich fort, damit ja niemand sich das: Fabula de te etc. einfallen lasse, „die daran gewöhnt sind, mit ihren Unterthanen Umgang zu pflegen, die sich verpflichtet fühlen, ihre Herrschaft auf Gerechtigkeit und gute Thaten zu stützen, würden sich in die besondere Größe des türkischen Throns und in die Lebensart der türkischen Kaiser gar nicht schicken können. Würden sie ganz von der Gemeinschaft mit ihren Unterthanen abgeschnitten, würden sie ganz außer Stand gesetzt, sich die Herzen derselben mit Leutseligkeit zu gewinnen: so müßte sie das Serail und die Menge der reizendsten Weiber anekeln. Man muß daran von Klein auf gewöhnt seyn. Um deswillen wird auch der Thronfolger gleich vom Augenblick seiner Geburt an bis zu seiner Thronbesteigung eingeschlossen, und von allem Umgange mit Menschen, besonders mit solchen, die ihn aufklären könnten, abgeschnitten; er bekommt niemanden zu sehen, als die gemeinen schlechten Leute, die ihm zur Bedienung gegeben werden, keiner seiner Schritte bleibt unbemerkt. Alles dies geschieht wohl in keiner andern Absicht, als den künftigen Monarchen bey Zeiten zu der Lebensart geschickt zu machen, die er führen muß, wenn er dem Throne das gehörige Ansehen erhalten will. Wollten die türkischen Kaiser ihre Allgewalt mindern, merkliche Zeichen von menschlicher Empfindung geben, jedem, der Gnade und Erbarmen sucht, den Zutritt verstatten, und das Volk mit ihrer Herrlichkeit vertrauter machen: so würden sie davon wenig Nutzen haben; das Volk würde vielmehr unwillig werden und glauben, diese Leutseligkeit des Monarchen entehre seine Würde."

Von gleicher Beschaffenheit und vielleicht von gleicher Tendenz ist eine andre Stelle, S. 80 und 81 im ersten Theil, vergl. das Original I, S. 96 f. Es war von der schlechten

bloße Unterhaltung zu thun ist, gleichsam vom Auge gerückt, und seine Empfindungen und Gefühle durch die Empfindung und das Gefühl des Sprechenden gewonnen. Wie oft, und von wie vielen ist nicht z. B. die unterdrückende Behandlung und der sklavische Sinn des türkischen Unterthans von einer Seite, so wie der verschlossene und zurückhaltende Despotengeist seines Beherrschers von der andern geschildert? Wer sieht ihn gleichwohl nicht mit vermehrtem Widerwillen und mit neuem Abscheu in folgender Stelle (Th. II. S. 6 — 8. vergl. Orig. II. 197 fg.) gezeichnet, an welcher der edelste republikanische Eifer einen sichtlichen Antheil hat? „Auch der Umstand," so lauten des Verf. Worte, „muß bey jedem (türkischen Unterthan) die Achtung vor ihm (dem türkischen Kaiser), vermehren, daß er sich dem Volke nie anders, als in der größten Pracht, vom zahlreichsten Gefolge begleitet, sehen läßt. Freylich lernt das Volk auf diese Art keinesweges, was das heiße, seinen Monarchen lieben, ihm aus Liebe, um seiner Sanftmuth und Güte willen, gehorchen. Andre Nationen bekommen gerade dadurch Achtung vor ihrem Monarchen, daß sie ihn oft sehen, und sich ihm zutraulich nahen; der türkische Kaiser wird verehrt, wird angebetet, weil man ihn fürchtet, und sich ihm nicht nahen darf. Allen und jeden, einige wenige Personen ausgenommen, ist einmal für allemal der Zutritt zu ihm untersagt; dem Unterthan ist gar kein Weg offen, dem Monarchen selbst seine Bitten vorzutragen, seine Gnade und sein Erbarmen anzuflehen, oder sich ihm mit seinen Diensten treuherzig zu empfehlen. Alles dies, wodurch sich der Monarch dem Volke so theuer und werth macht," (die polnische Urschrift Seite 198 sagt noch mehr: i które mieszkańcowi choć uciśnionemu nie mało zdaie się przynosić ulgę, und wodurch er dem Bedrückten so sehr zum Troste gereicht), muß hier (!?) den Intriguen des Serails und der Favoritinnen des Sultans Platz machen. Eben darauf beruht der höchste Grad der Herrlichkeit des türkischen Throns, daß der Unterthan aufs tiefste herabgewürdiget wird, daß alle natürlichen Empfindungen seines Herzens erstickt werden, daß sein Verstand ganz unfähig gemacht wird, Gedanken des freyen Mannes zu fassen. Wer sollte nicht in seinem Eifer ermüden, sich um eine Person verdient zu machen, die auf Verdienst nicht achtet? Das Serail ist ein wahres Treibhaus aller nur möglichen Arten der Intri-

„guen."

„gen; hier wird mit den vornehmsten Stellen am Kaiserlichen Hofe ordentlich Handel getrieben. Nicht der erhält ein Amt, der sich der Gunst des Monarchen durch Verdienst werth zu machen suchte, sondern der, welcher die Gunst eines Favoriten durch Geld zu gewinnen wußte. Das Glück und das Leben der unwürdigsten und der allerwürdigsten Personen hängt von der Laune einer Favoritin, oder bisweilen auch des Possenreissers ab, der den Kaiser mit Kurzweil unterhält. Unsre Monarchen," fährt der Verfasser weislich fort, damit ja niemand sich das: Fabula de te. einfallen lasse, „die daran gewöhnt sind, mit ihren Unterthanen Umgang zu pflegen, die sich verpflichtet fühlen, ihre Herrschaft auf Gerechtigkeit und gute Thaten zu stützen, würden sich in die besondere Größe des türkischen Throns und in die Lebensart der türkischen Kaiser gar nicht schicken können. Würden sie ganz von der Gemeinschaft mit ihren Unterthanen abgeschnitten, würden sie ganz außer Stand gesetzt, sich die Herzen derselben mit Leutseligkeit zu gewinnen: so müßte sie das Serail und die Menge der reizendsten Weiber anekeln. Man muß daran von Klein auf gewöhnt seyn. Um deswillen wird auch der Thronfolger gleich vom Augenblick seiner Geburt an bis zu seiner Thronbesteigung eingeschlossen, und von allem Umgange mit Menschen, besonders mit solchen, die ihn aufklären könnten, abgeschnitten; er bekommt niemanden zu sehen, als die gemeinen schlechten Leute, die ihm zur Bedienung gegeben werden, keiner seiner Schritte bleibt unbemerkt. Alles dies geschicht wohl in keiner andern Absicht, als den künftigen Monarchen bey Zeiten zu der Lebensart geschickt zu machen, die er führen muß, wenn er dem Throne das gehörige Ansehen erhalten will. Wollten die türkischen Kaiser ihre Allgewalt mindern, merkliche Zeichen von menschlicher Empfindung geben, jedem, der Gnade und Erbarmen sucht, den Zutritt verstatten, und das Volk mit ihrer Herrlichkeit vertrauter machen: so würden sie davon wenig Nutzen haben; das Volk würde vielmehr unwillig werden und glauben, diese Leutseligkeit des Monarchen entehre seine Würde."

Von gleicher Beschaffenheit und vielleicht von gleicher Tendenz ist eine andre Stelle, S. 80 und 81 im ersten Theil, vergl. das Original I, S. 96 f. Er war von der schlechten

Subordination bey dem türkischen Militair die Rede; die der Verf. also beschließt: Ueberhaupt hat nie bey den Türken die „strenge, blinde Subordination Statt gefunden, durch die sich „andre Nationen so sehr auszeichnen. Stolz ist der Türke „zur Zeit des Friedens, aber noch mehr stolz alsdenn, wenn „er merkt, daß ihn der Monarch brauchen will, um Absich„ten zu erreichen, wobey er nicht zu gleicher Zeit seinen ei„gnen Vortheil sieht. Wird der Türke nicht durch den Aus„spruch seiner Religion und durch die Hofnung der Beute „zum Kriege aufgemuntert, so richten alle Befehle der höch„sten Instanz wenig bey ihm aus. Zieht der Soldat misver„gnügt ins Lager, so vergißt er seine Pflicht, dem Komman„do zu pariren, und die Ordres zu erfüllen; er denkt an nichts „als daran, seinen Unwillen so bald als möglich fühlbar zu ma„chen, und gegen die Vezire, Pascha's, ja, wohl gar gegen den „Monarchen selbst Aufruhr zu erregen. Daher eben kommt „es, daß die Türken bey ihren Kriegen gewöhnlich den „Vorwand von der Religion hernehmen. Kaum hört „das vom Fanatismus verblendete Volk die Ermahnungen, „zur Ehre der Religion zu kämpfen, kaum ertönt ihm „der Orakelspruch der Klerisey, das Gesetz des Pro„pheten fordere Hülfe, gleich ist es marschfertig, verläßt Weib „und Kind, Haus und Hof, überläßt sich blindlings den Gau„keleyen der Klerisey, und rennt dahin, wohin es das „Interesse des Monarchen, oft ein ganz anderes In„teresse, als das war, welches man ihm vorspiegeln „haben will. Dies so wirksame Mittel setzt die türkischen Kai„ser in den Stand, die Soldaten stets zu ihrem Willen „zu haben; aber dieser Umstand giebt auch zu gleicher Zeit ei„nen Beweis, in welcher tiefen Unwissenheit sich die tür„kische Nation noch immer befinde, und wie sklavisch sie „sich vom geistlichen Gesindel leiten lasse, welches von je„her so viel Menschenblut hat vergießen helfen, um seine „heiligen Irrthümer zu verbreiten." — —

6. Sechstes Kapitel. Der Verf. trat die Reise von Warschau den 18ten May 178[illegible] an, und nahm seinen Weg über Kaminiez in Podolien. — Diese Festung war in dem besten Zustande; der Soldat wohl exercirt; die Posten mit Kanonen versehen, und zwischen dem Militär und dem Bürgerstande das beste Vernehmen. — Iwaniez, dessen Einwohner aus Juden, Armeniern und Russen bestehen, hat durch

seinem Verkehr mit dem nahen Chotschim mehr Aehnlichkeit mit einer türkischen als polnischen Stadt. — Chotschim erholt sich erst aus seinen Ruinen, doch mit mehr Lebhaftigkeit, als das gleichfalls durch die feindlichen Verheerungen sehr mitgenommene Zwaniez. Die Einwohner des letztern sind zu indolent, um, was sie leicht könnten, Chotschim den Rang abzulaufen. Jetzt benutzt diese Vortheile der kaiserliche Cordonbewohner besser. Chotschim hat Mangel an Besatzung und an Artillerie; die Reisenden wurden von dem Pascha sehr wohl behandelt, und erhielten ohne Schwierigkeit und unentgeltlich einen Reisepaß. Regengüße und Stürme, die im Junius dort überhand nahmen, hatten den Prut sehr angeschwellt. Unterhaltung des Verfassers mit einem alten Janitscharenfähndrich, Osman, in dem Dorfe Mamaluga. Der Türke rühmte den kriegerischen Muth und Tapferkeit der alten Polen; Mikoscha versicherte ihm, daß noch dieselbe Tapferkeit in den Herzen der Polen wohne; Osman behauptete dagegen, daß seine und des Verfassers Landsleute so sehr von ihren Vorfahren verschieden wären, als der Prut vom schwarzen Meere. Die Wallachen verrichteten die Ueberfahrt über den sehr angeschwollenen und reissenden Prut mit großer Geschicklichkeit auf zwey unverbundenen Kähnen und mit Hülfe zweyer Ruder. Das wallachische Zollhaus auf dem jenseitigen Ufer bestand aus einer schattigten Eiche, unter welcher der Zollaufseher sein Lager im dicken Grase hatte. — Botuszan, wo der Verf. den 6ten Junii ankam, ist ziemlich groß, u. nach Jassy die zweyte Stadt in der Moldau. Ihre Einwohner bestehen aus Griechen, Armeniern, Wallachen und Juden, die insgesammt meist vom Handel leben. Der Ort hat sehr volkreiche Wochenmärkte, wo Rinder, Pferde und andre Bedürfnisse in Menge zu haben sind. Es ist strafbare Nachlässigkeit, daß die benachbarten Polen von dieser vortheilhaften Gelegenheit keinen Nutzen ziehen. Von vier Pferden muß ein durch Jassy Reisender an Zollbediente, Kloster- und Kirchenbettler und Stadtsteuereinnehmer über acht Löwenthaler, fünf Reichsthaler sechzehn Groschen, bezahlen; der Verf. fuhr also vorbey. — Hinter Jassy durch dicke Wälder nach Wassylki und Berlad, von welchen bis nach Galaesch selten ein Städtchen anzutreffen, und schwerlich etwas zu haben ist. Die Gegend wird von Heuschrecken geplagt. Auffallender Contrast der vortreflichen natürlichen Beschaffenheit der Moldau mit der widrigen politischen Verfassung derselben. Das nicht kleine

Land ist mit Hügeln, lustigen Thälern und einer Menge Waldungen angefüllt, sein Boden schwarz und locker, seine Flüsse stehen mit der Donau in Verbindung, es liegt hoch und hat ein sehr mildes Klima; aber alle für Ackerbau, Landwirthschaft, Handel und Gewerbe in so reichem Maaße sich anbietende Aussichten sind vergebliche Wünsche, so lange die gränzenlose Gewalt eines von keiner Liebe für sein Land geleiteten Hospodars die Unterthanen tyrannisirt, diese durch keine Gesetze gesichert, und dem Raube ihres Beherrschers Preis gegeben sind. — Schönheit des Landes längs der Donau, dem die großen, fruchtbaren Ebenen, und die Städte mit bequemen Häfen zu nicht geringer Zierde gereichen. Galatsch hat einen vortrefflichen Hafen, der Strom hat ganz am Ufer noch die nöthige Tiefe. Unter ihr fällt der Prut, über ihr der Seret in die Linke der Donau. Galatsch hat nicht über 300 Einwohner. Türken halten sich daselbst nur des Handels wegen auf, daher der Hafen immer mit Schiffen angefüllt ist, die das Getraide und die Produktenlieferungen der Fürsten von der Moldau und Wallachey nach Konstantinopel führen. Mit unbeschreiblicher Nachläßigkeit kauft man zur Befriedigung derselben fremdes Getraide zusammen, das man in Menge im Lande bauen könnte. Ein türkisches Schiff, auf das sich Mikscha verdung, erhielt erst *nach vier Monaten* die erwartete Ladung. Die Donau hat hier nicht die geringsten Untiefen; tritt aber leicht über ihre niedrigen Ufer, und überschwemmt sodann die ganzen Ebenen bis an die Gebirge von Babadagh, die man eine gute Meile vom Ufer entdecken kann, wie sie sich nach der Küste des schwarzen Meeres hinziehen. — Isaccia, am Romanischen Ufer, mehr einem Dorfe, als einem Städtchen ähnlich. Donauärme unterhalb Isaccia, unterhalb Tulcza, eine halbe Meile unter der letzten Trennung zwey neue Aerme, von denen der rechte sehr schmale und durch Untiefen unsichere Arm zwischen hohem Schilf zu beyden Seiten die Reisenden bis an den Busen des schwarzen Meeres brachte. So bequem dieser zu einem sichern Hafen wäre; so läßt man ihn dennoch durch das Wasser und die Ueberbleibsel der gescheiterten Schiffe verschlämmen, und jetzt ist er so voll Hügel, daß die Gefahr für die Schiffe immer größer wird. — Fahrt über das schwarze Meer; Gefährlichkeit derselben wegen der Unbeständigkeit der Winde, die bisweilen von allen Seiten blasen, und das Meer sehr unruhig machen. Menge der Delphine, die hier den Schiffen nach-

nachjagen. Man braucht ihr Fett als Thran zum Brennen und Gerben. Die Meerenge, wo sich das schwarze Meer endigt und der Kanal anhebt, auf Türkisch Boaz, (nicht Bruch wie in der Uebersetz. durch einen Druckfehler steht.) —

Von den folgenden Kapiteln zeichnen wir nur einzelne vorzüglich bemerkenswerthe Stellen aus, um noch Raum zu einigen Bemerkungen über die Verdienste des Uebersetzers und über einige misverstandene Stellen des Originals übrig zu behalten.

Zweytes Kapitel. Die türkische Regierung begnügt sich mit den ansehnlichen Einkünften, die ihr von den Kammern, (Zöllen), von dem Handel, von den fremden Manufakturen und Handwerken, die sie doch zu den ihrigen machen könnte, zufließen, und verstattet es den Europäern, die sich in Konstantinopel, Smyrna, Thessalonich, Aleppo, Alexandrien, Angora, und in andern vorzüglichen Städten unter ihrem Schutze niedergelassen haben, jährlich für europäische Manufakturwaaren und Fabrikarbeiten eine ansehnliche Summe Geldes aus dem Lande zu führen. — Gäbe es nicht auch hier feile und habsüchtige Richter: so würde der Bürger in keinem andern Staate so **schnell** und so **wohlfeil** zu seinem Rechte kommen, als hier. —

Drittes Kapitel. Die Civil- und Criminalgesetze der Othmanen haben bey der schnellen Handhabung der Gerechtigkeit, und bey der Unmöglichmachung aller Ausflüchte und Ausnahmen, die nach europäischem Rechte statt finden, einen Anschein von Despotismus: bey den Anstalten in den vornehmsten Städten für die Sicherheit hingegen, ist der Eifer für das allgemeine Beste des Landes und seiner Einwohner ganz unverkennbar. Konstantinopel namentlich steht in diesem Stücke keiner der ansehnlichsten Städte und Residenzen in Europa nach. Auch hat man hier für die Sicherheit nicht durch eine unzählbare Menge von Verordnungen, Gesetzen und Gerichtsstühlen zu sorgen gesucht; welche nicht die Sicherheit der Einwohner, sondern vielmehr die Bedrückungen und das Privatinteresse der Richter befördern würden: sondern die Othmanen sind auch hier, wie in andern Stücken, der Natur getreu geblieben, indem sie durch Hinwegräumung der, die ausbrechenden Leidenschaften begünstigenden Mittel, dem Ausbruche der Leidenschaften selbst vorgebeugt; zudem ist

aber nicht unerinnert lassen, daß Mikoscha die Walachische und Moldauische Miliz mit 20,000 Mann sicherlich um die Hälfte, wo nicht mehr, zu hoch angesetzt. Auch die ägyptische Miliz, oder das Continaent an berittener und unberittener Mannschaft ist höchst wahrscheinlich 20,000 Mann zu hoch angenommen. Wiewohl uns auch dagegen die Angabe eines neueren, sonst wohl unterrichteten, und am Hofe zu Konstantinopel vordem selbst angestellt gewesenen Verfassers, nicht ganz zuverläßig scheint, wenn er diese Mysirlys — dies ist die türkische Benennung des ägyptischen Truppencontingents — nur zu 3000 Mann annimmt. Eben dieser Gewährsmann bestimmt die Summe der türkischen Infanterie auf 207,400; der Kavallerie aber auf 181,000 Mann.

S. 108 — 110 stellt der Verf. einige, wiewohl nur kurze und allgemeine Betrachtungen über die immer drückender werdende Last der ungeheuern stehenden Heere, und über die nachtheiligen Beschränkungen im Handel und Geschäften an, die durch das ewige Gewäsche von beförderter Circulation, wodurch Hunderte verarmen, und Tausende im beständigen Drucke leben, wahrlich nicht widerlegt wird: „Europa," so beschließt der Verf., „gründet jetzt seine Festigkeit auf die mannichfaltigen Heere, die nur zum größten Ruin der Einwohner können unterhalten werden; gründet sie auf den ungeheuern Aufwand, den die Intriguen und die Balanz der Staaten erfordern; aber Europa vergißt darüber die Sanftmuth in der Regierung, die Nachsicht bey den Abgaben, die Freyheiten, die der Unterthan haben muß; lauter Dinge, welche die Festigkeit der Reiche stärken, das Glück der Einwohner sichern, und dem Monarchen einen unumstößlichen Thron in den Herzen der Unterthanen gründen. — —

Siebentes Kapitel: eines der unterhaltendsten im ganzen Buche, weil es die zahlreichen und ausgebreiteten Provinzen des ausgedehnten türkischen Reichs in eine kurze, aber unterrichtende Uebersicht in bequemer Ordnung zusammenstellt, und bey manchem Bekannten doch durch passende Bemerkungen über die Beschaffenheit einer jeden derselben, und über die Lage des Reichs überhaupt, so wie durch die u. da an schicklichen Stellen gegebene Rückblicke in die Landesgeschichte, zu einer gar nicht uninteressanten Lektüre macht.

Die Länge des türkischen Reichs, wenn man vom Morgen nach Abend, oder vom Tigris bis zum Venetianischen Meerbusen eine Linie zieht, nimmt Mikoscha siebenmal hundert tausend Meilen, die Breite hingegen, vom Mittag nach Mitternacht, oder von der südlichsten Spitze Aegyptens bis an den Dniester eine Linie gezogen, nahe an achtmal hunderttausend Meilen an.

Von den europäischen, griechischen und nicht griechischen Besitzungen, von denen sich aber die Zahl der Gerichtsbarkeiten nicht so klar auseinander setzen läßt, als bey den asiatischen Ländern, sind S. 55 die türkischen Namen, so wie sie sich in den Kronschatzverzeichnissen finden, aufgezählt. Der Uebersetzer hat im Deutschen die Polnische Rechtschreibung verlaßen, aber dagegen ganz richtig die mit ihr verknüpfte Aussprache befolgt. Einige Namen sind durch den deutschen Abdruck verunstaltet, die wir doch nach dem Original, welches nur wenigen in die Hände kommen dürfte, hier berichtigen wollen: „Hacnen" soll nach I. 186 der Urschrift geschrieben seyn: „Harmen"; „Hatewaniz" soll nach eben demselben heißen: „Hatevmis oder „Harefmiz"; leichter ist zu ändern; „Sofia" statt, wie in der Uebers. steht: "Sosia." — —

Achtes Kapitel. Schon das Aeussere des kaiserlichen Pallastes ist so beschaffen, daß sein Anblick Achtung und Furcht erwecken muß. Selbst der Ort, den man für dieses Gebäude gewählt hat, jene Erdspitze, worin sich Konstantinopel endigt, die zu einer Seite den Bosphorus, zur andern das weisse Meer hat, und gerade nach Asien hinzeigt, muß bey dem in Vorurtheilen gebohrnen und erzogenen Volke die Majestät ihres Monarchen, als des Beherrschers dreyer Welttheile, erhöhen . . . . . Die Würde des Orts und die heilige Stille, die hier herrscht, machen einen so niederbeugenden Eindruck, daß man es kaum wagt, seine Augen in die Höhe zu richten. —

Neuntes Kapitel. So groß auch der Rang des Wessiers ist, so unumschränkt er auch, gleich dem Monarchen, herrschen kann; so ist ihm doch durch unaufhörliche Spionen alle Gelegenheit benommen, seiner eigenen Ehrsucht den Zügel schießen zu laßen, oder der Herrschsucht des Monarchen Einhalt zu thun, ja, seine Stelle ist die gefahrvollste unter allen, sowohl von Seiten des Monarchen selbst, als auch von

Sei-

hin das Original darüber nicht zu Rathe ziehen können, den Uebersetzer nicht einer Auslassungssünde zeihen mögen, wozu sie sein eigenes Stillschweigen über diese Stücke des Originals leicht veranlassen könnte. —

Zwölftes Kapitel. Mikoscha fand viele Türken, die steif und fest behaupteten, es gäbe jetzt gar keine Polen mehr; die Russen seyn die einzigen, vor denen sich die Muselmänner fürchten müßten; in Absicht auf die Deutschen (Oesterreicher), würden die Türken von Glück zu sagen haben, wenn sie sich noch lange bey Bosnien, Servien und Dalmatien erhalten könnten (iż szczęściem będzie, ieżeli się długo Turcy utrzymać zdołaią przy Bośnii, Serwi i Dalmacyi).

S. 144, wo der Verf. von der der Aufnahme des türkischen Staats so nachtheiligen Anhänglichkeit an die alten Religions- und andre Vorurtheile spricht, stoßen wir auf folgende zweyschneidige Aeußerung, die gleichsam ein kurzer Inbegriff des moralischen und politischen Systems ihres Urhebers ist. „Nichts darf von den Dingen der Vorzeit auf uns kommen, als Tugend, Patriotismus, und Liebe zum allgemeinen Besten u. zum Ruhme; alles aber, was die Landesregierung betrifft, alles, was auf die Macht und die Ordnung eines Reichs Einfluß hat, das muß sich nach den Jahrhunderten, nach der Zeit und ihren Umständen, und nach dem jedesmaligen Bedürfnisse richten.“ —

Dreyzehntes Kapitel. Die Volksmenge der griechischen Einwohner in allen europäischen und asiatischen Provinzen des türkischen Reichs lasse sich eben so groß, als die Zahl der Türken annehmen. Gewisse Züge des ehemaligen griechischen Charakters, insbesondere ihren Stolz und ihren hohen Geist, haben sie, der Unterdrückung, unter welcher sie seufzen, ungeachtet, immer noch nicht verlassen. Die zu Konstantinopel, im Quartier Fanary, wohnenden Griechen machen den rechten Kern der griechischen Familien aus, und unterscheiden sich auch von ihren übrigen Landsleuten durch Erziehung, Denkart und Sitten auf eine sehr auffallende Weise. Selbst die ärmsten, in Fanary wohnhaften, griechischen Familien affectiren noch durch Wohnung und vornehmen Müssiggang eine große Rolle zu spielen. Die Duldung, welche die Griechen unter den Osmanen zu genießen scheinen, ist im

Grun-

Stande der härteste Druck; nicht einmal eine verfallene Kirche können die erstern ohne die unerschwinglichsten Kosten reparieren. Die Patriarchate, besonders das einträgliche zu Konstantinopel, wozu sich immer die meisten Concurrenten finden, werden von dem Großherrn durch den Weßir erhandelt, und vor das zu Konstantinopel 42,000 Rthlr. bezahlt; man findet leicht Ursachen, den obwohl besetzten Stuhl vor erledigt zu erklären, um diese Summe sein bald wieder zu genießen; Armenier und Juden schießen selbst dem dürftigsten Mönchen dazu vor, sobald diese nur einen Anhang haben. — Doch man mag dieses schändliche, von der griechischen Geistlichkeit selbst veranlaßte Manoeuvre S. 157—159 in der Beschreibung des Verf. nachlesen. —

Vierzehntes und Funfzehntes Kapitel. Eine charakteristische Plumpheit des Geistes und eine dumme Folgsamkeit macht den Armenier gelittener in den Augen des Othmanen, als den Griechen. (Ganz andern Ursachen schreibt also dieser Verf. das bessere Betragen der Türken gegen die Armenier zu, als Niebuhr gethan, der Hoheit und Würde in dem Betragen des Armeniers findet.) Bey den Armeniern in Polen haben wir wenigstens von dieser Hoheit und Würde keine Spur wahrgenommen; und dennoch gehen diese daselbst aus der Türkey des Kleinhandels wegen ab und zu, (so wie in Deutschland die Italiener, Mayländer, Savoyarden und Bündtner es thun.) Selbst die türkische Sclaverey findet der Armenier für sich behaglich, und denkt in dieser Rücksicht, wie das mit dem Saumsattel zufriedene Thier beym Phädrus. Physisch betrachtet, sind die Armenier übrigens nicht ausgeartet, und die Mannspersonen schön, stark, gesund und von gutem Wuchse. — Drolligt genug ist die Erzählung von der dogmatischen Zänkerey des jüdischen Rabbiners, Benjamin Isaak, mit einem Weßir S. 177—181, deren Folgen die Beutel seiner Landsleute noch diese Stunde empfinden müssen. —

Die Verdeutschung des Herrn Linde nun hat vor vielen Uebersetzungen, die seit geraumer Zeit von polnischen Originalwerken gemacht sind, sehr ausgezeichnete Vorzüge. Dies war uns um so weniger gleichgültig, um je mehr Mikoscha, als polnischer Schriftsteller betrachtet, unter den klassischen Werken dieser Nation wirklich keine unbedeutende Stelle behauptet, seine Bemerkungen für den Ausländer

ganz und gar nicht ohne Interesse, gute und lesbare Uebersetzungsversuche von Polnischen Werken ins Deutsche aber gewißlich weit mühsamer und mit mehreren Schwierigkeiten verknüpft sind, als z. B. aus dem Englischen, Französischen, Dänischen und Schwedischen gefertigte Dollmetschungen. Die meisten Uebersetzungen aus dem Polnischen sind um deswillen dermaaßen steif, unbehülflich und schwerfällig, ja in sehr vielen Stellen durch die gröbsten Misverständnisse so unverständlich gemacht, daß man sie ohne Ekel und Widerwillen nicht lesen kann, und oft einen schlecht gerathenen Uebersetzungsversuch eines Gymnasiasten aus dem Lateinischen vor sich zu haben glaubt. Selbst solche Uebersetzer, die sich das Ansehen geben, die Sachen aus dem Grunde zu verstehen, haben uns durch die gehäuften und schülerhaftesten qui pro quo kein geringeres Lachen abgenöthigt, als es zuweilen die hochgerühmten grossen Dichterausleger und barbarisirenden Geschmacksherolde bey Stellen römischer Dichter, trotz aller vermeintlichen Unfehlbarkeit und Vergötterung, thaten. Man kann daher ohne Uebertreibung, und ohne im geringsten für den Uebersetzer eingenommen zu seyn, mit Wahrheit behaupten, daß er alle, einem Uebersetzer obliegende Forderungen, im Ganzen genommen, geleistet, und eine Uebersetzung geliefert, die wir, um dieser nicht gemeinen Vorzüge willen, itzt insbesondere auch denenjenigen mit Grunde empfehlen können, deren öffentliche Verhältnisse die genaue Kenntniß der polnischen Sprache zur Pflicht machen, und denen es wahrscheinlich um gute Führer dieser Art zu thun seyn wird.

Vorzüglich und fast auf jeder Seite sichtbar ist des Uebers. Bestreben, mit der sorgfältigsten Treue, Richtigkeit und Genauigkeit die möglichste Geschmeidigkeit und Eleganz des Ausdrucks im Deutschen zu verbinden; der angenehme Numerus, den kein Unpartheyischer der Urschrift absprechen kann, ist daher in Hrn. Lindens Verdeutschung nicht nur sorgfältig erhalten, sondern eher befördert und nicht selten übertroffen; die deutliche Bekanntschaft mit der Natur beyder Sprachen, und das geschickte Manoeuvre in Ansehung der mannichfaltigen grammatischen, rhetorischen und anderer schriftstellerischen Hülfen, die jetzt sogar manchem grossen Ausleger ohne Widerrede in hohem Grade fehlen, hat ihm sein Geschäft merklich erleichtert, und den guten Erfolg seiner Bemühung überall begünstigt. Die bestimmte Deutung der polnischen vieldeuti-

gen Worte, wie z. B. des, fast dem Römischen: *ratio* gleichenden: *sposob* u. s. w.; die Verminderung gehäufter Beziehungs- und Beywörter; die Zusammenziehung luxurirender Formeln und Ausdrucksarten, nach welcher z. B. „geniusz do despotyzmu zdolni" „Sklavensinn," „taki stan umysłu" „diese Denkungsart" u. s. w. heißt; überhaupt die castigatere deutsche Elocution statt der beynahe latinisirenden polnischen Ubertät und Fülle, wie z. B. Th. I, S. 95: „gleichwohl wollen dies" *rc.* vergl. mit Orig. I, 114: „z tym wszystkim wielu jest" etc., oder Th. I, S. 129: Die Spitzen der Berge" u. s. w. verglichen mit Orig. I, 155: „Góry też same" — „Ogien upalu" — „Jeżeli na wysokich gòrach" etc.;" die mehr herabgestimmten allzu bilderreichen und fast dichterischen Vergleichungen, wie in der so eben nachgewiesenen Stelle; die geschickten und glücklichen Inversionen endlich, die Verwandelung bejahender Sätze in fragende und umgekehrt, die Zerschneidung oder dem Zusammenhange des Vortrags angemessenere Zertheilung der zu langen oder zu viel befassenden Perioden und Paragraphen, so wie im entgegen gesetzten Falle die Verbindung derselben, wovon man Th. II, 6. (Orig. II, 197), Th. I, 137. (Orig. I, 164), Th. I, 148 (Orig. I, 177) u. s. w. Beyspiele nachsehen kann, ja selbst die bessere und mehr logische Ordnung der Sätze und Gedanken, wie Th. I, 150.: „dieser Fürst muß" vergl. mit Orig. I, 180: „Kray ten iest" u. „Podatek całego" — Diese und andere, mit Ueberlegung und Geschmack versuchten Handgriffe haben zum Verständniß des Ganzen, zu der richtigen Auffassung des Sinnes, und zu der überall wahrzunehmenden Kürze und Ründung des Ausdrucks, zu den schicklicher gewählten Ruhepunkten der fortlaufenden Erzählung u. s. w. jeder in seiner Maaße beygetragen, und den Stellen des Originals eine der Syntax und den Worten nach oft **ganz veränderte**, aber eben um deswillen **gehörig passende Form** im Deutschen gegeben, wie z. B. folgender, Th. I, S. 138:

„Wo ist hier wahre Toleranz? Der Einwohner, nicht „blos in politischer, auch in religiöser Rücksicht bedrängt, „muß alles Vergnügen an seiner Existenz verlieren, muß „das Land, worinn er wohnt, zu hassen anfangen, und wird „es bey der ersten besten Gelegenheit verlassen", zu deren besserer Beurtheilung wir noch die eigenen Worte des Originals abschreiben müssen, I, 165:

„Już tym samym tolerancya mieć mieysca nie może, „w takim iak być powinna stanie, a przez to lud będąc „uciśniony nietylko co do sposobu rządu, ale co do punk„tu wiary, w którey żyć chce swobodnie, traciąc do ie„stestwa swoiego ochotę, żyie bez przywiązania do kraiu; „opuszczaiąc go łatwo, gdy mu się do tego poda spo„sobność.“

Aehnliche Stellen sind Th. I, S. 95: „Die Waffen“ ꝛc. verglichen mit Orig. I, 115: „Oręż Janczarski — oche„dostwie“ oder Th. I, S. 138: „Freylich scheint“ ꝛc. verglichen mit Orig. I, 166: „Prawda, iż naturalny“ etc.

So viel von den Vorzügen dieser Uebersetzung. Zu tadeln möchten auch wohl diejenigen hier wenig finden, die sonst das Wesen einer gelehrten Anzeige auf höhnisch-urbaner Persiflage absprechender Klügeley, oder unmotivirten Machtsprüchen beruhen lassen, die nun freylich das wenigste Talent erfordern, und jedem nachbetenden Lehrjünger, nach Maaßgabe seines mehr oder minder schlechtdenkenden Koryphäen, leicht von den Lippen fallen.

Rec., der, wo es seine Schuldigkeit mit sich bringt, ohne Ansehen der Person und des Amtes, gleich unbefangen zu loben, als unpartheyisch zu tadeln, gewohnt ist, hat bey gegenwärtiger Arbeit nur wenig Veranlassung zu dem Letztern gefunden.

Theil I, Seite 5 und 6 sagt die Urschrift: „może i za„graniczny, uyrzawszy bespieczeństwo osoby swoiey i ma„iątku, śmiałoby się garnął osiadać pustką wiele leżących „gruntów.“ — Der Sinn ist, der Ausländer, wofern er Sicherheit seiner Person und seines Vermögens bey uns hoffen kann, wird kein Bedenken tragen, sich auf unsern wüsten Plätzen nieder zu lassen. Herr Linde, der statt: „bespieczeństwo“ gelesen zu haben scheint: niebespieczeństwo, übersetzt diese Stelle, indem er mehr aus Uebereilung, als aus einem Versehen Theil I, Seite 5 einen fürchterlichen Sinn hinein legt, so: „Vielleicht würde auch „mancher aus der Nachbarschaft, wenn seiner „Habe oder seinem Leben Gefahr drohte, „zu uns herüber ziehen“ ꝛc. — Th. I, S. 8 der Urschrift heißt es, Zwaniez würde sich besser als Chotschim stehen, wenn jenes mehr auf seinen Vortheil sich verstünde;

aber,

aber, fährt der Verf. fort: „zaniedbanie jego, (seines Vor„theils)“ pozwala *obywatelowi przyległego Cesar„skiego kraju* brać z-przedsiebie ten pożytek,“ nach Herrn Lindens Uebers. S. 7: „seine Einwohner sind lei„der nachlässig und unachtsam genug, sich von ihren „türkischen Nachbarn den Vortheil entreissen „zu lassen.“ Zu geschweigen, daß türkische Nachbaren, wie aus der ganzen Beschreibung des türkischen Nationalcharakters erhellt, polnischen Müßiggängern schwerlich einen Rang ablaufen würden; so liegt jener Verstand nicht einmal in den Worten, welche nur den benachbarten kaiserlichen d. h. österreichischen Unterthan bezeichnen. —

Theil I, S. 7. Die Einwohner von Zwaniez bestehen aus Juden, Armeniern „i Rusniaków,“ nach Hn. Linde S. 6: und Russen; dies wären aber eigentlich Moskale. Dahingegen hier Reußen oder Ukrainer gemeint sind. Th. I, S. 10 von dem den Busen des schwarzen Meeres bey der Ausfahrt verschlämmenden Gewässer: „czyni z nich“ (aus dem Schiffswrack) „miałkość i progi,“ „so entstehen immer mehr „Untiefen und Wehre,“ eigentlich und vielleicht besser, Fälle.

Theil II, S. 325. von dem Handel der fremden Fakto-r und Kaufleute in Konstantinopel: „handel tureyszego „kraju nie tak wymaga rozumu“ in der Uebers. II, 117: „der Handel in diesem Lande erfordert nicht sowohl „Handelsgeist“ vielleicht richtiger: große, oder besondere Handelskenntnisse.

Und so in einigen wenigen Stellen, wo uns die Uebersetzung nicht ganz das zu sagen scheint, was sie der Urschrift gemäß sagen sollte, wie Th. I, 105: „die vertriebenen Hu„gonotten zurückrufen,“ statt, was doch ziemlich auf Eines hinausläuft, die Vertreibung der H. widerrufen, nach I, 161: „odwołać wygnanie Hugonotów,“ u. s. w.

Theil I, 141: „Die Hauptstadt von Chaldäa, die „Abu-Giaffara anlegte“; Hier hat sich Herr Linde durch die Endung des polnischen zweyten Casus (I, 169): „*Abu-Giaffara*“ irre führen lassen: denn der Name ist Abu-Giaffar. So auch Tefterdara, Kalifa u. s. w. im zweyten Casu, wo man doch Tefterdar, Kalife u. s. w. sagt.

Einen noch schlimmern Streich hat ihm ein offenbarer, aber beynahe täuschender Druckfehler des Originals Theil I, S. 140 gespielt: „Hier sieht man die Trümmer der zer„scheiterten assyrischen Monarchie, die Ruinen von je„nem Babylon, Grchö, Ktsiphon“ ꝛc. nach dem verunstalteten „Aksysonu“ I, 162 der Urschrift. Wer siehet aber nicht, auf den ersten Blick, daß es auch hier im Manuscript höchst wahrscheinlich: „Ktesysonu“ (Ktesiphon) geheißen habe, wie Hr. Linde hätte schreiben sollen.

Auch II, 34 wäre statt: „Sekktar-Aga“, wie freylich II, 231 der Urschrift gelesen wird, zu setzen gewesen Seliktar-Aga, was andre den Spilahhdar-Aga nennen.

Anmerkungen zu schreiben hat Herr Linde nicht auf sich nehmen wollen. Dies hätte ihm frey stehen können, ohne sparsame Berichtigungen und kleine Erläuterungen der Urschrift mit zwey, drey Worten zu verbitten. So hätten sich z. B. Theil II, 78 die etwas verunstalteten Namen der vier Imams mit leichter Mühe aus Muradgea d'Ohsson I, 20 — 22 der Leipz. Uebers. verbessern lassen. „Sechstausend Klaftern Leinwand“, wie Th. I, S. 150 steht, aus I, 180 der Urschrift: „szesciu tysiącach sązni płotna,“ ist wenigstens deutschen Lesern ungeläufig.

Fehler wider die Regeln der deutschen Sprache sind uns fast gar nicht vorgekommen. Th. I, S. 123 steht: „längst dem Euphrat,“ statt längs. „Auch Chorschim fängt sich erst an, aus seinen alten Ruinen wieder zu erholen,“ wie S. 6 construirt ist, hieße besser: fängt erst an, aus seinen alten Ruinen sich wieder zu erholen.

Tkr.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Neue Blumenlese deutscher Originalgedichte und Uebersetzungen, für das Jahr 1794. Thorn, bey Vollmer; 7 Bogen in Sedez. 12 gr.

Es giebt mancherley Dinge, denen die Neuheit keine Empfehlung, manche hingegen, bey denen sie ein Verdienst mehr ist.

ist. Bey Blumen ist freylich, der Regel nach, das letzte der Fall; auch der Blumenstrauß ist, neu und frisch, desto duftender und willkommener; aber neue Blumenlesen könnten wohl Nachlesen seyn, und wenn das Beste schon vorweg gelesen ist, mindern Werth haben. Das wäre nun auch bey unsern so benannten poetischen Sammlungen der Fall, wenn die Lese durch ganz Deutschland gienge. So aber wächst denn wohl noch in mancher Gegend ein oder anders ungepflücktes und des Einflechtens in den Strauß nicht unwürdiges poetisches Blümchen; und der Urheber gegenwärtiger Sammlung hat sich außerdem in seiner Vorrede mit so vielen Rechtfertigungsgründen gewaffnet, daß wir ihm über das Entbehrliche seiner Sammlung, bey so vielen andern schon vorhandnen, keinen Vorwurf machen wollen. Die beste Rechtfertigung wäre nun aber freylich eine ganz vorzügliche innere Güte seiner Sammlung gewesen; und dann hätte es aller Entschuldigungen nicht bedurft. So aber ist fast alles Mittelgut, das mit durchlaufen kann, und wenig Hervorstechendes unter den hier gelieferten Gedichten, von denen manche Nachahmungen und Uebersetzungen aus ältern und neuern Sprachen sind. Die genannten Namen der Verfaßer sind: Sophie Albrecht, Blech, Braunschweig, Falk, Feyerabend, Fulda, Mozart, Mund, Müller, Schocher und Starke. Hier ist ein Pröbchen von einem, der sich X. unterzeichnet:

An Elisen.

Dieses Döschen, o Elise,
Schenkst du willig mir.
Welche liebliche Devise!
Sey geküßt dafür.
Glaube mir, bey jeder Prise
Denk' ich nun an dich:
Dächtest du doch, wenn ich niese,
Immer auch an mich!

Aesthetische Fragmente über das Schöne, insonderheit in den bildenden Künsten. Berlin, bey Matzdorf, 1794. 9 Bogen in 8. 10 gr.

Von dem Herausgeber dieser Fragmente wird denselben der Vorzug vor den gewöhnlichen Schriften dieser Art zuerkannt, daß sie abstrakte Theorie mit Beschreibung und Beurtheilung der Kunstwerke vereinigen, die in jenen nicht beysammen zu seyn pflegen. Er wünscht zugleich, daß ihr Verfasser sie dereinst zu einem ausführlichern System erweitern möchte. So, wie sie hier geliefert werden, sind es einzelne, aber meistens reif gedachte Bemerkungen über allgemeinere und einzelne ästhetische Gegenstände: über Schönheit überhaupt; über Kalametrie nach Idiosynkrasien; Gleichheit und Aehnlichkeit; Kontrast; Personification; Charakter und Ausdruck; Anmuth, u. s. f. Viel Gutes und Wahres über die Schönheit in Geistesprodukten; über das musikalische Schöne; über die verschiedenen Gattungen und Behandlungsarten der Malerey; über die Theorie der Baukunst, und die Beziehung derselben auf Verzierungen; über Bildhauerey und Mimik; über die Prosodie, und den verschiedenen Charakter der Dichtungsarten. Zuletzt noch, Bestimmung des Geschmacks, und Charakteristik des Genies. — Es wäre freylich zu wünschen, daß manche über diese und ähnliche Materien nur flüchtig hingeworfene Gedanken mehr ausgeführt und entwickelt wären; auch ließe sich manchen Behauptungen mehr Einschränkung und Bestimmtheit geben, und manchen zu einseitig gefaßten Gesichtspunkten mehr Umfang und Hinausführung zu höhern und fruchtbarern Grundsätzen. Leser indeß, denen die hier abgehandelten, und oft nur leicht berührten, Gegenstände nicht mehr fremd sind, sondern die schon mehr darüber gelesen und nachgedacht haben, werden auch in den kurzen Winken des Verf. nicht selten einen lehrreichen Stoff zum weitern Nachdenken finden, und den philosophischen Blick des Verf. nicht verkennen.

Fa.

Herkules travestirt in sechs Büchern von Blumauer. Frankfurt und Leipzig, 1794. 165 Seiten. 8. 8 gr.

Wenn der Verf. dieser Geschichte der Thaten des Herkules in burlesken Versen auch wirklich Blumauer heißt: so ist er doch sicher nicht Eine Person mit dem bekannten Dichter in Wien. Wir wissen zwar, daß auch dieser mit unter sehr

schwa-

schwache, sehr witzlose und doch sehr gern witzige Verse macht, allein ein ganzes Buch voll solcher Trivialitäten, wie das hier angezeigte wirklich ist, zusammenreimen, voll planper, zum Theil selbst schmutziger Possen, und überdies noch in Zeilen, die voll der gröbsten Verstoße gegen die Sprache und das Metrum sind, und, worunter man auch nicht eine einzige wirklich schöne und witzige Strophe findet; das kann Herr Bl. in Wien nicht. Der Verf., der höchst wahrscheinlich ein verspätetes Kraftgenie in irgend einem Winkel von Oberdeutschland ist, droht sogar mit einer Fortsetzung dieses köstlichen Werks, worin er seinen Helden bis zu seiner Liebesintrigue mit der Omphale gebracht hat, aus welcher er auch eine Szene das Sujet zu der dem Inhalt, dem Druck und dem — Löschpapier würdigen Titelvignette geliefert hat. Statt aller weiteren Kritik, die hier offenbar verschwendet wäre, nur ein paar kleine Pröbchen. Herkules kommt in eine Reichsprälatur, bezecht sich im Wein der Mönche

und nimmt totaliter durchglüht
das Wort in diesem Tone:

„Den Wein habt ihr mit Blut erkauft,
Habt Menschen ausgeplündert,
Und dann gebraten und nun sauft
Ihr dessen ungehindert
Den Seelen auf gut Wohlseyn zu,
Und wölbet euch in fauler Ruh
Die allerschönsten Mastbäuch.

„Dies Schurkennest hier soll man ja
Ohn' alle Rücksicht schleifen,
Und all die weißen Habichts da
In Klacken ersäufen u. s. w.

Doch, noch ungleich säuberer ist folgende Stelle, der Anfang des dritten Buchs:

Sankt Juno ärgerte sich toll,
Daß ihr mit diesem Lümmel (dem Herkules)
So jeder Streich mislingen soll,
Und rannte durch den Himmel
In ihr geheimes Kabinet
Um einen voll Menschenfett,
Es gräußlich abzurühren. (Was heißt das?)

Kaum fieng sie da zu kochen an,
So fiel der Barometer,
Und an dem Firmament begann
Ein schweres Donnerweter,
Wie ihre Stirne furchten sich
Die schwarzen Wolken grausiglich
Im lauten Sturmrenkontre.

Der Donner rollte brüllend her,
Als börsteten die Säulen — — —
— — — — —
Es schien, als wollte Jupiter
Der Welten dicke Kugel
Flach schlagen, Ströme stürmten her,
Aus Neptuns Wasserkrugel,
Und rißen Berge mit sich fort,
Daß man dabey sein eignes Wort
Vor Lärm nicht sehen konnte. (Wie witzig!)

Beym Teufel, rief Alcides aus,
Das wär mir eine Metten!
Wer könnte bey dem Saus und Braus
Ein Vaterunser bethen?
Ist's doch, als ob man mit dem Mist,
Der in dem ganzen Himmel ist,
Mich parfumiren wollte u. s. w.

Sa.

Rechtsgelahrheit.

Rechte und Verbindlichkeiten der Weiber bey einem Ganntprozeß über das Vermögen ihrer Männer nach deutschem und besonders nach Wirtembergischem Recht. Von Dr. Benjamin Friedrich Pfizer. Erster Theil. In Kommißion bey H...ffrich in Stuttgart. 1794. 17 Bogen in Oktav. 18 kr.

Da bekanntlich bey den meisten Concursen die Ehefrau des Cridars gewöhnlich eine Hauptrolle spielt: so war es allerdings ein

ein guter Gedanke von unserm Verfasser, ihre dabey eintretenden Rechte und Verbindlichkeiten zusammen zu stellen, und sie zum Vorwurf einer eigenen ausführlichen Untersuchung zu machen, besonders da grade bey dieser Materie eine Menge Fragen zur Sprache kommen, deren Entscheidung nicht immer auf bestimmten Grundsätzen, sondern oft nur auf Meinungen der Rechtsgelehrten beruhet, und dadurch schwierig wird; daher denn eine genaue Bestimmung und Erörterung derselben, so wie eine richtige Prüfung und Feststellung dieser Meinungen um so nothwendiger ist. Die Absicht des Verf. gieng vornehmlich dahin, wie dies schon der Titel anzeigt, diese Rechte und Verbindlichkeiten nach deutschem, und zunächst nach Wirtenbergischem Rechte darzustellen; und da in dieser Hinsicht die eheliche Gütergemeinschaft als die Quelle der meisten dieser Rechte und Verbindlichkeiten zu betrachten ist, und die Darstellung der letzteren ohne genauere Entwickelung der ersteren immer mangelhaft geblieben seyn würde, so hielt er es für zweckmäßig und nöthig, die Lehre von der Gütergemeinschaft, als das Präparatorische für den eigentlichen Zweck seiner Arbeit, vorauszuschicken. Gegenwärtiger erster Theil handelt daher allein von der Lehre der Gütergemeinschaft, und in dem zweyten, der bald nachfolgen wird, wird der Verf. erst jene Rechte und Verbindlichkeiten selbst untersuchen.

Bey den verhandenen vielen Schriftstellern, die dem V. in der Lehre von der Gütergemeinschaft so gut vorgearbeitet haben, als **Lange**, **Hoffmann**, **Meyer**, **Klöntrup**, **Hildemeister**, **Heeser**, u. s. w. kann man freilich von ihm hier nicht viel Neues und Selbstgedachtes erwarten. Im Ganzen hat er sich daher an diese, besonders an den ersten, gehalten, ob er gleich nicht immer alle ihre Meinungen unterschreibt, sondern bald diesem bald jenem, mit größtentheils richtiger Prüfung, bald auch seinen eigenen Ideen folgt. Indeß hat er alles Bekannte hierüber in einer überdachten Ordnung und guten systematischen Folge vorgetragen, und sich vorzüglich bemühet, die Verhältnisse, welche nach gemeinschaftlichen Grundsätzen zu beurtheilen sind, zusammen zu stellen, und also die ganze Lehre so viel als möglich unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen. Styl und Vortrag sind gut, auch ist überall Litteratur mit Kenntniß beygebracht. Da übrigens der Verf. sich bey Bearbeitung dieser Materie nur auf das

eine

einschränkt, was auf die Rechte u. Verbindlichkeiten der Weiber zunächst Bezug hat: so findet man sie hier nicht ganz erschöpft, und in Ansehung der nähern Erörterung alles dessen, was nicht zu seinem Plan gehörte, z. B. des Verhältnisses zwischen dem überlebenden Ehegatten, und seinen Kindern, verweist er lediglich auf jene Schriftsteller.

Wir wollen nun den Leser mit der innern Einrichtung dieses Buchs kürzlich bekannt machen, und dabey das Vornehmste ausheben.

Im ersten Hauptstücke giebt der Verf. die allgemeinen Grundsätze von dem Begriff, Eintheilungen, Ursprung, Nutzen, Grund und Erfordernissen der ehelichen Gütergemeinschaft an. Von den vielen Definitionen der Gütergemeinschaft, wovon der Verf. die vornehmsten anführt, und ihre Mängel zeigt, befriedigt ihn keine ganz, und er versteht darunter dasjenige Verhältniß unter den Eheleuten, welches einem jeden derselben das ungetheilte Eigenthum entweder ihrer sämmtlichen Güter, oder eines gewissen Theils derselben einräumt. Auch erörtert er hier noch folgende 4 Hauptfragen. 1) Ob im Zweifel eine Gütergemeinschaft unter den Eheleuten vermuthet werde, wo sie nämlich nicht gesetzlich eingeführt ist? Er tritt der verneinenden Meinung bey, weil sie dem römischen Rechte unbekannt sey, und bestreitet mit Hufeland die Existenz eines allgemeinen deutschen Rechts im juristischen Sinne. 2) Ob das römische Recht auch auf die Güter derjenigen Ehegatten anwendbar sey, welche in einer statutarischen Gütergemeinschaft mit einander leben? Welche Frage er folgendergestalt beantwortet: Das römische Recht kommt nicht nur in dergleichen Ländern zur Anwendung, wo eine Gütergemeinschaft unter den Eheleuten, weder durch Particulargesetze, noch durch Gewohnheitsrecht bestimmt ist, sondern auch in solchen Ländern, wo sie zwar im Allgemeinen festgesetzt, hingegen die einzelnen Verhältnisse, in Beziehung auf die den Ehegatten zugehörigen Güter unbestimmt gelassen wurden, jedoch in den letztgedachten Ländern erst alsdann, wenn die vorgekommene Frage aus der Natur der ehelichen Gütergemeinschaft nicht entschieden werden kann. 3) Ob die Statuten des Trauungs- oder die des Wohnorts im Collisionsfall den Vorzug haben? Er tritt den Schriftstellern, die für den letzteren entscheiden, bey. 4) Wie es in dem Fall gehe, wenn die Ehegatten entweder gar keinen Wohnort, oder

aber

aber mehrere zugleich haben? Er hält mit Kangen dafür, daß im ersten Fall die Statuten desjenigen Orts, wo die Ehe vollzogen wurde, für stillschweigend erwählt anzunehmen seyn, im zweyten Fall aber die Statuten desjenigen Orts, wo sich die Eheleute am längsten aufhielten, oder wenn auch dieß zweifelhaft sey, wo sie ihre vorzüglichsten Sachen hatten; es wäre denn, daß aus andern Vermuthungen ihre entgegengesetzte Absicht erhelle, in welchem Falle es dem richterlichen Ermessen überlassen werden müsse, aus der Zusammenstellung aller Umstände ihre muthmaßliche Absicht zu bestimmen.

Im zweyten Hauptstück geht der Verf. die besondern Grundsätze durch, und handelt von den verschiedenen Arten der ehelichen Gütergemeinschaft, und zwar im ersten Abschnitt von der allgemeinen, Tit. 1. von den Eigenschaften der Personen. Hier giebt er sowohl die allgemeine Regel, als die verschiedenen Ausnahmen davon an. In Ansehung des Adels behauptet er mit Langen gegen die Meinung der meisten Rechtslehrer, daß dieser an und für sich keine Ausnahme mache, sondern daß dieserhalb die Bestimmung eines Particulärgesetzes oder einer rechtgültigen Gewohnheit erfordert werde. Tit. 2. von dem Gegenstande der allgemeinen Gütergemeinschaft. In Ansehung der Streitfrage: ob auch die in andern Ländern befindlichen Güter der Eheleute der allgemeinen Gütergemeinschaft unterworfen sind? tritt der Verf. der Meinung bey, daß dieß eben sowohl von der statutarischen als der vertragsmäßigen zu behaupten sey, ohne dabey, wie einige wollen, auf den Unterschied unter beweglichen oder unbeweglichen Gütern Rücksicht zu nehmen. Tit. 3. von den rechtlichen Wirkungen der allgemeinen G. G. u. zwar während der Ehe u. nach getrennter Ehe. Im ersten Falle wieder sowohl im Allgemeinen, als in besonderer Rücksicht auf den Schaden durch Zufall und durch Verbrechen, das Administrationsrecht, Veräußerungen, Schenkungen, Bürgschaften, Verpfändungen und Servituten, einseitig kontrahirte Schulden und letzte Willensverordnungen. § 57. In Ansehung des durch Verbrechen des einen Ehegatten entstandenen Schadens findet der Grundsatz, daß dieser allein dem Verbrecher angerechnet werden müsse, bey der allgemeinen Gütergemeinschaft keine Anwendung; indem nach der Natur der Sache, so lange sie fortdauert, auch der andre Ehegatte, wenigstens dem Effecte nach, an dieser Strafe Theil

neh-

nehmen muß: sobald sie aber aufgehoben wird, so muß dieser Schade dem Verbrecher allein angerechnet werden. §. 61. Spricht der Verf. dem Ehemanne das Recht, Veräußerungen einseitig vornehmen zu können, gegen Langen, zu, räth jedoch §. 64. jedem, der etwas von ihm erkauft, den Kaufcontract von der Ehefrau auch mit unterschreiben zu lassen, um keiner Beeinträchtigung ausgesetzt zu seyn, indem doch so viele Rechtsgelehrte die Unterschrift der letzteren für nothwendig halten. (Diese allgemeine Behauptung ohne Einschränkung dürfte doch noch manchen gegründeten Zweifeln unterworfen seyn, die hier auszuführen, der Ort nicht ist. Uebrigens möchte der Verf. selbst wohl nicht von aller Inconsequenz frey zu sprechen seyn, wenn er in der Folge §. 71 dem Ehemanne die Befugniß, Bürgschaften einzugehen, aus dem Grunde abspricht, „weil diese Handlung nicht mit unter den Vorrechten des Ehemannes begriffen seyn könne, indem politische Gründe dem Ehemanne diese Vorrechte nur deswegen eingeräumt hätten, um dadurch das Wohl der ehelichen Gesellschaft zu befördern. Deswegen sie auf solche Handlungen nicht ausgedehnt werden könnten, die der Gütergemeinschaft nur nachtheilig, aber nie vortheilhaft sind." Sollten denn Veräußerungen des Ehemanns der Gütergemeinschaft nicht auch zuweilen nachtheilig seyn können?) §. 67 spricht er die Befugniß, einseitig Schenkungen zu machen, sowohl der Frau als auch dem Manne ab. §. 69 behauptet er, gegen Langen, daß in Ansehung der Bürgschaften der Frau für ihren Mann die Auth. si qua mulier in Ländern, wo die allgemeine Gütergemeinschaft eingeführt ist, doch Anwendung finde, und daß sich mehrere Fälle denken lassen, wo sie von Nutzen seyn könne; z. B. wenn die Frau für eine solche Schuld sich verbürgt hätte, welche aus einem Rechtsgeschäfft, gegen das sie gehörig protestirt, entstanden ist. Auch der Meinung Langens, daß die einseitigen Bürgschaften der Frau für Andere gültig seyn, und der Ehemann deshalb mit Wirkung belangt werden könne, widerspricht er §. 70. Die Befugniß zu Verpfändungen und Uebernahme einer Servitut gestehe er §. 72 dem Manne zu, weil diese Rechtsgeschäffte in den Umfang seiner besondern Rechte gehören, indem dabey die Gütergemeinschaft für dasjenige, was sie aufopfere, auch wieder einen Ersatz bekomme, wie dies bey einer Verpfändung, und bey der Uebernahme einer Servitut der Regel nach der Fall sey. Wie aber, wenn der Ehemann eine Servitut etwa aus Freund-

schaft

schaft gegen jemanden, und ohne etwas dafür zum Ersatz zu erhalten, übernimmt? Schulden kann der Mann, nach §. 73 gültig einseitig contrahiren, und Stryks Behauptung, daß, wenn die Gütergemeinschaft auf einen ausdrücklichen Vertrag gegründet sey, die Frau zur Bezahlung der Schulden des Mannes nur dann für verbindlich zu halten sey, wenn sie in dem Vertrage, worin die Gütergemeinschaft bedungen wurde, dem Vellejanischen Rathschlusse ausdrücklich entsagt habe, ist irrig. Das Recht, Veräusserungen durch letzte Willensverordnungen vorzunehmen, wird §. 76 beyden Ehegatten, mit Ausnahmen, abgesprochen. Die gewöhnliche Meinung, daß bey dem Tode des einen Ehegatten die Kinder in dessen Stelle treten, und mit dem Ueberlebenden die Gütergemeinschaft fortsetzen, und die daher gemachte Eintheilung der Gütergemeinschaft in ordinariam et prorogatam verwirft der Vf. §. 77. Tit. 4. Von der Beendigung der Gütergemeinschaft. Hier geht der Verf. zuerst die Fälle durch, in welchen diese Beendigung außer Zweifel ist, und zwar im Allgemeinen sowohl, als in Beziehung auf einzelne Gegenstände, wie auch in Hinsicht einer jeden Gütergemeinschaft, und der vertragsmäßigen besonders; sodann aber die Fälle, in welchen sie zweifelhaft ist. Hiebey tritt er §. 91 in Ansehung der Frage: ob die Veränderung des Wohnorts an und für sich selbst die Gütergemeinschaft aufhebe? der Meinung derer bey, die sie verneinen. Die Frage: ob der von einem Ehegatten begangene Betrug zur Auflösung der Gütergemeinschaft hinreichend sey? bejahet er in Ansehung der vertragsmäßigen, verneinet sie aber in Ansehung der gesetzlichen Gütergemeinschaft §. 94 und 95. Der dritte Fall, den der Verf. §. 97 beybringt, nämlich wenn ein Ehebruch begangen ist, gehört eigentlich nicht zu den Fällen, in denen die Beendigung der Gütergemeinschaft selbst zweifelhaft ist, sondern wo nur in Ansehung der Wirkungen, die der Ehebruch auf die Gütergemeinschaft hervorbringt, Zweifel eintreten. In dem Falle, wo die Ehe durch richterlichen Ausspruch wirklich getrennt wird, tritt der Verf. §. 99 der Meinung bey, nach welcher der schuldige Theil den vierten Theil seines Vermögens verliert, verwirft aber die, nach welcher er auch alle Rechte und Vortheile der bis dahin bestandenen Gütergemeinschaft verlieren soll. In dem Falle, wo die Ehe eher, als die Ehescheidung erfolgt, durch den Tod des schuldigen Theils aufgelöst wird, glaubt der Verf. §. 102, daß man dem Ueberlebenden außer dem, was ihm nach den

Sta-

Staatsausgaben als Erbschaft gewährt, nicht noch überdies die Befugniß einräumen könne, dasjenige, was als Privatstrafe nach den Gesetzen bestimmt ist, noch besonders zu fordern.

Der zweyte Abschnitt handelt von der Partikulargütergemeinschaft, und zwar in der ersten Abtheilung, von der eigentlichen, oder deutschen Partikulargütergemeinschaft; in der zweyten aber von der uneigentlichen, oder der nach römischen Grundsätzen geformten Errungenschaftsgesellschaft. Da diese in dem Wirtembergischen eingeführt ist, so geht sie der Verf. auch ganz nach dem Wirtemb. Rechte durch, und zwar gleichfalls in Hinsicht 1) der Eigenschaften der Personen, 2) ihres Gegenstandes im allgemeinen und insbesondere in Rücksicht auf die eheliche Errungenschaft, die eheliche Einbuß, und diejenigen Güter, welche jedem Ehegatten ausschließlich zugehören; 3) ihrer rechtlichen Wirkungen im allgemeinen und insbesondere in Rücksicht auf das Administrationsrecht, auf Veräußerungen, Schenkungen, Bürgschaften, Schulden und letzte Willensverordnungen; 4) ihrer Beendigung, sowohl der vollkommenen als in Beziehung auf einzelne Gegenstände. S. 206 hält der V. die Meinung mehrerer Rechtslehrer für unrichtig, daß in dem Falle, wo ein Ehegatte noch vor der Ehe ein Gut erkauft, und dem Verkäufer das Wiederkaufsrecht eingeräumt, dies Recht aber ihm während der Ehe um einen bestimmten Preis wieder abgekauft hat, dies Gut zur ehelichen Errungenschaft gehöre. S. 216 erklärt er sich für die Meinung, daß bey demjenigen Schaden, welcher sich während der Ehe bey einer dem einen Ehegatten ausschließlich zugehörigen Sache durch Zufall ereignet hat, auf den Umstand, ob diese Sache beweglich oder unbeweglich sey, keine Rücksicht zu nehmen, sondern in beyden Fällen demjenigen zuzuerkennen sey, welcher der Eigenthümer der Sache ist. In Ansehung der in den wirtembergischen Gerichtshöfen bisher noch streitigen Frage: ob bey derjenigen Auflösung der Errungenschaftsgesellschaft, welche auf einseitiges Verlangen der Ehefrau geschieht, diese Auflösung auch in dem Falle statt finde, wenn bey der ehelichen Gesellschaft keine Schulden, sondern blos Einbuß vorhanden ist? hält er die bejahende Meynung für gegründet.

Uebri-

Uebrigens müssen wir den Verf. noch auf einige Unrichtigkeiten in der Schreibart aufmerksam machen, die in dem Buche durchaus herrschen, um sich im zweyten Theile davor zu hüten: er schreibt: giltig, Ausnam, des Sazes, lassen, Lüke, müste, dörfen, grösern, müsen, Beschaffenheit, die Früchten, blose, Gevadtergelder, Hilfe, Freigäbigkeit, aufgezört, u. s. w.

Ma.

Beyträge zur Reichsinstruction für die ordentlichen Kammergerichtsvisitationen, von Dr. Benjamin Friedrich Mohl. 1791. 62 Seiten. Erste Fortsetzung 56 Seiten. Zweyte Forts. 46 Seit. 4. 1792. 20 kr.

Zu Anfang des Jahrs 1790. theilte Churmaynz auf dem Reichstage eine Note aus, welche die Herstellung der ordentlichen Kammergerichtsvisitationen betraf und gleichsam der erste ernsthafte Schritt war, dieses schon so lange gewünschte und so oft vergebens versuchte Geschäfft wieder in Gang zu bringen, nachdem es zwey volle Jahrhunderte geruht hatte. Zwar ist in diesem Jahrhundert zweymal eine ausserordentliche Visitation veranstaltet worden; aber billig war man damit nicht zufrieden. Ordentliche Visitationen wünschte das Publikum, das Churcollegium, die ganze Reichsversammlung. Ja, selbst Mitglieder des Kammergerichts haben gestanden, daß das Kammergericht ohne Visitationen nicht von allen Mängeln und Gebrechen gereinigt bleiben könne. Auch ist bekannt, daß 1747 das Kammergericht selbst um eine ausserordentliche Visitation gebeten habe. Desto erfreulicher war es, daß in unsern Tagen die erneuerte Thätigkeit der Reichsversammlung auch zur Herstellung der ordentlichen Kammergerichtsvisitationen benuzt wurde, und mehrere patriotische und thätige Comitialgesandten sich es zur angelegentlichsten Sorge machten, sowohl durch öffentliche Mitwirkung als durch Privateinfluß das wichtige Werk zu Stande zu bringen. Eben diesem rühmlichen Eifer haben wir nicht nur die vortreffliche Geschichte der vormaligen ordentlichen Kammergerichtsvisitationen des Freyherrn von Ompteda, sondern auch die gedachte churmaynzische Note zu danken. Die leztere war be-

stimmt, die zwey wichtigsten Hindernisse glücklicher Kammergerichtsvisitationen zu heben, und betraf also die Berichtigung eines neuen Visitations-Schema und die Errichtung einer vollständigen, den Subdelegirten von Seiten des Reichs zu ertheilenden Instruction. Da der erste Gegenstand, das Schema, schon von dem Frhrn v. Ompteda nach allen Seiten entwickelt worden ist, so beschäfftigt sich Herr Dr. Mohl in der gegenwärtigen Schrift blos mit dem zweyten, mit der den Subdelegirten vom Kaiser und Reich zu ertheilenden Instruktion. Die Art, wie er diesen Theil der S. 5 — 15 abgedruckten churmaynzischen Note commentirt, versteht sich von selbst. Nicht, was die Gesetze schon entschieden haben, oder durch Observanz von den ältern Visitationen Herkommens ist, wird hier entwickelt, sondern blos gezeigt, was nach den Grundsätzen der Vernunft und der bey Gelegenheit der ältern Kammergerichtsvisitationen gemachten Erfahrung bey Errichtung einer neuen Instruction das beste oder räthlichste seyn würde, versteht sich, mit beständiger Prüfung dessen, was Gesetz und Herkommen mit sich bringen. Im Ganzen enthält die Schrift sehr gute, der höchsten Beherzigung allerdings würdige Bemerkungen, die von des Verf. genauer Bekanntschaft mit seinem Gegenstande zeugen und überhaupt einen hellen Kopf verrathen; obschon mancher Leser wünschen wird, daß er zuweilen weniger polemisirt haben möchte. Ueber kleine Nachlässigkeiten, z. B. Harpprecht für Happrecht, kann man leicht hinsehen.

Die Oberherrschaft über den Rhein und die Freyheit der Rheinschiffahrt — von J. C. Fr. Dahl. Frankfurt, bey Brönner. 1790. 8. 10½ Bogen. 12 gr.

Bekanntlich veranlaßte gegen die Mitte dieses Jahrhunderts die von Churköln und Wied-Neuwied bey der Stadt Neuwied angelegte fliegende Rheinbrucke einen sehr lebhaften Rechtsstreit. Dieser ruhet zwar vor der Hand; allein nun zieht man von churtrierscher Seite aus dem damals aufgestellten Satze: „das dominium Rheni stehe den vier rheinischen Churfürsten allein zu, und alle andere Reichsstände seyen von den Hoheitsrechten über diesen Fluß ausgeschlossen," die Fol-

ge: daß kein Schiffmann eines angränzenden Reichslandes den Rhein befahren dürfe, wenn er nicht einer den rheinischen Churfürsten untergebenen Zunft einverleibt sey. Hr. Rath Danz entschloß sich daher, nicht in höherm Auftrag, sondern blos für sich, die doppelte Frage zu erörtern: Ob das von Churtrier behauptete dominium Rheni gegründet sey? und ob die Rheinschiffahrt aus diesem Grunde, oder überhaupt aus Gründen der Oberherrschaft, nach dem deutschen Staatsrecht in der Maaße beschränkt werden könne? Natürlich zerfällt die Abhandlung in zwey Abschnitte. Im ersten wird mit einleuchtenden Gründen dargethan, daß sich aus dem „Conductu super fluvium et alveum Rheni," den der Kaiser Karl IV. in einem bekannten Privilegio vom Jahre 13[illegible], (Beyl. Nr. 1. S. 111. ff.) dem Erzbischoff Balduin von Trier verliehen habe, eine ausschließliche Hoheit über den Rhein für Churtrier nicht folgern lasse; blos auf diejenigen Gerechtsamen könne es Anspruch machen, die in dem Wesen dieses Geleitsrechts liegen, oder welche dieses nach seinen Grundbegriffen zur Folge hat. Mit gleicher Gründlichkeit wird im zweyten Abschnitt erwiesen, daß, nach den deutschen Reichsgesetzen, keine willkührliche Beschränkung der Schiffahrt vorgenommen werden dürfe, folglich auch die churtrierische Behauptung in Rücksicht auf die Rheinschiffahrt nicht gegründet sey. Am Ende sind sechs diesen Rechtsstreit betreffende Beylagen beygefügt.

Om.

Deutsche Staatskanzley; von Dr. Johann August Reuß, Herzogl. Wirtemb. Regierungsrath. Theil XXXII. Ulm, 1794. 353 S. 8. 12 gr.

I. Von den Reichsvicariatshandlungen in Ansehung des K. Reichskammergerichts während des Zwischenreichs v. J. 1790. II. Von den Reichsvicariats-Hofgerichten in dem Zwischenreich v. J. 1790. III. Von den Reichsvicariatshandlungen in Gnadensachen während des Zwischenreichs v. J. 1790. IV. Ausgang des fiskalischen Prozesses gegen den gewesenen Darmstädtischen Minister Freyherrn v. Moser. V. Entwicklung der Brandenburgischen Hausverträge in Hinsicht auf Theilung und Erbfolge von Pr. D. Batz. Stutt-

pardt. 1795. VI. Von der Wahl und Krönung K. Leopold des Zweyten.

Fe.

Weltweisheit.

Grundsätze der Logik und Metaphysik, von Johann Georg Heinrich Feder, Hofr. und Prof. der Philosophie. Göttingen, bey Dieterich. 1794. 375 und XVIII S. Vorrede in 8. 1 Rg.

Es würde gewiß überflüssig seyn, dieses Compendium der Logik und Metaphysik, das an die Stelle des im Jahr 1787 in lateinischer Sprache herausgegebenen Compendiums der Logik und Metaphysik tritt, dem philosophischen Publikum seines Werthes und seiner Nützlichkeit wegen erst noch anempfehlen zu wollen. Dieser Werth und diese Nützlichkeit desselben sind schon längst dadurch entschieden worden, daß es unter allen Lehrbüchern der Logik und Metaphysik, die in neuerer Zeit herausgekommen sind, doch immer dasjenige geblieben ist, welches am allgemeinsten dem ersten Unterrichte in der theoretischen Philosophie auf Universitäten und Gymnasien zum Grunde gelegt wurde. Ja, man wird auch, wenn man mit Unpartheylichkeit die Ursachen aufsucht, welche gemacht haben, daß in Deutschland die Philosophie seit dreyßig Jahren zu einer Wissenschaft erhoben wurde, die fast von allen, so auf Gelehrsamkeit einigen Anspruch machten, geschätzt und getrieben wurde, gewiß finden und einsehen, daß das Federsche Compendium der Logik und Metaphysik eine der vorzüglichsten dieser Ursachen gewesen sey. Durch dasselbe wurden allererst theils die den meisten Studenten zu trocknen und unverständlichen Baumgartenschen, theils die seichten Baumeisterschen Compendia der Logik und Metaphysik von den Schulen und Akademieen verdrängt, und Philosophie blieb nun nicht mehr blos ein Eigenthum derer, die mit der scholastisch-lateinischen Sprache Bekanntschaft hatten, sondern konnte auch von denen kennen gelernt werden, die mit ihrer Muttersprache nicht ganz unbekannt waren. Dadurch aber, daß im Federschen Compendio theils verschiedene philosophische Theorieen und Vorstellungsarten ihren Gründen nach erörtert und geprüft,

prüft, theils die wichtigsten ältern und neuern Schriften bey jeder wichtigen Untersuchung in der Logik und Metaphysik beygefügt worden waren, wurde nicht allein die Wißbegierde und das Selbstdenken der jungen Freunde der Philosophie erweckt, sondern diesen jungen Freunden der Philosophie wurden auch die brauchbarsten Mittel angewiesen, durch deren Gebrauch sie ihre Wißbegierde weiter befriedigen konnten, und die wichtigsten Ideen und Werke der ausländischen Philosophen würden unter den Deutschen bekannter. So lange also unsere Nation dankbar gegen diejenigen Männer seyn wird, die sich um deren gelehrte Kultur und die Ausbreitung dieser verdient gemacht haben, so lange wird sie gewiß auch die Verdienste eines **Feders**, die der edle Mann sich durch seine Compendia erworben hat, nicht vergeßen, und sein Name wird in der Geschichte der Ausbreitung des Geschmacks am Studium der Philosophie im letzten Drittheil des jetzigen Jahrhunderts noch glänzen und mit Achtung genannt werden, wenn die Namen derjenigen schon längst vergessen sind, oder nur noch in einer historia sectarum philosophicarum genannt werden, die jetzt ihrer für unfehlbar und für unverbeßerlich ausgegebenen Philosophie nicht anders ein Ansehen und Gewicht zu geben wissen, als daß sie sich die wahren Repräsentanten der **philosophirenden Vernunft** nennen, und alle diejenigen für schwachköpfig und durch Vorurtheile verdorben ausgeben, welche die falschen und halbwahren Principien ihrer unfehlbaren Philosophie nicht für wahr halten wollen. Daß aber des Verfaßers Compendium über die Logik und Metaphysik seinen fortdauernden Beyfall behalten hat, davon ist der Grund nicht blos in der Faßlichkeit der Einkleidung, sondern wohl mehr darinn zu suchen, daß er bey den verschiedenen Ausgaben deßelben immer auf die neuern Fortschritte und Verbesserungen der Philosophie Rücksicht genommen, und diese Fortschritte für die Erweckung des Selbstdenkens bey denjenigen nützlich zu machen gewußt hat, die nach Anleitung dieses Compendiums den ersten Unterricht über die theoretische Philosophie erhalten. Wie sehr sich der Verfasser die wahrhaft philosophische Denkungsart zu eigen gemacht habe, und wie gerne er seine Kräfte darzu anwendet, um die Erkenntniß alles Guten zu befördern, davon ist diese neueste Ausgabe seiner Logik und Metaphysik, in welcher überall auf die neuesten Ereigniße in der Philosophie Rücksicht genommen worden ist, ein redender Beweis. Er gesteht selbst in der Vorrede, (in wel-

welchen sehr lehrreiche Winke über die jetzt in der Philosophie obwaltenden Streitigkeiten und über deren Ursachen vorkommen), daß es auch eine Absicht der Verbesserungen des Compendiums in dieser Ausgabe sey, zum Studieren des Kantischen Systems anzuleiten und den Weg zu bahnen; und diese Absicht ist von ihm gewiß nicht verfehlt worden. Wir können daher versichern, daß die Lectüre dieses Werkes selbst bey denjenigen nicht ohne Nutzen seyn wird, welche mit den Punkten, über welche jetzt in der philosophischen Welt gestritten wird, schon genau bekannt sind. Zum Beweis dieser Behauptung wollen wir nur einige Stellen aus dem Werke anführen.

S. 76 fällt der Verf. über die Kantische Lehre von den Kategorieen folgendes Urtheil: „Das Systematische dieser Deduktion (der Kategorien) reißt zur Bewunderung hin. Und wenn auch noch gezweifelt werden kann, ob es die einzige der Natur völlig angemessene Anordnung aller Stammbegriffe des menschlichen Denkens sey; so bleiben doch alle bisherigen Versuche dieser Art, im Betracht des Systematischen hinter ihr weit zurück. — Wie weit aber 1) der Gebrauch dieser Begriffe und der aus ihnen folgbaren Grundsätze blos durch diese Deduktion, ohne anderweitige empirische Gründe, schon festgesetzt sey; desgleichen 2) ihre Einschränkung auf Gegenstände der Sinne, mit völliger Abweisung alles über die Sinnenwelt hinausgehenden Gebrauchs, darüber müßten nach logischen Grundsätzen noch mehrere Untersuchungen angestellt werden. Auch daß diese Begriffe, als wirkliche Begriffe, vor allen einzelnen Wahrnehmungen schon im Verstande seyen, erhellt aus der Möglichkeit dieser Deduction noch nicht. Denn durch fortgesetzte Bestimmungen kann man aus den allgemeinsten logischen Datis noch weit mehr a priori deduciren; mehr als irgend ein Philosoph im Verstande vor aller Erfahrung mit einigem Scheine annehmen kann.“

S. 199 erinnert der Verf. gegen die Behauptung, daß das Absolute gar kein Gegenstand der Erkenntniß seyn könne, und daß die Dinge an sich = X seyen: „dieser Behauptung kann entgegen gesetzt werden, daß, wenn man auch darüber einig würde, keine Erkenntniß anzunehmen, als nur von dem, was Gegenstand der Anschauung seyn kann, dennoch untersucht werden müßte, zu welchen Vorstellungen von den letzten

Grun-

Gründen der Urtheile, seinen Gesetzen gemäß, sich zu bestimmen habe; da er doch bey dem, was abhängig, Folge, Wirkung ist, nicht stehen bleiben kann, und wie überhaupt seine Begriffe nach den Verhältnissen der Einstimmigkeit und Verschiedenheit ordnen, so insbesondere den Wirkungen angemessene Kräfte sich denken muß. Und diese Gegenbemerkung würde um so weniger verworfen werden dürfen, wenn am Ende doch, um eines sittlichen Bedürfnisses, um des moralischen Glaubens willen, eine weitere Ausbildung des Begriffs von jenen bey den Erscheinungen zum Grunde liegenden Objekten gefordert werden sollte."

S. 336 wird in Ansehung der Moraltheologie angeführt: „Bey der Prüfung dieser Moraltheologie wird es auf folgende Ueberlegungen ankommen:

1) Was für ein Sittengesetz im absoluten Wesen der Vernunft sich unleugbar zu erkennen gebe?

2) Wie fern es für alle seine Folgerungen und Anwendungen unbedingten Gehorsam fordere; oder Gesetz für den Willen sey, nicht blos Grund und Norm einer denkbaren erhabenen und consequenten Rechtswissenschaft für den Verstand?

3) Ob die Vernunft etwas unbedingt fordern oder zum Zweck machen könne, was doch erst unter einer anderweitigen Voraussetzung für reell gehalten werden kann?

4) Ob irgend ein Interesse für sich allein hinreichen könne, etwas zur Wahrheit oder zum Gegenstand des vernünftigen Glaubens zu machen?"

Doch diese drey Stellen werden schon hinreichend seyn, unsere Leser auf die sehr belehrenden Zusätze und Rücksichten auf die kritische Philosophie, wodurch der Vf. diese Ausgabe seines Compendiums über die Logik und Metaphysik bereichert hat, aufmerksam zu machen. Die übrigen Veränderungen und Verbesserungen, wodurch sich diese Ausgabe von der vorigen auszeichnet, sind in der Vorrede besonders angezeigt worden, und wir können deshalb dieselben wohl mit Stillschweigen übergehen. — Wenn ja etwas bey der neuen Ausgabe dieses Compendiums im Allgemeinen zu tadeln seyn dürfte: so ist es wohl dieß, daß der Verfasser manche wichtige Untersuchung, besonders in der Metaphysik, zu kurz abgefertigt hat; z. B. die Lehre von Raum und Zeit S. 214, wo-

 bey

ſey von den Gründen der Verſchiedenheit in dieſer Lehre ſehr wenig beygebracht worden iſt. Derjenige, der über dieſes Compendium Vorträge hält, kann allerdings das Fehlende ergänzen. Allein der Zuhörer findet alsdann nichts im Compendio, wodurch er veranlaßt würde, ſich des gehörten Vortrages wieder vollſtändig zu erinnern.

Marginalien und Regiſter zu Kants Critik der reinen Vernunft. Zur Erleichterung und Beförderung einer Vernunfterkenntniß der critiſchen Philoſophie aus ihrer Urkunde, von George Samuel Albert Mellin, zweytem Prediger der deutſchreformirten Gemeine zu Magdeburg. Züllichau, in der Frommanniſchen Buchhandlung. 1794. 252 Seiten. Nebſt einem Verzeichniß der Druckfehler in Kants Critik der reinen Vernunft, und einer Anzeige des Inhalts der Critik der reinen Vernunft. 18 B.

Es iſt vollkommen wahr, wenn der Verf. dieſer Marginalien in der Vorrede behauptet, es ſey der kürzeſte und ſicherſte Weg zu einer richtigen Kenntniß der kritiſchen Philoſophie zu gelangen, wenn man dieſelbe in Kants Schriften ſelbſt ſtudire, denn man werde dabey nicht durch unrichtige Vorſtellungen, oder durch mangelhafte Beweiſe aufgehalten, und habe nicht nöthig, falſche Vorſtellungen in der Folge wieder zu verwerfen und mit richtigern zu verwechſeln. Recenſent hat dieſe Behauptung durch Erfahrung beſtätigt gefunden, und er bedauert noch jetzt die Zeit, die er mit dem Durchleſen der Erläuterungen und Erklärungen des kritiſchen Syſtems verſchwendet hat, indem alle dieſe Erläuterungen und Erklärungen ihm zu weiter nichts gedient haben, als den wahren Geiſt und Zweck der kritiſchen Philoſophie lange Zeit hindurch gänzlich zu verkennen. Auch muß hierbey Recenſ. noch die Bemerkung beyfügen, daß die Lektüre der Kritik der reinen Vernunft, ſo mühſam ſie auch immer ſeyn mag, doch reichlichen Erſatz und Belohnung gewährt, weil in Anſehung des Reichthums und der Fülle der Gedanken mit den Kantiſchen

Schriften, und besonders mit der Critik der reinen Vernunft, das Werk keines einzigen Commentators der kritischen Philosophie im geringsten verglichen werden kann, und jeder Sachverständige wird gewiß mit uns übereinstimmen, wenn wir behaupten, daß Kant selbst auf einem einzigen Bogen mehr Wahres sage, als seine Commentatoren in vielen Alphabeten zu sagen wißen. Daß die kritische Philosophie so häufig mißverstanden und verkannt wird, davon liegt also die Schuld größtentheils darinn, daß man diese Philosophie nicht aus Kants Schriften, sondern aus den höchst unvollkommenen Erklärungen und Erläuterungen dieser Philosophie kennen zu lernen sucht.

Aber das Lesen und Verstehen der Kantischen Schriften hat seine eignen Schwierigkeiten, wozu der Styl, die Kunstwörter, die Erläuterungen, die den Hauptuntersuchungen beygefügt worden sind, und die vielen Druckfehler, die die Kantischen Schriften enthalten, vorzüglich gehören. Diesen Schwierigkeiten hat der Verf. durch gegenwärtige Schrift zum Theil abhelfen wollen, in welcher von jedem Absatz der Critik der reinen Vernunft der Inhalt so kurz, wie möglich, in der Absicht angegeben worden ist, damit man desto besser den ganzen Abschnitt der Critik der reinen Vernunft, den man durchdenken will, nach seinen Lehrsätzen und Beweisen übersehen könne.

Unserer Einsicht nach sind daher diese Marginalien ein sehr wichtiges Geschenk für das philosophische Publikum, und der Verf. trägt durch dieselben weit mehr zum künftigen richtigen Verständniß der Vernunftkritik bey, als wenn er die Zahl der nichts erläuternden Erläuterungen der Vernunftkritik durch eine neue Erläuterung vermehrt hätte. Das Schema der ganzen Critik der reinen Vernunft, das den Marginalien vorgesetzt worden ist, befördert aber die Uebersicht des Ganges der Spekulation in diesem Werke, und wird daher vielen Lesern der Vernunftkritik gewiß recht willkommen seyn. Und da endlich die Critik der reinen Vernunft das Unglück gehabt hat in die Hände eines Verlegers zu gerathen, der auf Papier und Druck bey diesem wichtigen Werke gar nichts verwendet, sondern es wie den elendesten Roman, der nur eine einzige Meße hindurch gangbare Waare bleibt, behandelt hat: so ist die Aufsuchung und Anzeige der Druckfehler der Critik nach der dritten Auflage, die durch diese Druck-

fehler noch ärger entstellt ist, als die zweyte, ganz und gar keine überflüßige Arbeit. (Bey dieser Gelegenheit möchten wir wohl im Namen des philosophischen Publikums an den würdigen Kant die Bitte gelangen lassen, seine Werke doch nicht weiter solchen Männern in Verlag zu geben, die solche von Druckfehlern ganz entstellt, und auf dem elendesten Löschpapier abgedruckt dem Publicum übergeben. Es ist dies fast mit allen Kantischen Werken der Fall, außer mit der Kritik der Urtheilskraft, die einen rechtlichern Verleger erhalten hat. Welche Begriffe muß nicht ein Ausländer vom deutschen Buchhandel bekommen, wenn er die originellsten Werke der deutschen Litteratur, nämlich die Critik der reinen und praktischen Vernunft in einer typographischen Beschaffenheit erblickt, in welcher in England und Frankreich kein Comödienzettel vor dem Publikum erscheinen dürfte!) Sollte man sonsten ja noch etwas bey diesen Marginalien erinnern, so wäre es dies, daß der Verf. wohl auch bey der Angabe des Inhalts der Critik der reinen Vernunft auf die Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik hätte Rücksicht nehmen und verweisen sollen. Diese geben sehr oft Aufschluß über manche dunkle Stellen in jener, und es würde daher die Verweisung auf diese Prolegomena sehr viel zur Beförderung des Zwecks beygetragen haben, der den Marginalien zum Grunde liegt. Auch das Register zur Critik der reinen Vernunft könnte vollständiger seyn, und es sind bey weitem nicht jedesmal alle Stellen aus der Vernunftkritik angeführt worden, welche von einem gewissen Begriffe handeln und über denselben Aufschluß geben. Doch diesen Mängeln kann der Verf. in einer zweyten Auflage dieses Werkes leicht abhelfen, und wir wünschen, daß alsdann der Verf. in dem Register über die Critik der reinen Vernunft auch noch diejenigen Stellen in der Critik der Urtheilskraft und in andern Kantischen Werken citirte, die auf Stellen und Untersuchungen in der Vernunftkritik Bezug haben, und entweder Erläuterungen oder Beweise für die Lehrsätze in dieser enthalten. Damit aber unsere Leser sich eine deutliche Vorstellung von der Manier machen können, wie der Verfasser in diesen Marginalien die Vernunftkritik bearbeitet hat: so wollen wir den Anfang der Bearbeitung der Kantischen Einleitung in diese Kritik hersetzen, und erinnern dabey nur noch, daß der V. durch Zahlen am Rande immer auch die Seiten in der Critik angegeben hat, auf welche sich die Marginalien beziehen.

I. Vom

I. Vom Unterschiede der reinen und empirischen Erkenntniß.

1. Alle Erkenntniß fängt, der Zeit nach, mit der Erfahrung an.
2. Darum muß sie aber nicht eben alle aus der Erfahrung entspringen.
3. Frage: Giebt es Erkenntnisse (a priori), die nicht aus der Erfahrung, sondern aus dem Erkenntnißvermögen entspringen?
4. Unter solchen Erkenntnissen (a priori) sind aber hier nicht die zu verstehen, die aus einer allgemeinen Regel abgeleitet werden, welche selbst aus der Erfahrung entlehnt ist.
5. Erkenntnisse a priori sollen nun die heißen, die schlechterdings nicht aus Erfahrung entspringen. Rein heissen sie, wenn gar nichts aus der Erfahrung (Empirisches) beygemischt ist.

II. Wir sind im Besitz gewisser Erkenntnisse a priori, und selbst der gemeine Verstand ist niemals ohne solche.

6. Die beyden sichern Kennzeichen einer Erkenntniß a priori sind Nothwendigkeit und strenge Allgemeinheit.
7. Daß es Erkenntnisse a priori giebt, beweisen Beyspiele (alle Sätze der Mathematik) und die Gewißheit der Erfahrung, die auf Grundsätzen, und nicht wieder auf Erfahrung, beruhen muß.

III. Die Philosophie bedarf einer Wissenschaft, welche die Möglichkeit, die Principien und den Umfang aller Erkenntnisse a priori bestimmt.

8. Gewisse Erkenntnisse sind sogar in keiner Erfahrung anzutreffen.
9. Die Gegenstände dieser Erkenntniß sind Gott, Freyheit und Unsterblichkeit. Die Wissenschaft, die sich mit ihnen beschäftiget, ist die Metaphysik; sie verfährt anfangs dogmatisch, d. i. ohne Prüfung, ob die Vernunft etwas davon zu erkennen vermag.
10. Das Beyspiel der Mathematik, die Sicherheit, von der Erfahrung nicht widerlegt zu werden, der Reiz, seine Erkenntnisse zu erweitern, und die Wirklichkeit der Erkenntnisse a priori durch Zergliederung der Begriffe verleiten dazu.

IV.

IV. Von dem Unterschiede analytischer und synthetischer Urtheile.

11. In einem Urtheile ist entweder das Prädikat im Subjekte verstecktermeise enthalten (analytisches Urtheil), oder es liegt ganz ausser dem Begriff des Subjekts, und stehet nur mit demselben in Verknüpfung (synthetisches Urtheil).

12. Die Richtigkeit der Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekte in analytischen Urtheilen beruhet auf der Zergliederung des Subjekts; in Erfahrungsurtheilen, die als solche synthetisch sind, auf der Erfahrung.

13. Frage: Worauf gründet sich nun diese Verknüpfung in synthetischen Urtheilen a priori?

Ob.

Unterredungen eines Vaters mit seinen Söhnen über die natürliche Religion, von L. E. Snell, des Predigtamts Candidaten. Neuwied und Leipzig, bey Gehra, 1794. 8½ Bog. 8. 8 gr.

Der Verf. glaubt, nach der Vorrede, daß die Philosophie, in sofern sie moralisch, oder mit der Moralität in Verbindung stehet, auch Ungelehrten wichtig und nöthig sey. Eben deshalb müsse sie nun aber auch mehr, als bisher geschehen, popularisirt werden. Und damit er auch etwas dazu beytrage, habe er hier die Wahrheiten der natürlichen Religion (nach Kantischen Principien auf eine populäre Art vorgetragen und) faßlich zu machen gesucht. Das Buch ist indessen nicht blos für Erwachsene, sondern auch für Kinder, aber von reiferm Alter und Nachdenken, bestimmt, und, um es diesen interessanter zu machen, gesprächsweise abgefaßt.

Nun haben zwar schon verschiedene versucht, die Kantische Philosophie, auch in sofern sie sich auf Moral und Religion beziehet, zu popularisiren. Aber keiner hat doch seinen Zweck so sehr verfehlt, als der Verf. Er scheint beynahe gar nicht zu wissen, was das sagen will, die abstrakten Kantischen Ideen in einer populären, jedermann faßlichen Sprache vorzutragen: sondern wenn er einen Kantischen Ausdruck oder einen Kantischen Satz verstehet, so glaubt er nun auch, daß die

ganze

ganze übrige junge und alte Welt ihn ebenfalls versuchet. Wir beklagen also den sehr, der im Lesen philosophischer und insonderheit Kantischer Schriften noch nicht geübt ist, und der nun aus der gegenwärtigen Schrift seine Ideen von Moralität und Religion berichtigen, oder sich in seinen religiösen Ueberzeugungen befestigen will. — Ein sonderbares Glück widerfährt indessen dem Verf. darin, daß die jungen Leute, welche er in dem Gespräche mit ihrem Vater redend einführet, bisweilen gerade die schwereſten Beweise eher finden, als der Vater sie ihnen vorgetragen hat, so daß der letztere oft nur nöthig hat, sie näher zu erklären. Das ist nun freylich ein seltenes Glück, und wenn die jungen Leute alle so scharfsinnig wären, daß sie von selbst einem Kant auf die Spur kämen: so hätten sie wohl kaum noch einen Lehrer nöthig, und wohl am wenigsten einen so langweiligen, als der gegenwärtige Herr Vater ist. Wenn doch nicht ein jeder junger Mann, welcher Kants Schriften mit Beyfall gelesen hat, sich auch sogleich berufen finden wollte, ein Ka. t im Kleinen zu werden, zumal wenn er nun gar noch, wie der Verf., sinnliche Neigungen und böse Neigungen für gleichbedeutend hält!

Bk.

Handlungs- Finanz- und Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

Magazin für Freunde des guten Geschmacks der (in den) bildenden und mechanischen Künste (n), Manufakturen und Gewerbe (n). No. 1. und No. 2. Erstes und zweytes Heft. Leipzig, bey Leo, 1794. Jedes Heft 1 Bogen Text und 6 Kupfert. gr. 4. 4 Rk.

Die obige Verlagshandlung gehört zu denjenigen, denen die Freunde vaterländischer Kunst für ihre thätigen Verwendungen zur Bildung und Beförderung des guten Geschmacks öffentlichen Dank schuldig sind. Schon bey mehrern Gelegenheiten haben wir Veranlassungen gefunden, ihnen diesen Dank zu bezeigen, und das mit den vor uns liegenden Heften angefan-

Nationalconvent vorgelegt von Roland, vormaligem Minister des Innern, und mit sechs und zwanzig aus den Archiven gezogenen Tabellen documentirt aus dem Französischen. Leipzig, bey Reimeke, 1794. groß 4. 12 Bogen. 1 Rf. 12 gr.

Ein für den Statistiker und für den Kaufmann gleich schätzbares Werk. Es liefert in 26 Tabellen eine allgemeine Schätzung des See- und Landhandels zwischen Frankreich und den verschiedenen Europäischen Ländern; einen Generalbetrag des Handels und der Schiffahrt in Europa mit der Levante, der Barbarey und mit Nordamerica. Eine sehr umständliche genaue und mit grossem Fleiße ausgearbeitete Uebersicht des besondern Handels mit Spanien, Portugal, den Sardinischen Staaten, Genua, Mailand und Toscana, beiden Sicilien; dem Kirchenstaat und Venedig, Großbritanien und Irrland; Holland, den Hanseestädten und Danzig, den Kaiserl. Staaten in Deutschland und Flandern; dem deutschen Reiche und Polen; Helvetien und Genf; Dänemark und Norwegen; Schweden, Preußen, Rußland und Kurland, den vereinigten Staaten von Nordamerica; der Levante, dem Ottomanischen Reich und der Barbarey. Einen Generalbetrag des Colonienhandels mit den franz. Kolonieen in Amerika, Africa und Ostindien; und endlich eine Tabelle über den Walfisch- und Stockfischfang und über den Küstenhandel. Auf alle Angaben und Data dieses Werks, woraus sich nicht gut Auszüge machen lassen, kann man um so sichrer trauen, da sie von einem Manne herrühren, dem als Minister die Archive offen waren, der aus diesen Archiven diese Berechnung dem Convent vorlegte, und den auch, selbst von seinen Feinden, keiner widerlegt, oder einiger Irrthümer überwiesen hat. Dem denkenden Kaufmann können diese Tabellen manchen Anlaß zu Speculationen geben.

H.

Versuch eines Systems der Cameralwissenschaften von F. L. Walther, Professor der Philosophie auf der Universität zu Gießen. Vierter Theil. Forst-

Forstwissenschaft. Gießen, 1793. bey Heyer. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Die Seitenzahl kann Rec. nicht angeben, weil nach der Bemerkung des Verlegers noch einige Bogen nachfolgen.

Dieser zweyte Theil verdient denselben Beyfall, welcher dem ersten gebührte. (N. A. D. B. 1 B. S. 207.)

Das wissenschaftliche Gewand, die gewählte zweckmäßige Ordnung des Vortrags wird dem Leser gefallen, und viele werden dem Verfasser für die sorgfältige sich bis auf die Bücherpreise erstreckende Bemühung sie mit der Forstlitteratur bekannt zu machen, besonders Dank schuldig werden.

Vornehmlich besitzt V. die Gabe, aus den besten Schriften das Gute auszuziehen.

Hin u. wieder eingestreute eigene Bemerkungen zeigen den freymüthigen biederen Deutschen, und den ächten praktischen Philosophen.

Auch er eifert gegen das Unwesen, das häufig bey Dienstvergebungen herrscht — gegen die Maxime, dies gehöre zu den Gnadensachen — gegen den Verkauf der Dienste, kurz, wie S. 52 sehr gut ausgedrückt wird, gegen die Besetzung der Männer mit Aemtern.

Die unfreundliche Behandlung der Diener besonders der Alten, durch Aufdringen junger Todtenwärter, wird billig gerügt.

Vornehmlich gefiel Recens. die Bemerkung S. 228, 230, veranlaßt durch die sehr merkwürdige Industrie der Berchtolsgader, Kammern; „dies sey das Ziel eurer Bemühungen „und Anstalten, den Geist der Gewerbsamkeit zu erwecken, „nicht jene elende kleinliche Schacher-Politik, die die Indu„strie nur darum befördert, um neue Quellen von Einkünften „ihrer willen zu eröffnen, und Geld im Lande zu behalten. „Wisset, der Mensch hat einen höheren Zweck ic."

Vortrefflich ist das, was S. 108 wegen des Sortirens des Holzes zur Vermeidung der Holzfrevel gesagt wird, imgleichen der Rath S. 182, daß Forstbedienten Lesegesellschaften und Witwen-Societäten unter sich errichten sollten.

Jagd und Fischerey kommen mit unter der Forstwissenschaft vor, so wie auch die Benutzung der Foßilien des Waldbodens, welche einfach gewonnen werden.

[illegible] steht das alles gemeiniglich unter einer Direction u. Oekonomie, ob es aber nicht besser wäre, diese ganz verschiedenen Künste und Wirthschaften, die an sich unter einander nur [illegible] zusammenhängen, bis so weit von einander zu trennen, daß keine weitere Verbindung übrig bleibe, ausser der nothwendigen, vermöge derselben das minder Nutzbare abgehalten wird, dem Nützlicheren zu schaden? diese Frage verdiente wohl eine eigene Erwägung.

Die Bewirthschaftung der Waldpflanzen sollte allein der Gegenstand des Forstmanns und der Forstwissenschaft seyn. Die Forstwirthschaft in ihrer Vollkommenheit nähert sich wie die Landwirthschaft der Gartenkunst, und entfernt sich in demselben Grad von der Jagd, als nutzbaren Gegenstand betrachtet.

S. 42, 43 wäre zu erörtern gewesen, ob es nicht besser sey, die Erhebung der Forstgelder dem Renteybeamten zu übertragen. Rec. ist der Meynung, daß in der Theorie der Wirthschaft der Satz aufzustellen seye, „alle Naturalverwaltungen, „zumal solche, welche ein eigenes Studium erfordern, sind, „so viel möglich, mit Gelderhebungen und Verrechnungen zu „verschonen."

Das Angeben der Kalkbrenner S. 243, daß vier Klaftern Kiefern Holz, im Winter gehauen, nur so viel Hitze gebe, als zwey im Jun. und July gefällte, verdient Mistrauen. Vielleicht war das in der Saftzeit gefällte von alten ausgewachsenen Stämmen, und das andere von jungen Stangen und Reideln, — doch beträgt der Unterschied so viel nicht. Eben wegen der geringen Güte beym Verbrennen des jungen Nadelholzes kann Rec. der Behauptung S. 247 nicht beypflichten, daß Fichtenwaldungen, welche zum Brennen bestimmt sind, schon im 70sten Jahr abgeholzt werden müßten. Besser 100 Jahr, wenn die Beschaffenheit des Bodens noch einen beträchtlichen Zuwachs nach dem siebzigsten Jahr verspricht.

S. 254 glaubt der Verfasser, man könne einen jungen Schlag erst dem Vieh wieder eingeben, und dann auslichten. Allein die Auslichtung muß viel früher geschehen. Sind die Pflanzen dem Vieh entwachsen, und man haut die Saamenbäume alsdenn erst; so geschieht ein sehr grosser Schade am jungen Holz, welcher sich durch früheres Wegnehmen der Saamenbäume vermindern läßt. Ueberhaupt heißt ein solcher Schlag eigentlicher ein Abtriebsschlag; wenn die Saamen-

bäume

bäume nur vermindert werden, so nennt man solchen von anslichtern einen Lichtschlag.

S. 255 sagt der Verf.: auf die letzte Aushauung des unterdrückten Holzes in haubaren Waldungen — welche er Durchforstung nennt — folge der Abtriebsschlag. Dies ist ein Irrthum. In Laubholz — Hochwaldungen, folgt auf die letzte Durchhauung der Dunkel- oder Besaamungsschlag — dann der Lichtschlag — und wenn die Pflanzen 3 bis 5 Fuß lang geworden sind, erst der Abtriebsschlag, eine Hauung, wobey alle Saamenbäume weggenommen werden, welche bis zur künftigen Haubarkeit des neu erzogenen Waldes nicht stehen bleiben sollen. In Fichtenwaldungen, wo die Lage des Orts nicht erlaubt, Saamenbäume stehen zu lassen, folgt auf die letzte Durchhauung der Abtriebsschlag.

S. 279. Zu Egenbalken, Leitersprossen, Radfelgen ꝛc. wird das gesundeste Holz erfordert, das anbrüchige Buchenholz ist nicht dienlich dazu.

Der Verf. wird diese wenige Bemerkungen als ein Zeichen der Aufmerksamkeit aufnehmen, womit Rec. sein so viel Wahres, Gutes und Nützliches enthaltendes Lehrbuch durchgegangen hat, die er andern von gemeinem Schlage nicht widmen kann.

Zo.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Zoologische Annalen. Erster Band. Vom Jahr 1793. Herausgegeben von Friedrich Albrecht Anton Meyer, Doktor der Arzneygelahrheit und Weltweisheit, Magister der freyen Künste ꝛc. und Privatdocent zu Göttingen. Mit Kupfern. Weimar, im Verlage des Industriecomptoirs. 1794. 412 S. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Die Absicht des Verf. bey diesem Werke verdient allerdings Beyfall, und den Plan, wornach er dasselbe bearbeiten will, und diesen Band bereits bearbeitet hat, können wir im Ganzen nicht misbilligen. Der Zweck der Annalen geht vorzüg-

sich dahin, daß sie manche andere Schrift in diesem Fache entbehrlich machen, und ein Handbuch solcher Zoologen seyn sollen, die nicht viel theure Werke besitzen können. Freilich ist es unter diesen Umständen unvermeidlich, daß sie nicht manches liefern sollten, was auch sonst schon in Deutschland bekannt wurde: aber dadurch wird der Werth eines solchen Werks um nichts vermindert; denn die Anzahl der Liebhaber, die sich die kostbaren Werke anzuschaffen, nicht im Stande sind, und doch in der Wissenschaft nicht gern zurückbleiben möchten, ist immer bey weitem die stärkste, und selbst dem Zoologen, der die mehresten, ja wir möchten fast sagen, alle Werke in diesem Fache besitzt, wird das Studium auf diese Art sehr erleichtert, wenn er das Wesentlichste von den Fortschritten, die von Jahr zu Jahr in einer Wissenschaft gemacht werden, hier zusammen gestellt findet, ehe er sich selbst durch mehrere Schwierigkeiten durchgearbeitet hat, wo es ihm alsdenn sehr leicht wird, das Fehlende nachzuholen, oder das Fehlerhafte zu verbessern. Da wir noch kein Werk von dieser Art in Deutschland haben, so müßen wir unsere Leser mit dem Inhalte dieses Bandes näher bekannt machen, damit sie wißen, was sie davon jetzt und in der Folge zu erwarten haben. Den Anfang macht S. 6. I. eine Darstellung der gegenwärtigen Lage des Studiums der Zoologie. Diese war der Standpunkt, von dem der Verf. ausgieng. Für die folgenden Bände bleibt diese Abtheilung natürlich weg. Wir freuen uns, daß der Verf. mit so vieler Bescheidenheit vom Gmelin-Linneischen Natursystem redet, und diesem Werke die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ohne demselben einzelner und zum Theil unvermeidlich gewesener Mängel halber an seiner Würde zu nahe zu treten. S. 15. II. Zoologische Bücherkunde v. Jahr 1793. Ist eigentlich ein raisonnirendes Bücherverzeichniß, das den Leser mit wenig Worten auf alles aufmerksam macht, was erschienen ist. Es enthält A) Verzeichniß der zoologischen Schrifften von der Ostermeße 1793. B) Von der Michaelismesse d. J. C) Der ausländischen Schriften, die noch nicht übersetzt sind. In den mehresten Fällen finden wir, daß der Verf. richtig geurtheilt hat. Von manchen z. B. von Colombo's Beobachtungen S. 22. von Hübners Beyträgen S. 27 u. a. ist jedoch im Verhältniß gegen andere viel zu wenig gesagt. Bey der Fauna Insect. Germ. S. 48. hätte wenigstens der größtentheils eintretende Mangel der Linneischen Synonymen gerügt werden sollen. Bey dem Magazin des Thierreichs

S. 42

S. 42 wo das con amore ein Lieblingswort des Verf. zu seyn scheint, wünschten wir die beleidigenden Ausdrücke von Anfänger in der Zoologie, von Schulknaben, und dergl. weg. Ein Mann, der S. 2. mit so vieler Ehrlichkeit versichert, daß er in seinen Beurtheilungen nie bitter zu werden wünsche, sollte sich wohl solcher unanständigen Ausdrücke billig enthalten. — S. 64. III. Alphabetisches Verzeichniß aller jetzt lebenden Zoologen. Erstreckt sich sowohl auf deutsche, als dänische, englische, französische, holländische, italienische, schwäbische, spanische und ungarische Zoologen. — Seite 80. IV. Nachrichten von Zoologischen Sammlungen, in Deutschland, Frankreich, England, Holland, Schweden, Rußland, u. s. w. Bey dem Götzischen Kabinet S. 88. verdiente wohl der von dem verstorbenen Besitzer davon 1791. herausgegebene raisonnirende Catalog bemerkt zu werden. Von den zoologischen Cabinetten in Hannover wird S. 116 besonders weitläuftig gehandelt. S. 126. Methoden zur Aufbewahrung zoologischer Produkte. — S. 133. V. Uebersicht der neuen zoologischen Entdeckungen im Jahr 1793. oder kurz vor deßen Anfang. Der längste Abschnitt im ganzen Buche, der keines Auszugs fähig ist, und wovon wir nur so viel bemerken, daß er sich über alle Claßen, von den Säugthieren bis zu den Gewürmen erstreckt. Der neuen Säugthiere werden 5, der Vögel 64, der Amphibien 2, der Fische 5, der Insecten 136, der Gewürme 35 angeführt. Zuletzt folgt auch noch S. 260 ein Anhang neuer Eingeweidewürmer von Treutler. S. 262. Monographieen neuer Thiere ganzer Gegenden. S. 283. Neue Thiere, deren Naturgeschichte noch nähere Aufklärung bedarf; besonders aus Bartrams Reisen, aus den Asiatic recherches und dem Journal d'histoire naturelle 1793. Alles dieses muß dem Zoologen sehr willkommen seyn. Einige der merkwürdigsten Thiere, z. E. der Pangolin von Bahar, die Baya, oder indianische Nachtigall, von Athar Ali Fohan aus Dehli; ferner eine seltene Abart des Schwans, von Thislayes und der Chaetodon Ecan Bonna, von Bell, sind umständlich beschrieben. — S. 312. VI. Uebersicht der Berichtigungen, welche das zoologische Studium im Jahr 1793 erhalten hat. Es ist nicht gut, daß die entomologischen Entdeckungen in dieser Rubrik ausgeschloßen sind. Der Grund, den der Verf. in der Note davon angiebt, paßt auch nicht zu dem, was er in der Vorrede, S. VIII. über den Zweck des Buchs gesagt hat. Sonst ist dieser Abschnitt lesenswerth. Er enthält 1) Neue

zoologische Systeme. Vorzüglich über die von Grosse und Link gethanen Vorschläge zu einer neuen Aufstellung der Säugthiere. 2) Uebersicht der Abänderungen, welche das Studium der Zoologie durch Bechstein erlitten hat. Hier bemerkt der Verf. sehr richtig, S. 323. daß Bechsteins Sorex fodiens zu Vermeidung künftiger Verwirrungen, lieber Sorex eremita zu nennen sey, weil sich im Gmelin-Linneischen Natursystem schon ein anderes Thier unter diesem Namen findet, das mit dem Bechsteinschen durchaus nicht zu verwechseln ist. Uebrigens findet man hier alle in den Bechsteinschen Schriften befindliche neue Thiergattungen, Varietäten und Bemerkungen über viele Individuen beysammen. 3) Uebersicht der Berichtigungen, die das System durch Lichtenstein erhalten hat. In Beziehung auf den Catal. rerum natur. rariss. Hamb. 1793. 4) Zoologische Berichtigungen, von Smith. 5) Zoologische Nachrichten aus Hunters voyage. Lond. 1793. 6) Simia cynocephala, von Brogniart. 7) Psittacus Bankfii. 8) Buceros africanus. 9) Neue Conchylien, von Neapel, bekannt gemacht von Carl Ulysses von Salis Marschlins. 10) Ueber Linne's Tringa glareola. Endlich folgen S. 284. VII. zoologische Miscellaneen, und zwar 1) Giovanno Angelo Brunellis zoologische Nachrichten vom Amazonenflusse. 2) Pallas Nachricht von einem, seit vielen Jahren vergrabenen Leichnam, in dem die weichen Theile in Fett verwandelt sind (aus den n. nord. Beytr.) 3) Ders. von einer Bastardart vom schwarzen Wolf und Hunde, (das.) 4) Ueber de la Metheries schwarzen Panther (a. d. Journ. de phys.) 5) Bestimmung der Arten des Ziegengeschlechts. Der Verf. trennt hier den Aegagrus vom Hircus, als eigne Gattung, und will auch die den Capricornus und die Capra Sibirica, imgleichen die mambrica, depressa und reversa Gmel. als besondere Gattungen, und nicht als Spielarten, angesehen wissen. Neu ist diese Bestimmung nicht; denn schon Erxleben ordnete die letztern auf diese Art. 6) Verzeichniß der Fische in den Gewässern der Herrschaft Jever in Westphalen. 7) Zoologische Ungereimtheiten. 8) Probe eines wichtigen ornithologischen Werks. Ist die Ornithologia Ieverana des seel. Möhring in Jever, die der Dr. Seetzen daselbst herausgeben wird. — Dem Werke sind 6 Kupfertafeln beygefügt. Tab. 1. Ardea gularis. Tab. 2. Stylephorus chordatus. Tab. 3. Echenis lineata. Pyralis tuberculana; Tinea spermacella; fasciola clavata; Hirudo branchiata. Tab. 4. Simia

Simia cynocephala. Tab. 5. Psittacus Banksii (der Kopf.) Tab. 6. Tringa glareola. Druck und Papier sind gut, und die Kupfer fein. Der Druckfehler aber fast zu viel; denn das Verzeichniß füllt allein 4 Seiten sehr enge gedruckt an. Von diesem Werke soll nun jährlich ein Band, mit den nöthigen Kupfern versehen, erscheinen, stärker oder schwächer, nachdem das verflossene Jahr an neuen Entdeckungen reicher oder ärmer war. Jeden Band soll das Bildniß eines berühmten Zoologen zieren. Schrebers Bildniß macht hier den Anfang. Wir wünschen dem Verf. zu seiner fernern Arbeit alle nur mögliche Unterstützung, empfehlen ihm aber in Beurtheilungsfällen mehr Bescheidenheit, und die Vermeidung aller persönlichen Anzüglichkeiten. Gut wäre es, wenn wenigstens über mehrere Jahrgänge ein Register geliefert würde.

Magazin des Thierreichs. Erſten Bandes zweyte Abtheilung. Erlangen, bey Walther. 1794. 78 S. gr. 4. Kupf. Taf. VI bis VIII. 16 gr.

Dieses Heft enthält so viel artige und interessante Beobachtungen, daß wir nicht umhin können, unsern Lesern etwas von denselben auszugsweise mitzutheilen. S. 29. Ueber das Wegziehen gewißer Vögel und über andere die gefiederten Erdbewohner betreffende Gegenstände, von Wilhelm Markwick. Zuerst werden hier in einer synoptischen Tabelle die verschiedenen Vögel aufgestellt, die der Verf. (zu Catsfield, in der Nähe von Battle und Sußex) zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, und dann gedenkt er des Resultats seiner Beobachtungen auf die Art, daß er eine kurze Uebersicht von den verschiedenen Umständen, welche sich dabey ergaben, beyfügt. Zuletzt werden noch einige erläuternde Anmerkungen beygebracht. Die Vögel, deren hier gedacht wird, sind: verschiedene Schwalbenarten, der Wendehals, der Kukuk, der Ziegenmelker, die Turteltaube, die Waldschnepfe (Sc. Rusticula,) die Becaßine (Sc. Gallinago), die Halbschnepfe (Sc Gallinula), die Nebelkrähe (C. Cornix), der Krammetsvogel (T. Pilaris), die Rothdroßel (T. Iliacus), der Wachtelkönig (R. Crex), der Zeisig (Fr. Spinus), das Schwarzkehlchen (M. Phoenicurus), der Weidenzeisig (M. Trochilus), der Waldsänger (M. Sylvia), das Weißkehlchen (M. Oenanthe), die Nachtigal, der Flie-

genfänger (M. Grisola), der Mönch (M. Atricapilla), das Braunkehlchen (M. Rubetra), die Seeschwalbe (St. Hirundo), der Steinwälzer (Char. Oedicnemus), der Rabe (C. Corax), das Goldhähnchen (M. Regulus) und der braungefleckte Sandläufer (Tringa Glareola), von letzterm ist eine sauber illuminirte Abbildung beygebracht, etwas kleiner als der Vogel im ausgewachsenen Zustande ist. Freylich hat dieser Vogel viel Aehnliches mit dem Tringa Ochropus, aber deshalb möchten wir sie doch nicht für eine Verschiedenheit des Geschlechts oder für eine Abart davon halten, da besonders Gestalt und Farbe des Schnabels gar zu sehr davon abweichen. — S. 41. Ueber eine besondere Bauart in den Flügeln einiger Arten von Abend- und Nachtfaltern von Herrn Esprit Giorna. Eine für den Entomologen interessante Abhandlung. Sehr richtig bemerkt aber der Herausgeber, daß die Deutschen schon längst mit den hier beschriebenen Flügelstützen bekannt gewesen. Die erste Nachricht davon hat wohl Degeer 1752. gegeben, doch hat der Verf. freylich das Verdienst, die Beobachtungen anderer Naturforscher weiter ausgedehnt, und die bisher unbekannte Flügelstütze der Weibchen entdeckt zu haben. Hierzu gehört Taf. VII. — S. 55. Nachricht von einer spinnenden nackten Schnecke (Limax), von Thomas Hoy. Der specifische Charakter dieser Schnecke wird hier angegeben. L. (filans) cinereus margine flavo. Eine ähnliche Bemerkung hat schon vor mehrern Jahren Dr. Schaw gemacht, der eine kleine drey Viertel Zoll lange Schnecke in einer Laube mit dem hintern Ende an ihrem Gespinnste bis auf einen Fuß vom Boden herabhangen sahe, und den Faden abschnitt, als sie beynahe den Boden erreicht hatte. — S. 58. Beschreibung dreyer neuen Thiere, aus dem stillen Ocean, von Archibald Menzies. Die hier beschriebenen Thiere sind: Echeneis lineata; Fasciola clavata, und Hirudo branchiata. Hiezu Tab. VIII. fig. 1. 2. 3. — S. 60. Beschreibung zwey neuer Arten von Nachtfaltern, von Hrn. Louis Bosc. Sind Pyralis tuberculana und Tinea Sparmanella. Tab. 8. fig. 6. 7. — S. 62. Auszüge aus dem Tagebuche der Linneischen Gesellschaft. Betrifft 1) Eine Nachricht von einer unvollständigen Buprestis, die zum Theil von der B. Caniculata, zum Theil von der B. Vittata Aehnlichkeit hatte. Bey Eröffnung eines aus Bengalen hergekommenen Ballens Güter, hatte er sich durch funfzehn Stücke Muslin, deren jedes zehnfältig zusammengelegt war, einen Gang von ohngefähr seiner eige-

nen

pen Größe hindurch gefressen. 2) Von einem Naturspiele an einer Haustaube, die nicht eine einzige vollkommene Feder am ganzen Körper hatte. Jede Feder war ihrer ganzen Länge nach mit einem Futteral umgeben, und die Fahne war von der umgebenden Scheide ganz verborgen. Die Taube lebte, nachdem sie sich aus dem Neste genommen war, noch über einen Monat, und starb dann. — S. 65. Ueber den Pangolin aus Babar, (eine wahrscheinlich neue Art des Schuppenthiers) von Matthäus Leslie; nebst Bemerkungen über die Zergliederung desselben, von Adam Burt. Bisher kannte man nur zwey Arten des Schuppenthiers. Das hier beschriebene neue hat mit dem Pangolin des Büffon wohl die größte Aehnlichkeit, scheint aber doch eine eigene Art zu seyn, deren Charakteristik vielleicht auf diese Art entworfen werden könnte: Manis (minor) pedibus pentadactylis, squamis pilis adspersis, cauda brevissima obtusa. Weitere Erfahrungen müssen erst das nähere davon lehren. — S. 73. Beschreibung des Lackinsects, von Wilhelm Roxburgh. Findet sich schon im Voigtschen Magazin für das neueste aus der Ph. und N. G. B. 8. Stück 4. S. 62., ist aber hier genauer übersetzt, und vom Herausgeber mit einem Nachtrage versehen.

Bh.

Magazin der neuesten ausländischen Insecten. Erstes Heft. Pap. exot. Tab. I—II. Sphinx exot. Tab. I—II. Erlangen, bey Walther. 1794. 4. 8 S. Text. 1 Rh. 12 Kr.

Herr Prof. Esper in Erlangen hat sich, durch den Speculationsgeist seines Verlegers geleitet, entschlossen, in gegenwärtigem Magazin, diejenigen ausländischen Schmetterlinge zu beschreiben und abzubilden, welche weder beym Cramer, oder Drury, oder in seiner eigenen Geschichte der ausländischen Schmetterlinge, vorkommen. Text und Abbildungen sollen, nach den Geschlechtern: Papilio, Sphinx und Phalaena, in eigenen Abtheilungen fortlaufen, und zwar so, daß jedes Heft von vier Kupfertafeln, sowohl aus dem ersten, als letztern Geschlechte eine oder zwey Tafeln, von der Gattung Sphinx aber nur eine Tafel in sich fassen soll. Hier werden vorgestellt auf Tab. 1. Pap. (Eq. Troj.) *Hesperides*; Fig. 2. Pap. *Am-*

 phi-

plümaden Foem. beyde aus der Gerningschen Sammlung. Das Männchen von letzterem findet sich bereits in Espers ausländischen Schmetterlingen (Tab. 18. fig. 2.) Tab. 2. P. E. A. *Euphanes*, von den nicobarischen Inseln. Fig. 2. P. E. A. *Aristodemus*, Mit Cramers Pap. Cresphontes verwandt, welchen Fabricius zu den Abänderungen des Pap. Thoas rechnet, aber durch Größe und Zeichnung davon verschieden. Zweyte Abtheilung Tab. 1. Fig. 1. Sphinx legit. *nicobarensis*, hier richtiger bestimmt als von Schwarz (Kleemanns Insectengeschichte 2. Th. 1 Lief. Tab. 1. Fig. 1.) Fig. 2. Sph. leg. *Quaterna*, aus dem südlichen Amerika. Tab. 2. Fig. 1. Sph. exot. ascit. *Argentiflua*. Aus Brasilien. Fig. 2. Sph. adsc. *Pugione* (Cramers *Sphinx Lichar*, der hierher gezogen wird, weicht sehr davon ab). Aus Tranquebar Fig. 3. 4. Sph. adsc. *Virginica* mas. et foem. Aus Virginien. Das Geschlecht Phalaena ist in gegenwärtigem Heft leer ausgegangen.

Gk.

Arzneygelahrheit.

Stephan Gallini's, Professor der theor. Medizin auf der Universität zu Padua, Betrachtungen über die neuern Fortschritte in der Kenntniß des menschlichen Körpers. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. G. H. F. Berlin, in der Vossischen Buchh. 1794. 317 S. 1 Rk.

Der Verf. sucht die Erklärung der Erscheinungen im menschlichem Körper auf gewisse einfache Grundkräfte zurückzuführen, und nimmt an, daß Contractilität, Reizbarkeit und Empfindlichkeit alle drey auf der allgemeinen Fähigkeit der belebten Faser beruhen, die Lage ihrer Grundbestandtheile zu verändern. Die Empfindlichkeit bestehe in der schnellen Mittheilung der Verrückung durch die ganze Nervenfaser, (bis zum Sensorium;) die Reizbarkeit in der schnellen Mittheilung der Verrückung durch alle Bündel eines einzigen Muskels und in der augenscheinlichen Annäherung seiner kleinsten Theilchen; die Contractilität in einer langsamen Mittheilung der Verrückung, verbunden mit eini-

ger

ger merkbaren Annäherung der Theilchen. Die Organisation der Faser könne wohl in derjenigen Beweglichkeit ihrer Theilchen bestehen, welche die Cohäsionskraft derselben nicht in dem Bestreben hindert, ihre natürliche gegenseitige Lage wieder anzunehmen, und jene drey Eigenschaften können als verschiedene Grade (wohl nicht nur Grade, sondern Arten) dieser Fähigkeit angesehen werden. Er vermuthet, daß die Eigenschaft der Fasern der organisirten Körper von einer bestimmten Quantität einer ausdehnenden flüssigen Materie abhänge. Wenn diese Materie ihnen entzogen wird, so müssen sich die übrigen Bestandtheilchen der Fasern nach den Gesetzen ihrer gegenseitigen Verwandtschaft einander nähern. Man könne sich in abstracto den Gefäßmenschen oder Blutmenschen, den er auch den vegetirenden Menschen nennt, nämlich das Herz sammt den Adern, und den Nervenmenschen oder empfindenden Menschen, nämlich das Nervensystem, jeden allein gedenken. Jedes dieser beyden Systeme habe seine eigene Art, wodurch ein Theil den andern in Thätigkeit setzt. In dem Gefäßmenschen setze ein Theil den andern in Thätigkeit, indem der materielle Reitz dieser Theile von dem einen zum andern fortgetrieben wird; in dem Nervenmenschen setze ein Theil den andern in Thätigkeit, indem die bloße Veränderung in der Lage der Theilchen sich von einem zum andern fortpflanze. Doch seyen der vegetirende u. der empfindende Mensch innig mit einander verbunden, so daß Veränderungen in dem einen Veränderungen in dem andern zur Folge haben. Eben diejenigen Reitze, welche die Organe des vegetirenden Menschen in Thätigkeit setzen, seyen auch diejenigen, welche die Organe des empfindenden Menschen zur Thätigkeit aufregen. (Dieser Satz ist im Ganzen wahr, doch muß er näher bestimmt werden.) Die Empfindung werde bewirkt, indem in irgend einem Nerven eine Verrückung der Theilchen erfolge, die sich bis zum Gehirne fortpflanzt. Die Theilchen der Nerven befinden sich dabey in einem Wechsel von Annäherung und Entfernung. Die Empfindung sey angenehm, wenn die Veränderung in der Lage der Theilchen darauf abzwecke, daß sie wieder in diejenige Lage zurück gebracht werden, welche ihnen am natürlichsten ist; unangenehm, wenn bey jenem Wechsel der Zustand der Entfernung an Dauer und Umfang den Zustand der Annäherung übertreffe. In der am Ende angehängten Abhandlung über den Schlaf bestimmt er, dieser Hypothese gemäß, der Zustand des Wachens bestehe in

der fortgesetzten Mittheilung der Veränderungen in der Lage der Theilchen der Nerven von den Nerven der äussern Sinne bis zum Gehirne, und vom Gehirne bis zu den Muskeln; der Schlaf hingegen bestehe in der Unterbrechung dieser Mittheilung. Die Bewegungen des Körpers unterscheidet er in solche, welche durch diejenigen Reitze veranlasset werden, die unmittelbar auf die Muskeln wirken, und solche, die durch einen dem Gehirne mitgetheilten, oder im Gehirne selbst hervorgebrachten Eindruck verursachet werden. In Rücksicht der Erzeugung hält die Meinung des Verf. das Mittel zwischen den Meinungen der Evolutionisten und Epigenesisten: er nimmt nämlich an, daß die belebten Körper nicht erst in dem Momente der Befruchtung ihrer Mütter entstehen, sondern schon vorher im Körper des Vaters oder der Mutter als Keime existirten, obwohl sie erst in diesen gebildet würden, nicht schon in den Keimen derselben existirten. — Der Verfasser ist ohne Zweifel ein denkender und philosophischer Arzt; indessen sind seine Ideen, wie unsere Leser schon selbst werden bemerkt haben, größtentheils nicht eigentlich neu, und seine Erklärungen verschaffen uns in der Physiologie nicht eben helleres Licht, als wir schon hatten. Dann ist sein Vortrag etwas zu wortreich, nicht hinlänglich geordnet, und daher nicht verständlich genug, so daß es uns etwas mühsam war, jene kurze Darstellung der Meinungen des Verf. aus dem ganzen Buche zusammen zu ziehen. Und endlich sind uns hie und da Stellen aufgestoßen, die einer Berichtigung zu bedürfen scheinen. So unterscheidet sich z. B. die Biegsamkeit von der Elasticität nach seiner Meinung dadurch, daß die Bestandtheile eines biegsamen Körpers äusseren, aus einander ziehenden oder drückenden Ursachen leichter nachgeben, und ihre vorige Lage langsamer wieder annehmen, als die Elemente eines elastischen Körpers. Allein die Biegsamkeit und die Elasticität sind nicht bloß gradu verschieden; jeder elastische Körper ist biegsam, hingegen kann ein Körper biegsam seyn, ohne Elasticität. Das Wiederannehmen der Lage seiner Theile, wenn dieselbe verändert worden, macht die Elasticität eines Körpers absolut aus; wo dieses fehlt, da ist keine Elasticität; wo es da ist, auch im geringen Grade, da ist doch geringe Elasticität, und nicht blos Biegsamkeit. Die Reitzbarkeit definirt der Verf. so: sie sey diejenige Kraft der Muskelfaser, welche dann in Thätigkeit gesetzt wird, wenn gewisse Reitze irgend eine Veränderung in der Nachbarschaft oder Lage ihrer Grundbestandtheile hervorbrin-

bringen. Richtiger wäre wohl diese: sie sey diejenige Kraft der Fasern, vermöge deren sie fähig ist, durch Berührung gewisser Körper eine Veränderung der Lage ihrer Theilchen zu erleiden. Wenn der Vf. sagt, die Empfindlichkeit sey die Fähigkeit, allen Bestandtheilchen der Nervenfaser eine Verrückung ihrer gegenseitigen Lage mitzutheilen; so ist dieses eigentlich die Definition von Stimulus, nach seiner Hypothese. Empfindlichkeit ist, seiner Hypothese gemäß, diejenige Beschaffenheit der Nerven, vermöge deren sie eine Verrückung der Theilchen, welche sie an ihrem Ende erleiden, ihren übrigen Theilchen so mittheilen, daß dieselbe bis zum Gehirne fortgesetzt wird. Wenn der Verf. sagt: das Wasser zeichne sich durch seine Flüssigkeit, der Schleim durch seine Zähigkeit, der Leim durch seine Concrescibilität oder die Neigung seiner Elemente, (besser, Theilchen,) sich in einem festen Körper zu vereinigen, das Oel durch seine Fettigkeit und die Leichtigkeit, womit es sich an die Oberfläche der festen Körper hängt, aus: so ist dabey zu bemerken, daß auch das Oel flüssig sey, in hinlänglicher Wärme, daß auch der Leim zäh sey, wenn er mit wenigem Wasser vermischt ist, und daß auch der Schleim jene Concrescibilität habe. Es ist ferner nicht richtig, wenn er sagt: der Leim oder die Lymphe bewirke das Gerinnen des Blutwassers, denn Leim und Lymphe sind nicht einerley; jener gerinnt in der Hitze nicht, und diese ist, nachdem sie geronnen, im Wasser nicht aufzulösen. Der Sauerstoff beträgt in guter atmosphärischer Luft über ein Viertheil, obwohl der Verf. nur ein Fünftheil nennt. Daß der Wasserstoff die sauerfähige Grundlage der Salzsäure sey, hat Hr. Girtanner noch nicht erwiesen. Das Wasser wird vom Kohlenstoffe nur in starker Hitze zerlegt. Der Kalk äzt nicht blos die Haut, sondern alle thierische Theile. Nicht die höhere Temperatur bewirkt, daß die Stoffe der Nahrungsmittel zersetzt werden und in neuen Verhältnissen zusammentreten, sondern die Lebenskraft; denn eben diese Veränderung erfolgt ja auch in kaltblütigen Thieren. Daß der Kohlenstoff der Nahrungsmittel sich fast gänzlich vom Wasserstoffe absondere, und sich aufs neue mit dem Sauerstoffe verbinde, ist durch keine Erscheinung wahrscheinlich; vielmehr ist es glaublich, daß diese drey Stoffe mit einander und mit den übrigen Stoffen des thierischen Körpers in Verbindung sind. Wir verkennen, ungeachtet dieser Bemerkungen, den Werth des Buches nicht, und halten es allerdings der wohlgerathenen Uebersetzung werth. Hr.

Lei-

nern anderer mit Arzneyen berühet. Im darauf folgenden Schriftenverzeichnisse vermißt man einen deutlichen Plan. Statt dessen möchte eine strengere Auswahl der hieher gehörigen für den Wundarzt brauchbarsten Schriften zweckmässiger gewesen seyn. Uebrigens hat Rec. die mehrsten Artikel recht brav bearbeitet gefunden, freylich mehr oder weniger, je nachdem der Verf. Vorarbeitern gefolgt ist. Wo man indessen noch hie und da noch etwas vermißt, findet man doch auch wieder Schriften zur weitern Belehrung nachgewiesen. Aber öfters möchte der Verf. eher zu viel als zu wenig gesagt haben. Wie viel Wundärzte, besonders vom gewöhnlichen Schlage, werden wohl z. B. über den Artikel: Ingenium, mit sich ins Reine kommen können? Es ist gewiß sehr nöthig, daß der V. die Leser, für die er schreibt, immer genau ins Auge faßt, was sie wissen müssen und sollen, bestimmt und faßlich vorträgt, und dagegen alles hypothetische säuberlich in den Hintergrund stellt, um nicht zu falschen Anwendungen Anlaß zu geben.

D. *Nicolaus Oudemann* de venarum praecipue meseraicarum fabrica et actione. 1794. in 8. 212 S. 8 gr.

Dies ist des Verfassers Inauguraldissertation, worinn man die Gründe für und wider das Einsaugungsgeschäffte erst der Venen überhaupt, und dann der Gekrösvenen insbesondere recht gut aus einander gesetzt findet, so daß das Resultat verneinend ausfällt. Die Schrift verdiente sehr wohl in mehrern Umlauf zu kommen. Wenn sie nur nicht mit so unverzeihlicher Nachläßigkeit gedruckt wäre! Ist etwa darum der Druckort nicht genannt?

Ec.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Sechszehnten Bandes Zweytes Stück Siebentes Heft und Intelligenzblatt No. 23. 1795.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Christliche Kirchengeschichte, von Joh. Matthias Schröckh, ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg. Achtzehnter Theil. Leipzig, bey Schwickert, 1793. 650 Seiten, 8. mit Register. 1 Rh. 12 gr.

In diesem Theil faßt nun endlich der gelehrte Hr. Verfasser dieses großen Werks alle die Religionsstreitigkeiten oder theologische Controversien, die in dem schon in den zwey vorhergehenden Theilen beschriebenen Zeitalter vom J. 431 bis J. 604, oder vom Tode des Kirchenlehrers Augustins an, bis zum Tod des römischen Bischofs Gregors des großen vorfielen, zusammen, und beurtheilt sie alle eben so gründlich und scharfsinnig, als wahr und unpartheyisch.

Gewiß gehörte auch hier eine nicht gemeine Geduld und ein fest ausdaurender eiserner Fleiß dazu, um sich durch alle die Irrgänge dieser so verwickelten, oft so spitzfindigen, und doch so unfruchtbaren, ja, der gemeinen Sittlichkeit selbst öfters so nachtheiligen Grübeleyen und Wortzänkereyen hindurch zu winden, und seinen Lesern die vielen Fragen und Streitpunkte, worauf es da ankam, so klar zu machen, daß sie es einsehen können, worüber da eigentlich gestritten wurde. „Allerdings hatte man, wie unser Hr. Verf. S. 4 sagt, „über

„bloße Worte, Redensarten und leere Grübeleyen noch nie so „viel und so heftig gestritten. „So schlechte Menschen unter „den angesehensten Bischöfen, welche Entscheidungen gaben; „so verächtliche Kirchenversammlungen; so schwache Kaiser, „welche durch theologische Zänkereyen in die äusserste Verlegen„heit und Gefahr geriethen; so viel Blut und Morden, das „wegen derselben floß; so traurige Folgen überhaupt für die „öffentliche Ruhe und Sicherheit, für die Sittlichkeit der „Christen selbst; endlich so mächtige Partheyen, welche sich „unter allen Verfolgungen erhielten und verstärkten, hatte „man vorher noch nie gesehen," u. s. w. Aber noch nie war auch der Fanatismus oder die Glaubenswuth, die auf einzelne mißverstandene, oder gar nicht verstandene als orthodox gestempelte Worte und Formeln ein so hohes Gewicht legte, daß man um derselben willen einander die Seligkeit zu- oder absprach, einander als Brüder erkannte, oder als Ketzer anfeindete und verdammte, so hoch gestiegen, als itzt. Eben darin lag daher auch die vornehmste Ursache, warum die siegende mächtigere Parthie jedesmal mit Andersdenkenden so hart und grausam verfuhr, nämlich, weil sich jene im Vertrauen auf ihre Menge und gewalthabende Herrschaft — der eigentliche leibhafte Katholicismus, — immer die richtigsten und untrüglichsten von den Aposteln auf ihre Väter, und von ihren Vätern auf sie fortgeerbten Religionseinsichten beylegten. Daher hielt man es auch für Pflicht der Obrigkeiten und der Lehrer, alle Christen, sey es nun durch sanfte oder durch gewaltsame Mittel zur vollkommensten Gleichförmigkeit in Religionsmeinungen zu bringen, weil man nicht im geringsten daran zweifelte, daß dieses der Wille Gottes selbst sey. — So verschieden und mannichfaltig aber auch die theologischen Fragpunkte waren, worüber itzt gestritten wurde, so gab es doch nur zwey Hauptstreitigkeiten über Glaubenstheorien, die sich aber freylich in unzählbar viele Aeste vertheilten, nämlich, die eine über die sogenannte heil. Dreyeinigkeit, und die andere, über die dem Menschen noch übrig gebliebenen Kräfte zu seiner Besserung. Nachdem also unser Hr. Verf. von S. 11 an einige in diesem Zeitraum verfaßte Schriften wider die Ketzer, besonders die vom Theodoret und vom Vincentius von Lirinum, angeführt und beurtheilt hatte; so beschreibt er von S. 40 an bis 60 die Origenianischen Streitigkeiten, ob der von so vielen verehrte, aber auch von so vielen verkannte Origenes und seine

besondern Lehrmeinungen für rechtgläubig oder für ketzerisch anzusehen seyen? — von S. 61 bis 70 einige Schicksale der Manichäer und Priscillianisten — von S. 71 bis 131 das Steigen oder Fallen des Arianismus unter den Deutschen, Westgothen, Sueven, Vandalen, Burgundern und Longobarden. Unter allen diesen Völkern machte der arianische Lehrbegriff dem katholischen den Sieg eine lange Zeit hindurch sehr streitig, und, wenn gleich die katholischen Lehrer denselben hauptsächlich den Wundern, die zur Bestätigung ihres Glaubens geschehen seyn sollten, zuschrieben: so beförderte doch der Einfluß katholischer Königinnen auf ihre Gemahle, die überlegene Geschicklichkeit der katholischen Bischöfe im mündlichen und schriftlichen Gefechte über die Arianischen; und allem Ansehen nach auch die Rücksicht, welche jene Fürsten auf die große Anzahl und den eifrigen Widerstand ihrer katholischen Unterthanen nahmen, diesen Sieg am meisten. Von S. 132 an bis S. 175 erzählt und beurtheilt unser Hr. Verf. die Semipelagianischen Streitigkeiten, bey welchen sich hauptsächlich Prosper und Fulgentius als die eifrigsten Verfechter des Augustinianischen Lehrbegriffs: Caßianus und Faustus hingegen als Semipelagianer hervorthaten. Daß die Annäherung dieser letztern Parthey zu Augustins Lehrbegriffe niemals gehörig benutzt worden, um das Rohe, Harte und Anstößige desselben, so wie das Kühne des demselben entgegengesetzten Pelagianismus zu mildern, das ist eben der stärkste Beweis von dem ungelehrigen Steifsinn beyder Partheyen, vornehmlich aber der Augustinianer, und von ihrem fanatischen Vertrauen auf den ausschliessenden Wahrheitsbesitz, darinnen sie sich zu befinden glaubten. —

Von S. 176 an bis S. 312 werden die so ärgerlichen und zugleich so verwickelten Händel und Streitigkeiten des Konstantinopolitanischen Patriarchen Nestorius mit dem Patriarchen zu Alexandrien Cyrillus recht gut, ausführlich und deutlich auseinander gesetzt und beurtheilt. Bey Durchlesung derselben wird man sich wohl kaum des gerechten Unwillens über den Erzzänker Cyrill enthalten können, der von offenbarem Neid und von scheeler Eifersucht über die ihm vorgezogene Patriarchenwürde des Konstantinopolitanischen entflammt, nicht etwa blos eine verdächtige Meinung des Nestorius in Ketzerey verwandelte, sondern, wo von dieser gar keine Spur war, eine erschuf; der aus einem an sich sehr unschuldigen,

ja, vernünftigen Wort, das dem Nestorius öffentlich entfiel, „man könne die Jungfrau Maria nicht wohl *Θεοτοκον*, eine Gottesgebährerin nennen," die allergehäßigsten Folgerungen herleitete, als ob er die Gottheit Jesu selbst verlästerte, und den Sohn Gottes vom Menschensohn trennete, also zwey Personen in Christo statuirte, die zwar mit einander verbunden, oder neben einander vorhanden, aber nicht physisch vereiniget wären. Dieser Unwille gegen einen solchen unruhigen und heftigen Consequenzenmacher wird aber noch mehr steigen, wenn man siehet, wie er alles, Kirche und Staat, in die heftigste Bewegung setzte, wie er alle seine Collegen, auch den schwachen Bischof Cälestinus zu Rom, gegen den armen Nestorius durch Briefe und Gesandschaften aufhetzte, und ein solches ängstliches und heftiges Zeter- und Ketzergeschrey erhob, als ob die ganze Religion und das ganze Menschenwohl an dem Wörtchen *Θεοτοκος* hieng, so daß man den armen Nestorius mit allen seinen so vernünftigen Entschuldigungen, und mit allen seinen dem orthodoxen Lehrbegriff ganz gemäßen Erklärungen seines der Maria beygelegten Worts, *Χριστοτοκος*, gar nicht mehr hören konnte. Aufs höchste aber wird dieser Unwille steigen, wenn man siehet, wie dieser, vom heftigsten Inquisitors- und Verfolgungsgeist getriebene Mann zu einer Zeit, da er mit seinen Anathematismen den Ketzerrichtern beynahe selbst ins Garn gelaufen wäre, indem er in der Hitze des Streits auf die andere Gegenseite, nämlich auf den Apollinarismus, oder auf die Vermischung beyder Naturen in Christo verfiel, nicht eher ruhete, als bis er eine Synode von vielen mit ihm gleichgestimmten Bischöfen zu Ephesus zusammengetrieben hatte, die, ohne auf die Protestationen des kaiserlichen Statthalters zu achten, der es nicht leiden wollte, daß man vor der Ankunft des Patriarchen von Antiochien und seiner dazu berufenen Bischöfe über den noch gar nicht verhörten Nestorius aburtheln sollte, dennoch das Anathema über diesen so unschuldig verketzerten Mann aussprachen, und ihn seiner Patriarchenwürde für unwürdig erklärten.

Ja, der unruhige, heftige und verfolgungssüchtige Cyrill brachte es endlich mit seinen Kabalen am Kaiserl. Hofe zu Konstantinopel, mit seinen Aufwieglungen der Mönche und des gemeinen Volks daselbst, und mit seinen Bestechungen, womit er die kaiserlichen Minister, insonderheit die Pulcheria, des Kaisers Schwester, auf seine Seite zog, so weit, daß der

arme Nestorius, der vorher noch einen starken Anhang daselbst gehabt hatte, seiner Würde beraubt, und ins tiefste Elend verwiesen wurde; da denn zuletzt seine meisten Freunde ihm ungetreu gemacht, und seine ihm noch treu gebliebenen Anhänger genöthiget wurden, sich unter der Anführung ihres Barsumas ganz von der großen katholischen Kirche zu trennen. Gleichwohl erzählt unser Hr. Verf. alles dieses mit der ruhigsten Kaltblütigkeit und Unpartheylichkeit, die an einem Geschichtschreiber um so mehr zu loben ist, da sie ihn allein in den Stand setzt, das hohe Ziel der Geschichte, die Wahrheit, am sichersten zu erreichen und am richtigsten darzustellen. Am Ende tritt er S. 292 dem Urtheil der neuern Geschichtkenner, besonders eines Walchen, bey, daß der ganze Streit theologisch betrachtet, nichts anders, als eine blosse Logomachie zu nennen sey, und glaubt, „die Sache des Christenthums, die „edlere Theologie selbst, würde allem Ansehen nach weit mehr „gewonnen haben, wenn anstatt der kirchlichen geweihten Re„densarten und Spitzfindigkeiten des Cyrillus und seiner Par„they die Lehrart des Nestorius die Oberhand gewonnen hätte," welches Urtheil wir auch gerne unterschreiben. — Um zu verhüten, daß eben dieser Hauptstifter von so vielem Unheil, Cyrillus, nicht strenger, als er es verdient, beurtheilt werde, sucht unser Hr. Verf. hierauf von S. 313 an bis 354 die Frage zu erörtern: ob dieser Kirchenheilige seine Zeitgenossen, oder gar die Nachwelt nicht etwa durch rühmlichere Gaben und würkliche Verdienste, insonderheit durch Gelehrsamkeit und Schriften für so vielen zänkischen Ungestüm und Verfolgungsgeist einigermaßen schadlos gehalten habe? Allein, auch da kommt eben nicht viel zu seinem Ruhm heraus. Auch als Schriftsteller, besonders als Exeget betrachtet, erhebt er sich, wie man aus den hier angeführten Proben seiner Schriftstellerey wohl ersehen kann, nicht wohl über den damals allgemein gangbaren Weg der so sinnreichen und an aberwitzigen Einfällen so fruchtbaren Allegorisirkunst. Von seinem Charakter und Lebenswandel kann wenig Gutes gerühmt werden. Folglich kann er auch den Rang und Namen eines Heiligen durch nichts anders, als durch seinen ungestümen und unbezwingbaren Eifer für kirchliche Rechtgläubigkeit verdient haben. — Ein wahres Gegenstück von diesem so heftigen, so leidenschaftlich unruhigen Cyrill ist Theodoretus, Bischof zu Cyrus, oder Cyrrhus, einer Hauptstadt der Syrischen Provinz Cyrrhestica, gegen den Euphrat zu; dessen Leben und

„auch glaube, daß für seine eigene Meinung etwas zu forschen „übrig sey."

Az.

Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Erster Band. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßli und Comp. 1792. 1 Alph. 4 Bogen in 8. — Zweyter Band. 1793. 1 Alph. 11 Bogen. 2 Rthl. 16 gr.

Niemals sind mehr christliche Kirchengeschichten und in einer vielfachern Gestalt geschrieben worden, als in unserer zweyten Hälfte dieses Jahrhunderts: von der steif polemischen Gattung an, bis zur gaukelnd scherzhaften herab. Und dennoch könnte man wohl noch eine Gattung vermissen: die gemeinnützlich fruchtbare, zugleich in einem mäßigen Umfange vollständige, und weder mit gelehrten Untersuchungen überladene, noch zu flüchtig hingeworfene; nicht auf eine einzige Religionsgesellschaft calculirte; aber auch nicht zur bloßen Unterhaltung von allen aufgesetzte. Unterdessen ist diese Forderung bey weitem leichter gethan, als erfüllt. Der Verfasser der vor uns liegenden Geschichte, der mit guter Einsicht urtheilt, „es gebe kaum ein würksameres Mittel, den Menschen richtige Begriffe von Religionssachen beyzubringen, als eine mit Wahrheitsliebe geschriebene Kirchengeschichte," indem sie uns über die in dem Christenthum vorgegangenen Veränderungen und ihre Ursachen dergestalt belehre, daß dadurch zugleich Bescheidenheit und Duldsamkeit sehr befördert werde; hat ohngefähr ein solches Werk schreiben wollen. Eine Kirchengeschichte soll es werden, „wodurch sich sowohl der Unstudirte, als der Studirte, der aber die Kirchengeschichte nicht zu seinem besondern Studium machen kann, ohne Weitläufigkeit fruchtbar belehren könnte;" und diese Geschichte soll in fünf mäßigen Bänden so zusammengefaßt werden, daß man die Religionsparthey, der er zugethan ist, nicht erkenne. Dagegen haben wir freylich die Hauptbedenklichkeit, daß eine Kirchengeschichte zugleich für den Ungelehrten und Gelehrten sich nach unsern Begriffen nicht wohl schreiben läßt. Wie vieles kann dieser verlangen, und auch sehr gut gebrauchen, was jener nicht einmal versteht! So wird der Gelehrte überhaupt von

den berühmtesten Schriften und Streitigkeiten, durch welche die Religion umgebildet, herrschende Lehrbegriffe errichtet, und ansehnliche Partheyen gestiftet oder befestigt worden sind, eine etwas genauere Nachricht erwarten; da hingegen dem Ungelehrten nur eine allgemeine Beschreibung solcher Veränderungen, oder doch die Hälfte der Ausführlichkeit genügen kann, mit welcher jener sich zu unterrichten wünscht. Uebrigens hat der Verf. auch andere Schwierigkeiten in der Wahl, Stellung und Unterscheidung der Begebenheiten verschiedener Zeitalter von einander, die sich ihm entgegenstellten, nicht verkannt.

Eine solche berührt er in Ansehung der Geschichte des Ersten Buchs, welches sich bis auf Constantin den Grossen erstreckt: die Evangelische Geschichte, die Apostolische, endlich die Geschichte des zweyten und dritten Jahrhunderts, sind einander sehr unähnlich; und doch konnte er nicht von jedem dieser Zeiträume eine besondere Beschreibung liefern, ohne öfters in eine unnütze Wiederholung zu verfallen. Aber wir hätten keine Ursache gehabt, uns vor dieser zu fürchten, wenn wir, welches die historische Bestimmtheit nicht blos für solche Leser, als der Verf. sich gewählt hat, sondern in jeder Abhandlung der ältesten Kirchengeschichte, fordert, zuerst das Christenthum zur Zeit seines Stifters, sodann während des Lebens der Apostel, weiter seit ihrem Tode bis auf den Origenes, endlich im übrigen Theil dieses Zeitraums, in besondern Abschnitten, historisch dargestellt hätten. Anstatt Wiederholungen wären es nur Fortsetzungen, Erweiterungen oder Abänderungen dessen geworden, was in den frühern Abschnitten vorgekommen war: und es würde vielmehr nach dieser Methode alles an seinen rechten Platz gestellt worden seyn. So würde der Verf. alsdann nicht erst, nachdem er die Ausbreitung des Christenthums bis zum Anfange des vierten Jahrhunderts Nachricht gegeben hat, S. 90 fg. die Schriften der Apostel beschrieben haben. Doch! wir müssen die eigene Methode des Verf. anzeigen. In 18 Kapiteln trägt er, nach einem vorgängigen Abrisse des Zustandes der Welt beym Anfange des Christenthums, die Entstehung der Religion Jesu, seinen Hauptzweck und Hauptgrundsatz mit seiner Geschichte; die Unternehmungen der Apostel, und den Ursprung mehrerer Gemeinen bis zu Ende der Periode, Verfolgungen, Märtyrer, Apologien, die heiligen Bücher der Christen; andere sowohl ächte, als untergeschobene Schriften christlicher Verfasser; den

innern Zustand der Christen, ihre gottesdienstliche Verfassung und die allmählige Veränderung in der Denkungsart über den praktischen Theil der Religion; die Geschichte der Montanisten; die weitere Verfälschung der Glaubens- und Sittenlehre, gnostische Schwärmereyen und Ketzereyen; den Einfluß der griechischen Philosophie auf die Religion, die Hypothesen über die Person und Gottheit Christi, auch über die Dreyeinigkeit überhaupt; die verschiedenen Meinungen über den Zustand der Seele nach dem Tode, und darunter auch die Chiliasten, die Beförderung des Bibelstudiums, die zunehmende Hochachtung für Tradition, die Streitigkeiten über Osterfeyer und Ketzertaufe; endlich die statistische Verfassung der Kirche, ihre Regierungsart, Kirchenzucht, Synoden, Spaltungen; und zuletzt Constantins Bekehrung vor. An sich ist der Zusammenhang der Begebenheiten nicht übel getroffen; in ihrer Entwickelung wird fleißig auf die dadurch gestifteten wichtigen Veränderungen hingewiesen; Quellen werden nur alsdann angeführt, wenn der Verf. entweder von einer gewöhnlichen Meinung abgieng, oder die Denkungsart eines kirchlichen Schriftstellers aus seinen Schriften selbst zeigen wollte; und die Erzählung ist in einer ungezwungenen fließenden Schreibart abgefaßt. Uebrigens sieht man bald, daß der V. meistentheils aus den neuesten, besonders größern Werken über die Kirchengeschichte geschöpft hat. Daher ist auch noch manches zu berichtigen übrig geblieben, welches bey einem unmittelbaren Gebrauche der Quellen weggefallen wäre; vornehmlich aber wünschten wir bey seiner Wahl der Gegenstände, bey der umständlichern oder kürzern Behandlung derselben noch mehr Rücksicht auf die Bestimmung des Werks genommen zu sehen. So konnten manche unbeträchtliche Ketzer oder Gegner derselben, wie Hierax (S. 229.); und ganze Absätze, wie S. 166, von denen, die wider die Enkratiten geschrieben haben; Partheyen, wie ebendaselbst die Ophiten oder Schlangenbrüder; und nicht wenig anders von gleicher Art wegbleiben. Eben so würde man in einem solchen Werke die bloßen Aufschriften von Tertullians Werken (S. 144 fg.), ingleichen von den Origenianischen (S. 192.) nicht vermissen. Wozu nützt es hier, wenn der Verf. S. 192 vom Alexandrin. Clemens schreibt: „Auch eine minder merkwürdige Schrift; Welcher Reiche wird wohl selig? gehört ihm zu; verschiedene andere aber sind theils verlohren, theils ihm fälschlich beygelegt worden?“ u. s. w. Eher hätte man erwarten

sollen,

sollen, daß von einigen der berühmtesten und reichhaltigsten Bücher solcher Männer, die überaus viel auf Religion, theologische Gelehrsamkeit, Lehrstand, oder Christen überhaupt, gewürkt haben, in einem gedrängten Auszuge vorgelegt worden wären; wie S. 192 von Origenis Werke von den Gründen des christlichen Glaubens, und in der Folge, wie vorher, noch vielleicht mit mehrerm Rechte von einigen andern. Unter den Stellen, bey welchen wir etwas anstießen, wollen wir nur wenige auszeichnen. S. 39 wird die Stiftung der Taufe und des Abendmahls davon hergeleitet, weil es Jesus bey einem so sinnlichen Volke, mit dem er zu thun hatte, für nöthig fand, anstatt der bisher beobachteten Gebräuche einige andere äusserliche Uebungen einzuführen. Allein, wenn dieses sein Bewegungsgrund dazu war: so hätte er die Juden durch ein zahlreicheres und glänzenderes Cärimoniel, das doch immer seiner Religion angemessen seyn konnte, schadlos halten sollen. Wenn S. 89 unter die Mittel der Ausbreitung des Christenthums auch dieses gerechnet wird, daß sich unter vielen Römischen Legionen Christen befunden hätten, deren Religion also mit den siegreichen Waffen der Römer gleichen Fortgang gehabt habe: so muß vielmehr, um allem Mißverständnisse vorzubeugen, bemerkt werden, wie sehr die alten Christen dem Kriegsstande abgeneigt waren: und die Ursachen davon anzugeben, ist ebenfalls lehrreich. Nach S. 129 sollen die Christen schon um die Mitte des zweyten Jahrhunderts angefangen haben, ihre Verehrung zwischen Gott und einigen Geschöpfen zu theilen; und zum Beweise wird das jährliche Gedächtnißfest des Bischofs Polycarpus angeführt; worinne sich doch nicht die geringste Spur von gottesdienstlicher Verehrung zeigt. Daß die Gewohnheit, über die Religion zu philosophiren, in der christlichen Kirche viel größern Schaden als Nutzen schon in diesen ersten Zeiten gestiftet habe, hat der Verf. S. 193 fg. daraus wohl nicht genugsam bewiesen, weil dadurch die Einfalt und Reinigkeit des Glaubens nach und nach ausgelöschet worden sey, und man sich seitdem gewöhnt habe, eine Menge philosophischer Lehrsätze in die Bibel hineinzutragen. Wäre nicht so zeitig ein schlechter exegetischer Geschmack aufgekommen: so würde die Religionsphilosophie allein keine schädliche Folgen hervorgebracht haben. Der V. leitet sogar S. 195 fg. von der Philosophie zum Theil die ascetischen Grundsätze, die Entmannung des Origenes, die Erscheinungen und Offenbarungen Cyprians, und die Wunder Gregors des Thaumaturgen.

morgen her, wo eine schwärmerische und erhitzte Einbildungskraft mit einem guten Herzen alles besser erklärt. Justinus soll, wie S. 228 erzählt wird, versichern, „wer immer ein rechtgläubiger Christ sey, erwarte ein tausendjähriges Reich;" aber diese Nachricht, setzt der Verf. hinzu, ist übertrieben. Hätte er die Stelle Justins selbst im Gespräche mit dem Juden Tryphon angesehen: so würde er gefunden haben, daß derselbe ausdrücklich sagt: „viele fromme und rechtgläubige Christen hegen diese Hoffnung nicht mit uns."

Zu ähnlichen Anmerkungen könnte uns auch der zweyte Band manchen Stoff hergeben. Er begreift das zweyte und dritte Buch in sich: jenes von Constantins Oberherrschaft im Römischen Reiche bis auf die große Völkerwanderung; dieses bis auf Muhammeds Austritt im J. 612. (S. 342 fg.) Man könnte zweifeln, ob nicht anstatt der großen Völkerwanderung vielmehr eine große kirchliche Begebenheit den Anfang des dritten Buchs machen sollte. Aber in beyden Büchern wird man die Weitläufigkeit nicht unbemerkt lassen, mit welcher sich der Verf. öfters über die Schriften der Kirchenväter, selbst unbedeutende, wie die exegetischen Allegorieen des Ambrosius sind (S. 65. 66.), verbreitet. Daß Arius durch seine bekannten Worte: „Es gab eine Zeit, da der Sohn noch nicht war," Christo keinen Anfang in der Zeit beygelegt, und weiter nichts als den Unterschied des Sohns vom Vater, der allein der Unerzeugte sey, habe anzeigen wollen, wie der Verf. S. 186 behauptet; davon wird er wohl schwerlich einen unpartheyischen Leser des Schreibens Arii beym Theodoretus (wiewohl er es selbst anführt), überzeugen. Arius sagt ja ausdrücklich darinne, der Sohn sey nicht allezeit, sondern habe einen Anfang. — Doch fern sey von uns auch nur der Anschein von dem, was in manchen Recensionen so sichtbar ist: das geflissentliche Aufsuchen tadelhafter Stellen. Wir geben dem Verf., obgleich seine Geschichte oft nur ein merklicher Auszug eines größern neuern Werks ist, dennoch gern und billig das Lob, daß er auch mit eigenen Einsichten geschrieben habe. Besonders aber erwarten wir die Merkmale davon im Mittelalter.

II.

Die

Die Pariser Jacobiner in ihren Sitzungen. Ein Auszug aus ihrem Tagebuche, veranstaltet und mit Anmerkungen versehen von J. W. v. Archenholz. Hamburg, 1793. bey Hoffmann, XII und 460 S. 8. 1 Rh. 8 Gr.

Das Tagebuch des Pariser Jacobinerklubs nahm bekanntlich im Junius 1791 seinen Anfang, und es kam davon täglich ein halber Bogen heraus. Allein, erst gegen das Ende des gedachten Jahres wurde diese Gesellschaft durch den Beytritt vieler Mitglieder der neuen NV. recht wichtig, und fieng nun an, mit mehrerer Keckheit und Publicität ihren gewaltsamen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten nicht nur in Paris, sondern auch in allen Departements, durch die patriotischen Gesellschaften und ihre Emissarien zu äussern. In dieser Rücksicht beginnt auch der vor uns liegende Auszug erst mit dem Januar 1792, und geht bis zum Julius dieses so merkwürdigen Jahres fort. Freylich möchten wir nicht verbürgen, daß die Tagebücher dieser Gesellschaft selbst den Gang der Verhandlungen unverfälscht und ohne Weglassung oder Verdrehung der den Jacobinern nachtheiligen Auftritte darstellen, und dem Geschichtschreiber überall zuverläßige Aufschlüsse über die wichtigsten Vorfälle gewähren. Allein, man lernt doch daraus die Ober- und Untergesetzgeber der Republik in Sprache und Handlungen näher kennen, so wie den Geist, und die Fortschritte des Jacobinismus und seiner vorzüglichsten Apostel. Desgleichen den Zustand des Patriotismus, der Ruhe oder Anarchie, die mehr oder minder leidenschaftliche Stimmung der Departements, die wachsende Kühnheit und Kraftsprache in Reden, Briefen, Adressen und Vorschlägen; die Ränke der Rädelsführer, die Mittel zur Ausführung ihrer Plane. Ueberhaupt findet man darin viel Aufschlüsse über die wichtigsten Begebenheiten, nebst den zu ihrer Vorbereitung gebrauchten Possenspielen, wenige Züge des Patriotismus, desto mehr von Volkswuth und Menschenbosheit, (Vorr. VI. VII.) wie folgende kurze Uebersicht des vor uns liegenden Werkes beweisen mag.

Januar 1792. Robespierre thut schon Ausfälle gegen Brissot, den er der Freundschaft mit dem den Jacobinern verhaßten la Fayette beschuldigt. Klagen der patriotischen Gesellschaften über das Veto, über die unbeeidigten Priester;

Wunsch

Wunsch nach Krieg: Ausfälle gegen die Minister. Allmählige Untergrabung aller Religion. Kampf mit den Feuillans.

Februar. Nähere und heftigere Angriffe der Minister, die man beschuldigt, daß sie den Krieg zu verzögern suchen. Carra klagt die Bestechungen der Civilliste an. Robespierre beginnt die Constitution von weitem her zu unterminiren. (S. 90. 91.) Emissarien berichten die revolutionssüchtigen Gesinnungen der Niederländer. (S. 112.) Antonelle klagt seinen Bruder und seine Eltern wegen des Aristokratismus an. Verläumdungen des Maire Dietrich zu Strasburg.

März. Denunciationen eines Oesterreichischen Ausschusses in den Tuillerien. Carra's Rede wider K. Leopolds Aeusserungen über die Jacobiner in dessen bekanntem Schreiben. Anklage des Ministers Delessart. Mehrere patriotische Gesellschaften verlangen die Einziehung der Civilliste. Drey Mitglieder der Londner Revolutionsgesellschaft erhalten Zutritt. Die Mörder von Avignon werden in Schutz genommen. Dümourier, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, erscheint mit der rothen Mütze. Auf Pethions Brief verschwinden die rothen Mützen. Ein Kind bringt ein Geschenk für die Mörder vom Regiment Chateauvieux, und hält eine Rede. Santerre führt die Vorstädter von St. Anton durch den Saal. Isnard legt eine Rede, die er in der NV. halten will, zur Beurtheilung vor. Robespierre widerräth den Krieg. Guadet tadelt ihn, daß er bey dieser Gelegenheit ein Wort von der Vorsehung mit einfließen läßt, worüber stürmische Auftritte vorfallen.

April. Schändliches Fest zu Ehren der Soldaten vom Regim. Chateauvieux. Robespierre's Lobrede auf dasselbe. Marseiller Zug gegen Arles. Neue Erfindungen. Robespierre denuncirt la Fayette. Die Societät zu Bourdeaux preist die Constitution als das vollkommenste Meisterstück der Weisheit, welche wenig Monate nachher vernichtet wird. Robespierre zieht abermal gegen la Fayette zu Felde: (S. 256.) „Er will sich der Dictatur bemächtigen; aber wir „werden sehen, ob eine feige Memme uns zur Eroberung der „Freyheit verhelfen kann. Ja! ich kann beweisen, daß la F. „der niederträchtigste, der grausamste, der verabscheuungswürdigste aller Tyrannen sey." — In den nämlichen Ausdrücken redeten 1794 die Ankläger gegen Robespierren. —

S. 257.

S. 257. „Canzleystyl des Departements der Niederalpen:
„Gott gebe, daß ein constitutioneller Wind aus den Tuillerien
„alle mephitischen Dünste des österreichischen Ministerialis-
„mus vertreiben möge. Unsre Landleute glauben fest, daß die
„Constitution den K. Leopold getödtet habe; blos eine Anti-
„Jacobinische Indigestion hat ihm den Tod verursacht.“ —
Chabot kämpft gegen Faucher; Brissot vertheidigt Con-
dorcet und sich. Guadet tritt gegen Robespierre auf,
und sagt am Schluß seiner Rede: „Nehmt euch vor jenen
„empirischen Rednern in Acht, die beständig die Wörter:
„Freyheit, Tyranney und Verschwörung, im Munde führen,
„und die immer, wenn sie sich selbst loben, das Volk zu ver-
führen suchen.“ (S. 276.) — Robesp. entsagt dem Amte
des öffentlichen Anklägers, wie er es eben antreten soll.

May. Verhandlungen nach den ersten unglücklichen
Gefechten mit den Oesterreichern. Die Generale werden de-
nuncirt. Auf Danton's Vorschlag, die herrschende Familie
auszurotten, und einen englischen Prinzen auf den Thron zu
setzen, sagte Chabot (S. 301.): „Es sind nicht die guten
„Franzosen, die in gegenwärtigen Umständen — noch
„vor der bestimmten Zeit — sich an der Constitution ver-
„greifen wollen. Alle Freunde der Ordnung und Freyheit
„müssen sie — für jetzt — schützen.“ Robesp. rühmt wie-
derholt seine Verdienste um das Volk, und klagt über die Ver-
läumdungen seiner Feinde und Neider. Der Club beschließt,
die Tagesordnung der NV. auch zu der seinigen zu machen.
Die Anklagen der Volksgesellschaft gegen la Fayette werden
mit Beyfall, rühmliche Nachrichten von demselben mit Erbit-
terung aufgenommen. Die Uneinigkeiten und Zänkereyen des
Mutterclubs erregen in den Departements großes Mißver-
gnügen. Debatten über die Verbannung der widerspenstigen
Priester. Vortreffliche Rede von Delayant über diesen Ge-
genstand, welche den Wüthenden nicht gefällt. Carra sucht
den Verdacht gegen den Hof wegen eines Oesterreichischen
Ausschusses und der Entführung des Königs nach Metz zu ver-
stärken. Die Keckheit der Gesellschaft zeigt sich immer offner —
(S. 343.) „Sollte das Weib (die Königin), das uns durch
„seinen Charakter, seinen Einfluß und seine Intriguen am
„meisten schaden kann, nicht während des Kriegs isolirt wer-
„den können? — Es ist Zeit, in dieser Gesellschaft die großen
„Wahrheiten zu sagen, u. s. w.“ Die Jacobinergesellschaften

im Reiche werden aufgefordert, sich zu bewaffnen; der Gemeindeprocurator Manuel erklärt, „daß noch mehr Männer vom 14ten Jul. nöthig seyen." — Immer deutlicher bricht der Haß gegen die Constitution hervor. (S. 345.). Brissot verglich die Constitution mit der Bastille, und fragte an: ob man jene (da sie ein Veto und eine Civilliste enthielt) nicht eben so gut umstürzen könne, als diese? — Mehrere Gesellschaften klagen die Treulosigkeit der Tuillerien an. Debatten über den Vorschlag von zwey Kammern, welchen die Jacobiner verabscheuen. Nachricht von Unruhen im Schlosse. — „Wir müssen unsern Posten nicht verlassen, sagte der Präsident — im Monat Julii!" — hier ward er vom Tumult der Gesellschaft unterbrochen. Der Fleischer le Gendre trägt S. 384 auf provisorische Suspension des Königs an.

, Junius. Immer heftigere Angriffe der Constitution, des Königs, der Königin, der Generale. Rede von Lacroix. Gerüchte von einer Orleanischen Faction, welche Sillery zu widerlegen sucht. Debatten über die Bildung eines Lagers bey Paris, wogegen Robespierre nebst andern sich mit aller Macht setzen (S. 409.), und doch machte man nachher dem Könige ein Verbrechen aus der Verweigerung. Immer stärker und fühlbarer wird das Uebergewicht der Jacobiner über die NV. Auch bey den Armeen suchen sie ihren Einfluß zu verstärken. Brief aus London, worin große Bewegungen in Paris vom 15. bis 20. Jun. vorhergesagt werden. Die Verabschiedung der Jacobinischen Minister erregt heftige Debatten, die mit den wüthendsten Ausfällen gegen den Hof geführt werden. Roland ist noch der Liebling der Jacobiner. Dumourier wird von Baumier als Theilnehmer am Hofcomplott, und von Camille Desmoulins als Verräther angeklagt. La Fayette's Aeusserungen über die Gesellschaft in seinem bekannten Briefe an die NV. erregt die grimmigste Rachgier. Nachricht von den Abscheulichkeiten des 20sten Junii. Mit Zusammenberufung des Nationalconvents hebt eine neue Epoche der Jacobiner an.

Schon dieses kleine Bruchstück zeigt zur Gnüge, wie planmäßig die Jacobiner auf die Vernichtung der Constitution, Verbreitung der Anarchie und Ermordung edler Menschen hinarbeiteten, wie nach und nach alle gesellschaftliche Tugenden, alle Hochachtung für Religion und Menschheit aus ihrer Mitte verbannt wurden. Es wäre zu wünschen, daß wie

von

von den Feuillans und den übrigen Partheyen ähnliche Tagebücher hätten, um zu sehen, ob man diesen Unholden die wirksamsten Mittel entgegen setzte, oder ob man nicht vielmehr durch Feigheit, Unachtsamkeit, Vorelligkeit und falsche Maasregeln ihnen in die Hände arbeitete? Aus den Departements kamen dieser Bande besonders die Volksgesellschaften der grössern Städe zu Hülfe. Marseille schickte Mörder, Bourdeaux Rabulisten. In Lyon herrschte ebenfalls die Anarchie, und in Strasburg triumphirte der Abentheurer Lavaux und andere seiner Mitgenossen über den braven Dietrich. Möchte doch Hr. v. Archenholz das Publikum auf die förmliche Geschichte der Jacobiner, die er uns am Ende der Vorrede verspricht, nicht zu lange warten lassen!

Wb.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Christusgeschichte nach den vier Evangelisten, mit den nöthigen Erklärungen und Erläuterungen. Ein Lesebuch für die Christen, von Heinrich Andreas Haubold, Prediger zu Jena — Priesnitz und Ziegenhain. Hildburghausen, bey Hanisch, 1794. 580 Seiten, 8. 1 Rthl. 8 gr.

Die Absicht des Verf. bey diesem Werke leuchtet aus dem Titel hinlänglich hervor. Die Einrichtung ist kürzlich folgende: Er führt das Leben Jesu auf zwanzig Abschnitte zurück, um dem Leser gewisse Ruhepunkte zu geben, und erzählt nun mit eignen Worten chronologisch die Geschichte Jesu, unter harmonischer Zusammenstellung der Evangelisten. Wo der Verf. durch die bloße Erzählung noch nicht hinreichend deutlich geworden zu seyn glaubte, oder wo sich die Erklärung nicht füglich in die Erzählung schicken wollte, da fügt er entweder kurze Noten in ( ) oder unter dem Texte hinzu. Kurz, die äussere Einrichtung ist ungefähr so, wie in Heß Geschichte Jesu. Aber in Ansehung des innern Gehalts verdient dies Werk nicht, mit dem Heßischen in Parallele gestellt zu werden.

Die Erzählung hat so gar nicht das Pragmatische, wodurch Deutlichkeit und Interesse in gleichem Grade befördert

werden. Auch da dies Werk ein Lesebuch für Christen, das soll doch wohl heißen: zur Erbauung für den gemischten Haufen der Christen, seyn soll; so hätte der Verf. billig sein Hauptaugenmerk auf eingestreute passende, kurze und herzliche praktische Bemerkungen richten sollen, da nicht jeder Kraft genug hat, diese aus der Erzählung auf sich abzuleiten. Zwar streut der Verf. hin und wieder eine Reflexion ein, aber sie sind gewöhnlich sehr überflüßig und unpraktisch. So z. B. gleich S. 4, nachdem er im Vorhergehenden erzählt hat: „daß, obgleich die Priesterstadt Putta so weit von der Stadt Nazareth entfernt gewesen wäre, doch die Maria dorthin gegangen sey, und zwar diese Reise mit der größesten Eile gethan habe,“ fügt er die Bemerkung hinzu: „dies konnte auch wohl nicht anders seyn; denn so pflegt man ja zu thun, wenn man etwas auf seinem Herzen hat, welches (was) man so gern seinem entfernten Fraund (Freunde); oder (seiner) Freundin entdecken möchte. Man eilt, und man wünscht sich Flügel zu haben, um desto geschwinder bey denselben zu seyn.“ Durch diese Bemerkung ist wohl viel für Kopf und Herz des Lesers gewonnen! So auch S. 38 nach Erzählung des Bethlehemitischen Kindermordes setzt der Verf. hinzu: „welch ein schaudervoller Anblick mag es gewesen seyn, so viele unschuldige Kinder in Häusern und auf den Gassen in ihrem Blute liegen zu sehen! Wie mag das Klaggeschrey, das Jammern und Weinen der Aeltern, Großältern, (des) Geschwister(s), der Freunde, und Anverwandte(n) über die schreckliche Ermordung dieser Kinder die Luft durchströhmt haben!“ (!!) Diese Bemerkung ist nun vollends outrirt und unerweislich. (S. unten.) Der Verf. sagt freylich: die Geschichte sagt, daß sich die Aeltern über den Verlust ihrer Kinder gar nicht hätten trösten lassen wollen.“ Aber wo sagt das die Geschichte? Es ist ja vielmehr ein Hauptscrupel gegen diese ganze Erzählung des Matthäus, daß kein Geschichtschreiber, selbst Josephus nicht einmal, etwas davon erzählt. Oder findet der Verf. dies historische Datum darin, daß Matthäus selbst bey dieser Erzählung die Stelle Jer. 31, 15. citirt? Fast scheint es so, da er unmittelbar nach dieser Behauptung dies Citat erklärt. Allein, Accommodationen beweisen nichts für ein historisches Factum. — Ferner ist der Styl der Erzählung nicht der reinste und angenehmste, worauf wir beyläufig schon hingewiesen haben. Er strotzt namentlich von Hebraismen; z. B. du gesegnete unter allen Frauen, S. 2. 5. (was doch blos

hebräi-

hebräischer Superlativ ist, für: glücklichstes Weib), Glück auf Erden und den Menschen Freude und Wohlgefallen, S. 22. (ευδοκια רצון ist ja mit ειρηνη שלום eben so, wie γη mit ανθρωποις, parallel und synonym. Liese also: Heil der Erde, Heil ihren Bewohnern!) Das Wort ιδε (הנה) ist zu oft in der Uebersetzung durch siehe beybehalten, u. s. w. Auch wimmelt der Styl von undeutschen Redensarten und Worten; z. B. sey unbestürzt, Maria! S. 2. Sie machte ihn (ihm) den Einwand (die Einwendung), S. 3. Er nahm mit erschrockenen Lippen das Wort, S. 16. Zu (statt in) Palästina giebt es viele Bienenschwärme, S. 48 u. dgl. m. Endlich ist die Schreibart auch viel zu gedehnt und schleppend; z. B. „hör nur, was ich dir auf Gottes Befehl zu sagen habe, nämlich dies. S. 2, „die Frucht meines Leibes, wovon ich Mutter werden soll, S. 5, ꝛc. Ein Hauptmangel der Erzählung des Verf. ist endlich noch die oft nicht zu billigende Ordnung, in welcher er die Facta auf einander folgen läßt. So wird z. B. die Geschichte des Johannes des Täufers bis zur Namengebung bey der Beschneidung erzählt, und erst jetzt wird die Geschichte des Zacharias nachgeholt. Besonders aber ist die complicirte Begebenheit der ersten Bekanntwerdung der Auferstehung Jesu nicht in der Ordnung erzählt, welche die Evangelien fordern, und es kann nicht fehlen, daß man bey sorgfältiger Vergleichung der Erzählung des Verf. mit der Erzählung der Evangelisten auf Widersprüche stoße. Dies aber hier weitläuftig aus einander zu setzen, erlaubt der Raum nicht. So viel von der Erzählung selbst.

Was nun noch die in Parenthesen oder unter den Text gesetzten Erklärungen betrifft, so kann freylich nicht geleugnet werden, daß der Verf. die Vorarbeiten gelehrter Exegeten ganz gut benutzte, und manches deutlich entwickelte. Auch wollen wir es ihm nicht als Fehler anrechmen, daß er nirgends eine neue Bemerkung liefert, denn darauf kam es bey dem Zwecke dieser Schrift nicht gerade an. Aber einmal sind viele seiner Erklärungen nichtssagend, unbefriedigend und unnöthig. Was kann unbefriedigender seyn, als S. 1 Messias durch König der Menschen, S. 5 mein ganzes Ich, durch Menschheit; was überflüßiger, als S. 6 Plane, durch Entwürfe, S. 12 Enthusiasmus, durch Affekt, Begeisterung u. s. w. zu erklären? Warum wählte der Verf. nicht

 gleich

gleich den deutlichsten Ausdruck, so war er der erklärenden Beysätze entübrigt. Ferner sind aber auch mehrere der gegebenen Erklärungen ganz unzulässig. So z. B. behauptet der Verf. S. 13 vom Zacharias, daß er zwar auch den gewöhnlichen Volksglauben vom Messias, aber auch bessere und geläutertere Begriffe gehabt habe; denn nach Luc. 1, 75 — 79. verspreche er sich von ihm nicht blos Beförderung des äusseren Wohlstandes, sondern auch Sittenverbesserung. Allein, diese verlangten auch schon mehrere Propheten, unter andern Jesaias, als Bedingung, unter welcher sie am Glücke des Messiasreichs Theil nehmen würden. Eben das behauptet er S. 49 vom Johannes dem Täufer; allein; dieser hatte eben dieselben Vorstellungen vom Messias, wie jeder andere Jude, und hätte der Verf. diesen Gesichtspunkt vor Augen behalten: so würde ihm mancher Ausspruch Johannis in einem andern Lichte erschienen seyn. Wir verweisen ihn hierüber auf Schmidts exegetische Beyträge, der dies sehr deutlich auseinander gesetzt hat. — Nach S. 38 hat Herodes alle Kinder von und unter zwey Jahren tödten, und ein entsetzliches Gemetzel anrichten lassen. Hätte der Verf. nur nach Büschings Anleitung die Größe des Landes und die Zahl der Einwohner u. s. w. erwogen: so würde er gefunden haben, daß dies nicht so arg seyn konnte. Ueberhaupt hätten wir über diese Geschichte, gegen welche in neuern Zeiten so viele wichtige Zweifel erhoben sind, (s. Schmidt l. c.) mehr erwartet. — S. 84 versteht der Verf. die sogenannte Sünde wider den h. Geist zwar richtig, von der Frechheit, die Wunder Christi für Wirkungen Satans auszugeben; aber er giebt sich zu viele Mühe, zu beweisen, daß diese Sünde in diesem Sinne wirklich weder in diesem, noch in jenem Leben verziehen werden könne; da dies blos Sprache innigster Bekümmerniß ist, die nichts weiter sagen will, als: das ist ein sehr grobes Verbrechen. S. 257. 58. wird die sogenannte Verklärungsgeschichte durchweg als etwas wundervolles betrachtet, wobey sie alle Haltung verliehrt. Das Historischwahre, was zum Grunde liegen mag, ist doch leicht aufgefunden. — Von der sogenannten Verfluchung des Feigenbaums kann wohl keine unwahrscheinlichere Absicht angenommen werden, als die der Verf. S. 390 mit einigen der ältesten Interpreten annimmt. „Ohne Zweifel, sagt er, wollte Jesus dadurch auf eine sinnbildliche Weise seinen Jüngern (seine Jünger), welche mit zu dem Feigenbaume gegangen waren, lehren, was für ein

Schicksal das jüdische Volk, welches zwar eine gute Aussenseite von der Religion hatte, aber wenig gute Lebensfrüchte hervorbrachte, haben würde." — Das Abendmahl ist nach S. 458 nicht während, sondern nach völlig geendigter Passahmahlzeit ganz besonders von Christo eingesetzt worden. Gleichwohl sieht man doch allenthalben die Passahfeyerlichkeiten durchschimmern. Bey Gelegenheit, daß Christus, der den Hausvater im Kreise seiner Jünger macht, die Passahkuchen, die zu dem Passahlamme gegessen wurden, austheilt, und bey Gelegenheit, daß er den Danksagungsbecher für das glücklich zurückgelegte Passahmahl umhergehen läßt, giebt er beyden, dem Brode und Weine, eine ähnliche Deutung, wie sie jeder jüdische Hausvater bey dieser Mahlzeit machte, nur er mit Anspielung auf den ihm bevorstehenden Tod. Auf diese Art hat die ganze Feyerlichkeit durch dies schicklich benutzte Locale Haltung, die ihr aber gänzlich fehlt, wenn man (meistens aus der abgeschmackten Voraussetzung, als gewinne die Handlung dadurch an Würde) annimmt, Christus habe sie, ohne irgend vom Passahmahle Gelegenheit herzunehmen, aus besonderm Triebe erst nach der Passahmahlzeit vorgenommen. — Endlich, so wie hin und wieder überflüßige Erklärungen beygebracht sind, (s. oben), so fehlen dagegen oft Erläuterungen, wo sie durchaus nöthig wären. So sind z. B. die alttestamentlichen Stellen, aus welchen der Lobgesang der Maria S. 6 größtentheils zusammengesetzt ist, gar nicht angeführt, woraus doch hauptsächlich Licht auf diesen Gesang fallen muß. Von der Beschneidung S. 7, 8 ist von der einen Seite zu viel, von der andern zu wenig gesagt. Zu viel über die Operation selbst, „daß sie in der Abschneidung eines Stücks der Vorhaut von dem Unterscheidungsgliede der Mannspersonen bestehe;" denn das ist bekannt genug, und so etwas läßt man lieber errathen, als daß man sich in einem solchen Erbauungsbuche auf eine Beschreibung einließe. Zu wenig dagegen über den Ursprung dieser Sitte. — Vom Nasiräat S. 9, dieser so vielen Lesern gewiß unverständlichen Sache, kein Wort. — Daß Zacharias, indem er schrieb, auch die Sprache wieder bekam, ist blos als etwas Ausserordentliches bemerkt, da dieser Umstand aus dem heftigen Streben des Zacharias, der der Stummheit noch ungewohnt, und itzt im Affekte war, beym Schreiben auch den Namen auszusprechen, erklärlich wird. — Warum Johannes in die Wüste geht, ist aus der alten Sitte der Propheten, und den Ursachen, welche diese dazu bewogen, nicht

nicht weiter entwickelt, so auffallend dieser Umstand auch jedem unbefangenen Leser seyn muß. — Es ist zwar richtig angemerkt, daß den Alten auch die natürlichsten Träume dennoch für göttliche Offenbarung galten; aber die Ursachen dieses alten Glaubens sind gar nicht berührt. — Eben so ists auch unbezweifelt, daß eine jüdische Wöchnerin für unrein gehalten wurde; aber was für Begriffe man mit diesem Worte verband, und wie man diese Profanität durch Opfer aufheben könne, darüber erhält der Leser keinen Aufschluß. — Bey der Versuchungsgeschichte ist zwar der beyden Meinungen erwähnt, daß einige sich alles aus einer Entzückung erklären, andre unter dem διαβολος einen verführerischen Menschen verstehen. Aber beyde Meinungen sind so unvollständig dargelegt, daß man sich unmöglich zu irgend einer geneigt fühlen wird. Besonders hätte bey der letzten erklärt werden müssen, woher, wenn es ein bloßer Mensch war, der Jesum verführen wollte, die Sage entstand, es sey Satan gewesen. — Am wenigsten hat sich der Verf. auf richtige Erklärung der Citate des A. T. eingelassen, und wo er es hin und wieder thut, z. B. S. 38 in der Note, ist der Sinn des alttestamentlichen Schriftstellers schief gefaßt. — Auch bleibt sich der Verf. in seinen Erklärungsgrundsätzen zu wenig gleich. Der Engel z. B., welcher der Maria ihre Schwangerschaft ankündigt, gilt ihm für wirklichen Engel, nicht so der Engel, der sich mit dem Zacharias im Tempel unterhält, bey der Geburt Christi aber nimmt er wieder wirkliche Engel als himmlische Herolde dieser Begebenheit an. Uebrigens hätten wir noch gewünscht, daß der Verf. den jedesmaligen Abschnitten auch die Stellen der Evangelisten beygefügt hätte, aus welchen die Erzählung entlehnt ist. Der Leser wird die Lutherische Uebersetzung hin und wieder zu vergleichen wünschen, was ihm dadurch erleichtert wäre.

Ra.

Theologische Beyträge. Dritten Bandes drittes, und Vierten Bandes erstes Stück. Von D. Jacob Christoph Rudolph Eckermann. Altona, verlegts Hammerich, 1794. 238 und 271 Seiten, 8. 1 Rt. 6 gr.

Wenn der Verf. auf die Weise fortfährt, Kants Religion innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft zu widerlegen: so werden wir vielleicht noch zwey polemische Stücke zu erwarten haben. Denn in diesen beyden ist der Verf. nicht viel über die Hälfte des zum Gegenstand seiner Bemerkungen gewählten Buchs, nämlich bis an S. 157 der ersten Ausgabe gekommen. Die Bewunderer der gedachten Kantischen Schrift finden an Eckermann einen Mann, der mit Scharfsinn und Gründlichkeit den von ihm gewählten Gegner bestreitet, und sich durch das Vorurtheil eines großen Namens nicht blenden läßet, ihm ohne Prüfung zu huldigen. Will Kant aus der Moral die Religion ableiten: so bleibt der Verf. bey der alten Ordnung, und behauptet (Rec. möchte wohl sagen, beweiset), daß alle ächte Moral auf dem Grunde der Religion beruhet, und diese uns zu jener führet. Wenn Kant die Meinung, daß die Welt vom Schlechtern zum Bessern fortrücke, für nicht aus der Erfahrung geschöpft erklärt, so wird der Verf. der Lobredner der neuern Zeiten, und sucht jene Meinung durch die Geschichte zu bestätigen. Auf die Weise folgt der Verf. seinem Gegner Schritt auf Schritt, und stößt selten auf einen Satz, gegen welchen er keine Erinnerungen macht. Am allermeisten ist der V. mit den S. 87 der Kantischen Schrift aufgestellten Sätzen unzufrieden. Des vierten Bandes erstes Stück gehört noch mehr in das theologische Gebiet. Denn es beginnt mit der Prüfung des 2ten Abschn. der philosophischen Religionslehre, wo Kant zuerst der heil. Schrift erwähnt. Kein in der Auslegungskunst eingeweiheter Gelehrter wird sich durch die Kantische Behandlung der heil. Schrift in seinen Bemühungen irre machen lassen. Weil aber doch viele der Meinung seyn möchten, daß die von Kant vorgeschlagene Methode, die Bibel nach der kritischen Philosophie zu erklären, sie von vielen Einwürfen befreyen würde: so muß man es dem würdigen Verf. danken, daß er sehr bündig zeigt, die Bibel bedürfe einer solchen doctrinalen Erklärung nicht, um als göttliche Offenbarung angenommen zu werden.

Dr.

Christliches Gebetbuch für Bürger und Bauersleute, herausgegeben von Heinrich Ludwig Pfaff. Gotha, bey Perthes, 1794. 176 S. 8. 6 gr.

 Jeder

Jeder Freund des Guten und der wahren Religiosität wird dem Herausgeber dieses Gebetbuchs beystimmen; daß die Gebetbücher der Bürger und Landleute von schlechtem Gehalte sind, und durch sie keine wahre und vernünftige Erbauung befördert werden kann. Besonders werden durch sie allerley unrichtige und abergläubische Vorstellungen von Beichte und Abendmahl befördert, und Vorurtheile genährt. Ein Buch besserer Art, in welchem jeder unverständliche Ausdruck vermieden, und das wahre Christenthum auf eine verständliche Art zur Erhebung des Herzens vorgetragen wird, ist für den Bürger und Landmann ein wahres Bedürfniß. Diesem Bedürfnisse hat Hr. Pfaff durch die angezeigte Gebetsammlung abzuhelfen gesucht; und dieses Unternehmen verdient alles Lob, wenn gleich der Verf. nur die Mühe des Sammelns hatte. Hermes, Niemeyer, Lüdke, Rosenmüller, Dapp und Förster sind die Quellen, aus welchen er geschöpft hat, und gegen diese Namen wird Niemand etwas einzuwenden haben. Das Buch enthält Morgen- und Abendgebete, Morgen- und Abendgesänge, Gebete vor und nach der Beichte, und dem heiligen Abendmahle, Gesänge für Communicanten, Gebete und Gesänge vermischten Inhalts, und Lieder und Gebete für Leidende, Kranke und Sterbende. Die Lieder sind aus dem Preußischen und Quedlinburgischen Gesangbuch genommen. Der Preis von sechs Groschen wird der Verbreitung des Buchs in seinem Kreise sehr förderlich seyn; doch würde dieser Preis noch geringer seyn können, wenn den Herausgeber nicht auch die so allgemeine Sucht ergriffen hätte, das Buch mit einem Bildchen in die Welt zu schicken. Es sieht doch so hübsch aus, wenn man beym Aufmachen der Thür gleich etwas Buntes sieht.

Beyträge zur reinen Gottesverehrung, von Carl Stille. Riga, bey Hartknoch, 1792. 228 Seiten, 8. 14 Gr.

Diese Beyträge sind aus wirklich gehaltenen Predigten entstanden. Der Verf. hat sie umgearbeitet; bey dieser Umarbeitung aber mehr die Sachen als die Form beybehalten. Das fällt auch dem Kenner bald in die Augen, der wohl nicht ohne Grund den Verf. beschuldiget, er sey in der Stellung und Anordnung der Materialien etwas willkührlich zu Werke gegan-

gen.

gen. Dieser Mangel kommt indessen gar nicht in Anschlag; der innere Werth dieser Beyträge überwiegt ihn so sehr, daß man dieselben mit gutem Gewissen jedem Freunde einer vernünftigen Erbauung als gesunde Geistes- und Herzensnahrung empfehlen kann. Sollten sie nicht ganz nach dem Geschmack der Alt- und Rechtgläubigen seyn: so mögen diese des Verf. Bitte in der Vorrede beherzigen, ihm nämlich Liebe für Wahrheit und Tugend, verbunden mit herzlicher Schätzung der christlichen Religion und ihres göttlichen Stifters nicht abzusprechen, und den Vorzug ihrer Meinung, nicht aber durch Unduldsamkeit gegen den Andersdenkenden oder Irrenden zu beweisen. Und Liebe für Wahrheit und Tugend kann man dem Verf., wie überhaupt nach allen seinen Schriften, so auch besonders nach diesen Predigten nicht absprechen. Athmet gleich in ihnen kein tiefer Forschungsgeist, und erinnert man sich gleich fast überall, das Gelesene schon gelesen oder gehört zu haben; so wird man doch gern dem darin herrschenden ruhigen Geiste folgen, und es gern noch einmal, etwa in einer neuen Wendung, in einem andern Zusammenhange, lesen, was man zu einer andern Zeit nicht eben so angenehm las, oder hörte. Die Bestimmung des Menschen, sagt der Verf. in der Vorrede, sey, sich selbst und, so viel in seinen Kräften steht, auch andere, und alles um und neben sich zu verbessern, zu veredlen; mit einem Worte, Vollkommenheit zu bewirken. Diesen Ausspruch der Vernunft bestätige die vernünftigste (ein sehr müßiger, hier gar nichts sagender Superlativ) Religion Jesu, und dazu habe denn auch er seinen ersten kleinen Beytrag liefern wollen. Wir zweifeln nicht, daß der V. damit willkommen seyn werde, und zeigen jetzt noch den Inhalt des Buchs an. Es sind acht Predigten (ohne Texte, welches noch zu erinnern ist, und nicht jedem gefallen wird). 1) Jesus Christus, der göttlich Weise und Gute; oder: Einige Züge aus dem Leben Jesu, zur lebhaftern Ueberzeugung von seiner göttlichen Größe und Güte und zur dankbaren Anerkennung seiner Verdienste um die Menschen. 2) Ueber den wahren Glauben an Jesum, in wiefern er als Hauptsache des Christenthums angesehen werden könne. 3) Warnung vor leichtsinniger Geringschätzung und Herabwürdigung der Religion Jesu. 4) Ueber Erziehung und Schulen. 5) Vom Gebete. 6) Ueber Selbstprüfung. 7) Ueber Freundschaft. 8) Ueber Unsterblichkeit.

Da.

Weltweisheit.

Aphorismen, den Freunden der Vernunftkritik nach Kantischer Lehre vorgelegt von Friedrich Bouterweck. Göttingen, bey Dietrich, 1793. 206 Seiten in 8. 12 gr.

Diese Aphorismen gehören mit zu den besten kurzen Darstellungen der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft, die bis jetzt erschienen sind, und Rec. hat sie mit vielem Vergnügen durchgelesen. Besonders muß er noch anführen, daß die Verdeutlichung manches Theorems der Vernunftkritik dadurch viel gewonnen hat, daß der Verf. die Hauptlehren dieser Kritik nicht in den von Kanten gebrauchten Worten, sondern in seiner eigenen Sprache anführt.

Was nun aber die Leser in diesen Aphorismen vorzüglich zu suchen haben, brauchen wir, wenn wir versichern, daß die vorzüglichsten Principien und Resultate der Kritik der reinen und praktischen Vernunft in denselben angegeben worden sind, nicht noch besonders anzuführen. Dies aber müssen wir noch bemerken, daß der Verf. hin und wieder auf die Einwendungen, die gegen manche Lehren der kritischen Philosophie bis jetzt gemacht worden sind, Rücksicht nimmt, und sie in einem anständigen Tone beantwortet. Auch äussert der Verf. gegen diejenigen eine sehr liberale Denkungsart, die sich noch nicht davon haben überzeugen können, daß das kritische System das ganz vollendete und unwidersprechlich wahre System der Philosophie sey.

Ob der Verf. die Lehren und Resultate der Kritik der reinen und praktischen Vernunft in diesen Aphorismen getreu dargestellt habe, dies ist noch eine Frage, die wir zu beantworten haben. Im Ganzen genommen müssen wir aber diese Frage mit Ja beantworten. Selbst derjenige, der von dem Kantischen System noch gar nichts weiß, wird können aus diesen Aphorismen einsehen lernen, worauf das Ganze dieses Systems hinauslaufe. Freylich sollte es uns nicht viele Mühe kosten, in diesen Aphorismen hin und wieder eine Stelle aufzufinden, wo der Verf. etwas anderes zu lehren scheint, als was Kant in seinen Werken behauptet hat. Allein, wir wissen auch, daß der Verf. durch eine geschickte Auslegung seiner

Worte unsere Einwendungen leicht heben könnte. Wir haben also die Aufsuchung solcher Stellen für etwas unnöthig gehalten.

Georg Friedrich Werners, Fürstl. Heßischen Ingenieurhauptmann (s) und Professor (s), Versuch einer allgemeinen Aetiologie. Erstes Buch. Mit dem Motto: Tandem! Gießen, bey Krieger, 1792. 267 S. und XLII S. Einleitung. 8. 1 Rg.

Den meisten unserer Leser wird es bereits bekannt seyn, daß der Hr. Verf. dieses Werks wegen mancherley Streitigkeiten sowohl mit seinen Collegen in Gießen, als auch mit dem Herausgeber der Oberdeutschen Litteraturzeitung gehabt hat. Eine ausführliche Erzählung dieser Streitigkeiten und der Veranlassungen darzu gehört gar nicht in die allgemeine deutsche Bibliothek, und kann auch nicht das mindeste zum bessern Verständniß des Werkes beytragen. Wir schränken uns also blos darauf ein, unsere Leser mit der Absicht dieses Werks und mit einigen Grundsätzen des darin aufgestellten Systems bekannt zu machen, und erklären hiermit ausdrücklich, daß diese Anzeige der Aetiologie durchaus keine Beurtheilung des Werthes derselben und ihrer Principien und Resultate seyn soll. Zu dieser Erklärung veranlassen uns mehrere Gründe, wovon der vorzüglichste in der Idee liegt, die der Verf. von dem hohen Werthe und der unverbesserlichen Richtigkeit der Principien und Resultate seiner Philosophie nährt. Auch gehört diese Aetiologie zu denjenigen Werken, die eigentlich gar keiner fremden Beurtheilung bedürfen, sondern durch ihre Absicht und durch ihren Inhalt sich selbst beurtheilen, oder jeden verständigen Leser unmittelbar auf das richtigste Urtheil führen, das über dieselben nur gefällt werden kann.

Die Absicht des Werkes ist in der Vorrede weitläuftig angegeben worden, und da der Verf. sogar die Art und Weise in derselben angegeben hat, wie er auf sein neues System der Philosophie gekommen ist, so ist sie sogar für die Geschichte der Erfindungen äusserst wichtig. Wir wollen sie also auszugsweise mittheilen, und überall den Verf. selbst reden lassen, damit

damit wir ja nicht in die Gefahr kommen, die Gedanken des V. im geringsten zu entstellen.

Geschichte der Entstehung dieses Werkes. Einleitung, S. I. ff. Schon im Jahr 1788 gab ich eine kleine Schrift unterm Titel: Entwurf einer neuen Theorie der anziehenden Kräfte, des Aethers, der Wärme und des Lichtes, heraus, welche weniger bekannt worden ist, als sie es vielleicht verdient hätte. Ich schickte Exemplare davon an verschiedene Naturforscher, deren — zum Theil sehr weitläuftige — aber — ganz und gar nicht gründliche — Einwürfe meine Theorie zwar nicht widerlegten, aber doch mich überzeugten; daß man in Deutschland eben nicht geneigt sey, auf den Wink eines Deutschen — noch dazu ohne Ruf! — Provinzen im Reiche der Wahrheit mühsam aufzusuchen, deren Lage kaum mit einigen Strichen bemerkt worden war. Ob man gleich auf die Autorität mancher Ausländer Berge durchgraben hatte, um Gold zu entdecken, ohne etwas anders als Schutt zu finden. — Wollte ich nun meine Ueberzeugungen von der Gewißheit meines Systems andern mittheilen: so mußte ich alle Sätze desselben mit geometrischer Schärfe beweisen, und dieser schien mir denn auch der größte Theil meiner Theorie fähig zu seyn. — Ich gieng also zu den ersten Gründen aller menschlichen Erkenntniß zurück; um für mein System Principien zu finden, über welche alle vernünftige Menschen einig seyn müssen. — Da wir nun von allem, was ausser uns vorgehet, zuerst durch unsere eigenen innern Kräfte und Fähigkeiten Kenntnisse erlangen können: so war die Theorie dieser Kräfte und Fähigkeiten der erste Gegenstand, welcher sich mir darstellte. — Ich durchlief zu dem Ende einige philosophische, ältere, neuere und neueste Werke, fand aber in allen diesen nichts, was mich befriedigte. Keinen festen Punkt, wo ich hätte ankern können; nichts als willkührliche, oder wenigstens unbewiesene, Voraussetzungen, idealische Welten, wo man mit Gespenstern ficht, und nach Schatten hascht. (In einer Note wird bemerkt: die Kantische Philosophie machte ich mir ihren Hauptmomenten nach bekannt, da mein Buch bereits im Manuscript, bis auf einige Zusätze, welche ich nachher noch einschob, fertig war. Darf ich mein Urtheil über dieses System, das Kantische nämlich, äussern, so ist das, was darin wahr ist, schwerlich von irgend einem vernünftigen Menschen je geläugnet worden, und kann nicht

nicht geläugnet werden. Die Ursache aber, warum man gegen die Kantische Philosophie so sehr schreyet und eifert, besteht wohl blos darin: weil Kant dieses Wahre so unverständlich ausgedrückt hat, daß man wohl glauben darf, er habe es sich selbst nicht deutlich genug gedacht. Ueberdem hat er auch in seiner Philosophie viel Falsches mit eingemischt, wohin z. B. seine Theorie vom Raum, seine synthetischen Urtheile u. a. m. gehören; wie man aus dem Verfolg dieses Werkes sehen wird. Die Reinholdische Theorie des Vorstellungsvermögens studirte ich nach dem Kantischen Buche. Ohnstreitig ist jenes Werk lichtvoller und der Wahrheit um einen Schritt näher, als dieses. Die Theorie des Vorstellungsvermögens läßt sich aber nicht, ohne Betrachtung der uns umgebenden Natur, entwickeln. Aus dieser müssen wir unser Ich, und jene wiederum aus diesem kennen lernen. Sodann fehlt es auch diesem System an einem festen Fundament, worauf alles übrige hätte müssen gegründet werden. Es ist nämlich dieses Fundament das Bewußtseyn; von welchem ausgegangen werden muß. Hr. Reinhold scheint dieses auch hinterher eingesehen zu haben, wie ich aus einigen Recensionen seines Buchs: über das Fundament des philosophischen Wissens, ersehe. So sehr ich auch nun die beyden erwähnten Bücher, und besonders das letztere, als Meisterwerke des menschlichen Verstandes schätze, so wenig glaube ich doch: daß sie zur Erforschung der Wahrheit und zur Gründung einer festen, unwidersprechlichen Philosophie leiten können. Wer sich die Mühe geben will, sich in mein System einzustudiren, der wird, wie von einer Höhe herab, das Wahre und Falsche dieser eben genannten und aller andern Systeme leicht wahrnehmen, und von einander unterscheiden können.) Ueberdieß hatte ich in meiner Lage doch noch eher Gelegenheit zum Denken, als zum Lesen; denn denken konnte ich allenthalben ohne Unkosten. — Ich entschloß mich also, eine neue Charte von dem Reiche des Denkens und Empfindens aufzunehmen. Der Anfang datzu war ein — weißes Papier. — Ich fieng damit an, daß ich nichts voraussetzte, nichts glaubte, nichts von allen bisherigen Systemen wissen wollte, und nur mich und die mich umgebende, auf mich wirkende Natur aufmerksam beobachtete — mit dem festen Vorsatze: lieber da still zu stehen, wo sich nichts mehr mit Sicherheit erkennen lassen würde, als weiter — zu träumen. — Mit einer angebohrnen und

unüber-

Ist mein System nicht wahr, so widerlegt es jetzt — mit Gründen, und ich werde in diesem Falle der erste seyn, der es einzureissen anfängt. Vermögt ihr aber dies nicht, so nehmt es an, berichtiget es, und führt es weiter aus, damit wir noch die wohlthätigen Früchte davon geniessen mögen.

Inhalt des ersten Buchs. S. XXXIX. Ins erste Buch habe ich die Lehre vom denkenden Princip — vom Ich — des Menschen, von seinen Kräften und Fähigkeiten, von seinem Handeln und Leiden — sowohl im isolirten Zustande, als in seinen Verbindungen betrachtet — geordnet. Um nichts dunkel oder zweydeutig zu lassen, war es nöthig, die Grundbegriffe der gebrauchten Wörter: **Wille, Kraft, Wirkung, Fähigkeit, handeln, leiden, Ursache, Folge u. s. w.** bestimmt und richtig zu erklären. — Der philosophische Leser, welcher weiß, wie viel es auf Richtigkeit der ersten Erklärungen ankommt, wird sich nicht wundern, aber freuen, wenn er Lehren, oft auf einer Octavseite, gänzlich erhellt, und ins Reine gebracht sieht, **über welche Bibliotheken von Streitschriften** vorhanden sind. — —

Damit nun unsere Leser das unumstößliche und allein wahre philosophische System des Verfassers den Fundamenten nach zum wenigsten einigermaßen kennen lernen, damit sie wissen, welche Philosophie nach fünf und dreyßig Jahren in Deutschland die allein gültige seyn werde, und auf welchen höchsten Gründen diese Philosophie beruhe, so wollen wir noch die allgemeinen Betrachtungen über Bewußtseyn, Willen, Kraft, Wirkung, Ursache und Folge, welche den Anfang dieses Werks ausmachen, im Auszuge mittheilen.

Bewußtseyn läßt sich nicht weiter erklären, sondern jeder muß es in sich selbst fühlen. **Ich bin mir bewußt, daß ich handle, daß ich leide u. s. w.** Dies versteht jeder. — Das Bewußtseyn sagt jedem gesunden (nicht verrückten) Menschen, was **Wille** und **wollen** sey. Ich will mich bewegen, ich will gehen, ich will bleiben, u. s. w. Was hierin sich auf den Willen bezieht, darf man, als jedem bekannt, voraussetzen. — Das Bewußtseyn lehrt ferner jeden das: **Ich bin.** — Das Ich (was in uns denkt und sich bewußt ist) ist ein im Gehirn des Menschen wohnendes Princip, und davon überzeugt uns das Bewußtseyn. — Wenn etwas anders wird, als es vorher war, so nennen wir dieses

eine

eine Veränderung. Dem Bewußtseyn nach ist das Wollen vom Nichtswollen unterschieden, also ist das Wollen eine Veränderung im Ich. — Ursache ist das, was irgend eine Veränderung veranlasset; und Folge das, was von der Ursache veranlaßt wird. — Wir werden unsers Ichs nur auf diese Weise bewußt, wenn wir eine Veränderung vornehmen, wovon unser Wille die Ursache ist, und diese Veränderung bemerken. Das Ich kann sich auch seiner nicht bewußt werden, ohne sich zugleich seines Willens bewußt zu werden. — Ausser unserm Willen werden wir uns nach der Erfahrung noch etwas anders bewußt, was wir wahrnehmen oder empfinden nennen. Ich nenne dieses Etwas Wirkungen, und den Zustand des Ichs, indem es sich der Wirkungen bewußt wird, leiden. — Was unser Ich nicht ist, nennen wir ein anderes Ding. Da wir uns nun bey den Wirkungen nicht unsers Willens, folglich nicht unsers Ichs, und doch etwas bewußt werden: so überzeugen uns die Wirkungen vom Daseyn anderer Dinge. — Unzählige Erfahrungen lehren uns nun, daß wir den Zustand anderer Dinge unserm Willen gemäß ändern können. In sofern nun der Wille den Zustand der Dinge ändert, nenne ich ihn Kraft. Die Veränderung, welche im Ich vorgeht, indem es den Zustand der Dinge ändert, nenne ich handeln. Kraft ist demnach das Vermögen zu handeln. Das reine Bewußtseyn unserer Kraft bestehet demnach in dem Bewußtseyn unsers Willens, verbunden mit der Ueberzeugung, daß derselbe Folgen gehabt habe, oder haben könne. Und dieses Bewußtseyn unserer Kraft ist mit dem Bewußtseyn unsers Ichs einerley. — Dieser Folgen würden wir uns nicht bewußt werden können, wenn es 1) keine Dinge ausser uns gäbe, 2) wenn wir die durch unsern Willen veranlaßten Veränderungen nicht wahrnähmen. Dieses Wahrnehmen ist von unserm Willen ganz verschieden. Denn wir können ja die veranlaßten Veränderungen nicht wahrnehmen, wie wir es wollen. Es sind also Wirkungen. — Wenn wir nun Veränderungen wahrnehmen, welche wir nicht vorher wollen, noch beschliessen, so ists ganz natürlich, daß wir an die Stelle, welche vorher unser Wille und unsere Kraft einnahm, jetzt andere Willen und andere Kräfte setzen. Das ist: von dem Daseyn anderer Willen und Kräfte ausser unserer Kraft überzeugt werden. Der Wille und die Kraft anderer Dinge ist also Ursache der Wirkungen in uns, welche ein Leiden in uns ausmachen. — Bisher hat man in allen Fällen, wo

Ist mein System nicht wahr, so widerlegt es jetzt — mit Gründen, und ich werde in diesem Falle der erste seyn, der es einzureissen anfängt. Vermögt ihr aber dies nicht, so nehmt es an, berichtiget es, und führt es weiter aus, damit wir noch die wohlthätigen Früchte davon geniessen mögen.

Inhalt des ersten Buchs. S. XXXIX. Ins erste Buch habe ich die Lehre vom denkenden Princip — vom Ich — des Menschen, von seinen Kräften und Fähigkeiten, von seinem Handeln und Leiden — sowohl im isolirten Zustande, als in seinen Verbindungen betrachtet — geordnet. Um nichts dunkel oder zweydeutig zu lassen, war es nöthig, die Grundbegriffe der gebrauchten Wörter: Wille, Kraft, Wirkung, Fähigkeit, handeln, leiden, Ursache, Folge u. s. w. bestimmt und richtig zu erklären. — Der philosophische Leser, welcher weiß, wie viel es auf Richtigkeit der ersten Erklärungen ankommt, wird sich nicht wundern, aber freuen, wenn er Lehren, oft auf einer Octavseite, gänzlich erhellt, und ins Reine gebracht sieht, über welche Bibliotheken von Streitschriften vorhanden sind. — —

Damit nun unsere Leser das unumstößliche und allein wahre philosophische System des Verfassers den Fundamenten nach zum wenigsten einigermaßen kennen lernen, damit sie wissen, welche Philosophie nach fünf und dreyßig Jahren in Deutschland die allein gültige seyn werde, und auf welchen höchsten Gründen diese Philosophie beruhe, so wollen wir noch die allgemeinen Betrachtungen über Bewußtseyn, Willen, Kraft, Wirkung, Ursache und Folge, welche den Anfang dieses Werks ausmachen, im Auszuge mittheilen.

Bewußtseyn läßt sich nicht weiter erklären, sondern jeder muß es in sich selbst fühlen. Ich bin mir bewußt, daß ich handle, daß ich leide u. s. w. Dies versteht jeder. — Das Bewußtseyn sagt jedem gesunden (nicht verrückten) Menschen, was Wille und wollen sey. Ich will mich bewegen, ich will gehen, ich will bleiben, u. s. w. Was hierin sich auf den Willen bezieht, darf man, als jedem bekannt, voraussetzen. — Das Bewußtseyn lehrt ferner jeden das: Ich bin. — Das Ich (was in uns denkt und sich bewußt ist) ist ein im Gehirn des Menschen wohnendes Princip, und davon überzeugt uns das Bewußtseyn. — Wenn etwas anders wird, als es vorher war, so nennen wir dieses eine

eine Veränderung. Dem Bewußtseyn nach ist das Wollen vom Nichtswollen unterschieden, also ist das Wollen eine Veränderung im Ich. — Ursache ist das, was irgend eine Veränderung veranlasset; und Folge das, was von der Ursache veranlaßt wird. — Wir werden unsers Ichs nur auf diese Weise bewußt, wenn wir eine Veränderung vornehmen, wovon unser Wille die Ursache ist, und diese Veränderung bemerken. Das Ich kann sich auch seiner nicht bewußt werden, ohne sich zugleich seines Willens bewußt zu werden. — Ausser unserm Willen werden wir uns nach der Erfahrung noch etwas anders bewußt, was wir wahrnehmen oder empfinden nennen. Ich nenne dieses Etwas Wirkungen, und den Zustand des Ichs, indem es sich der Wirkungen bewußt wird, leiden. — Was unser Ich nicht ist, nennen wir ein anderes Ding. Da wir uns nun bey den Wirkungen nicht unsers Willens, folglich nicht unsers Ichs, und doch etwas bewußt werden: so überzeugen uns die Wirkungen vom Daseyn anderer Dinge. — Unzählige Erfahrungen lehren uns nun, daß wir den Zustand anderer Dinge unserm Willen gemäß ändern können. In sofern nun der Wille den Zustand der Dinge ändert, nenne ich ihn Kraft. Die Veränderung, welche im Ich vorgeht, indem es den Zustand der Dinge ändert, nenne ich handeln. Kraft ist demnach das Vermögen zu handeln. Das reine Bewußtseyn unserer Kraft bestehet demnach in dem Bewußtseyn unsers Willens, verbunden mit der Ueberzeugung, daß derselbe Folgen gehabt habe, oder haben könne. Und dieses Bewußtseyn unserer Kraft ist mit dem Bewußtseyn unsers Ichs einerley. — Dieser Folgen würden wir uns nicht bewußt werden können, wenn es 1) keine Dinge ausser uns gäbe, 2) wenn wir die durch unsern Willen veranlaßten Veränderungen nicht wahrnähmen. Dieses Wahrnehmen ist von unserm Willen ganz verschieden. Denn wir können ja die veranlaßten Veränderungen nicht wahrnehmen, wie wir es wollen. Es sind also Wirkungen. — Wenn wir nun Veränderungen wahrnehmen, welche wir nicht vorher wollen, noch beschließen, so ists ganz natürlich, daß wir an die Stelle, welche vorher unser Wille und unsere Kraft einnahm, jetzt andere Willen und andere Kräfte setzen. Das ist: von dem Daseyn anderer Willen und Kräfte ausser unserer Kraft überzeugt werden. Der Wille und die Kraft anderer Dinge ist also Ursache der Wirkungen in uns, welche ein Leiden in uns ausmachen. — Bisher hat man in allen Fällen, wo

von sogenannten leblosen Dingen die Rede war, mit dem Worte Wirkung so wenig den Begriff von Empfindung, als mit dem Worte Kraft den Begriff von Willen verbunden. Da ich aber in der Folge beweisen werde, daß es keine leblose Dinge gebe, sondern selbst die Elemente der Materie empfindende und wollende Wesen seyen, so finde ich auch nicht nöthig, für jene Fälle besondere Worte zu gebrauchen. —

Doch der Raum verbietet uns, die Anzeige dieses Werkes noch weiter auszudehnen. Wir bitten also unsere Leser, den Beweis, daß auch alle Elemente der Materie empfindende und wollende Wesen seyen, so wie die übrigen Resultate der unumstößlichen und einzig wahren Wernerschen Philosophie aus dem Werke selbst kennen zu lernen. Nur derjenigen unserer Leser wegen, die der Geschichte der ältern philosophischen Systeme nicht völlig kundig sind, merken wir noch an, daß die Meinung, alle Elemente der Materie, und alle Dinge, welche die Stupidität unserer Philosophen und Physiker für empfindungs- und leblos hält, seyen empfindende und wollende Wesen, schon von vielen andern behauptet worden ist, besonders vom Thomas Campanella in seiner Schrift de sensu rerum. Wer aber diese Schrift nicht bey der Hand hat, der wird einen ziemlich vollständigen Auszug daraus in Adelungs Geschichte der menschlichen Narrheit, Theil IV. S. 96. finden. Mit dieser Bemerkung wollen wir jedoch dem Hrn. Prof. Werner nicht im mindesten den Ruhm und die Ehre streitig machen, blos durch sein originelles Denken die höchst wichtige Wahrheit, daß auch die Elemente der Materie empfindende und wollende Wesen seyen, gefunden zu haben. Es ist sehr oft der Fall gewesen, daß originelle Denker und große Köpfe eine und dieselbe Wahrheit blos durch eignes Nachdenken funden, ohne daß der eine wußte, daß auch der andere dieselbe Wahrheit schon erfunden habe. Da nun die Philosophie des Thomas Campanella jetzt ziemlich in Vergessenheit gerathen ist: so müssen wir es dem Hrn. Prof. Werner um so mehr Dank wissen, daß er uns mit einem so wichtigen Dogma jener Philosophie wieder bekannt gemacht hat, und es kann uns völlig gleichgültig seyn, ob er etwas vom philosophischen System des Thomas Campanella gewußt habe, oder nicht.

Wie vortrefflich wird es nicht dann um alle Wissenschaften, und besonders um die Philosophie stehen, wenn erst alle Selbstdenker in Europa die unumstößliche Gewißheit dieser

Artis-

Aetiologie werden eingesehen, sie zum Grunde aller ihrer Speculationen gelegt, und dadurch die Natur gänzlich enthüllt, das Reich der Wahrheit gänzlich entdeckt werden haben! Schade ist es nur, daß, wie der Verfasser der Aetiologie auch selbst befürchtet, erst nach fünf und dreyßig Jahren dieser glückliche Zustand aller Wissenschaften wirklich werden wird. Rec. ist schon ziemlich bey Jahren, er wird also dieses goldene Zeitalter aller Wissenschaften schwerlich noch erleben. Ruhig wird er aber nun sterben, nachdem er das große Glück zum wenigsten im Geiste schon gesehen hat, das der Menschheit in der nächsten Generation bevorsteht.

M. Johann Christ. Zwanzigers, Privatlehrers der Mathematik und Philosophie auf der Universität Leipzig rc. Commentar über Hrn. Prof. Kants Kritik der reinen Vernunft. Leipzig, bey Beer. 1792. 360 Seiten. 8. 1 Rthlr.

Dieses Werk gehört keinesweges zu den ganz unbedeutenden Prüfungen der Wahrheit der Principien und Resultate der Vernunftkritik; und in demselben sind manche Schwächen des Systems der Vernunftkritik über die Quellen und Gränzen der menschlichen Erkenntniß gut dargestellt und erläutert worden. Schade ist es nur, daß eines Theils des Verf. Anmerkungen über die Dogmen der Vernunftkritik und über deren Beweise vielfältig in eine etwas zu trockne und dunkle Sprache eingekleidet worden sind, wodurch gewiß mancher Leser von der Lectüre dieses in mehrerem Betracht lehrreichen Werks abgeschreckt werden muß, und daß andern Theils der Verf. in seinem Urtheile über den Werth der Vernunftkritik und des darin aufgestellten Systems über die Einrichtung und Bestimmung der menschlichen Erkenntniß zu einseitig und partheyisch ist. Der Verf. hängt gar zu eifrig am alten Dogmatismus, und mögte seine Leser gerne überreden, alles, was die Vernunftkritik Wahres enthalte, sey längst bekannt, und seit den ältesten Zeiten von den Philosophen bereits eingesehen und gelehrt worden; alles hingegen, was die Vernunftkritik Neues enthalte, sey falsch, und führe zu lauter Verwirrungen in der Philosophie, oder bestehe aus lauter Inconsequenzen. Es ist nun hier gar nicht der Ort, dieses Urtheil weitläuftiger zu untersuchen und zu prüfen; aber dies muß Rec. erinnern, daß

der Verf. gar nicht Ursache hat, sich zu verwundern, wenn dieses Werk von denen, die in der Vernunftkritik etwas mehr, als lauter Inconsequenzen und Paradoxa angetroffen haben, entweder gar nicht angesehen, oder mit Unwillen gegen dessen Verfasser gelesen wird. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte, und ist von beyden Extremen gleich weit entfernt; und wenn auch die Vernunftkritik das bey weitem noch nicht ist, wofür sie die eifrigsten Verehrer derselben ansehen: so bleibt sie doch immer ein Werk, das an Präcision, Reichthum, Fülle und Originalität der Gedanken, so wie an lehrreichen Winken über die verwickeltsten Untersuchungen in der Philosophie alles bey weitem übertrifft, was die cultivirtesten Nationen älterer und neuerer Zeit als vorzügliche Produkte der philosophirenden Vernunft aufzuweisen haben, und Rec., der wahrlich nicht zu den Anhängern der kritischen Philosophie gehört, findet es schlechterdings unbegreiflich, wie ein Mann, der nicht zu den unwissendsten Dummköpfen gehört, die Vernunftkritik lesen und studiren kann, ohne dabey von der innigsten Verehrung und Bewunderung gegen den philosophischen Geist des Königsbergischen Weltweisen durchdrungen zu werden. Doch unsere Leser werden uns dieses Geständniß verzeihen; wir setzen es nur her, um dadurch anzuzeigen, daß, ob wir gleich diese Prüfungen und Widerlegungen der vorzüglichsten Lehren der Vernunftkritik aller Aufmerksamkeit würdig halten, wir dennoch den Ton, in welchem der Verf. gegen einen Kant schreibt, durchaus nicht billigen können.

Was nun aber das Wesentliche des Inhalts dieses Commentars über die Vernunftkritik betrifft, so würde ein vollständiger Auszug aus demselben zu vielen Raum einnehmen; auch beleuchtet der Verf. die Vernunftkritik in demselben nicht nach neuen und ihm blos eigenen Gesichtspunkten (er prüft vorzüglich die Uebereinstimmung der verschiedenen Hauptsätze in der Vernunftkritik, und das Kriterium der Wahrheit, wofür er übrigens die Vernunftkritik hält und prüft, ist der Dogmatismus und dessen Principien). Wir begnügen uns also damit, daß wir das Vorzüglichste aus dem Commentar über die transscendentale Aesthetik (welche als das vorzüglichste Fundament der Resultate der Vernunftkritik anzusehen ist) anführen, woraus unsere Leser sich leicht eine Vorstellung von der Manier werden machen können, wie der Verf. die Lehren der Vernunftkritik behandelt und untersucht.

Der Vorwurf, sagt der Verf. S. 1, daß die kantische Aesthetik den Scepticismus lehre, scheint zu voreilig abgefaßt; denn Kant nimmt etwas an, so den Erscheinungen ausser uns zum Grunde liegt, und die Sinne afficirt. — Die unsern Erscheinungen zum Grunde liegenden Objekte müssen, so unbekannt sie uns auch immer seyn mögen, doch als verschieden in ihrer innern Einrichtung gedacht werden; denn die Erscheinungen sind von einander verschieden, mithin müssen auch die Objekte, von deren Einflusse auf das Gemüth sie abhängig sind, von einander verschieden seyn. — An die Vorstellung von mehreren einzelnen Existenzen ist die Vorstellung von der Entfernung derselben unter einander nothwendig geknüpft; denn wollte man sich mehrere Existenzen ohne Entfernung von einander vorstellen: so müßte man sich mehrere einzelne Existenzen als eine einzige vollkommen isolirte vorstellen, welches alle unsere Kräfte übersteigt. — In allen Erscheinungen (in allen Vorstellungen von Objekten, welche dadurch in uns entstehen, daß Noumena unser Gemüth afficiren) ist die Entfernung ganz unabhängig von den ihnen entsprechenden Anschauungen (d. i. von den Vorstellungen der Erscheinungen im Gemüthe); denn nach der Vernunftkritik sind alle Erscheinungen extensive Größen, die also auch nie ohne Extension unserm Gemüthe dargestellt werden können. — Die Behauptung, daß wir nichts von den Dingen an sich (transscendentalen Objekten) wissen, auch nicht zu wissen brauchen, weil uns doch ein Ding nie anders, als in der Erscheinung vorkommen kann, muß also nicht bis auf ihre Entfernungen ausgedehnt werden; denn wer Dinge an sich den Erscheinungen zum Grunde legt, der behauptet ja nicht, daß nur ein einziges Ding an sich da sey, welches unsere Sinnlichkeit zu so mannichfaltigen Erscheinungen modificire; folglich existiren jener Annahme zufolge mehrere dergleichen Objekte, und man muß von ihnen Pluralität prädiciren, folglich auch Entfernung. — Die Prädikate der Pluralität und der Entfernung gehören also zu den Verhältnissen der sogenannten Dinge an sich, von denen wir etwas wissen, wenn wir auch von den übrigen innern Bestimmungen der Dinge an sich gar nichts wissen sollten. (Dies wäre nun eine Widerlegung der Behauptung der transscendentalen Aesthetik, daß das Prädikat des Aussereinanderseyns den Dingen an sich gar nicht zukomme, sondern nur zu unserm Anschauen der äussern sinnlichen Gegenstände gehöre; allein, diese Widerlegung wird wohl keinen kritischen Philosophen, der die

Vernunftkritik studiert hat, sehr in Verlegenheit seyn? denn er kann darauf sogleich antworten: daß wir uns mehrere Dinge allezeit als ausser einander vorstellen müssen, davon liegt der Grund in der menschlichen Vorstellungsart, von der wir uns gar nicht losmachen können; sind also Gründe vorhanden, welche erweisen, daß wir den Grund der Vorstellung vom Raume blos im Gemüthe aufsuchen müssen: so werden diese Gründe gar nicht durch den Satz widerlegt, daß die Pluralität der Dinge eine Entfernung derselben von einander voraussetze; denn diese Voraussetzung kann in der Grundeinrichtung unsers Gemüthes ihren Grund haben, ohne deshalb objektiv gültig seyn zu müssen). — Die Entfernung der Dinge an sich kann keine wesentliche Bedingung unserer Sinnlichkeit seyn; denn wäre sie dies, so müßten wir auch die Pluralität, die die Quelle aller Entfernung ist, auf die Rechnung unserer Sinnlichkeit schreiben. — Etwas an unsern Erscheinungen muß aus der Sinnlichkeit, das übrige aber aus den Noumenen abgeleitet und erklärt werden. — Das Prädikat der Entfernung und Ausdehnung in den Erscheinungen rührt von den Dingen an sich her, das den Erscheinungen zum Grunde liegt; die besondere Art aber, wie uns die dargestellte Größe erscheint, muß ganz auf Rechnung unserer Sinnlichkeit geschrieben, und aus derselben abgeleitet werden. — Entfernung und Raum sind gleichvielbedeutende Ausdrücke. — Man muß aber vermöge des Obigen den empirischen Raum von dem transscendentalen unterscheiden. — Empirische Anschauung bezieht sich vermittelst des empirischen Raums auf den transscendentalen, und der empirische Raum kann nicht einseitig erklärt werden, sondern man muß denselben vielmehr von den Noumenen und von der Sinnlichkeit zugleich ableiten. — Daß der Raum kein empirischer, von äussern Erfahrungen abgezogener Begriff sey, kann in der transscendentalen Aesthetik nicht vollkommen evident gemacht werden. Es heißt zwar in der Vernunftkritik: damit ich mir gewisse Objekte als ausser mir und als ausser einander vorstellen könne, dazu muß die Vorstellung des Raumes schon zum Grunde liegen: allein, diese Folgerung ist nicht gültig; denn die Vorstellung des Raumes und der Raum selbst sind nicht einerley, und man kann sagen, daß zwar wohl, um Dinge als ausser uns und ausser einander vorstellen zu können, Raum, nicht aber eben so auch die Vorstellung vom Raum erforderlich sey, und zum Grunde liegen müsse, besonders wenn man annimmt, daß das Aussereinanderseyn und im Raume

seyn

seyn vollkommen identische Benennungen sind; wenn aber Raum und Entfernung (Aussereinanderseyn) nicht für identische Ausdrücke paßiren sollen, so bleibt doch die Folge noch immer so lange ungewiß, als man nicht zuverläßig gewiß ist, daß im Raume seyn und Aussereinanderseyn nie einerley bedeuten könne, welches jedoch nur in der zu erwartenden (kritischen) Metaphysik seine befriedigende Ausfertigung findet. In wieferne Kant durch dies alles widerlegt worden seyn soll, sehen wir gar nicht ein: was hilft denn das objektive Daseyn des Raums zum Vorstellen des Aussereinanderseyns der Dinge, wenn gar keine Vorstellung des Raums in unserm Gemüthe da ist. Unsere Leser sehen übrigens aus dem Angeführten, daß der Verf. sich auf die Prüfung aller Argumente für die Kantische Theorie vom Raume gar nicht eingelassen hat.)

Von den Einwendungen gegen die Kantische Theorie von der Zeit wollen wir nur noch das Hauptsächlichste in der Kürze anführen. — Die unsern Erscheinungen zum Grunde liegenden Noumena, heißt es S. 25, sind nicht nur, sie bleiben auch. Jene sind nämlich zum Theil von diesen dependent; verlöhren also die Noumena ihr Seyn, wenn inzwischen die Erscheinungen blieben: so müßte man Erscheinungen ohne erscheinende Dinge annehmen, welches selbst der Vernunftkritik widerspricht. — Die Dinge an sich mögen auch seyn, was sie wollen, so ist doch ihr Seyn und Bleiben von den Erscheinungen und ihren Anschauungen, so wie von der Sinnlichkeit und ihren förmlichen Bedingungen ganz unabhängig. Aber diese letztere ist auch ihrem Bleiben nach von den Erscheinungen und ihren Anschauungen unabhängig, die doch beydes, Dinge an sich sowohl, als auch Sinnlichkeit voraussetzen; folglich muß das Bleiben der Erscheinungen sowohl vom Bleiben der Dinge an sich, als auch der Sinnlichkeit zugleich abgeleitet werden. — Das Bleiben (Beharren), die Dauer und die Zeit sind vollkommen identische Ausdrücke. — Aus der Allgemeinheit der sich auf Raum und Zeit beziehenden Urtheile kann auch nicht geschlossen werden, daß die Vorstellungen von Raum und Zeit Formen der Sinnlichkeit a priori ausmachen; denn man kann nicht sagen, daß durch Beysetzsetzung dieser Formen die Allgemeinheit jener Urtheile verschwinde, und diese Allgemeinheit kann aus einer nähern und eben so reinen Quelle abgeleitet werden. Treffender ist wohl dasjenige, was der Verf. über die Voraussetzung von Dingen an sich in der

Vernunftkritik erinnert; inzwischen ist es schon von mehreren Gegnern der kritischen Philosophie erinnert worden.

Ov.

Mathematik.

Beschreibung der feuerabhaltenden Lehmschindeldächer, nebst gesammleten Nachrichten und Erfahrungen über die Bauart mit getrockneten Lehmziegeln, mit drey Kupfern, von D. Gilly, Königl. geheimen Oberbaurath. Berlin, 1794. 4½ Bogen, gr. 8. 12 ℳ.

Wenn davon die Rede ist, Gebäude, und besonders Landgebäude der geringern Klasse, oder die doch blos zum ökonomischen Gebrauch bestimmt werden, feuersicher zu bauen, so kann eine solche Einrichtung nicht verstanden seyn, die eine absolute Feuersicherheit gebe; weil dies so wenig überhaupt möglich, als besonders bey dieser Gattung der Gebäude, der damit verbundenen Kosten wegen, thunlich ist. Vieles ist in dieser Absicht schon erhalten, wenn nur die Dächer, da die gewöhnliche Art der Dachbedeckung mit Stroh, oder Rohr, einem aufgegangenen Feuer geschwinden Fortgang und schnelle Verbreitung verschaffet, eine solche Bedeckung haben, die besonders dem Flugfeuer eine Zeitlang widerstehet, und überhaupt nicht so leicht in hellen Flammen vom Feuer verzehret wird. Hiezu hat man nun freylich schon verschiedene Erfindungen und Vorschläge. Aber weder die von dem Hrn. Herzberg angegebene Bedeckung, noch die von dem Hrn. Fax in Schweden erfundenen Steinpappen, noch die Einrichtung, welche von dem Hrn. Lange vorgeschlagen, noch selbst auch der Vorschlag des Hrn. v. Dalberg, die Dächer mit Lehmziegeln zu wölben, haben der Erwartung entsprochen, indem sie theils nicht bewährt gefunden worden, theils für den Landmann bald zu kostbar, bald zu künstlich sind. Dagegen hat sich die, vorzüglich im Halberstädtischen und Mansfeldischen bekannte Art der Bedeckung mit Lehmschindeln, durch ihre simple und wohlfeile Einrichtung sowohl, als auch durch ihre Sicherheit bey einer Entzündung, sowohl von aussen, als von innen, sehr bewährt

gezei-

zeitigt; und es ist Schade, daß theils Unwissenheit, theils Liebe zum Hergebrachten, Vorurtheile, und oft auch nur der Geist des Widerspruchs die weitere und allgemeinere Verbreitung dieser so nützlichen Bauart bis jetzt auch da, wo sie doch möglich wäre, so sehr im Wege gestanden. Das erste, nämlich den Mangel der Kenntniß zu heben, und Landwirthen, die sich gerne über Vorurtheile wegsetzen, die nöthige Anweisung zu ertheilen, hat der Hr. Verf., der schon aus andern nützlichen ökonomischen Schriften bekannt ist, gegenwärtige Nachricht ertheilet. Zuerst beschreibt er, wie diese Lehmschindeln zubereitet und gebraucht werden müssen. Diese Beschreibung ist deutlich und vollständig, und wird durch die saubern Kupfer hinlänglich anschauend gemacht, so daß es keinem schwer werden wird, nach dieser Anleitung selbst einen glücklichen Versuch zu machen. Das Besondere ist hier, daß die Lehmschindeln ihren Lehmüberzug nur auf der innern Seite erhalten, mit welcher sie auf die Latten schichtweise, oder wie Schuppen, über einander liegen; und das Ganze also ein von aussen unbedecktes Strohdach giebt. Es schützet demnach diese Bauart gegen Entzündung von innen unmittelbar durch den Lehm; gegen die Entzündung von aussen giebt sie nur darin einen Vortheil, daß das so häufig mit zwischen liegenden Lehm verbundene Stroh unmöglich mit einmal in Flamme gerathen kann, sondern nur langsam glimmet, und daher weit eher gelöscht werden kann. Wenn man bedenket, daß doch aller Ueberzug, den man bis jetzt noch für Strohdächer angegeben hat, nicht lange dauert, und doch oft kostbar und mühsam ist: so ist der hier erhaltene Vortheil immer schon groß genug, bis man einen dauerhaften, festen, und dabey wohlfeilen Ueberzug wird entdeckt haben. In der Folge giebt der Hr. Verf. noch einige Erfahrungen, Erklärungen, Berichtigungen und Zusätze zu der von ihm 1790 herausgegebenen Beschreibung einer vortheilhaften Bauart mit getrockneten Lehmziegeln. Ja, er wiederholt hier, den Unwissenden zum Besten, das ganze Verfahren, und zeigt, wie auch v. Dalberg und v. Goldfuß behaupten, daß Wände, von Lehmziegeln aufgeführet, vor den sogenannten Wellerwänden und Wänden von Pisé einen großen Vorzug haben. Für den wohlfeilsten Abputz solcher Lehmwände hält der Verf., wenn die geebnete Lehmfläche einigemale mit Theergalle, etwa zwey- bis dreymal, überstrichen wird. Da dies aber eine unangenehme braune Farbe giebt, so kann man dieselbe mit einem verhältnißmäßigen Zusatz von rothem Bolus

der kein Feuer ausdrückt. Weil nun hieraus zu folgen scheint, die Sonne müsse nach und nach Materie verliehren, so sucht Hr. H. zu zeigen, dieser Verlust könne uns an ihrer Größe nicht merklich seyn. Das Physische nimmt Hr. K. gar nicht an, und erinnert, was er selbst als Fackeln gesehen, andere damit übereinstimmende Wahrnehmungen lassen sich gar nicht für Feuer innerhalb eines schwarzen Fleckens erklären; das Geometrische aber, welches die Ueberschrift des Aufsatzes anzeigt, stellt er allgemeiner und überzeugender dar, als H. gethan hatte. Das giebt immer dem Verstande unterhaltende Einsicht in Verbindung von Wahrheiten, des Naturforschers Vorstellung mag noch so wenig Grund haben. 4) Hr. Hauff, jetzo Professor zu Marburg, über die Anomalien. Was nämlich in der Keplerischen Astronomie so heißt. Kepler giebt von jeder zwo Definitionen, denen man nicht sogleich ansieht, daß sie einerley sagen. Spätere Schriftsteller haben bald die eine, bald die andere vorgezogen, und so selbst in der Lehre Veränderungen gemacht, z. E. die mittlere Anomalie durch Winkel an der Sonne ausgedrückt, da es elliptische Fläche ist. Hr. H. stellt die Sache aus ihren Quellen gründlich dar, und empfiehlt auch hierin die Beständigkeit der Sprache, die der Mathematik so vortheilhaft ist. 6. 8.) Hr. Wurm zu Nürtingen über die Zeiten, wenn Mercur sich uns im größten Glanze darstellt; also bey übrigens günstigen Umständen am besten wahrzunehmen ist. Was bisher in dieser Absicht bey Mercur und Venus gethan ist, auch Theorie mit Erfahrung zu vereinigen, erkennt er für einen sehr unvollkommenen Versuch. 7) Ders. über Mercurs scheinbaren Durchmesser, wo auch so viel noch unsicher ist. Er glaubt, in einer Entfernung, so groß als der Erde mittlere von der Sonne, dürfe man ihn nah an 5, 7 Sec. setzen. 9) Hr. Harding, Candidat der Theologie zu Lauenburg an der Elbe, hat daselbst 1792, 93. brauchbare Beobachtungen angestellt; er folgert daraus seines Ortes Breite 53 Gr. 21 M. 5 S., Länge 28 Gr. 41 M. 37 S. 10) Hrn. Oberamtm. Schröters zu Lilienthal Beobachtung der Sonnenfinsterniß am 5. Sept. 1793. Dabey ward unter andern auch ein Spiegelteleskop vom Hrn. Prof. Schrader in Kiel gebraucht, 7 Fuß Brennw. 50mal vergrößert. Durch dasselbe fielen bald nach dem Anfange der Finsterniß drey hohe Randgebirge des Mondes, äusserst scharf in den innern Sonnenrand greifend, ins Gesicht. Er wandte 160malige Vergrösserung und die Projectionsmaschine an,

und

und fand, daß diese vorzüglich hohen Gebirge wenigstens 3 M. über den Mondrand hervorragten, also wenigstens ¾ geograph. Meilen über den Rand erhoben waren. Eine zweyte, eben so hohe Gebirgsgegend entdeckte er an einem andern Theile des Mondrandes, die größte Finsterniß gestattete, den vortrefflichen 13füßigen Reflector anzuwenden, damit er noch kleinere Randgebirge entdeckte. 11) Hrn. Prof. Beitler zu Mietau Beobachtung der Sonnenfinsterniß am 5. Sept. 1793. 12) Hrn. Erblandmarschall v. Hahn zu Remplin Beobachtungen mit einem vorzüglichen Dollondischen Fernrohr von 5 Fuß, besonders an kleinen Sternen. 13) Hr. Bode erzählt mehrere astronomische Begebenheiten, wo man den Uranus hätte wahrnehmen, und ihn ferner als Planeten erkennen können. 14) Hrn. D. und Consistr. Renards zu Königsberg Bemerkungen bey der Sonnenfinsterniß am 5. Sept. 1793. Wegen kränklicher Umstände konnte er sie nur in seiner Wohnstube mit einer Projectionsmaschine beobachten. Um 1 Uhr 2 M. war sie völlig ringförmig, der Ring am südlichen Rande viel schmäler als am nördlichen. Eben das bemerkte jemand, der mit Hrn. R. achtfüßigen Dollondischen Fernrohre nach der Sonne sah. Eine Wolke verhinderte Hrn. R. des Ringes Breite zu messen; um 1 Uhr 4 M. 6 S. gieng die Wolke vorüber, und der Ring war am südlichen Rande schon wiederum geöffnet. Nach dem Calender sollte die Finsterniß zu Königsberg nicht ringförmig erscheinen; weil nun der Fehler weder den Tafeln, noch der Rechnung beyzumessen ist, muß die bisher angenommene Lage von Königsberg nicht richtig seyn, welches Hr. R. schon 1775 öffentlich gesagt hat. 15) Ueber eben die Sonnenfinsterniß und andere Nachrichten aus Hamburg. 16) Hr. Dr. und Astronom Kochs zu Danzig Beobachtungen 1793 und 94. Von den beyden Uhren hat eine ein rostförmiges Pendel, die andere ein einfaches fichtenhölzernes. Hr. K. bedient sich der letztern, die er nach Sternzeit gehen läßt. Sie hat einen abwechselnden, ungleich starken Pendelschlag, vermuthlich weil die beyden Enden des Hakens, die wechselsweise in das Steigrad eingreifen, ungleich dick sind, der stärkere Schall gehört der geraden, der schwächere der ungeraden Secundenzahl. Dieses fand Hr. K. als ein bequemes Mittel, sich von der Richtigkeit des Zählens zu versichern, und sucht es bey den von Zeit zu Zeit vorgenommenen Correctionen zu erhalten. 17) Hr. Prof. Klügel in Halle berichtiget die vom Hrn. de la Place bestimmte mittlere Entfernung Saturns,

lehre, brauchbar zu machen sucht. Er hat es ebenfalls in seiner Gewalt, allgemeine Wahrheiten näher zu bestimmen, und, besonders wenn eigene Erfahrung hinzukommt, das abzusondern, was nicht anwendbar ist, und das vorzüglich Brauchbare desto anschauender vor Augen zu legen. Dies ist die lobenswürdige Absicht des Verf. bey beyden vorliegenden Büchern gewesen, und in dieser Hinsicht verdient er Dank und Aufmunterung. Ob es ihm übrigens geglückt sey, diesen Zweck vollkommen zu erreichen, das wird nur der vollständig beurtheilen können, der mit der Landwirthschaft dortiger Gegenden vollkommen bekannt ist. Rec. traut es sich aus Mangel an Localkenntniß nicht zu, hierüber entscheidend abzuurtheilen; daher wird es genug seyn, den Leser mit dem Inhalt beyder Bücher bekannt zu machen.

Das erstgenannte Buch fängt mit der Lehre von Gemeinheiten an, zeigt wahr und richtig das Schädliche derselben, und zugleich die großen Vortheile, die aus der Abschaffung derselben für das Ganze entstehen müssen. Eben so nachdrücklich wird die Abschaffung, besonders der Gemeindeweiden, und die Einführung der Stall- und Hordenfütterung des Rindviehes und der Schaafe empfohlen. Alle diese Vorschriften sind untadelhaft und wahr: nur wird, nach Rec. Ueberzeugung, das, was von der Stallfütterung gelehrt ist, nicht durchaus für große und ausgebreitete Wirthschaften anwendbar seyn; desto empfehlenswerther hingegen sind diese Lehren für Bauer- und kleine Wirthschaften. S. 33 wird als Vorbauungsmittel gegen Krankheiten ein Kräuterrezept angerühmt, das sehr schön seyn mag; nur Schade, daß es wegen der unverständlichen deutschen Provinzialnamen ausserhalb der Sphäre des Verf. unbrauchbar bleiben muß. Es ist dies immer noch ein sehr tadelnswerther Gebrauch vieler, auch selbst angesehener ökonomischer Schriftsteller, daß die angeführten Pflanzen nicht nach den in allen Welttheilen bekannten Linneischen Namen deutlicher bestimmt werden; Bücher dieser Art müssen dadurch an Brauchbarkeit verliehren. Selbst Hr. Krünitz erlaubt sich dergleichen häufig in seiner Encyklopädie; einem solchen Schriftsteller sind Nachläßigkeiten dieser Art am wenigsten zu verzeihen. — Von der Abschaffung der Brache und dem Anbau der Futterkräuter wird ausführlich und lehrreich gehandelt. Die ganze Lehre von der Abwechselung der Feldfrüchte ist blos local, und in andern Gegenden, wo blos Getraidebau

im

im Großen getrieben wird, und Raps, Wälschkorn, Tabak rc. dem Landmann zu viel Land, Dünger und arbeitende Hände entziehen würde, und überdies der leichte Absatz dieser Produkte fehlt, nicht anwendlich. Eben so wenig passend würde es an vielen Orten seyn, den Klee nur ein Jahr zu nutzen. Von dem gepriesenen Vortheil der einjährigen Kleenutzung hat Rec. sich aus mehrmaligen Versuchen noch nicht überzeugen können. Der Beschluß dieses Buches enthält allgemeine Vorschläge, die Landwirthschaft vollkommener zu machen, die Beyfall und Befolgung verdienen, aber wohl, wenigstens zum Theil, noch lange pia desideria bleiben werden. Dahin gehört die Bestellung einer eigenen Ackerbaudeputation. Rec. kennt ein Land, noch dazu ein Ackerbau treibendes Land erster Größe, wo es eine der wesentlichsten Pflichten der Beamten seyn soll, auf die ganze Wirthschaft und Feldbestellung des Bauern ein wachsames Auge zu haben; und schwerlich ist, im Ganzen genommen, irgendwo eine schlechtere Bauerwirthschaft, als eben hier! — Die Vertheilung der Grundstücke, so, daß jeder sein Eigenthum eingränzen könne, wäre allerdings eine sehr wünschenswerthe Einrichtung, wozu aber Generationen erfordert werden, weil eine plötzliche Veränderung manches Nachtheilige bewürken möchte. Eben so wäre die Verkleinerung der Grundstücke ein ohnfehlbares Mittel, den Flor der Landwirthschaft zu befördern, die Menschenmenge zu vermehren, und den Reichthum der Staaten zu gründen; nur scheint der Vorschlag des Verf. etwas zu weitumfassend zu seyn. Die zu großen Bauergehöfte sind allerdings schädlich; eben so schädlich die großen Landgüter, die wegen ihrer oft ungeheuern Ausdehnung aus Mangel an Menschen und Anspannung, und selbst wegen der großen Entfernung nicht gehörig bestellt werden können. Hier sollten die entlegensten Distrikte abgeschnitten, mit nöthigen Gebäuden versehen, und an kleinere Ackersleute vertheilt werden. Aber ganze Landgüter zu zerstückeln, und in Bauergüter zu verwandeln, würde nie allgemein anzurathen seyn. Ein sehr wahrer und wohlgemeinter Vorschlag hingegen ist: Unterricht in den landwirthschaftlichen Geschäften für die geringere Volksklasse. Die Ausführung hat indessen mehr Schwierigkeit, als es scheint, und die größte ist wohl die: den Bauer zu überzeugen, daß ihm würklich in seinem Fache noch Kenntnisse nöthig sind. Bey der itzt lebenden Generation wäre also eine solche Unternehmung verlohrne Mühe, desto ernstlicher sollte aber freylich bey dem Unterricht der itzt heran-

heranwachsenden Jugend darauf gedacht werden. Um nun zur Ausführung dieser würklich edlen und großen Absicht wenigstens Materialien zusammen zu tragen, entwarf der Verf. seinen

Bauernkatechismus. Obgleich das Buch in Fragen und Antworten abgefaßt ist, — eine Methode, deren Nutzen Rec. nicht einsieht; es gehört viel Kenntniß und eigene Erfahrung im Unterricht dazu, auf diese Art den Vortrag gefällig, lichtvoll und deutlich zu machen, — so möchte es beym würklichen Unterricht doch wohl nicht zur Grundlage dienen können, oder die Bauern und Bauerkinder in des Verf. Gegenden müssen schon ungleich mehr aufgeklärt seyn, als an allen den Orten, die Rec. bekannt sind. Selbst der Lehrer, der sich hieraus unterrichten soll, muß wahrlich schon mehr als alltägliche Kenntnisse besitzen. Für den Landmann hingegen, der über sein Gewerbe nachdenken will und kann, wird es immer nützlich seyn können, um sich in manchen Fällen Raths zu erholen; denn obgleich die hier gegebenen Vorschriften, besonders in Hinsicht des Ackerbaues und der Feldbestellung größtentheils nur local sind, und in andern Gegenden keine Anwendung finden: so schadet dies der Brauchbarkeit des Buches nicht; vielmehr wäre es sehr zu wünschen, daß die ökonomischen Schriftsteller mehr auf die Landwirthschaft ihrer Gegend Rücksicht nehmen wollten; dadurch würde diese edle Wissenschaft mehr gewinnen, als durch allgemeine und unbestimmte Vorschläge, die, so gut sie auch an sich seyn mögen, doch durch den gewöhnlichen Einwurf: das ist bey uns nicht anwendlich, ihren ganzen Credit verliehren. Der Verf. hat das ganze Buch in fünf Hauptstücke geordnet. Das erste fängt mit einer Physiologie der Pflanzen an, die dem gewöhnlichen Landwirth wohl nicht so ganz verständlich werden möchte; die Lehre vom Dünger hingegen trägt er lehrreich und vollständig vor. Die Miststätte soll, so wie Pfeiffer es lehrt, nach der Methode der Engländer, mit einem bretternen Dache bedeckt werden. Diese kostbare Zurüstung ist durchaus unnütz; man wähle nur eine solche Lage, daß der Mist im Schatten liegt, und die überflüßige Jauche seitwärts abfließen und sich sammeln kann, um zur Zeit der Dürre den Misthaufen damit zu besprengen. Wird die Jauche, wie es der Verf. sehr vernünftig anräth, besonders gesammelt, so ist dies Verfahren noch leichter. Auch künstliche Düngungsmittel werden empfohlen, und sehr weise erinnert der Verf., daß diese, vorzüglich der zur

Ungefähr angepriesene Gyps und Kalk, die den thierischen Dünger entbehrlich machen. Allein, auf schon besäete Felder den Winter hindurch Mist zu fahren, möchte doch wohl fruchtlos und gefährlich seyn! — Die ganze Lehre von der Feldbestellung ist hier ausführlicher vorgetragen, als in dem erstgenannten Buche, und besonders, wie auch recht und billig war, für des Verf. Gegend eingerichtet. Die Abschnitte von der Wiesencultur und von der Viehzucht sind lesens- und beherzigungswerth. Die genauern Kenntnisse von dem Alter der Pferde sind hier so erzählt, wie sie schon Riem in seiner Encyklopädie angegeben hat. S. 407 wird die Verfertigung der Forsythschen Baumsalbe umständlich beschrieben, auch werden mehrere nützliche Lehren über das Verpflanzen alter Bäume angegeben, die den Gartenliebhabern nicht unwillkommen seyn werden.

Es.

Abhandlung über eine kleine Landwirthschaft, oder Beantwortung verschiedener zergliederter wirthschaftlicher Fragen in zwölf Abschnitten, nach den besondern Fragen und in angeführten Tabellen beantwortet, von dem Fürstl. Colloredo-Mansfeldischen Rathe J. Mehler. Prag und Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung. 1793. 49 Seiten, 8. ohne die Tabellen und zugefügten Erläuterungen. 4 gr.

Der Ackerbau des Königreichs Böhmen im flachen, Mittel- und hohen Gebirge, mit XXXVI Kupfern, auf welchen die böhmischen Ackerwerkzeuge perspectivisch abgebildet, auch die ökonomischen Erdarten nach ihren Eigenschaften in Klassen getheilt, und die verschiedene Bearbeitung, Düngung, Besäung und Aerndte theoretisch, praktisch und systematisch beschrieben sind, von J. Mehler, Fürstl. Colloredo-Mansfeldischem Rathe, gewesenen Wirthschaftsinspector und Secretair der K. K. B.

Ackerbaugesellschaft. Neue, mit dem zweyten Theil vermehrte Auflage. Dresden, 1794. in der Waltherschen Hofbuchhandl. 8. Erster Theil von 166, zweyter von 90 S. 8 2 Rg. 8 gr.

Die erste Abhandlung ist zu kurz, als daß es nicht zu wünschen wäre, daß alle Landwirthe solche läsen; daher keine Auszüge, noch Nebenbemerkungen, als: man findet, wie vieler Dünger nöthig sey? wie vieles Zugvieh? wie vieles Futter fürs Vieh gerechnet werden müsse? u. s. w. Alles dieses finden die Leser für jene Gegenden so beantwortet, daß auch mehrere Gegenden davon Gebrauch machen können.

Die beyden Theile des Ackerbaues sind auch unter dem Titel: 1) Erste Sammlung der böhmischen Ackergeräthe, mit 24 Kupfern; zweyte Sammlung, mit 12 Kupfern," erschienen, und erzeugen ihrem Verfasser wahre Ehre. Jener war ehedem allein gedruckt worden, und machte schon damals dem Rec. vieles Vergnügen, jetzt um so mehr, da der Verf. solchen mit dem zweyten vermehrt und verbessert hat. In der Sprache selbst ist der V. gegen seinen Landleuten von neuern Schriften so, daß er selbst das: Zween, Zwo, Zwey, richtig anbringt; worin die, welche sich nicht die Mühe geben, hierinnen richtig zu seyn, besser thun, immer: zwey, zu schreiben. Ein ungemeines Verdienst hat sich der Verf. auch bey Ausländern erworben, daß er, bey seinen deutlichen Zeichnungen der so mancherley Ackergeräthe, die deutschen Kunstwörter zugesetzt hat, so daß sie den Landwirthen, wenigstens den praktischen, durch beydes verständlich sind, seinen Landleuten aber durchaus klar seyn können. Theoretische Recensenten werden hierin zwar von uns abweichen, allein, darüber kann der Verfasser ruhig seyn, da man nicht Allen Alles seyn kann, und selbst in den Provinzen Deutschlands mit der Benennung der Pflugtheile verschieden ist. Besonders gefällt uns der Pflug und Haken Tab. XI und XII., davon erster von ihm Rade- oder Rode-Hakenpflug, der andere aber blos ein Radehaken ist. Die Zeichnung legt uns schon dar, daß man mit dem Streichbret auf zwey Seiten willkührlich pflügen kann, und diese Werkzeuge werden unverbesserlich werden, wenn man sie theils nach der Zeichnung in Wiegands wohlerfahrnem Landwirthe, theils nach einer mehr verbesserten Art in dem Arndtisch-Riemschen

Acker-

Ackersystem, der neuern und vermehrten Auflage, so einrichten wird, daß ein Streichbret wechselsweise, da es bey zweyschneidigen Schaaren beweglich ist, und an allen solchartigen Pflügen so seyn sollte, ausgelegt werden kann, wenn man das andere beyschiebt, als wodurch man den Vortheil erlangt, mit dem Pfluge oder Haken auf der Stelle umwenden, und an die andere Furche anpflügen zu können, ohne große Umwege nehmen zu müssen: eine Sache, die wir von den Pfälzischen, Trierischen und von mehr dergleichen in andern Gegenden sich so ähnelnden Pflügen nicht genug empfehlen können.

Recht gern würden wir jedes der hier vorgestellten Ackergeräthe einzeln durchgehen und beleuchten, aber dann würden wir die Gränzen einer Recension überschreiten müssen, die solches nicht zugeben können: wir versichern daher unsere Leser, daß diese zwey Theile, da sie in einem billigen Preise, in Betracht der vielen Kupfer, sind, verdienen, von jedem speculirenden, aber praktischen Landwirthe angeschafft zu werden. Das, was der Verf. übrigens auch von den verschiedenen Erdarten sagt, ist für seine Landsleute, obwohl nicht ganz vollkommen, doch so erheblich, daß es zu wünschen wäre, alle Landwirthe möchten diese Kenntnisse haben.

Ob endlich der Verf. uns in der versprochenen Fortsetzung von Gewinnung aller ökonomischen Pflanzen, etwas Wichtiges für den Landwirth liefern werde, läßt sich von so einem praktischen Manne hoffen: zumal er sich eben hier nicht so sehr in die Physiologie der Pflanzen einzulassen, mehr sie richtig zu benennen und ihren ökonomischen Nutzen darzulegen nöthig hat. Die Physiologie ist eigentlich das Geschäft des theoretischen Lehrers, der, so groß er ist, doch zuweilen auch Fehler macht, wenn er den Praktiker nicht zu Hülfe nimmt; eben so muß dieser jenen zu Rathe ziehen: wozu wir dann dem Verf. die Anfangsgründe der theoretischen und angewandten Botanik, von G. A. Suckow, 1786, und die fünf Theile des Deutsch-Linneischen Pflanzensystems, ein Lehrbuch für Liebhaber der Oekonomie. Nürnberg 1786. zu nutzen, noch sehr empfehlen, so, daß er besonders aus Suckows Anfangsgründen, die darinnen richtig und allen Oekonomen deutlichen deutschen und Linneischen Benennungen beybehalte, und glaube, daß sich Arten in Abarten, aber nicht Geschlechter in andere Geschlechter ver-

lichkeit vermuthen, daß er hinter diesem Vorhange das unpartheyische, ungeheuchelte Urtheil des Kritikers zu belauschen, die dem Werke etwa anklebenden Fehler zu erfahren, und sie nach Möglichkeit zu verbessern wünsche.

Die darinnen wahrgenommenen Fehler wollen wir zum Theil anzeigen, welche größtentheils ihren Grund in einer unzureichenden Praxis, und also darinnen zu haben scheinen, daß der Verf. die Composition nur als Nebenwerk treibt, nur allein viel durchstudirt und durchspielt; dagegen viel seltener componirt, auch seine Werke weniger von andern vor dem Publikum, mehr aber nur von ihm selbst oder einem Freunde in einem kleinen Cirkel vorgetragen hört, da denn das Urtheil darüber nicht ganz frey von Partheylichkeit und Vorliebe, mithin auch nicht ganz wahr und fruchtbar seyn kann. Damit wir nun zeigen, daß seine Praxis mit seiner bessern Theorie im Widerspruche stehe, wollen wir einen kurzen Auszug aus der Vorrede hersetzen, woraus seine theoretischen Gründe, seine Absichten und Vorsätze erhellen; hernach einige praktische Beyspiele dagegen halten, und unsere Verbesserung beyfügen.

In der Vorrede S. XIII heißt es: „In Absicht auf die reine Harmonie muß man beym Choralspielen (Choralsätzen) vorzüglich äusserst strenge seyn, weil, anderer Ursachen nicht zu gedenken, bey der langsamen Bewegung auch der kleinste Fehler merklich wird. Die Dissonanzen müssen daher gehörig vorbereitet und aufgelöst werden; jede Stimme muß eine gewisse ihr eigne Art und (von) Gesang haben, kurz, vollkommen regelmäßig und fließend muß man den Choral begleiten" (setzen). S. XXII. „Durch die ausgesetzten Accorde hat man insbesondere Zinkenisten und Singechören, oder auch denen einen Dienst erweisen wollen, die gerne einen Choral spielen wollen, und doch den Generalbaß nicht verstehen; oder denen, welche die Jugend in öffentlichen Schulanstalten im Singen zu unterrichten haben; oder auch Anfängern, die sich im reinen Satze üben wollen. Denn wie viel Zinkenisten und Cantoren giebt es, (man sollte daraus schließen, daß der Verf. ein Organist wäre, welches doch kaum seyn kann,) die sich auf richtige Harmonie verstehen, und wissen, was zur ächten Behandlung einer Choralmelodie gehört? Sie ist mehrentheils schlecht gesetzt; die Begleitung der Mittelstimmen ist trivial und wäßrig, oft ganz unharmonisch, und wider alle Regeln des Satzes; die Bässe sind seicht und widrig, u. s. w." S. XXIII. „Chromatische

liche und ungewöhnliche Harmonien (wir verstehen dadurch Accorde — und diese sind alle gewöhnlich, aber nicht alle, in jeder Gestalt, zu den vorhergehenden und nachfolgenden gleich schicklich), sind fast durchaus vermieden worden; dagegen ist man vorzüglich darauf bedacht gewesen, dem Basse einen ernsthaften und nachdrücklichen Gang zu geben, ohne ihn ängstlich zu suchen." So viel von der Vorrede.

Von den Fehlern gegen die reine (von der Melodie und alle ihrem Schmuck unabhängige) Harmonie, sprechen wir den Verfasser, nach der bey ihm prädominirenden Voglerschen Theorie, die wir durchaus zu erkennen glauben, frey; und wollen ihn nur auf einige widerlegbare Sätze aufmerksam machen, die wir seiner fernern Prüfung überlassen. Der erste Satz ist: Die reine Quinte (wir behalten unsere Terminologie bey) in jedem Septimenaccorde ist eine vollkommene Consonanz. Z. B. in d f a c, e g h d, so gut, wie in a c e g, c e g h und g h d f. Der zweyte: Die großen Terzen in den vollkommenen Dreyklängen haben einerley Recht. Z. B. in g h d so gut, wie in c e g. Uns scheinen die Gründe, worauf sich diese Sätze stützen, nicht fest genug zu seyn, weil das Ohr und der Geschmack, bey der Anwendung im reinen Satze, Einwendungen dagegen machen, welche wir zum Theil beyläufig (Beyspiel 9.) anführen wollen.

Von den Fehlern gegen die alten Tonarten, welche seine Vorgänger mit großem Fleiß zu vermeiden suchten, wollen wir großer Weitläuftigkeit wegen auch nichts erwähnen, sondern alles annehmen, wie wir es finden. Nur gegen den reinen Satz, auf welchen selbst dem Verf. alles ankommt, haben wir einige Erinnerungen aufzustellen. Wir schicken daher die Regeln voraus, und lassen die Beyspiele folgen. Nach der ersten Regel: In dem reinen Satze muß man diejenigen Accorde mit einander verbinden, die sich zusammenschicken, und zunächst mit einander verwandt sind, wäre die vorletzte Strophe in dem Choral: Von Gott will ich nicht lassen — S. 7 verfehlt.

Beyspiel 1.

h	c	h	a	a	h	a	g	e	a	a	
gis	a	gis	a	f	f	–	e	c	c	e	u. s. w.
e	e	–	e	d	d	–	h	a	a	a	
e	A	a	c	f	d	h	e	a	f	c	

a a a g f e — d
f g f d d d cis d
d e d d d b a g f
d cis d B A G A d

In dem nämlichen Choral findet sich auch eine unaufgelöste Septime:

6.

d e d a h c h ‖ d e d a h c
g g f e d e statt g g f e a
h c a gis a a h c g a gis a
g c d e f c g c H c H A
+

welche um so viel unangenehmer ist, weil das c, worein sie auflösen sollte, ganz verschwindet, und nicht einmal durch eine Verwechselung der Stimmen zu entschuldigen ist. Und auch eine Verwechselung der Stimmen wäre ein Fehler in einem Choralbuche, dergleichen sich auch in dem Choral — Lobsingt dem Heiland — S. 91 vorfindet:

7.

c h a — a statt c h a — a
e fis g e g fis fis g fis g fis
c d cis e d c d d d e d
A G g g cis d A G d cis d

Aus der Regel, daß die Dissonanzen gehörig aufgelöst werden müssen, folgt auch zugleich, daß keine verdoppelt werden darf: denn wenn sie verdoppelt würden, so müßten auch beyde Intervalle auf einerley Art auflösen — und in diesem Falle würden verbotene Octaven entstehen — oder das eine davon müßte einen eben so unerlaubten Schritt oder Sprung thun, und dies wäre der nämliche Fehler, wie bey 6. Ein Beyspiel davon findet sich in dem Choral: Jesu, meine Freude, S. 87.

8.

d c h — a statt d c h — a —
a a a gis e a a a gis a —
f a e d cis f e e d cis — d
d dis e — A d A e — A — d

Die

Die verminderte Quinte a im Alt und Tenor ist hier eine würkliche Dissonanz, weil sie nach der Grundharmonie von h dis f a eine ursprüngliche Septime ist. Sie darf zwar frey anschlagen, aber wegen der unausbleiblich nothwendigen Auflösung nicht verdoppelt werden. Der Hr. Verf. hätte nach der Voglerschen Theorie im Tenor das f auch im Aufheben behalten, und das springende a dafür weglassen können; aber, er wollte auch den heterodoxen Theoretikern nicht mißfallen, vermied daher den einen Fehler, des bestrittenen Grundaccords der verminderten Septime mit der verminderten Terz, und fiel in einen andern. Wir statuiren diesen Accord ebenfalls; aber wir behaupten nur, daß er allein in der Umkehrung als Sextquintenaccord dem Gehör und Geschmack behage. Dies ist ja der Fall bey mehreren Accorden, welche der Componist am liebsten umgekehrt braucht, weil er durch die Melodie alles Unangenehme wegschaffen kann, wie aus folgenden Verbesserungen unter 9. und 10. erhellen wird.

Und hier kommen wir zugleich auf die beyden angeregten widerlegbaren Lehrsätze, worauf uns folgendes Beyspiel aus dem Choral — Noch liegt des Lebens längre Bahn — S. 21 hinleitet:

9.

a	a	h	c	c	h	h	a
fis	fis	g	g	fis	g	g	fis
d	d	d	e	d	d	e	fis
d	c	H	A	d	g	cis	d
			+				++

Nicht alles, was dem Auge gut und richtig scheint, ist es dem Ohr und Geschmack. Uns klingt die reine Quinte bey † wie eine vollkommene Dissonanz, im Grunde wie eine None, welche vorbereitet werden muß, und deren Auflösung schlechterdings, und gleichsam ungesucht von selbst erfolgen muß. Wir überreden uns, daß dieser Septimenaccord der Grundharmonie (d fis a c e g) seine Entstehung zu danken habe, vornehmlich deswegen, weil der Stammseptimenaccord (d fis a c) allezeit an die Stelle des befragten Septimenaccords (a c e g) gesetzt werden kann, und sehr oft würklich gesetzt wird. Der freye Anschlag der darinnen befindlichen reinen Quinte, als einer ursprünglichen None, ist also ein

auffal-

für Singchöre, für Unterrichtes in öffentlichen Schulanstalten, und für Anfänger im reinen Satze scheint uns dies Choralbuch also nicht ganz brauchbar zu seyn. Indeß verdecken das feyerliche Getöne der Orgel und das mannichfaltige Gemisch von so vielen verschiedenen Menschenstimmen bey dem öffentlichen Gottesdienste manchen der angezeigten Fehler; und wir können daher dies Choralbuch immer für brauchbar erklären.

Endlich wünschen wir, daß der Hr. Verf. unsere wohlmeinenden Erinnerungen auch wohl aufnehmen und benutzen möge; und hoffen, daß auch künftig andere Verfasser vierstimmiger Choralbücher billige Rücksicht darauf nehmen sollen.

Ja.

Sechs kleine Klaviersonaten u. s. w., von D. G. Türk, Musikdirector in Halle. Dritter Theil. Leipzig und Halle, 1793. 26 Seiten Querfolio. 18 gr.

Diese Sonaten sind für Anfänger bestimmt, und bestehen aus kleinen Stücken, in welchen nicht gegen die Regeln des reinen Satzes gesündigt, die Melodie auch ganz gefällig ist, wo man aber keine starke, überraschende Gedanken, warme Phantasie, kühne Uebergänge und Ausweichungen erwarten muß, welches sonst doch recht gut mit der Einfalt des Gesanges und mit Vermeidung großer Schwierigkeiten zu vereinbaren ist. Vor zwanzig Jahren, als die Ohren noch nicht durch den Reichthum der in allgemeinen Umlauf gekommenen musikalischen Ideen verwöhnt waren, würden diese Sonaten mehr Glück gemacht haben, als in unsern Tagen.

Pk.

Versuch einer Anleitung zur heroisch-musikalischen Trompeter- und Paukerkunst, zu mehrerer Aufnahme derselben historisch, theoretisch und praktisch beschrieben und mit Exempeln erläutert von J. E. Altenburg. Zwey Theile. Halle, bey Hendel. 1795. 20 gr.

Wir

Wir haben den Titel dieses Buchs ganz hergesetzt, weil er den Inhalt desselben ganz angiebt, und uns dessen überhebt. Vor funfzig Jahren hätte dieses Werk gewiß viel Aufsehen gemacht. Der Verf., ein sächsischer Stabstrompeter, handelt alles, was die mindeste Beziehung auf Trompete hat, oder nur zu haben scheint, mit einer solchen Umständlichkeit ab, daß nur noch die Entstehung der Buchstaben fehlt, mit welchen von Anbeginn her in allen bekannten Sprachen die Benennungen dieses Instruments geschrieben worden sind.

Wäre der eigentliche praktische unterrichtende Theil des Werkes nur etwas deutlicher und genauer, — an Ausführlichkeit fehlt es ihm auch nicht, — so würde Rec. es doch ohne Anstand allen deutschen Trompetern und sogenannten Kunstpfeifern — der Verfasser verzeihe, daß wir gegen seine ängstliche Rangordnung diese beyden Kunstverwandten zusammenstellen — als ein sehr nützliches Buch empfehlen. Für die moralische Bildung des Standes kann es auf jeden Fall mit gutem Erfolg angewandt werden. Als sächsischer Patriot, der sich das Wohl und die Ehre seines Standes mit wahrem Eifer, wenn gleich bisweilen mit übertriebenem, fast lächerlichem Esprit de corps, angelegen seyn läßt, verdient der Verf. vorzüglich Achtung und Beyfall.

Da das Buch indeß wohl schwerlich eine zweyte Auflage erleben wird, wenn es gleich alle ehrbaren Trompeter, die lesen können, und für die es allein Interesse hat, als ihr Kunstevangelium, geziemend neben der Hauspostille stellen wollten, und unter unsern Lesern auch wohl schwerlich viele Trompeter seyn möchten: so mögen wir uns nicht in eine genaue Untersuchung des Werks — die so umständlich und kleinmeisterlich, wie das Buch selbst ist, werden müßte, — einlassen. Um indeß mit zwey Worten den Geist des Schriftstellers zu charakterisiren, wollen wir nur noch hinzufügen, daß der Verf. sein Werk dem Churfürsten von Sachsen zugeeignet hat, **weil Se. Churfürstl. Durchlaucht, als Erzmarschall des heil. römischen Reichs, insbesondere allen Feldtrompetern und Heerpaukern Dero hohe Protection vorzüglich angedeihen lassen;** und daß der Verf. seinen und seines Vaters Lehrbrief, mit genauer Beschreibung der ganzen Verhandlung, bis zu dem ehrenvollen Backenstreich bey der Lossprechung, wörtlich hat abdrucken lassen.

To.

Erziehungsschriften.

Geschichte und Verfassung des Collegii Fridericiani zu Königsberg in Preußen, von D. Samuel Gottlieb Wald, Prof. der griech. Literatur bey der Universität, Oberinspector des Coll. Frider. u. s. w. Königsberg, bey Hartung, 1793. 10½ Bogen, nebst einer Tabelle, den Lectionsplan enthaltend, 8. 9 gr.

Die beyden ersten Bogen dieser Schrift erzählen in gedrängter Kürze die Geschichte des Collegiums von seiner Stiftung an. Ich beziehe mich deshalb auf die N. A. D. Bibl. B. 6. S. 540, wo ein anderer Rec. bey Gelegenheit der Schrift des Hrn. Prof. Wald über den D. Lysius das Wesentliche ausgehoben hat. Jetzt hat die Anstalt den berühmten Hrn. D. Reccard zum Director. Der Verf. bekleidet die Würde des Oberinspectors, und ihm dankt das Collegium manche nützliche Einrichtungen, davon diese Blätter ein redender Beweis sind. Vom dritten Bogen an sind die Gesetze für die Schüler und Pensionäre und die Anweisungen für die Lehrer und Aufseher abgedruckt, welche von der praktischen Methodik und von der Erziehungsgabe ihres Concipienten die vortheilhaftesten Begriffe geben. Das Collegium erhält aus der Königlichen Oberschulkasse jährlich einen Zuschuß von 500 Rthlr. zur Gehaltserhöhung der Lehrer und Unterhaltung eines Schullehrerseminars. Es besteht aus einer lateinischen und deutschen Schule, wozu noch einige Armenschulen kommen, die in verschiedenen Gegenden der Stadt vertheilt sind.

Es ist äusserst zweckmäßig, daß junge Männer, welche Neigung zum Jugendunterrichte haben, hier erst darauf vorbereitet, und mit ihren Pflichten und Obliegenheiten sowohl, als mit den Regeln einer gesunden Pädagogik bekannt gemacht werden. Die Instructionen für die Lehrer einer besondern Disciplin oder Sprache sind mit Sachkenntniß abgefaßt, und die Lehrgegenstände stufenmäßig den Verstandeskräften und Jahren der Schüler gemäß gewählt. Die Wahl der Lehrbücher, die einer Königl. Declaration zufolge von den Inspectoren abhängt, ist unstreitig mit Einsicht getroffen. Es versteht sich von selbst, daß sie ihren Klassen und den Kenntnissen der

Mit-

Mitglieder derselben angemessen sind. Hierzu rechne ich: Gedike's griechische, lateinische und französische Lesebücher, nebst dessen Chrestomathien, Schellers Grammatik, Gaspari und Fabri Erdbeschreibung, das Weimarsche Bilderbuch, Diterichs Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu, u. a. m.

Die Gesetze sind ebenfalls zur Beförderung und Erhaltung der so nöthigen Schulzucht und Ordnung; zur Angewöhnung der Reinlichkeit und zur Sicherheit eingerichtet. Mit wahrem Wohlgefallen bemerkte ich in der allgemeinen Anweisung für sämmtliche Lehrer so viele einzelne Stücke, deren Befolgung für das Ganze gewiß nicht ohne Nutzen bleibt. Ich selbst habe mehrere der hier gegebenen Regeln seit Jahren bey einer öffentlichen Anstalt beobachtet, und wohlthätige Folgen davon verspürt. Wie viele Unordnung und Getöse wird z. E. dadurch vermieden, wenn, wie hier angegeben wird, „der Lehrer nicht eher aus der Klasse geht, bis sein Nachfolger zugegen ist; wenn er beym Schlusse der Schule zuletzt in der Klasse bleibt, die Schüler bankweise und ohne Geräusch herausgehen läßt, und Acht darauf hat, daß keiner den andern stößt, oder selbst unvorsichtig die Treppe herabstürzt.“ — Vortrefflich sind die Wörter entwickelt, deren man sich häufig bey der Beurtheilung der Mitglieder einer Klasse zu bedienen pflegt. Eine so genaue und richtige Bestimmung ist auf den Anstalten besonders nöthig, wo Censuren gehalten und Zeugnisse ausgefertigt werden. Hiezu gehören die Ausdrücke: **Fleißig, mühsam, zerstreut, faul, anständig, ordentlich, roh**, u. s. w. — Nach der allgemeinen Instruction für die Lehrer und Inspicienten folgen die besondern Anweisungen für die Lehrer der Sprachen und Schuldisciplinen. Darin wird nicht allein die Stufenfolge und Ordnung beym jugendlichen Unterricht auseinandergesetzt, sondern es werden auch die bessern Lehrarten angezeigt, und manche Winke gegeben, den Schülern nützlich zu werden. Sehr löblich und beyfallswürdig ist es auch, daß dem Lehrer Bücher und Hülfsmittel vorgeschlagen sind, die er zweckmäßig benutzen kann, wenn er mit Segen in seiner Klasse arbeiten will. Welche süße Belohnung muß es seyn, wenn sämmtliche Mitarbeiter an der Anstalt diese Anweisungen getreu befolgen! Recens. wünscht es herzlich, und wird mit Freuden manche Belehrung für den Unterricht, den er zu geben hat, benutzen; so wie er überhaupt wünscht, daß diese Blätter in die Hände vieler

Lehrer, und besonders Aufseher und Directoren von Schulanstalten kommen mögen, damit sie das Gute und Zweckmäßige, was darin aufbewahrt ist, nach Masgabe des Localen und der Umstände bey ihren Instituten anwenden und üben.

Rec. bemerkt hierbey, daß Hr. M. Dieffenbach in Königsberg (Baczko Annalen von Preußen, 4tes Quartal 1793.) erklärt hat, daß er unter Aufsicht des Hrn. Prof. Wald eine mit dem Coll. Frider. in Verbindung stehende Erziehungsanstalt für die, welche sich der Handlung widmen, und für junge Edelleute anlegen wolle. Wie weit es damit gekommen sey, ist dem Rec. nicht bekannt geworden.

Cw.

Dialogen für Kinder und Zöglinge über die Natur, zur Aufklärung ihres Verstandes und Veredlung ihres Herzens, von Christian Schulz. Zweytes Bändchen. Leipzig, bey Breitkopf, 1794. 162 Seiten, 8. 9 gr.

Was wir von dem Werth des ersten Bändchens gesagt haben, gilt auch von diesem. Die Sachen sind hier eben so dürftig, die Einkleidung ist eben so schlecht gerathen, und der Styl eben so incorrekt, als dort. Ein Mädchen von 14 Jahren spricht von dem Vergnügen, „das oft den größten Geistern Erholung und Vergütung alles jenen Zwanges und Unrechts verschaffte, dessen sie im Lauf der Geschäfte sich unterworfen sahen." — Ein Knabe von 6 Jahren, dem sein kluger Vater sagt, daß er viel Anlage zeige, ein denkender Kopf zu werden, lernt hier, daß, „seitdem die Naturlehre, die einer reinern Philosophie den Weg gebahnt hat, als die vorige Mönchsphilosophie war, die Nebel der Unwissenheit zerstreut, und uns mit dem Wesen und der Natur vieler Dinge vertrauter gemacht hat, sich der Menschenverstand von den sclavischen Ketten entfesselte, die ihm von der Macht der Vorurtheile und eines blinden Glaubens angeschmiedet wurden." Derselbe Vater endigt sein lehrreiches Gespräch mit folgendem Perioden: „Unsere Sonne selbst ist auch zwey Millionenmal größer als unsere Erde, und nur ihre weite Entfernung macht sie für unsere Blicke so klein, mehr jedoch von ihr und von den Planeten, so wie von der

„Menge

„Menge der Sterne, als wir mit bloßen Augen zu sehen ver„mögen, entdeckt das mit Teleskopen oder Fernröhren bewaff„nete Auge, als in welcher Wissenschaft, die mit vielen „Ausmessungen, unterstützt durch die mathematischen Wissen„schaften, hauptsächlich die Geometrie und Optik, verbunden „ist, eben die sogenannte Sternkunde oder Astronomie ent„steht." — Der Verf. scheint es recht gut zu meinen; aber freylich ist es damit noch nicht gethan. Wie er selbst sagt, so befindet er sich in einer übeln Lage; und man sieht leicht, daß er für seine Subsistenz schreibt. Wir wünschen ihm daher von Herzen eine baldige Beförderung, die ihn der Mühe des Schreibens überhebt, und ihn in eine nützlichere Thätigkeit versetzt, als die ist, wozu ihn die Noth bisher getrieben hat.

Na.

Geschichte einer Volksschulenreform, zur dienlichen Nachricht für Menschen, welche Lust haben, ihre geringern Brüder zu beglücken. Frankfurt und Leipzig, bey Platvort, 1794. 9½ Bogen. gr. 8. 10 Kr.

Der Verf. läßt im ersten Theile dieser Schrift einen Prediger Froland auf Befehl seines Landesfürsten, dem sein entworfener Plan zur Verbesserung der Volksschulen in die Hände gekommen war, eine Reise durch das Land unternehmen, um die Schulen zu untersuchen. Wie er den Zustand derselben gefunden, wird von jedem Orte kurz berichtet, und der Prediger sowohl, wie der Schulmeister, charakterisirt. Im 2ten Theile folgt des Predigers Plan, wie Volksschulen verbessert werden können. Nach einigen zweckmäßigen Betrachtungen über die Wohlfahrt in den niedern Ständen, und über die Schulen, welche vorhanden sind, werden die Vorschläge bekannt gemacht, um eine Lehrerpflanzschule anzulegen. Der Verf. meint es gut, und seine Vorschläge sind praktikabel, auch zum Theil schon an mehrern Orten in Ausführung gebracht worden.

Pe.

Gemälde aus der Kinderwelt. Zur Belehrung und Unterhaltung. St. Gallen, bey Huber und Comp. 1794. 9 Bogen, 8. 8 ℛ.

Ein Kinderschriftchen, eben nicht von der schlechtesten Art; aber gewiß haben wir dergleichen auch schon besser. Zuweilen hat der Verf. die Kinderrolle vergessen, und dann sprechen die Kinder wie kleine Professorchen der Moral. Es ist ein wahres Unglück, daß so viele Pädagogen, die für Kinder schreiben, die Sprache nicht verstehen, in der sie schreiben. Auch dieser Verf. schreibt nicht correkt; z. B. er hatte sie gelernt (gelehrt), mit Wenigem zufrieden zu seyn — Aufs neu (e), ich wacht (e).

Mehr als einmal läuft die Moral der Erzählung darauf hinaus, daß eine gute Handlung immer wieder vergolten werde. Dies mißbilligt Rec. Man sollte der Jugend dies nicht so oft und mit solcher Zuversicht vorsagen. Denn so wahr es auch ist, daß jede gute Handlung ihren Lohn bey sich führt, so wahr ist es doch auch, daß die Erfahrung des Lebens tausendfältig dagegen spricht, wenn unter diesem Lohne eine sichtbare Wiedervergeltung verstanden wird.

Tb.

Vermischte Schriften.

Vermischte Schriften von dem Verfasser des heimlichen Gerichts. Zweyter Theil. Berlin, 1793. in der Voßischen Buchh. 318 S. 8. 1 ℛ.

I. Ueber Kritik, hauptsächlich in Beziehung auf den Zustand und den nationellen Charakter der schönen Literatur in Deutschland. Auf funfzehn Seiten läßt sich ein so vielseitiger Gegenstand nicht erschöpfen: indeß macht der Verf. doch einige gute Bemerkungen, oder richtiger, er trägt einige schon von andern gelegentlich geäusserte Ideen, nach seiner Art, mit kleinen Veränderungen und Modifikationen vor. Wenn Hr. H. nur nicht über dem Bestreben, sich kräftig, eigenthümlich und präcis auszudrücken, so oft dunkel, räthselhaft, und bisweilen ganz undeutsch würde! Er macht die richtige Bemerkung, daß die Kritik der Verfasser der Literaturbriefe,

Kriese, aus Mangel eines damals nicht vorhandenen eigenthümlichen Maaßstabes für deutsches Genie noch etwas schwankendes habe, und daß sie dadurch verleitet worden, deutsche Schriftsteller wie Franzosen und Engländer u. s. w. zu beurtheilen, und die Cultur lieber aus der Fremde einzuführen, als eine eigenthümliche Pflege der einheimischen Pflanze zu versuchen. Hr. H. drückt das in seiner Sprache viel kürzer, aber gewiß auch für die meisten Leser ganz unverständlich, und auf jeden Fall unrichtig also aus: „Selbst in den kritischen Meisterstücken dieser Sammlung einen Anstrich von Pedanterie, „ein unsicheres Bedürfniß (!) auf fremden Boden Fuß zu fassen, um die vaterländische Bildung zu unternehmen: Nachtheile, die von einem Zeitpunkte unzertrennlich waren, wo es noch keine eigentliche deutsche Schule, kein „Maximum deutscher Kunstfähigkeit gab." — Dieser Aufsatz dient zur Einleitung des folgenden Abschnitts. II. Kritiken. Hier hat Hr. H. 29 Recensionen englischer, französischer und deutscher Gedichte, Schauspiele und Romane, die er für die A. L. Zeitung geliefert, zusammendrucken lassen. Ueber den Werth derselben erlauben wir uns hier kein Urtheil, da es gegen den Plan dieser Bibliothek ist, Recensionen zu recensiren: ob aber wohl die Käufer dieser vermischten Schriften, die auch die A. L. Zeitung besitzen, sich an der Sammlung derselben **hier**, wo sie fast zwölf Bogen, das heißt, über die Hälfte des ganzen Theils einnehmen, sehr erbauen werden? — III. Fragment über das ältere englische Theater. Daß die Beaumont, Fletcher, Ben Johnson, Maßinger u. a. m. bekannter zu seyn verdienten, als sie wirklich unter uns sind; darüber wird unter Kennern schwerlich ein Streit seyn: allein, sollte Hr. H. ihren Werth nicht zu hoch ansetzen, und sie über ihr Verdienst nah an Shakespear stellen? Warum Leßing, der die Werke dieser Männer doch so gut kannte oder benutzte, in seinen Schriften so wenig zu ihrem Lobe gesagt, und dagegen sich auf die Anpreisung des einzigen Shakespeare eingeschränkt? — Dies zu erklären, nimmt Hr. H. zu einer sehr gezwungenen Hypothese seine Zuflucht. „Leßing empfahl jungen Dichtern das Studium (keinesweges aber die Nachahmung) Shakespears, und jene vielleicht nutzbarern Dichter „studirte und benutzte er für sich; weil er — wenigstens ist „dies leicht möglich und gewiß sehr verzeihlich — mittelmäßigen Köpfen die Eröffnung so reicher Schätze nicht gönnte, die „von ihnen minder glücklich angewandt worden wären." Die

Sache, dächten wir, ließe sich weit einfacher erklären. Lessings Zweck war nicht, brauchbare Muster der Nachahmung zu empfehlen, sondern auf das wahre Wesen der tragischen Poesie aufmerksam zu machen; er wollte die in seinen Augen übertriebene Verehrung der französischen Tragiker und die ungeschickte und schädliche Nachäffung ihrer Manier und ihrer willkührlich zu Regeln erhobenen Conventionen ins Licht setzen; er wollte die Anbetung der tragischen Abgötter durch die Verehrung des Gottes der Tragödie, nicht die seiner Heiligen, verdrängen. So erklärt sich sein Schweigen von ihnen, auch ohne die ihm so wenig ähnliche Mißgunst gegen mittelmäßige Köpfe. IV. **Szenen aus dem Sclaven, einem Schauspiel von Philipp Massinger.** Und noch erklärbarer wird es namentlich von diesem Dichter jedem werden, der auch nur diese hier übersetzten Szenen von ihm liest. Es sind schöne, sehr schöne Züge darin, aber doch kein Funke jenes hohen, ächt tragischen Geistes, durch den Shakespeare über alle tragischen Dichter aller Nationen so unendlich weit hinwegragt. Es sind doch nur frostige Schönheiten, die mehr eine kalte Bewunderung, als wahres Gefühl erregen; die aus dem Kopf zum Kopf übergehen, nicht vom Herzen zum Herzen überfließen. Wesen aus der idealen Ritter- Herren- und Schäferwelt der Franzosen, Italiener, Spanier, nicht aus dem allgemeinen Naturideal, wie es Shakespears Genius vorschwebte. Seine Charaktere, die Gesinnungen und Empfindungen seiner Personen sind sein Werk; er borgte von Chroniken- und Legendenschreibern nichts als Namen, Facta, Begebenheiten. Man vergleiche Maßingers Leosthenes mit Shakespears Romeo, und jenes Cleora mit der Julie von diesem! Romeo und Julie sind, was und wie zärtliche, feurige, schwärmerische Liebende zu allen Zeiten waren, und seyn werden. Leosthenes und Cleora und Pisander so, wie man eine Zeitlang glaubte, daß sie seyn müßten. — V. **Ueber Dichterberuf und Dichterwerth.** Hr. H. nennt diesen Aufsatz selbst das „Werk einer jugendlichen Stimmung", doch glaubt er ihm „noch jetzt einigen psychologischen Werth zuschreiben zu dürfen;" und so viel Rec. sieht, nicht ohne Grund. Man findet sicher auch jetzt noch solche **Wolmár** unter uns, wenn gleich schwerlich in der wirklichen Welt so viel, als in unsern Romanen. Wir wünschen dort einem jeden einen T., wie dieser hier einen hat, der ihn — ja es könnte nicht schaden, wenn er ihn noch etwas deutscher und derber aus dem Schlafe weckte.

weckte. Auch wäre es für manchen jungen und alten Leser wohl nicht überflüßig gewesen, wenn T. hier manchem blendenden Sophism seines schwärmerischen Freundes den Glanz abgehaucht hätte. Es klingt so schön, von dem „himmlischen Gedanken, daß das Schöne und die Tugend Eins sey," zu schwatzen, und „daß mit der Schönheit sich keine wirkliche „Immoralität mehr vertrage; daß politischer, moralischer und „ästhetischer Verfall gleichen Schritt hielten; daß die Nationen zugleich in den Umrissen ihrer Künstler, in den Seelen „ihrer Bürger und den Verhältnissen ihres Staats die Schönheit verlöhren; daß eine Nation, die sich an Schönheit gewöhne, auch moralisch besser und politisch stärker werde, ꝛc. und was der Tiraden mehr sind, von denen das molte parole, pochi sensi gilt. Weniger aber noch, gar keinen Sinn hat folgende, wo von Voltaire und Rousseau die Rede ist, „die in ewig divergirenden Linien auslaufen, und zuletzt doch auf Einer hohen Stufe des Genies zusammenkommen." (!) VI. Abgerissene Gedanken über moderne Größe. 1791. Besser wäre es freylich, Hr. H. hätte seine Gedanken über diesen Gegenstand nicht abgerissen, sondern im Zusammenhang mit hinlänglicher Klarheit und Bestimmtheit vorgetragen: indeß verdient er auch für diese Rhapsodie, so wie sie hier ist, und die feinen, treffenden und freymüthigen Bemerkungen und Aeusserungen Dank. Wie klein ist das Häufchen der Schriftsteller, die in dieser betrübten Zeit (wo das Extremiren so gefährlich, schlimmer als je, und doch fast allgemein Sitte ist), sich auf oder doch nah an der goldenen Mittelstraße zu halten wissen, oder die edel genug denken, es zu wollen. Einfacher, deutlicher ausgedrückt könnte folgende Stelle seyn, aber schwerlich wahrer. S. 298. „Den Aufstand der ganzen bürgerlichen Welt gegen Grundsätze, die ihr eine völlige Auflösung drohen, nennt der eine Theil noch immer ein Despotenbündniß, von feilen Miethlingen unterstützt. Die Wirkungen der letzten moralischen Dekaden, in dem schönsten Reiche Europens; die durch die Erfahrung aller Zeiten erwiesene Unsterblichkeit jedes verfolgten Glaubens; die nothwendigen Widerstandskräfte der Verzweiflung; die Unmöglichkeit, bey einer langen Berührung durch den Krieg gerade eben dieselben Folgen zu vermeiden, zu deren Unterdrückung der Krieg unternommen ward: dies sind alles Rücksichten, gegen welche man sich auf der andern Seite zu verblenden sucht, indem man ebenfalls durch individuelle Verachtung

den allgemeinen Schrecken in die Hoffnung verwandelt: jeder Augenblick müsse der letzte dieser Gefahren seyn." — S. 302. „Mensch und Bürger begehren nichts weiter, als bey ihren Ansprüchen als Mensch und Bürger ruhig gelassen zu werden. Der Wunsch der Wahrheit ist apathisch-weise: die Mittel, ihn zu erhalten, sind convulsivisch: furchtsame Ungerechtigkeit, ungereizter Widerstand, oder unverhältnißmäßige Repressalien. Läutet man nicht so oft Sturm über die Ankunft des Wolfs, daß die Glocke gerissen seyn kann, wenn er wirklich da ist?" — S. 307. „Die französische Revolution hat überhaupt mehr Werkzeuge, als Urheber gehabt; und daher ist in den meisten Urtheilen über die hervorstechendsten Charaktere in derselben ihnen entweder mehr Werth zugeschrieben worden, als sie im Sturm der Begebenheiten retten konnten, oder man hat die Größe der letztern auf den verkleinernden Maaßstab der handelnden Personen zurückbringen wollen, und so für Beyde den unwürdigsten, beschränktesten und unwahrsten Gesichtspunkt erwählt. Das Letzte hat sich niemand mehr zu Schulden kommen lassen, als Hr. Rehberg in seinen Untersuchungen über die französische Revolution." — S. 315. (In der Anmerkung.) Um Mirabeaus Mediokrität zu beweisen, hat sich eben dieser Verfasser (Hr. Rehberg) an Weitschweifigkeit und Entnervtheit selbst übertroffen; ja, er scheint gleichsam nach einem ganz besonders imitativen Styl für seine Behauptung gestrebt zu haben. Dagegen hat ihn diese diffuse Geschwätzigkeit zu manchen etwas verfänglichen Widersprüchen verleitet. Er sucht z. B. zu beweisen, daß M. an der Revolution talis qualis viel weniger Antheil gehabt habe, als man ihm gemeiniglich zuschreibe: zugleich aber findet er das meiste Schlimme der Revolution in Mirabeaus Anschlägen gegründet, und denkt, den Geist seiner Schriften und Reden vorzüglich dadurch herabzuwürdigen, daß er ihm Schuld giebt, vorzüglich Popularität gesucht, hauptsächlich um den Beyfall des gemeinen Volks, des großen Haufens geworben zu haben; als ob jemals Menschen, die in einer Revolution glänzten, der Nothwendigkeit, dieses zu thun, überhoben gewesen wären; als ob jemals weder für Aristokratismus, noch für Demokratismus, noch für Royalismus bey irgend einer Nation ohne Popularität etwas ausgerichtet worden wäre — — Als ob es jemals einem vernünftigen Kopfe einfallen könnte, Cromwells Reden kritisch und logisch zu analysiren! Mirabeaus Genie zeigt sich eben am meisten darin, daß er die revolutionelle

Sprache

Sprache am täuschendsten den philosophischen Grundideen der Revolution anzupassen wußte, und die nothwendigen Widersprüche zwischen beyden am klügsten wegzuräumen schien; dies eben machte ihn weniger zum statistischen oder philosophischen, als zum Revolutionsgenie, womit er nur von ersterem gerade so viel Eigenschaften verband, als die Zeitumstände forderten, und dies hatte eben Anlaß zu der Hoffnung gegeben, daß er vielleicht auch am fähigsten seyn würde, den Strom der Revolution wieder in die Quelle, aus welcher er geflossen war, zurückzuleiten, u. s. w.". Gern setzten wir diese treffende Note ganz her, wenn der Raum es verstattete: wir empfehlen sie aber recht sehr zum eigenen Nachlesen im Buche selbst. S. Mallets du Pan *) scheußlich getroffenes Bild des Jacobinismus wird Niemand verführen, aber es kann dazu beytragen, in mehrern Köpfen die endlich gewiß wohlthätige Ueberzeugung zu befestigen, daß es gegen den Jacobinismus — wie platt dies auch für unsere Dilettanten der Politik, Taktik und Statistik lauten mag — kein besseres Mittel geben kann, als Rückkehr zur Moralität und Humanität; kein schlimmeres aber, als unrecht angebrachte und blinde Repressalien. Der Sieg des Jacobinergeistes ist unmöglich, aber der Aufschub seiner Niederlage durch den leichtsinnigen Gebrauch seiner eigenen Waffen ist für ihn beynahe schon ein Sieg. — —

Ei.

Ueberzeugende Volksgeschichten, als eine Aneiferung, um fleißigern Anbau, Wirthschaft und Zufriedenheit des Landmanns und Städters zu befördern, sammt Erzählungen der Veränderungen des Erdbodens oder der Oekonomie der Natur: als Beytrag zum Noth- und Hülfsbüchlein. Aufgelegt vom Exprofessor Herzer, Wollnegotianten in Pfalzbaiern. 1793. 125 Seiten, 8. 6 gr.

Ein würdiger Pendant zu Beckers Noth- und Hülfsbüchlein. Möchten beyde Schriften in den Händen aller Menschen, der niedrigsten, aber gewiß nicht zu verachtenden Volksklasse seyn: und dadurch unter ihnen Zufriedenheit mit ihrem Berufe, zuver-

*) Considerations sur la Nat. de la revol. de France etc. S. IV. Deutsche Uebers. Leipzig, 1794. S. 69 u. s. w.

zuversichtlicher Glaube solcher Lehren, die zu ihrer Beruhigung so wesentlich nöthig sind, und solche Einsichten und Kenntnisse, die auch der gemeinste Mann haben muß, wenn er mit Gott, der Welt und sich selbst zufrieden leben soll, bewirkt werden. Für alle andere Art von Aufklärung behüte ihn Gott!

Eb.

Encyklopädie, oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten, insbesondere aus Betrachtung der Natur und des Menschen gesammleten Kenntnisse. Vierter und fünfter Theil. Von Georg Sim. Klügel, Prof. der Math. und Naturl. zu Halle. Zweyte umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Berlin und Stettin, bey Nicolai, 1794. 614 Octavs. 5 Kupfertaf. XV—XIX. 2 Rthlr. 16 Gr.

Zuerst Seewissenschaften. In voriger Ausgabe fand sich eine Abhandlung über die Schiffsbaukunst, die ist hier ganz beyseite gelegt. Gegenwärtiger Aufsatz ist vom Hrn. Capit. Müller in Stade. Anfangs; Schiffbau; Unterschied der Handelsschiffe und Kriegsschiffe. Dann: Takerlasche, Segel, und was zu derselben Aufspannung und Regierung erfordert wird. Benennungen der gewöhnlichsten Schiffe und Fahrzeuge. Regierung und Befestigung des Schiffes. Seetaktik. Signale. Tafeln vom nöthigen Holze, Kanonen, Lastigkeit. Kunstwörter, deutsch, englisch, französisch. Da die Kenntnisse, welche in der Encyklopädie vorgetragen werden, mit fortlaufenden römischen Zahlzeichen bemerkt sind, so hat dieser Anfang gegenwärtigen Bandes IX. Nun X. Kriegswissenschaften. So weit dies Personen vom Civilstande dienen kann, Nachrichten von Kriegsbegebenheiten zu verstehen. Der Lieut. Mauvillon hat den Aufsatz von der Kriegskunst verfertigt, und den von der Kriegsbaukunst verbessert. Vier Abschnitte betreffen Artillerie, Festungsbau, Angriff und Vertheidigung. Kriegskunst, diese handelt von Bestandtheilen einer Armee, Lager, Märschen, Schlachten, Cantonirungs- und Winterquartiren. Nun XI. die Philosophie. Psychologie. XII. Sittenlehre. Natürliche Theologie. Moralische

lische Religion. Hr. Kl. hat sich bestrebt, auch die Aenderung in Betrachtung zu ziehen, welche die Philosophie seit der ersten Ausgabe seines Werks erfahren hat; von den neuern Schriften nur die wichtigsten zu lesen, und doch die ältern nicht ganz zurückzusetzen, fehlte es ihm an Zeit und Geduld. Nach dem Umfange aber, den er seiner Arbeit geben durfte, konnte er doch seinen Vorrath von philosophischen Kenntnissen während der Vorarbeitung ergänzen und verbessern, ohne sich in ein weitläufiges und vielleicht verwirrendes Lesen einzulassen. Allemal ist seine Arbeit lehrreich, da er sich an kein System bindet, und durch Bekanntschaft mit andern Wissenschaften der Philosophie Erläuterungen geben kann.

Hz.

Einige Bemerkungen über akademische Gegenstände. Von dem Regierungsrath Carl Friedrich Elsäßer zu Stuttgart. Stuttgart, bey Erhard und Löflund. 1793. 82 Seiten. 8. 6 Kr.

Hr. E. bemerkt sehr richtig, daß die meisten deutschen Universitäten seit zwanzig Jahren zwar in Rücksicht einzelner Institute und Verbesserungen viel gewonnen haben, doch aber auch in vielen andern wichtigen Punkten noch immer zurückgeblieben sind, und manchen Schritt zur Vervollkommnung, der ohne große Schwierigkeit gethan werden konnte, nicht gethan haben. Vorschläge zu Verbesserungen, die sich ohne beträchtliche Geldsummen nicht ausführen lassen, haben wenig oder keinen Nutzen. Der Verf. dieser Bogen schränkte sich daher absichtlich blos auf Winke über solche Plane und Anstalten ein, die im Ganzen ausführbar sind, und entweder gar keines oder eines mäßigen Geldzuschusses bedürfen. Rec. gesteht indeß offenherzig, daß er wenig Hoffnung hegt, auch von diesen Vorschlägen nur einen Theil in den nächsten funfzig Jahren zur Wirklichkeit gediehen zu sehen. Hierzu würde in den meisten Fällen etwas erfordert, das noch schwerer zu erhalten ist, als große Geldsummen und Fonds von den Regierungen oder dem Publikum — Einmuth der Professoren und Aufopferung ihres Privatinteresse, ihrer Privatfreundschaften und Feindschaften, und überhaupt aller großen und kleinen Leidenschaften für das allgemeine Beste. Schwerlich wird jemand, der die deutschen Universitäten nur etwas genauer kennt, an

die Möglichkeit von Verbesserungen glauben, deren erste Bedingung freye Zustimmung und Mitwirkung sämmtlicher oder doch einer Majorität der öffentlichen Lehrer wäre. Was bis jetzt geschehen ist, und noch zu hoffen steht, war und wird fast immer Folge der unvermeidlichen Nothwendigkeit, die der veränderte Geist der Zeit und der Umstände erzwingt, und die Befehle und Anordnungen der Fürsten, so weit diese dabey eingreifen können und wollen, seyn.

Der Verf. hat seine Vorschläge und Bemerkungen unter sieben Abschnitte gebracht. 1) Ueber den akademischen Vortrag bey Vorlesungen. Hr. E. hat sehr Recht, daß man bey den Rufen zu akademischen Lehrstellen in dieser Rücksicht mit unbegreiflicher Sorglosigkeit zu Werke geht. Man sieht dabey fast allein auf die Schriften eines Mannes, ohne daran zu denken, ob er die Gabe des mündlichen Vortrags auch nur einigermaßen besitze. Die Vorschläge, die der Verf. in dieser Rücksicht thut, sind mit großen Schwierigkeiten verknüpft; indeß verlohnt es bey der Wichtigkeit des Gegenstandes schon der Mühe, wenigstens Versuche anzustellen, in wiefern sie unter den jedesmaligen Umständen ausführbar sind. Concurrenten zu einer Professur, die bisher in keinem ordentlichen Lehramt, oder sonst auf einem ausgezeichneten Platze standen, sollen in Gegenwart der Curatoren, nicht auf der Universität selbst, sondern in der Residenz, oder an einem dritten Ort, einige Probevorlesungen, aber ohne Heft halten. „Wer nicht „frey da stehen, und von der Brust hinwegreden kann, der ist „nicht der Mann für den Platz.“ 2) Von Prorectoraten. Sie sollten wenigstens ein ganzes Jahr dauern; der Prorector müßte als solcher einen größern Gehalt empfangen; jeder Professor müßte sich dieses Amt verbitten können, sobald die Reihe zum zweytenmal an ihn käme, u. s. w. 3) Von akademischen Senaten. Sehr treffend ist das, was der Verf. über die Nothwendigkeit und den Nutzen von gutgeführten Senatsannalen sagt. Er schlägt vor, dieses Geschäft einem Mitglied der Juristenfacultät ausschließend zu übertragen. Gleiche Aufmerksamkeit verdienen des Verf. Bemerkungen und Vorschläge über die für die akademische Polizey so wichtige, zweckmäßige Anstellung der Pedellen. 4) Von den Beförderungen zu der Würde eines Doctors, Licentiaten u. s. w. Die Mißbräuche, die in diesem Stück auch auf den besten deutschen Akademien vorgehen, sind allgemein bekannt, und eben so lie-

gen

gen die Folgen derselben am Tage. Die akademischen Würden gelten ausser den Universitäten wenig oder nichts mehr; und man hat daher auch in gut eingerichteten Ländern schon längst die nöthige Vorsicht gebraucht, Doctoren der Rechte und der Arzneygelahrheit eben so gut, wie jeden andern Anfänger, den gewöhnlichen Prüfungen zu unterwerfen, ehe man ihnen gerichtliche oder medicinische Praxis verstattet. So lange Promotionen zu akademischen Graden mit Sporteln für die Facultäten verbunden bleiben, ist an keine Radicalcur dieses Uebels zu denken. 5) Von akademischen Freytischen und Stipendien. Der Verf. hält nichts auf die Anstalt der Freytische, und zieht ein Geldsurrogat an deren Stelle vor. Hierin stimmen wir ihm vollkommen bey. Auch hätte er billig noch den, gewiß nicht unwichtigen, Umstand in Anschlag bringen sollen, daß auf mehrern Universitäten mit dem Genuß dieser Wohlthat an öffentlichen Speiseörtern, Convictorien u. s. w. ein gewisser Schimpf verbunden ist, der mancherley schädlichen Einfluß auf den Charakter junger Leute hat, die bestimmt sind, dem Vaterlande dereinst in öffentlichen Aemtern zu dienen. 6) Von der Oberaufsicht über Universitäten. Diese einem einzigen Manne unter der Benennung eines Curators zu übergeben, hält Hr. E. nicht für zuträglich, und möchte lieber eine Deputation sachkundiger Männer zu diesem Zwecke niedergesetzt haben, die aus einem Präsidenten, zwey Rechtsgelehrten, einem Theologen, einem Arzt, einem Oekonomieverständigen, einem Secretär und Canzellisten bestände. Ob die Professoren dabey immer Vortheil haben, und ob ihnen der Despotismus eines Collegiums oft nicht noch weit härter, als der eines Einzigen fallen, und ob sie auf diese Weise mehr für ungerechten Bedrückungen gesichert seyn würden, möchte Rec. doch nicht geradezu behaupten. Es ist hier der Ort nicht, die Sache weiter zu untersuchen; Rec. will nur auf eine analogische Erfahrung aufmerksam machen. Da, wo die Censur einzelnen Personen anvertraut ist, herrscht im Durchschnitt weit mehr Preßfreyheit, und die Schriftsteller haben weniger von Schikanen und eigenmächtigem, ungerechtem Verfahren zu leiden, als da, wo man ganze Censurcollegia hat. 7) Von Honorarien für Collegien der Professoren. Wer wird dem Verf. abstreiten, daß die Pränumeration auf akademische Vorlesungen unter der Voraussetzung gerecht und billig sey, daß der Student wenigstens zwey oder drey Stunden beywohnen darf, ohne sich verbindlich zu machen, und daß er sicher darauf rechnen könne,

das

das Collegium gewiß zu Ende gebracht zu sehen, oder seine Pränumeration zurück zu erhalten? Arme Studenten sollen ganz frey seyn; allein, Rec. hält es mit mehrern sachkundigen Personen überhaupt für einen der größten und schädlichsten Fehler unsers deutschen Studienwesens, daß man junge Leute gelehrte Schulen und Akademien beziehen läßt, die nicht einmal so viel eignes Vermögen, oder sonst durch Unterstützung Geld genug in den Händen haben, sich wenigstens anständig zu nähren, zu kleiden, und den kleinen Aufwand für Bücher, Schulgeld und Collegien zu bestreiten. Vortrefflich ist die hier im Anhang mitgetheilte, in dieser Rücksicht von dem verstorbenen Herzog von Wirtemberg 1789 erlassene Verordnung. Wie sehr würde der Staat, wie sehr würden die Wissenschaften und selbst eine Menge Individuen, die sich blindlings, ohne allen äussern und innern Beruf den Studien widmen, gewinnen, wenn man in allen Ländern Deutschlands ähnliche Verordnungen nicht allein ergehen ließe, sondern auch dafür sorgte, daß sie befolgt würden. Zwar sind wir weit entfernt, zu der despotischen Maaßregel zu rathen, einen jungen und armen Menschen, der nach dem Zeugniß seiner Lehrer keine hervorstechenden Talente besitzt, deshalb mit Gewalt vom Studiren abzuhalten: allein, man sollte ihn nicht unterstützen. Man fürchte nicht, daß auf diese Weise verborgene Anlagen erstickt werden möchten. Sind diese Anlagen wirklich groß, so werden sie sich dennoch entwickeln und hervorarbeiten, sobald man ihnen nur nicht mit Gewalt und absichtlich entgegen arbeitet: sind sie aber mittelmäßig, so ist an ihnen wenigstens so lange nichts verlohren, als sich noch mittelmäßige Subjekte genug finden, die bey ihrer Mittelmäßigkeit doch den fürwahr nicht zu verachtenden Vorzug eines gewissen Wohlstandes, und was damit in der Regel wenigstens verbunden zu seyn pflegt, einer bessern sittlichern Bildung und liberalern Denkungsart besitzen.

Bs.

Neue
Allgemeine Deutsche
Bibliothek.
Sechszehnten Bandes Zweytes Stück Achtes Heft
und Intelligenzblatt No. 24. 1795.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Versuch über die Landtäge oder die landschaftliche Verfassung des Fürstenthums Lüneburg, aus großentheils ungedruckten Nachrichten entworfen, durch Joh. Friedrich Wilhelm von Düve, extraordinärem Assessor des Churhannöverischen Hofgerichts zu Celle. Erste Lieferung, enthaltend das erste Buch ganz und des zweyten Buchs erstes Kapitel. Mit Erlaubniß Königl. Regierung. Hannover, 1795. gedruckt mit Lammingerschen Schriften. 8. 1 Alph. 1 Bog.

Dieses Werk ist völlig authentisch: denn dem Hrn. Verf. wird in dem Regierungsrescripte vom 19. April 1794, welches hinter dem Titel ganz abgedruckt ist, die Erlaubniß zum Drucke unter der Bedingung ertheilt: „daß die darin hin und „wieder vorkommenden speciellen Allegationen der in der land„schaftlichen Registratur befindlichen Acten nach den Nummern „der Fascikeln, und den Seiten der Acten selbst, in dem Ab„druck gänzlich weggelassen werden.“ Die verschiedenen Bearbeitungen, die von dem Hrn. Vf. in landschaftlichen Angelegenheiten verfertiget, zum Theil auch abgedruckt, aber nicht für das Publikum bestimmt worden sind, haben schon längst den Wunsch erreget, daß aus seiner Feder ein Werk von sol-

der Art, wie das was wir hier ankündigen ist, erscheinen möchte, und dieser Wunsch ist nun zum Theil befriedigt. Es giebt wenige landschaftliche Verfassungen in Deutschland, von welchen man so alte vollständige Nachrichten besitzet, als von der lüneburgischen Landschaft, und auch nur selten treffen die Umstände zusammen, daß ein gelehrter Geschäftsmann voll unerschütterlicher Wahrheitsliebe und mit den nöthigen Hülfswissenschaften und Tiefblicken versehen und ausgerüstet, die landschaftlichen Archive ohne Einschränkung benutzen kann. Man muß daher die Erscheinung und Verfertigung dieses Werks zu den für allgemeine deutsche, und besondere lüneburgische Statistik, glücklichen Zufällen rechnen. Schlimm wäre es, wenn des Hrn. Vf. in der Vorrede geäußerte Besorgniß in Erfüllung gehen sollte, daß nämlich seine auf den Druck verwendete Auslage ihm nicht ersetzet, und daß die Schrift selbst nicht den von ihm erwarteten Nutzen der Erweiterung der Kenntnisse von der Landesverfassung bey Landeseinwohnern aller Stände haben werde. Denn alsdann würde das Publikum den zweyten Theil entbehren müssen. Ein Verlust, den wir, im Vertrauen auf das Publikum für welches dieses Werk vorzüglich bestimmt ist, nicht befürchten wollen.

Die Gränzen der Recension verstatten nicht einen ausführlichen Bericht von dem Inhalte dieses Werks zu geben, obgleich der Rec. dazu eine grosse Neigung hat, weil es eine Geschichte der Regierung einer nicht unwichtigen deutschen Provinz und zugleich eine Nachricht von den in verschiedenen Zeitaltern gebräuchlichen Staatsmaximen und politischen Kunstgriffen enthält, und über diese Gegenstände nicht viel Vollständiges und Beurkundetes im Drucke vorhanden ist. Folgende kurze Erzählung von dem Schicksal der lüneburgischen Landesversammlung wird zureichen, um von dem Werthe der Schrift ein treffendes Urtheil fällen zu können. Vermöge einer Urkunde, die 1293 über einen Vertrag des Herzogs mit seinen Unterthanen, betreffend die Münze, ausgefertigt ist, gab es schon damals nur die drey Stände der Prälaten, Ritter und Städte, und die Bauren waren von der Landstandschaft ausgeschlossen, obgleich eine Abtheilung derselben die Gutsherrschaft ihrer Güter, und also die adlichen Vorrechte besitzt. Die ältesten, oder sogenannten allgemeinen und offenen Landtage waren Zusammenkünfte aller Landstände, über alle Arten von Landesangelegenheiten sich zu berathschlagen.

Zu diesen Landesangelegenheiten gehörten fürstlichen Antritt oder Niederlegung der Regierung, Gesammtregierung, Vermählung, Vormundschaft, Apanage, Erbtheilung, Prinzessinsteuer, Huldigung, Erbverbrüderung, Hofhaltung, Schuldenvermehrung und Tilgung, Besetzung gewisser Bedienungen, Landesauflagen nebst deren Hebung und Verwendung, Bestimmung der Principien nach welchen die Unterthanen die Geldhülfe zu leisten haben, landschaftliche Kapitalien und Güter, Gesetzgebung, Justizverfassung, Polizey, Burgfesten und Fortificationsdienste, Münze, Bündnisse, Krieg, Frieden, Gesandschaften, Militärverfassung, Religion, Vertretung der an ihren Privatrechten verletzten einzelnen Unterthanen, und nähere Bestimmung einzelner Privatgerechtsame. Auf allgemeine Landtage kamen alle Prälaten, adliche Begüterte, Städte und Weichbilder. Allein da bey der Lutherischen Reformation die Probsteyen der Nonnenklöster und drey männliche Stifter secularisirt wurden, auch viele Städte, vermuthlich weil sie die Kosten scheuten, sich der Landtage enthielten, so beschränkten sich die Landtage erst auf einen Prälaten, nämlich den Abt zu St. Michael in Lüneburg, und die Ritterschaft, dann seit 1540 auf den Abt der Stifter Bardewik und Ramelsloh, die drey Städte Lüneburg, Celle und Uelzen, und die gesammten Eigenthümer adlicher Sitze. Im Jahr 1583 hielt man den Landtag im Walde bey Hösering; zuvor aber gewöhnlich in einer größeren Stadt. Dennoch machten die Stände 1652 ein Gravamen daraus, daß man damals den Landtag der Kriegesgefahr wegen nach Celle verlegte. Seit 1652 ist kein offener Landtag gehalten worden, obgleich die Stände bis zum Ende des Jahrhunderts dessen Ausschreibung vom Landesherrn öfters forderten. Auf diesen Landtagen ward kein öffentliches Protocoll gehalten, und öfters zeichnete nicht einmal ein einzelnes Mitglied etwas davon auf. Einzelne Personen, auch wohl einzelne Curien, brachten seit 1642 einen Consulenten als Syndicus mit. Zuweilen ward das Verhandelte vom Herzoge allein in Form eines Privilegii; zuweilen aber (seit 1548) auch vom Herzoge und den Ständen gemeinschaftlich in Form eines Recesses ausgefertigt. Aber auch die Recesse wurden seit der Erhöhung der landesherrlichen Rechte, oder seit 1648, bey Hofe nicht gerne gesehen, und nur selten verfertigt. Die Landstände hatten und gebrauchten das Recht Ausschüsse zu ernennen, welche gewisse Gegenstände curiatim und unter der Genehmigung des

 sol-

folgenden Landtages erwogen, und durch Recesse einstweilen beendeten. Neben den allgemeinen Landtagen stellte der Landesherr öfters Berathschlagungen über Landesangelegenheiten mit den sämmtlichen Landräthen allein, oder auch mit Landräthen und einigen Ständen, oder auch nur mit einigen Landräthen an, entweder zur Vorbereitung auf weitläuftige Verhandlungen, oder zu Abthuung eiliger oder minder wichtiger Sachen. Diese nennt der Hr. Vf. Particularconvente, und unterscheidet sie von Specialausschüssen, welche von Landständen mit gehöriger Vollmacht zu Beendigung einer gewissen Angelegenheit, ohne Beziehung auf einen vorhergehenden Landtag, niedergesetzet wurden, ingleichen von Privatconventen, die einzelne Curien oder auch Landstände hielten, gemeiniglich mit, aber öfters auch ohne Vorwissen des Landesherrn, vermöge des Landesprivilegii vom J. 1527. Die Privatconvente wurden seltener, da seit 1620 die Circulation durch Briefe üblich ward. Die älteren Landesregenten behalfen sich mit einem Notarius oder Protonotarius, (Kanzler) und kannten keine Regierungs- Kammer- Justiz- oder Kriegscanzelley. Aber einige im Lande angesessene Männer mußten bey Regierungsgeschäften zu Rathe gezogen werden, und hießen schon 1267 fürstliche Räthe. Diese wurden vom Fürsten, nach dem Gutbefinden der Magistrate zu Lüneburg und Hannover, aus den Mannen oder Adelichen gewählt, auch gehörten dazu die vornehmsten Geistlichen, und 1428 drey Bürgermeister aus diesen Städten und aus Braunschweig. Sie hießen 1457 geschworne Räthe, 1536 Räthe des Fürstenthums, und seit 1548, so wie jetzt, Landräthe. Die Landräthe büßeten einen Theil ihres Ansehens 1506 durch das damals errichtete Landgericht zu Ulzen ein. Doch durften sie später noch, auf Klage verletzter Unterthanen, den Landesherrn zu rechte weisen. Die Lutherische Reformation veranlaßte, daß die reiche und weniger vom Herzog abhängende Klasse der geistlichen Landräthe erlosch, und brachte die landesräthliche Gewalt ganz in die Hände des Adels; denn der eine geistliche Landrath der übrig blieb, nämlich der Abt zu Lüneburg, mußte immer aus dem Adel genommen seyn. Der Adel hatte zu viel Privatrücksichten, und wagte es nicht, sich allemal den Eingriffen in seine Vorrechte zu widersetzen: auch warfen die Herzoge zuweilen auf einzelne thätige Glieder desselben ihre Ungnade, oder trieben sie, ohne sie zur Rechtfertigung zu lassen, aus dem Lande, bis daß die gesammten Stände 1635 sich von ihnen durch Ver-

träge

träge versprechen ließen, daß dieses bey keinem ihres Mittels weiter geschehen solle. Die vormundschaftliche Regierung über minderjährige Landesherren stiftete 1548 das Regierungscollegium, und besetzte es mit einem besoldeten Stadthalter, Canzler, Großvoigt und gelahrten Hofrath, und obgleich dieses zuweilen die Landräthe zu seinen Berathschlagungen zog, auch dazu 1616 verpflichtet ward, so verlor dennoch das Collegium der Landräthe durch dieses, und den 1610 aus dem Ausschusse der Landstände verordneten Kriegsrath, fast allen Antheil an den Regierungsgeschäften außerhalb den Landtagen. Seit 1621 wurden die Privatlandtage häufiger, und endlich traten diese an die Stelle der allgemeinen Landtage. Auch nannte der Herzog seit 1656 seine Particularconvente die Landschaft, obgleich diese Particularconvente nur aus einzelnen Ständen bestanden, die der Herzog nach Willkühr berief, und die zu den Beschlüssen keine Vollmacht von der gesammten Landschaft erhielten, auch ohne Genehmigung der ganzen Landschaft nichts gültig bewilligen konnten. Zu diesen forderte der Herzog den Abt von Lüneburg und einzelne adliche Stände, und seit 1658 auch einen bürgerlichen Repräsentanten, nämlich den Syndicus der Stadt Celle. Die Adlichen, die keine Landräthe waren, und zu diesen Particularconventen gezogen wurden, bekamen 1704 den Namen der Ritterschaftsdeputirten, und wurden 1716 auf eine gewisse Zahl gesetzet. Im J. 1667 ward in einer Privatconferenz Licentiat Friedrich Molen als erster das Protocoll führender Syndicus für alle drey Stände angenommen, obgleich das Interesse der Städte und der Ritterschaft sich öfters so sehr entgegenlief, daß jeder Stand eines eigenen Syndici zu bedürfen schien. Anstatt des Abts zu Lüneburg ward 1655 ein Landhofmeister verordnet, der primum Votum et perpetuum Syndicatum und die Umfrage erhielt. Die Stifter Bardewik und Ramelsloh kamen wieder zu ihrem alten Stimmrechte, wurden aber von ihren Dechanten gelenket, die gewöhnlich fürstliche Bediente waren. Die Specialausschüsse wurden häufiger, und ein solcher war das Schatzcollegium, dessen Glieder 1509 Schatzverordnete, auch wohl Schatzherren, seit 1638 aber Schatzräthe heißen. Auf die Privatconvente folgte eine andere Art von Landesversammlungen unter dem Namen des Pleni, von welchem die nächste Lieferung handeln wird.

Af.

Ausführlicher Bericht von dem letztern Ausbruche des Vesuvs am 15. Juni 1794, der Geschichte aller vorhergegangenen Ausbrüche und Betrachtungen über die Ursachen der Erdbeben, von Hrn. M. A. D. O., Professor der Arzeneygelahrtheit zu Neapel. Nebst einem Schreiben des Einsiedlers am Vesuv und zwey Briefen des Duca della Torre über den nämlichen Gegenstand. Als ein Anhang zu des Ritters Hamiltons Bericht vom Vesuv. Aus dem Italienischen übersetzt. Mit einem nach der Natur gezeichneten Kupfer. — Dresden, 1795. in der Waltherischen Hofbuchh. 88 Seiten in 4. 10 gr.

Nach den Berichten geschicht- und sachkundiger Augenzeugen war der erwähnte Ausbruch des Vesuvs so fürchterlich und mit so außerordentlichen Phänomenen begleitet, daß er zu den denkwürdigsten, deren die Geschichte dieses Vulkans erwähnt, zu rechnen ist, und wir haben in den verschiedenen in diesem Werk gelieferten Schriften einen ziemlich genauen und vollständigen Bericht erhalten, um Naturkundigen sowohl als andern Lesern einen anschaulichen Begriff von diesem großen Naturereignisse zu geben. — Die in dem nur kurzen Briefe des neapolitanischen Professors voranstehende Erwähnung der in der Geschichte bekannten acht und zwanzig großen Ausbrüchen des Vesuvs ist an sich selbst wenig bedeutend und sehr oberflächlich. — Folgendes sind die Berichte von dem Ausbruche des vorigen Jahres. Schon einige Tage vor dem 15. Junii (in den folgenden Briefen des Duca della Torre sind diese, so wie die folgenden Angaben, bestimmter und vollständiger) bemerkte man Erschütterungen am Krater. Am Abend dieses Tages erfolgte der Ausbruch an der südöstlichen Seite, unter fürchterlichen Donnern, aufsteigenden Feuersäulen und umhersprühendem Stein- und Aschenregen. Der Lavastrom richtete seinen Lauf gegen den schönen Flecken Torre del Greco, welcher fast ganz zerstöhrt ward. Am andern Morgen nahm die Heftigkeit der Eruption ab, aber ein [illegible] dicker Nebel verfinsterte den Horizont. — Die Asche enthielt verschiedene Salzarten, Selenit, vulkanisches Glas und

Eisen

Ebenfalls. Der Luftkreis war am 16. Juni mit elektrischen Wolken bedeckt, und es erfolgten häufige Explosionen dieser Materie im Blitzen. Ein Hagel, von zermalmeten Steinen, fiel mit westlichem Winde über die Flecken Somma und Ottajano, und dauerte bis zum 18. Der Thermometer stieg nach dem Ausbruche, um 3 Grad Fahrenheit, der Barometer blieb auf 28° stehen. Das Meer war stille bis zum 18. Juni, wo es unruhig ward. Nun erfolgte viel Regen, und die Gegend bey Somma ward von einer berstenden Wasserhose überschwemmt. Am 23. war der Vulkan wieder vollkommen ruhig. Der Lavastrom war bey Torre del Greco ¼ einer Meile breit und 35 Palmen tief. Er hatte sich am Fuß des Berges in drey Arme getheilt, wovon der mittlere ins Meer, 80 Palmen über das Ufer, hinausfloß und eine 20 Palmen hohe und 300 P. breite Erdzunge bildete. Der Berg hat bey dem Ausbruch 280 Schuh von seiner Höhe verloren. Das verwüstete Land beträgt 5000 Hufen. Die 18000 Bewohner von Torre del Greco waren nach Castel a Mare geflüchtet, und wurden daselbst von dem Könige, dessen Milde bey solchen Gelegenheiten bekannt ist, wenn die Wirkungen derselben nicht durch niederträchtige Unterbediente, wie bey dem calabrischen Erdbeben 1783, gehindert wird, unterstützt. — Bey der entsetzlichen Hitze des Ausbruchs trockneten auf einer grossen Strecke Feldfrüchte und Bäume aus. Die rauchende Lava verbreitete einen ekelerregenden kochsalzsäuerlichen und hie und da einen urinösen alkalischen Geruch. In Neapel herrschte eine grosse Bestürzung: man that in Staub und Asche Buße; und der Vf. kann nicht genug rühmen, daß sich kein Stand von diesen Bußübungen ausschloß, und vielmehr der hohe Adel und der geistliche Stand mit dem Volk darin und in Werken christlicher Liebe wetteiferten. — Discite justitiam moniti! — aber freylich drohete hier nur — eine Erdrevolution, an welche man in dortiger Gegend schon gewöhnt ist. — Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Ursachen der Erdbeben und der Bestandtheile der ausgeworfenen Materie, zieht der Vf. den Schluß: daß die von dem eingesogenen Meerwasser in Gährung gebrachten Kiese, unter der Erde die Entwickelung der brennbaren Luft hervorgebracht und das elektrische Gas sich bey dieser gewaltsamen Gährung aus dem Schwefel entwickelt habe, wodurch dann die Entzündung der Materie, die Explosionen und das Flüssigwerden der Theile bewirkt worden. — Nach der An-

logie der Blitzableiter und Frostableiter (die Wirkungen der erstern kann man doch wohl nicht mit den letztern vergleichen) hält der Vf. mit Barthalon, Vivenzio, Sarri und Lacepede, nach den Regeln der Elektricität eingerichtete Erdbebenableiter, anwendbar, und er wünscht die allgemeine Einführung derselben zur Abwendung des mörderischen Phänomens.

Die beyden Schreiben des Eremiten am Abhang des Vesuvs enthalten noch folgende Umstände der Eruption. Die mit fürchterlichen Blitzen und Donner begleiteten Explosionen geschahen aus mehrern neuen Oefnungen an der westlichen Bergseite, und vereinigten sich dann zu einer Masse, so daß die rauschenden Feuersäulen ein furchtbar schönes Ganzes ausmachten. Der schreckliche Steinregen am 16. verheerte die umliegende Gegend in Ansehung aller Feldfrüchte u. s. w. und der darauf folgende Aschenregen vollendete die Verwüstung. Durch die heftigen Erschütterungen hat der Berg unterhalb Risse von 200 Schritt Länge und 100 Schritt Breite bekommen, welche einen beißenden harzigen und schweflichten Gestank ausdampfen.

Die beyden nun folgenden Briefe des Duca della Torre enthalten das wichtigste, was über jenes große Phänomen in diesen Berichten enthalten ist, und sind mit großer Sachkenntniß und scharfem Beobachtungsgeist geschrieben. Die darin mitgetheilten vollständigen und genauen Bemerkungen enthalten folgende Data. — Das Erdbeben, welches dem Ausbruch am 12. Juni vorhergieng, und sich periodisch spüren ließ, nahm seine Richtung in wellenförmigen Bewegungen, vom Morgen gegen Abend. Am 13. Juni zeigte ein am Fenster gegen Mitternacht hängender Electrometer viel positive Elektricität. Das Thermometer stand an diesem Tage, Morgens, zwischen 23 und 24° und Abends zwischen 18 und 19°; das Barometer stieg bis zu 29 Zoll 9 Linien nach der engl. Skala. Der Wind war abwechselnd, südlich und west-nordwestlich. Am 14. standen die meteorologischen Instrumente wie Tags vorher. Am 15. Abends, zwey Stunden nach Sonnenuntergang, öffnete sich der Berg nach einigen schwachen Erschütterungen. Der Lavastrom nahm an Breite zu, so wie, nach erfolgten neuen Erschütterungen, die brennende Materie häufiger herausgetrieben ward. Das dem Knallen einer abgefeuerten Batterie und dem Brausen eines Orkans ähn-

ähnliche innere Krachen des Berges dauerte 10 Stunden ununterbrochen fort. Der Lavastrom floß in 4 Stunden 3½ ital. Meilen, von seiner Quelle bis zu dem unglücklichen Flecken Torre del Greco. Am 16. Juni, um 10 Uhr Morgens, lag die vulkanische Asche, an etwas erhöheten Gegenden in Neapel, eine Lin. und zu Portici 5 — 9 Lin. hoch. Die größte Tiefe des Lavastroms wird auf 15 Fuß geschätzt. Am Morgen des 16. hatte die Lava an dem Rand des Stroms schon eine Rinde gesetzt, auf der man eine kurze Zeit mit dem Fuß stehen konnte; in der Mitte aber war noch ein glühender Fluß. Die Stelle des Meeres, wo sie sich ergoß, kochte stark auf, und die Fische schwammen tod auf der Oberfläche. Einige Schritte von der Lava war die Luft mit elektrischer Materie stark geschwängert, und die Fäden des Elektrometers daselbst um 2 Zoll 1 Lin. divergirend; die Elektricität bloß positiv. Die elektrische Materie ergoß sich bis zum 17. unaufhörlich in starken Blitzen in der Atmosphäre. Noch am 18. war die Luft durch Rauch und Aschenregen so verfinstert, daß man in den nahe gelegnen Orten, am Tage, in den Häusern Lichter anzünden mußte, welche nur schwach leuchteten und bey der Schwere und Dicke der Luft schmolzen. Das Thermometer stand an diesem Tage auf 23°, das Barometer 29 Gr. 8 Lin. nach der engl. Skala. Am 19. fiel in Marigliano am Fuß des Berges, die Asche 4 Finger und am 20. 8 Finger hoch. Ein besonders merkwürdiges und schönes Schauspiel waren die elektrischen Erscheinungen. Das elektrische Feuer, welches in schlängelnden Blitzgestalten am 19. aus dem Krater fuhr, entzündete die nahen Wolken, welche natürliche Ableiter bildeten, und das Feuer von einer Wolke in die andere hinüber leiteten und ausströmten, bis es sich in der Erde verlor. — Während des starken Regens am 20. waren die elektrometrischen Fäden um 1 Lin. divergirend, zogen sich aber, so wie der Regen aufhörte, geschwinde wieder zurück. Am Abend des 21. entstand ein starkes die Nacht hindurch anhaltendes Donnerwetter. Am 22. fuhr der Berg fort vielen Rauch und Asche auszustoßen. An diesem Tage näherten sich die unglücklichen Flüchtlinge von Torre del Greco den Ruinen ihrer vormaligen jetzt zertrümmerten Wohnplätze wieder, um, was von ihren Habseligkeiten etwa noch unversehrt geblieben, auszugraben, und die Regierung leistete ihnen hierzu die zweckmäßigste Hülfe. Das Thermometer stand am 20. zu 16 Gr., und das Barometer 29 Zoll 7 Lin. Der Regen

zeigte noch einige Elektricität. In den folgenden Tagen, bis zum 8. Jul., stieß der Krater abwechselnd, bald mehr bald weniger, Rauch und Asche aus. Am 26 Junii verspürte man bis in Neapel Erderschütterungen und hörte ein Krachen des Berges. Die Thermometer und Barometer standen abwechselnd noch wie am 22, und während des fortdauernden heftigen Regens zeigte das Elektrometer positive Elektricität. Am 2. Jul. stieg das an die heiße Lavarinde gehaltene Thermometer auf 51½°. Einige Palmen unter dieser Rinde brannte die Lava noch hell. (?) — An sieben Orten hatte sich der Berg am 15. Jun. geöffnet, und diese Oeffnungen bildeten sieben Hügel, wovon fünf beynahe ½ ital. Meil. im Umkreise und unermeßlich tief sind. Um diese herum hatten sich noch acht kleinere Oeffnungen gebildet. Der Lavastrom war an einigen Orten, genau gemessen, 2000 Palmen breit. Als dieser Strom, welcher anfangs gegen das Dorf Resina zufloß, sich aber plötzlich gegen Torre del Greco wendete, ins flache Land herunter kam, bildete er, durch mehrere Hindernisse aufgehalten, einen See von etwa 1000 Palmen Breite. Aus diesem See sonderte sich ein 28 Palmen tiefer Arm westwärts und mehrere kleine Arme ostwärts ab. Die von dem Strome berührten Häuser von Torre del Greco waren theils eingestürzt, theils von der Hitze geborsten, theils von der Lava gleichsam inkrustirt. Der Strom, welcher sich in das Meer ergoß, ragt 14 Palmen über das Wasser hervor, und ist unter demselben eben so tief. Die ganze Länge des Stroms bis zum Meer beträgt 3 ital. Meilen (jede zu 7000 Palmen) und 540 Palmen. Eine sehr kompakte, homogene, ganz geschmolzene und ziemlich reine Substanz bildet den Körper und die steinartige Masse des Lavastroms; diese ist mit einer aus einer Menge großer und kleiner, aus den unreinsten am wenigsten geschmolzenen und mit Erde vermischten Theilen bestehenden, steinichten Rinde, 4 — 5 Palmen dick, bedeckt. — Die unglücklichen Bewohner von Torre del Greco sahen anfangs die Feuerfluth gegen Resina strömen und bedauerten die Einwohner des Dorfes — als in demselben Momente der Strom sich wandte und auf ihre eignen Wohnungen zuströmte. Sie konnten nun nichts als ihr Leben retten; 14 Personen kamen um. Wenige Wochen nach diesem Unglück waren sie schon wieder mit Errichtung neuer Häuser, in diesem sonst so fruchtbaren und gesegneten Landstrich, beschäftiget. — Die dem Berge nordwärts gelegenen Orte Somma und Ottajano

hatten

haben durch heftige Regengüsse und Ueberschwemmungen viel gelitten, wovon die entgegengesetzte Seite nichts erfuhr. Auch sind mehr als 1000 Husen Landes um Ottojano durch diese Innundationen auf viele Jahre verwüstet. — Der entsetzliche Stein- und Aschenregen kam aus einer eignen etwas höhern Oeffnung des Berges, und verheerte die Gegend auf 2 Meilen weit umher. — An den Brunnen bemerkte man in diesen Tagen große Veränderungen. Selbst in Neapel verringerte sich in denselben der Zufluß von Wasser, und einige Quellen versiegten ganz. — Der Elektricität schreibt unser Vf. einen großen Antheil dieser Eruption zu, wie aus einigen von ihm angestellten Experimenten und aus den obenangeführten elektrischen Phänomenen erhellet. Eine sehr merkwürdige Erscheinung an den Weinstöcken um Ottojano scheint den längst von den Naturkundigern behaupteten Einfluß der Elektricität auf die Fruchtbarkeit der Bäume und Pflanzen, augenscheinlich zu beweisen. Mehrere dieser Weinstöcke, die mit fettichten und ölichten Theilen geschwängerter Asche überschüttet waren, setzten bald nachher neue Trauben an: eine Erfahrung, die schon bey mehrern Ausbrüchen des Vesuvs in dortiger Gegend gemacht worden. — Noch unterscheidet sich dieser große und denkwürdige Ausbruch des Vulkans von den vorigen besonders dadurch, daß er sich nicht mit den sonst gewöhnlichen Vorzeichen eines lange vorhergehenden Getöses in dem Innern, und mit Rauch und Flammen auf der Spitze des Berges, ankündigte, sondern ohne alle solche Anzeigen erfolgte; ein Umstand der uns sehr ungewiß macht, ob die Eruption sich in dem Innern des Berges selbst gebildet oder ihren Ursprung von entfernten unterirdischen Erdgängen hergenommen habe. — Aber hier verliert sich der menschliche Geist in tausend Fragen und Zweifel, welche, nicht durch muthmaßliche Beantwortungen befriedigt, wieder tausend Fragen über die Beschaffenheit des Innern unsers Erdkörpers, und über dieses mit undurchdringlichem Schleyer verhüllte Geheimniß der Natur, erzeugen!

Hr.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Beobachtungen, Zweifel und Fragen der Mineralogie überhaupt und insbesondere ein natürliches

Mine-

Mineralsystem betreffend. Zweyter Versuch, die uralten Erd- und Steinarten nebst ihren unmittelbaren Abkömmlingen, von Franz Freyherrn von Beroldingen ꝛc. Hannover und Osnabrück, bey Ritscher. 8. 76 Seit. 2 Rg. 4 gr.

Dieses ist die Abhandlung, davon wir bey der Anzeige des ersten Versuchs im 6. B. dieser N. A. D. Bibl. S. 487 anführten, daß sie zu erwarten sey.

Mineralogie, insbesondere Gebirgskunde erhält hier überaus schätzbare Beyträge und Bemerkungen von einem Gelehrten, der die Natur in der Natur studierte, und durch vieljährige Bergreisen in mancherley Richtungen, insbesondere durch die von den uralten Bergen zu den jüngsten sich aufklärte. Schade, daß in seiner so viel enthaltenden Schrift weder durch Inhalt noch Register für den Leser gesorgt ist, der etwas darin nachschlagen will.

Anfänger werden besonders für *Saussure* voyage dans les alpes gewarnt, imgleichen für *Soulavie* histoire naturelle de la france meridionale. Ersterer sey nicht Mineralog und Geolog genug.

Die uralten Gebirge fand der Vf. immer als ungeschichtete Massen; wenigstens durch allmähliges Absetzen im Wasser sind sie nicht entstanden, nach ihrer Entstehung aber heftigen Revolutionen ausgesetzt gewesen.

Das Uralter solcher Granitberge, worin Erze brechen, ist äußerst zweifelhaft.

Geisbergerstein, keine eigene Granitart, — dem Schweizer sind es Steine von denjenigen Bergen, welche ihrer Höhe wegen nicht mit großem Vieh, sondern nur mit Schaafen und Geisen (Ziegen) behütet werden können.

Die schnelle und häufige Abwechselung der Witterung, besonders das dadurch verursachte öftere Gefrieren und Aufthauen auf den hohen Gebirgen, ist sehr wirksam, und bringt beträchtliche Veränderungen hervor.

In den kalten Wintern 1788 und 1789 stellte der Verf. desfalls lehrreiche Versuche mit mehreren Graniten an, die er S. 125 erzählt. Er ließ sie 1849mal gefrieren und wieder aufthauen. Ein orientalischer, norwegischer und ein schweizerischer hielten sich sam. bestan. Ersterer verlor nur 4, der letztere 3,

und

und der norweger 4 Gran am Gewicht. Am meisten und schnellsten wurde einer vom Donnersberg verändert, nach ihm folgte ein thüringer, einer aus dem Kinzinger-Thal und einer vom Blocksberge. Vorzüglich litt immer der Feldspath.

B. glaubt an eine Wasserrevolution, welche über die höchsten Gebirge weggieng, die erste und auch wahrscheinlich die stärkste war.

Nur der regenerirte, nicht der uralte Granit geht in Gneuß über. Charpentiers Behauptung, daß Granit und Gneuß gleichzeitig entstanden, werden widerlegt. Die sächsischen Erzgebürge sind vermuthlich durch eine vulkanische Gewalt sehr zerrüttet.

Das Harzgebürge ist nicht durch die älteste Fluth entstanden, sondern zu einer spätern Zeit zerstört und wieder zusammengesetzt worden. Diese Meinung hat auch Rec. in einer Abhandlung ausgeführt, welche bald im Druck erscheinen wird. Bey der Beschreibung des merkwürdigen mächtigen Quarzlagers Pfahl, im bayerischen Granitgebirg, erinnert sich Rec. an ein sehr ähnliches im Erbachischen bey Reichenbach, das aber Erz führt.

S. 292 erzählt der Vf. Versuche, die er mit Granit angestellt hat, um sich über den Erfolg der mechanischen Zerkleinung desselben zu belehren.

Die Gletscherwässer lösen Kieselerden auf, und sind deswegen wahrscheinlich Ursache der Kröpfe.

B. schreibt die Gestalt der Gipfel der höchsten Alpen, welche Saussure artischockförmig fand, zum Theil der alten Fluth zu. Rec., der mehr für die Erhebung der Urgebürge aus dem Meere als für die alte Fluth ist, glaubt, daß jene Gestalten der alten Weichheit und nachherigen Orcane zuzuschreiben sey. Gneuß ist selten in der Schweiz, weil die dazu erforderliche Zertheilung in so feine Theile, wegen der steilen Abschüsse der Gebürge, nicht geschehen konnte: seine Stelle nimmt die Nagelfluh ein. Doch findet sich auch Gneuß in den Mittelalpen.

Eine Verbindung setze eine Eingreifung der unter sich verbundenen Körper voraus und unterscheide sich dadurch von Anziehung. Rec. würde jene Eingreifung lieber Vereinigung, und nur das Verbindung nennen, wo die Trennung zweyer Körper durch einen dritten abgehalten wird.

Das Verbindungsmittel der Nagelfluh und des Sandsteins scheint der Rest der abgeriebenen Ton- und Kieselerde

aus

aus dem äußerst zerkleinten Granit zu seyn. Flugsand hat man in der Schweiz nicht. Ein Schweizersoldat brachte einst ein Säckchen dieser Seltenheit aus den Niederlanden. Es fiel ihm wohl nicht bey, daß derselbe von ihm zu seiner ersten Heimath zurückgebracht werde.

S. 338 eine Tabelle über die vom Granit abstammenden Schieferfelsarten. I. Gröblich zerkleint, wieder gemengt und zusammengekittet, als Geröll Nagelfluh, geschichtet regenerirter Granit. Beyde sind aus kennbaren Granittheilchen zusammengesetzt. Aus nur quarzartigen Granittheilen sind zusammengesetzt, als Geröll der Mühlenstein geschichtet, die Grauwacke und der feinkörnige Wetzstein. II. Fein zerkleint, gemengt und gemischt sind die sämmtlichen Gneußarten, als: der eigentliche Gneuß, bey welchem sämmtliche Lager seiner Bestandtheile kenntlich sind — der, worin Quarz überwiegt, Gestellstein, wo Glimmer die Oberhand hat, Glimmerschiefer, wo Ton oder Steinmark Hornschiefer, sodann B. der Porphyr? mit kenntlichem Feldspath. III. Mit zufälligen Bestandtheilen, als mit krystallinischem Glimmer oder Granaten Murkstein, mit Bittererde roh Grünstein, krystallinisch in Schuppen Hornblende, mit Säulen Schörl.

Bey dieser Tabelle, worauf das folgende Ausführliche dieser Schrift sich gründet, bemerkt Rec., daß Nr. III. sich nicht wohl von I. und II. absondern läßt, sondern darunter untergetheilt seyn sollte. Dann scheint ihm auch der neuere Granit noch eine Abtheilung zu verdienen, nämlich unter gemengten, eigentlich regenerirten oder jüngeren Granit, und unter gemengt und gemischten älteren Granit Gneußmutter. Dieses erzführende Gestein, das außer seiner Schichtung und seinen Adern vom uralten nicht zu unterscheiden ist, unterscheidet sich doch noch sehr vom jüngsten zusammengekitteten. Er scheint nicht sowohl wie letztere mechanisch zertheilt und wieder zusammengesetzt — als vielmehr in Schlammmasse ungetrennt vom Ort seiner Entstehung sich entfernt zu haben. Nach dieser Tabelle handelt nun der Vf. von jeder darin vorkommenden Gebirgsart insbesondere ausführlich.

Die harzischen Bergarten sind Mitteldinge zwischen Flötzgestein und Schieferfelsarten. — Das Gestein, welches Lasius Trapp nennt, ein Mittelding zwischen Flötztonschiefer, und der Granit des Brockens ist nicht geschichtet, sondern zerspaltet sich allmählig in Parallelapipeden. Der Glimmer im

Gneuß,

Granit, zumal der krystallinische, scheint eine neuere Entstehung zu seyn. Ueberhaupt glaubt der Vf., Glimmer sey eine mit vielem Brennbaren vermischte Ausscheidung des Tons. Der cararische Marmor in Stücken zu großen Statuen ist deswegen so unverhältnißmäßig theuer, weil die stärksten Blöcke von Schwefelkies durchsprengt angetroffen werden.

Die Hornschiefermasse sollte man zum Unterschied von der Tonschiefermasse Binderde nennen.

Die Harzer und Rheinische Gebirgsart, welche zwischen Flötz und mittelzeitiger Schieferfelsart ein Mittel zu seyn scheint, hat das Eigene, daß in ihr Orthozeratiten und Hysterolithen angetroffen werden, wovon sich besonders letztere in den jüngeren Flötzgebirgen nicht finden. Sollte das von mehrern Mineralogen bestätigt werden?

v. B. giebt sich viele Mühe, gegen Karsten den Unterschied zwischen Ton und Hornschiefer zu zeigen.

Rec. vermuthet, daß auch hier Mitteldinge, wie der Rammelsberger Tonschiefer, die Verschiedenheit der Meinungen veranlaßt haben mögen.

Werners Kieselschiefer sey eine mit mehr als gewöhnlich häufiger Kieselerde vermischter Hornschiefer.

Eigentlicher Porphyr ist nur der, welcher vollkommene Feldspathkrystallen enthält. Die Grauwacke enthält nur Trümmern davon, auch das ungarische Saxum metalliferum nicht, so viel der Vf. davon sah.

Die mannichfaltige Unterlagen, worauf Porphyr vorkommt, machen seine Entstehung zweifelhaft. Nach Rec. Meinung haben sie mit dem Basalt eine ähnliche Entstehung.

Granat, eine Ausscheidung aus Glimmer, eine glimmerartige Quarzkrystallisation. Die Zerlegung der Granaten in Glimmer brachte v. B. durch Frieren und Aufthauen hervor. Die reineren Schörlarten scheinen aus Hornblende ausgeschieden zu seyn, die Hornblende aber aus bittererdigen Steinen. Im Allgemeinen ist Hornblende unter Schörl begriffen, und man sollte die Benennung Schörlschiefer statt Hornblendeschiefer einführen.

Thumerstein, eine halbdurchsichtige dem Schörl sich nahende Hornblende. Wie es uralten Kalkstein giebt, so auch uralte bittererdige Steinarten, daraus die mittelzeitigen, z. B. der Gildstein entstanden sind.

Der uralte Kalkfels ist weit auflösbarer und reiner, als der jüngere. Man trifft ihn im Großen wohl allgemein nur da

all,

an, wo die Vorgebürge weder uralten Granit noch mittelzeitige Schieferfelsarten aufzuweisen haben. Schuppiger Gyps war ursprünglich schuppiger mittelzeitiger Kalkstein.

Auf dem Gotthard und dem sächsischen Erzgebürge war wahrscheinlich uraltes Kalkgebürge, das weggeschlemmt Stoff zu dem daselbst vorhandenen Kalk und Gyps gegeben haben mag.

Die Bittererde muß wohl dasjenige seyn, was verursacht, daß Steinmark zu Porcellain dient. Tremolit, eigentlich ein kalkartiger Schörl, fließt wie der Feldspath im Feuer zu einer porcellainartigen Masse. Eisenspath, Pflinz, scheint ein mit Eisen vereinigter alter schuppiger Kalkstein zu seyn.

Vom Perlmutterglanz der Adularia wird vermuthet, daß sie von Schwererde herkomme.

Dieser Schrift soll eine Abhandlung der neuern Steinarten und deren Entstehung folgen. — Etwas auffallend ist es anfangs, daß Bergraths Nose, oder seiner Schriften, nirgends mit einem Wort gedacht zu finden, da doch der Vf. mit Anführung anderer Schriftsteller nicht nur nicht sparsam ist, sondern auch zuweilen mit Ausziehung vieler Stellen dem Leser gewiß mehrmal lästig wird. Aber man schlage nur Nose's Beyträge zu den Vorstellungsarten über vulkanische Gegenstände, S. 55 rc. und S. 298 nach, und man wird es sich erklären — auch mag die Stelle S. 8: „Man fordere „nicht sinnliche Beweise, wo keine zu geben sind. Warum „soll der Geolog minder berechtigt seyn, sich auf Analogie zu „beziehen“ rc. sich einigermaßen darauf beziehen. Möchte doch der Vf. gedrängter — weniger wortreich schreiben, und Wiederholungen zu vermelden suchen, auch die Druckfehler, worauf man hin und wieder stößt, z. B. S. 412 statt entfernt, entflammt; S. 434 statt Teufe, Teiche, wenigstens anzeigen lassen, übrigens aber seine Bemühungen um die Aufklärung in der Mineralogie ununterbrochen fortsetzen.

Zo.

Beyträge zur Naturgeschichte von D. H. F. Link, ordentlichem Professor der Naturgeschichte, Chemie und Botanik zu Rostock. Erstes Stück. Ueber die Leiter der Natur, das natürliche und künst-

künstliche System. Rostock und Leipzig, bey Stiller. 1794. in 8., 8 gr.

Was der Vf. gleich anfangs über den Zweck der Naturgeschichte, nach Anleitung von Kants Kritik der Urtheilskraft, sagt, ist sehr wahr. Man erzeigt der Naturgeschichte einen schlechten Dienst, wenn man sie bloß als eine Hülfswissenschaft der Oekonomie, Medicin, Technologie zu erheben sucht. Die Zahl der Naturkörper ist so groß nicht, daß man, in jener Rücksicht, dazu eine weitläufige Zurüstung mannichfaltiger Systeme nöthig hätte, und der Oekonom ist nicht selten ohne jene systematische Kenntniß, so wie ohne eine Anleitung unserer ökonomischen Handbücher, tief in die Natur gedrungen. Kultur des Geistes überhaupt ist der erste und höchste Zweck dabey. (Doch sollte nicht die Nothwendigkeit der Naturgeschichte, zur richtigen Ueberlieferung des Nützlichen in der Oekonomie, Medizin u. s. f. übergangen seyn?) Ueber die Bearbeitung der Naturgeschichte in technischpraktischer Rücksicht finden wir nichts befriedigendes. Anwendung der Naturkörper hilft ja nichts: und kann nichts helfen zu ihrer systematischen Kenntniß, wovon die Rede ist, und wenn wir auch die Kunst verständen sie, die natürlichen Körper, nach unserer Willkühr zu verändern, so würden wir darum noch nicht die Kunst verstehen, sie richtig zu ordnen und andern leicht kennbar zu machen, was eigentlich Zweck des Systems ist. — Ueber die Leiter der Natur, und die natürliche Ordnung. Wenn der Vf. sagt: jedes Geschöpf ist also zu betrachten als zwischen zwey andern Geschöpfen gestellt, von welchen das eine vollkommener, das andere unvollkommener seyn muß, so glaubt er dadurch den Begriff einer Stufenfolge zu rechtfertigen, und den eines Netzes zu wiederlegen, aber wie? — stehen nicht alle Naturkörper von allen Seiten mit andern in Verbindung, findet nur eine aufsteigende oder absteigende Ordnung statt, coexistiren nicht mehrere Körper nebeneinander als auf einander? — Freylich ist es eine andere Sache in unseren Systemen, wo man in einer für uns natürlichen Reihe die Arten unter den Gattungen (nicht Geschlechtern) und diese unter den Ordnungen u. s. w. auf einander folgen läßt. Natürliche Ordnung ist also nur ein beziehender Begriff auf unsere Einsichten, und allerdings können wir, bey viel oder wenig Arten, schon anfangen eine für uns natürliche

Ordnung zu machen; aber diese wird immer eine künstliche bleiben. Die von dem Vf. bemerkten Vorschriften zu einer angeblich natürlichen Ordnung sind sehr wahr. — Ueber die Form der Naturkörper. Merkmale der Körper können entweder extensiv oder intensiv seyn. Zu jenen gehört die Form nach ihren Verschiedenheiten, zu diesen hingegen die Farbe, Geruch, Geschmack und andere solche Eigenschaften. Beyde scheinen uns aber in Rücksicht ihrer zufälligen Veränderlichkeit nicht weniger Ausnahmen fähig, nur erstere bestimmter in ihren Abweichungen. Von der vollkommensten Form, die aus den mannichfaltigsten Theilen, auf die mannichfaltigste Art zusammengesetzt ist, soll man ausgehen, um die Stufenfolge der Verschiedenheit anzugeben. Ueber ursprüngliche und zufällige Form finden wir uns nicht vollkommen befriedigt. Wer z. B. eine Pflanze nur auf den Alpen, oder an beyden Polen in ihrer kleinen Form beobachtet hätte, würde eine grössere derselben Art, auf der Ebene oder den Wendezirkeln näher, für zufällig grösser halten, und das Ueberfluß nennen; was wir an der kleinen Mangel heissen. — Betrachtungen über die drey Reiche der Natur überhaupt. Eine feine Bemerkung, nach welcher das unvollkommenste Thier nicht mit der vollkommensten Pflanze, sondern grade wieder mit der unvollkommensten verbunden wird. Corallina conserva, spongia, sertularia, und ein wichtiger Grund gegen die vermeinte Leiter der Natur, wenn man nicht annehmen will, daß die unterste Stufe des einen Reichs die erste aufsteigende des andern wird. Doch läßt sich noch die Frage aufwerfen, ob der bemerkte Grad von Reizbarkeit an spongia nicht mehr Annäherung und Vollkommenheit ist, als die für uns vollkommen erscheinende Pflanze; das nämliche gilt von der Reproductionskraft der conserva. Nach den vorausgeschickten Grundsatz: in der Naturgeschichte sey es das sicherste in der Mitte anzufangen, da das Einfache, so wie das Vollkommene die größten Schwierigkeiten mache, um eine natürliche Ordnung zu suchen, folgen Betrachtungen über das Pflanzenreich. Der Vf. faßt hier mehrere Formen unter einen allgemeinen Blick zusammen. Im Einzelnen bemerken wir aber Lücken. So müßten bey den Kryptogamisten die Laubmoose ausgenommen werden, wo sich eben so gut als an andern Pflanzen deutliche Blätter zeigen. Die Scheiden an den Gräsern sind nicht mit den Knoten (geniculis) verwachsen, viele ausländische Gewächse haben einfache Blätter mit divergirenden

zirenden Nerven, so rechtwinklich, als am folium compositum u. s. w. Besser sind die Betrachtungen und Vergleiche über Stamm, Inflorescenz, Blüthe; sehr gute Widerlegung und Erklärung der Linneeischen prolepsis plantarum. Verwächsung des wahren Kalks mit der Blume, als unterscheidendes Merkmal zwischen involucrum und bractea u. s. w. Dieses mag hinreichen, einen Begriff von der Behandlungs- und Denkungsart des Vf. über die Naturgeschichte, auch der beyden übrigen Reiche, zu geben.

Ef.

Grundriß der öffentlichen Vorlesungen über die Experimentalnaturlehre, welche, auf Veranstalten der Churfürstl. Akad. d. W. in München, vom P. Maximus Imhof, Ordens des heil. Augustins, öffentl. Lehrer der Physik und höhern Mathematik rc. am Churfürstl. Schulhause, und der Akademie wirklichen Mitgliede, auf dem akademischen Hörsale vorgetragen, und zum Gebrauche seiner Zuhörer und junger Naturfreunde in den Druck gegeben worden. München, 1794 bey Lentner. gr. 8. Erster Theil. 296 Seit. 6 Kupfert. Zweyter Theil, 1795. 446 S. 9 Kupfert. 2 Rh.

Die Absicht der churfürstl. Akademie bey ihrem Auftrage, Kenntnisse der Natur auszubreiten und anwendbar zu machen, die jedem Stande nothwendig und nützlich sind. Der erste Theil fängt, wie gewöhnlich, mit allgemeinen Eigenschaften der Körper an, dann Bewegung, Schwere, Statik und Hydrostatik. Im zweyten werden die allgemein verbreiteten, einfachern und eigenthümlichern Stoffe behandelt: Luft, die jetzo sogenannte Luftarten, Wasser, Wärmestoff, Feuer, Lichtstoff, elektrische und magnetische Materie. Der Vortrag ist deutlich, richtig und vollständig. Der Absicht gemäß, mußten mathematische Lehren als Erfahrungssätze beygebracht werden, ohne Buchstabenrechnung. Hr. J. geht, vorsichtig, nicht weiter als Erfahrung führt. So erklärt er die meisten

Theorien des Magnetismus für physikalische Romane. Sie beyzubringen war hier der Ort nicht, in einem theoretischen physikalischen Werkchen, Epitome institutionum physicas, habe er sie etwas mehr aus einander gesetzt und angezeigt, wo man Uebersicht von ihnen findet. Die Gedanken Hrn. Hube u. a. scheinen ihm den Vorzug zu verdienen; es gebe, wie für die Elektricität, wie für den Magnet, zwo unterschiedne Materien, die im Stahl und Eisen vereinigt sind, sich aber durch gewisse Mittel trennen lassen, nach der Trennung anfangen sich gegenseitig anzuziehen, oder ihres Gleichen abzustoßen, und, da jede besonders verdichtet verschiedne Stellen einnimmt, die zween Pole des Magnets ausmachen, aus denen die magnetischen Erscheinungen, wie die elektrischen, vermittelst der Vertheilung hergeleitet werden.

Hz.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Rheinische Musen. Ersten Bandes erstes, zweytes und drittes Heft. 288 S. Zweyten Bandes erstes Heft. 96 Seiten. 1794. 8. Beyde Bände 2 Rk. 16 gr.

Dieses, sine die et consule, erscheinende Journal führt über den einzelnen Stücken der Hefte die Rubrik: Zeitung für Theater und andre schöne Künste. Es enthält theils Originalaufsätze, welche nur kurz und, wenigstens im ersten Bande, von sehr weniger Bedeutung sind, theils Auszüge aus andern bekannten in das Fach der schönen Künste einschlagenden Werken. Folgendes ist der Inhalt der vor uns liegenden Stücke, wobey wir die Anzeige der ganz kurzen Aufsätze, Gedichte, Recensionen u. dgl. übergehen.

1. B. 1. H. Englische Theaternachrichten. — Rüge der lächerlichen Deutung eines ungenannten Auslegers über das Süjet und die Personen der Oper, die Zauberflöte, die von diesem Jakobinerriecher für nichts weniger als für das Produkt einer Freyheitspropaganda ausgegeben wird. Es soll, nach dieser albernen Auslegung, die Königin der Nacht die personificirte alte französische Regierung, Pamina die Freyheit, Tamino das Volk, Papageno die Reichen,

Papa-

Papagena die Gleichheit, der Mohr die Emigranten ꝛc. seyn. — Nationalbürgertheater in Maynz zur Zeit des dortigen Aufenthalts der Franken 1793. Nachdem nämlich das dortige treffliche Nationaltheater aus einander gegangen war, formirte sich ein klubbistisches Liebhabertheater, welches denn auf den Brettern die Farcen, nur in etwas anderer Form, wiederholte, welche in dem Klubb und sogenannten Mainzer Nationalconvent gegeben wurden. Aber es war nur, wie diese, eine bald vorübergehende Erscheinung. Man gab unter andern ein Paar clubbistische Stücke: Der Aristokrat in der Klemme, der Despot auf dem Lande u. dgl. — Nachrichten vom Mannheimer Theater — vom hochdeutschen Theater in Amsterdam — vom Münchner National- und Stuttgarter Hoftheater. Die letztern Nachrichten sind in den folgenden Heften fortgesetzt. — Ueber den Mißwachs in der deutschen dramatischen Litteratur, der der Operettenliebhaberey, der schwankenden Unbeständigkeit des deutschen Geschmacks und der undankbaren Lage der deutschen Theaterdichter zugeschrieben wird. — Ein sogenannter Kunstanhang, der in den folgenden Heften fortgesetzt wird und seine eignen Seitenzahlen hat, soll nach dem Eingang den Zweck haben: „Künstlern und Liebhabern der Werke der Kunst die nöthigen Vorkenntnisse zu erleichtern, um das Schöne zu fühlen und die Anwendung davon auf ihre eignen Erfindungen machen zu können, die Bühnen und Leser der dramatischen Werke mit richtigen (??) Costumezeichnungen der darin vorkommenden wichtigen Personen bekannt zu machen." Eine kurze Theorie der schönen Künste soll die Geschichte des Ursprungs, Fortgangs, Verfalls und der Wiedererweckung derselben bey den einzelnen Völkern des Alterthums, und die Geschichte der Kunst in den neuern Zeiten, folgen. Dabey sollen gut gezeichnete und illuminirte Kupfer von Theaterkostums mit Erklärungen geliefert werden. ꝛc. — Der Plan ist besser gedacht, als er in diesen Heften ausgeführt ist. Es sind äußerst kurze Fragmente, es dürfte bis zur Vollendung des Plans eine längere Reihe von Jahren gehören, als Rec. diesem Journal in seiner Dauer zutrauet. Sehr schlecht und fehlerhaft gezeichnet und höchst geschmacklos illuminirt sind die Kupfer. Apollo und die Musen werden es verhüten, daß die meisten derselben, auch als Costumezeichnungen, nicht zu Mustern genommen werden! Man sehe z. B. nur gleich das erste Kupfer, das das richtige Costume des Czaar Peter des Großen vorstellen soll, und die erbärmliche

Theorien des Magnetismus für physikalische Romane. Sie beyzubringen war hier der Ort nicht, in einem theoretischen physikalischen Werkchen, Epitome institutionum physicae, habe er sie etwas mehr aus einander gesetzt und angezeigt, wo man Uebersicht von ihnen findet. Die Gedanken Hrn. Hube u. a. scheinen ihm den Vorzug zu verdienen; es gebe, wie für die Elektricität, wie für den Magnet, zwo unterschiedne Materien, die im Stahl und Eisen vereinigt sind, sich aber durch gewisse Mittel trennen lassen, nach der Trennung anfangen sich gegenseitig anzuziehen, oder ihres Gleichen abzustoßen, und, da jede besonders verdichtet verschiedne Stellen einnimmt, die zween Pole des Magnets ausmachen, aus denen die magnetischen Erscheinungen, wie die elektrischen, vermittelst der Vertheilung hergeleitet werden.

Hz.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Rheinische Musen. Ersten Bandes erstes, zweytes und drittes Heft. 288 S. Zweyten Bandes erstes Heft. 96 Seiten. 1794. 8. Beyde Bände 2 Rg. 16 gr.

Dieses, sine die et consule, erscheinende Journal führet über den einzelnen Stücken der Hefte die Rubrik: Zeitung für Theater und andre schöne Künste. Es enthält theils Originalaufsätze, welche nur kurz und, wenigstens im ersten Bande, von sehr weniger Bedeutung sind, theils Auszüge aus andern bekannten in das Fach der schönen Künste einschlagenden Werken. Folgendes ist der Inhalt der vor uns liegenden Stücke, wobey wir die Anzeige der ganz kurzen Aufsätze, Gedichte, Recensionen u. dgl. übergehen.

1. B. 1. H. Englische Theaternachrichten. — Rüge der lächerlichen Deutung eines ungenannten Auslegers über das Süjet und die Personen der Oper, die Zauberflöte, die von diesem Jakobinerriecher für nichts weniger als für das Produkt einer Freyheitspropaganda ausgegeben wird. Es soll, nach dieser albernen Auslegung, die Königin der Nacht die personificirte alte französische Regierung, Pamina die Freyheit, Tamino das Volk, Papageno die Reichen,

Papa-

Papagena die Gleichheit, der Mohr die Emigranten ꝛc. seyn. — Nationalbürgertheater in Mayntz zur Zeit des dortigen Aufenthalts der Franken 1793. Nachdem nämlich das dortige treffliche Nationaltheater aus einander gegangen war, formirte sich ein klubbistisches Liebhabertheater, welches denn auf den Brettern die Farcen, nur in etwas anderer Form, wiederholte, welche in dem Klubb und sogenannten Mainzer Nationalconvent gegeben wurden. Aber es war nur, wie diese, eine bald vorübergehende Erscheinung. Man gab unter andern ein Paar clubbistische Stücke: Der Aristokrat in der Klemme, der Despot auf dem Lande u. dgl. — Nachrichten vom Mannheimer Theater — vom hochdeutschen Theater in Amsterdam — vom Münchner National- und Stuttgarter Hoftheater. Die letztern Nachrichten sind in den folgenden Heften fortgesetzt. — Ueber den Mißwachs in der deutschen dramatischen Litteratur, der der Operettenliebhaberey, der schwankenden Unbeständigkeit des deutschen Geschmacks und der undankbaren Lage der deutschen Theaterdichter zugeschrieben wird. — Ein sogenannter Kunstanhang, der in den folgenden Heften fortgesetzt wird und seine eignen Seitenzahlen hat, soll nach dem Eingang den Zweck haben: „Künstlern und Liebhabern der Werke der Kunst die nöthigen Vorkenntnisse zu erleichtern, um das Schöne zu fühlen und die Anwendung davon auf ihre eignen Erfindungen machen zu können, die Bühnen und Leser der dramatischen Werke mit richtigen (??) Costumezeichnungen der darin vorkommenden wichtigen Personen bekannt zu machen.“ Eine kurze Theorie der schönen Künste soll die Geschichte des Ursprungs, Fortgangs, Verfalls und der Wiedererweckung derselben bey den einzelnen Völkern des Alterthums, und die Geschichte der Kunst in den neuern Zeiten, folgen. Dabey sollen gut gezeichnete und illuminirte Kupfer von Theaterkostums mit Erklärungen geliefert werden, ꝛc. — Der Plan ist besser gedacht, als er in diesen Heften ausgeführt ist. Es sind äußerst kurze Fragmente, es dürfte bis zur Vollendung des Plans eine längere Reihe von Jahren gehören, als Rec. diesem Journal in seiner Dauer zutrauet. Sehr schlecht und fehlerhaft gezeichnet und höchst geschmacklos illuminirt sind die Kupfer. Apollo und die Musen werden es verhüten, daß die meisten derselben, auch als Costumezeichnungen, nicht zu Mustern genommen werden! Man sehe z. B. nur gleich das erste Kupfer, das das richtige Costume des Czaar Peter des Großen vorstellen soll, und die erbärmliche

Erklärung dazu! Der Lichtputzer eines Dorftheaters könnte beydes nicht schlechter erfinden.

2. Heft. Bemerkungen über das spanische Theater, aus dem bekannten trefflichen Werk des Cheval. Bourgoing. — Bemerkungen über das dänische Theater, aus v. Ramdohr's Studien. — Nachrichten und Tagebücher von den Mannheimer- Mainzer- Leipziger- Großmannschen- Amsterdammer- und Brünner-Bühnen.

Das 3. Heft enthält, außer der Fortsetzung der ebenerwähnten Theatertagebücher, kurze Kritiken über Pariser-Bühnen; das Fragment einer schlecht dialogirten Rittergeschichte; einen Auszug aus Girtanners Geschichte der franz. Revolution: Theaterkrieg überschrieben, und einen angefangenen Aufsatz, über die Versification im Drama. Der letztere zeichnet sich unter den übrigen wäßrigten Originalaufsätzen dieses Bandes aus.

2. B. 1. H. Einige in diesem Heft angefangenen Aufsätze geben ihm einigen Vorzug vor den drey ersten Heften. Dieses sind die Bruchstücke über die Pantomime — über bestimmte Darstellung in Musikprodukten — Aphorismen über die Kunst. — Den übrigen Inhalt machen einzelne Theaternachrichten, Recensionen, die langweiligen Theatertagebücher u. dgl. aus.

Hr.

Joseph von Arimathea in sieben Gesängen. Hamburg, bey Bachmann und Gundermann. 1794. 211 Seit. 8. 18 gr.

Der Verf. — Herr Johann Kaspar Lavater, denn in der Dedikation nennt er sich — glaubt in der kurzen Vorrede, es könne ihm und dem Leser völlig gleichgültig seyn, ob man dies Gedicht Epopee, oder Darstellung, (so möchte man ohngefähr nur in der Lavaterischen Sprache ein aus sieben Gesängen bestehendes Gedicht nennen können) oder beschreibendes Poem, oder nur neue Messiade, (was es nun niemals weder heißen kann noch heißen wird) oder Joseph von Arimathea heiße, wenn nur durch dasselbe der Sinn für biblische Geschichte, für große Charaktere und für den größten

Aller

aller entweder geschärft oder genährt werde. Rec. ist fest überzeugt, daß weder unter den oben vorgeschlagenen, noch allen andern möglichen Titeln, die man für dieses Gedicht wählen möchte, einer schicklicher seyn dürfte als der: Joseph von Arimathea. Der Hauptgedanke, der hier episch behandelt wird, ist der, daß Joseph sich entschließt, Jesum zu begraben, und seinen Entschuß durch die Genehmigung des Prätors Pontius Pilatus, mit welchem L. die deutsche Welt ehedem in einem eigenen bändereichen Werke bekannt gemacht hat, endlich wirklich ausführen kann. Die Phantasie des Vf. bekam, wie man leicht erachten kann, hier einen grossen Spielraum, sich nach Herzenslust herumtummeln zu können, weshalb über die artistische Composition viel zu sprechen und nicht minder viel, der epischen Behandlung ganz ohnbeschadet, vielleicht wegzuschneiden wäre, was besonders von dem siebenten Gesang gelten dürfte. Uebrigens aber ist dem Vf. die Zeichnung des Josephs nebst der Haltung des Ganzen gut gerathen, und Rec. muß gestehen, daß er, viele Lavaterismen, Unverhältnisse und unnöthige Schwärmereyen abgerechnet, manche Darstellung einzelner Theile mit wahrem Vergnügen gelesen habe. Als Ideenschöpfer tritt L. überall auf, ob aber auch als Künstler in der Bearbeitung — darüber ist das Publikum längst belehrt worden. Wenigstens das Verhältniß an sich und unter sich hat L. niemals studirt, und wird dies nun auch wohl nicht mehr thun. Wollen wir den Plan verjüngt vorstellen, so möchte er ohngefähr folgender seyn:

Erster Gesang. Der für Jesum gesinnte Joseph leidet über den verkannten Versöhner, bespricht sich mit seiner Gattin über dessen bevorstehendes Schicksal, will mit Jesu sterben, sich sein Grab bauen lassen, und geht deshalb in seinen Garten, um dort sich über die Aushölung des Felsen zu bedenken.

Zw. Ges. Das Grabmal wird vollendet, als Jesus ihm begegnet und sich mit ihm von seinem Schicksal unterhält. Joseph, Nikodemus, Johannes und Maria unterreden sich vom Tode Jesu, und Joseph erzählt nach seiner Heimkunft den Seinigen die Unterredung mit Jesu.

Dritt. Ges. Kaiphas hört von der Auferweckung des Lazarus, und schwört Jesu den Tod. Jesus zieht in Jerusalem ein und geht in den Tempel, wohin ihm Joseph folgt

und einige Worte mit ihm spricht. Berathschlagungen im Sanhedrin, in welche Nikodemus, Gamaliel und Joseph nicht willigen.

Viert. Ges. Joseph und Selima haben einen bangen und erquickenden Traum, den sie sich erzählen. Judas bringt es endlich bey den Priestern dahin, daß er ihn gefangen nehmen darf. Joseph erfährt dies durch einige Apostel, fällt auf seine Knie und betet, bringt die Nacht traurig hin, und sucht sich nebst seinen Freunden zu trösten und zu stärken.

Fünft. Ges. Joseph sendet Kundschaftsboten aus, läßt sich von Jakobus die letzten Thaten und Reden Jesu erzählen, theilt dem Nikodemus die erhaltenen Nachrichten mit und wird von demselben durch den Gedanken gestärkt, daß Jesus, dafern er stürbe, wieder auferstehen würde. Joseph schlägt ihm vor, an den Begräbniß Jesu Theil zu nehmen, geht hierauf in seinen Garten, betet daselbst und hat eine stärkende Erscheinung von Isaak, wird aber von Schrecken befallen, da er Golgatha erblickt.

Sechst. Ges. Johannes kommt zu Joseph und seinen Begleitern und erzählt ihnen von Jesus Schicksal. Joseph erzählt die Erscheinung Isaks, worauf Johannes anbetet. Joseph wird von den Seinen über die gehabte Erscheinung gefragt. Das Geräusche von Jesu Verurtheilung wird lauter. Verschiedene Freunde gehen mit Joseph nach Gabbatha und leiden mit dem Leidenden. Joseph betet auf Golgatha, und bedenkt sich wegen des Pilatus. Jesus stirbt; Joseph tritt dem Kreutze näher, und spricht einige Worte mit dem Hauptmann.

Sieb. Ges. Joseph geht zu Pilatus, hört unterwegs allerley Urtheile und das Gespötte zweyer Priester. Pilatus läßt ihn vor, hört seine Bitte, erstaunt über Jesu frühen Tod und läßt genauere Nachrichten von demselben einholen, unterdessen sich Joseph mit der Statthalterin unterhält. Pilatus bekommt die sichere Nachricht und schenkt dem Joseph den Leichnam Jesu. Dieser eilt nach Golgatha und ordnet das Begräbniß an. Er, Nikodemus und die Apostel waschen die Leiche. Thomas zweifelt an der Möglichkeit der Auferstehung, worüber er aber von Joseph belehrt wird. Jesus wird begraben und Joseph bleibt noch allein bey ihm im Grabe, redet den Entschlafnen an, und kehrt mit Sabbaths Anbruch

nach

nach Hause. Die Priester verlangen des Grabes Bewachung und erhalten dieselbe vom Pilatus. Joseph bringt den Sabbath bey Jesaias und Davids Schriften andächtig zu. Er hört von der Wache die Nachricht von Jesu Auferstehung, und geht auf einen Tempelsaal, wo er keinen Jünger findet. Dort erscheint ihm Jesus und segnet ihn.

Man sieht aus diesem Plane, daß der Gedanke: Jesum zu begraben zwar in epischer Manier behandelt, aber zu keiner eigentlichen Epopoe verarbeitet worden ist, welches indeß leicht hätte geschehen können, wenn eine dem Vorhaben Josephs widerstrebende Hauptgegenkraft nebst dem epischen Maschinenwerk angebracht worden wäre. Doch der Verf. wollte das nicht, und deshalb bleibt das Ganze bloß episch-artige Darstellung, und wird als diese von denen, welche nach dem christlichen Homer auch einen christlichcyklischen Dichter nicht verschmähen, gewiß nicht ohne Vergnügen und Erbauung gelesen werden. Um dem Leser eine Probe von der Sprache des Dichters zu geben, setzen wir den Anfang seines Gesanges her:

Ich singe dich, du glücklicher Begraber
Der heiligsten der Leichen, dir geschenkt
Von Gott, durch den, der seine Hände wusch,
Da neben dem Verbrecher er die Unschuld
Zum schrecklichsten der Tode laut verdammte.
Ich singe Joseph dich, du stiller Harrer
Des Himmelreichs, das auf die Erde nieder
Der Nazarener bringen sollte, den
Pilatus hin der Wuth des Pöbels warf, — Ich —
Erwähle dich, Erwähltester des Himmels
Zum Thema meines Lieds, du Kühner, Edler,
Der Spottverspottend, Schmachverachtend gieng
Durch Hohngezisch der Priesterschlangenbrut —
Und niedertretend jedem Zweifel, jede Furcht,
Pilatus fleht' — „O schenke mir den Leichnam
Des Nazareners!" Und diesem dann sein neues,
Von keinem Todeshauche noch entweihtes,
Gehauenes Felsengrab mit Wonne schenkte!

Vb.

Briefwechsel zweyer Schulmeister über ein schön Gedicht, in den jetzigen Zeitläufen gar nützlich zu lesen. Frankfurt und Leipzig, (Tübingen) 1794. 173 Seit. 8. 12 kr.

Daß der größte Theil des zweyten Buchs von Rollenhagens ehedem so bekannten Froschmäusler hier abgedruckt sey, wird zwar in der Folge nicht verschwiegen, hätte doch aber billig auf dem Titelblatte selbst gesagt werden sollen. Auch wäre diese Anzeige, mit kurzer Hinweisung auf gegenwärtiges Zeitbedürfniß, dem Vertrieb des überdies wohlfeilen Büchleins gar nicht hinderlich gewesen. Denn obschon Rec. sich erinnert, in seiner frühesten Jugend, das heißt vor beynah einem halben Jahrhundert, und das mit großem Vergnügen den Froschmäusler noch gelesen zu haben, so hat die Fluth neuerer Schriften den ehrlichen Tröster doch dermaßen verdrängt, daß er nunmehr kaum anderswo als in öffentlichen Bibliotheken, oder in Sammlungen des Litterators anzutreffen seyn dürfte; die letzte Leipziger Ausgabe von 1730 aber vermuthlich längst Makulatur geworden ist.

Daß diese Reihe von Fabeln einen großen Schatz praktischer Volksphilosophie enthalte, und die spaßhafte Einkleidung das rechte Mittel gewesen sey, reinere Begriffe von den wechselseitigen Pflichten des Unterthanen und Gewalthabers damals in Umlauf zu bringen, beweiset der Beyfall, womit nicht schlechte Köpfe, mehr als anderthalb hundert Jahre durch, das Buch gelesen haben. Die zweyte Abtheilung besonders, die das richtige Verhältniß zwischen Regent und Unterthan anschaulich genug verzeichnet, hat in Wahrheit Stellen, die man für Erfahrung neuerer Zeit halten sollte; und der Abschnitt unter andern, wo es dem Schlangenschweif einfällt, sich gegen den Kopf aufzulehnen, und jener dafür am Ende büßen muß, ist Rec. immer noch in frischem Andenken.

Daß der Herausgeber müßige Zeilen des Prooemii, Ausfälle gegen den Pabst, entbehrliche Episoden u. dgl. unterdrückte, war sehr wohl gethan; nur bleibt die Frage, ob im südlichen Deutschland, wofür dieser Abdruck doch hauptsächlich berechnet ist, Rollenhagens Deutsch noch wird verstanden werden? da selbst im nördlichen, wo Rec. doch zu Hause gehört, es ganz gewiß Schwierigkeiten damit hat. — Wider

die zwischen oder unter dem Text stehenden Erläuterungen, und die darin zahlreich befindliche Suevisme, hat Rec. um so weniger etwas einzuwenden, da der Herausgeber am besten wissen muß, wie seinen Landsleuten beyzukommen ist, und dieser Kommentar überdies so gesunde Grundsätze prediget, daß auch diesseits Schwabens ihm recht viele Zuhörer zu wünschen sind. — Doch hätten noch mehr dem gemeinen Leser ganz unbekannte Redensarten des Textes in den Noten erklärt werden sollen!

F.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Für Confirmanden. Ein Beytrag zur Erweckung des Nachdenkens und heilsamer Entschliessungen bey Ablegung des Glaubensbekenntnisses, von Bernhard Kleseker, Prediger zu Osnabrück. Hamburg, 1794. bey Bachmann und Gundermann. 128 Seiten in 8. 8 gr.

Die Absicht, welche der Vf. durch diese Schrift zu erreichen suche, ist nach seiner eigenen Erklärung diese: „Jungen Leuten, die sich zum Christenthum bekennen wollen, nicht nur die Confirmationshandlung recht bedeutend und ehrwürdig, sondern auch sie selbst auf manche andere Gegenstände, die des Nachdenkens zu der Zeit wohl werth sind, aufmerksam zu machen, und ihnen zugleich die Erinnerung an ihre Bekenntnisse und Gelübde zu erleichtern." Und was die innere Einrichtung derselben betrifft, so sage es der Verf. selbst, daß diese Schrift nur für solche junge Leute brauchbar sey, denen das Nachdenken keine fremde Sache ist. — Der Verf. hat das würklich geleistet, was er hier zu leisten versprochen hat; und sein Buch wird solchen Kindern, welche einen sorgfältigen Unterricht in der Religion erhalten, und dabey im Denken und Lesen einige Uebung haben, zur Bildung ihres Verstandes und Herzens, und zur Befestigung guter Gesinnungen und Entschliessungen, den größten Nutzen gewähren. Rec. kann versichern, daß er die hier befindlichen Abhandlungen mit grossem Vergnügen gelesen hat; und daß Eltern aus den gebilde-

ten Ständen, ihren Kindern zur Zeit ihrer Confirmation keine zweckmäßigere Lektüre verschaffen können, als wenn sie ihnen dies Buch in die Hände geben. Diese Abhandlungen enthalten Selbstbetrachtungen, welche das Kind über den erhaltenen Unterricht für sich anstellt; in denen es, durch die ihm bekannten Wahrheiten und Erfahrungen, auf eine ganz leichte und natürliche Art, zu neuen wichtigen Erkenntnissen, oder zu guten Wünschen und heilsamen Entschließungen geleitet wird. Die Auswahl der Gegenstände, über welche der Vf. das Kind nachzudenken anleitet, ist sehr weise; denn es sind dazu lauter gemeinnützige und praktische Materien gewählt, deren öftere ernstliche Erwägung den Menschen am gewissesten zur wahren Lebensweisheit führen wird. Diese Abhandlungen bieten auch reichen Stoff dar, der in Confirmationsreden mit vielem Nutzen weiter ausgeführt werden könnte. Nur den Styl, in dem diese Schrift abgefaßt ist, können wir nicht ganz loben. Denn obgleich die Schreibart des Vf. beynahe ganz rein, und dabey lichtvoll und angenehm ist: so besorgen wir doch mit Recht, daß in derselben für Kinder manches zu schwer und zu unverständlich seyn möchte; welches der Vf. gewiß bey einer zweyten Auflage, um die Nutzbarkeit dieser Schrift noch grösser zu machen, abändern wird. Es kommen nämlich in derselben nicht selten Ausdrücke und Redensarten, Wendungen und Bilder vor, welche auch manches Kind, das einige Bildung erhalten hat, nicht verstehen möchte. Der Vf. liebt die zusammengesetzten Worte; obgleich dieselben in den meisten Fällen für den nicht ganz Geübten, nicht ohne Dunkelheit sind: z. E. Thätigkeitstrieb; Pflichtgefühl; lohnvoll; folgenreich u. v. a. Zuweilen ist der Ausdruck zu abstrakt: z. E. unbefangene Kindheit; inneres Gefühl der Verwerflichkeit, welches durch äußere Genüße wohl übertäubt, nicht aber ganz unterdrückt werden kann, u. a. m. Noch öfteres ist der Styl zu bildlich: z. E. Fesseln abschütteln, von denen ich mich einengen ließ; den Thätigkeitstrieb entschlummern lassen; Lehren, die den Lippen entströmen, u. v. a. In manchen Stellen ist die Rede von einem zu entfernten Subject, welches zur grössern Verständlichkeit hätte wiederholt werden können, ohne daß dadurch der Wohlklang würde verletzt seyn. — — Die einzelnen Abhandlungen haben folgenden sehr interessanten Inhalt: I. Trennung der Kindheit und der Jugend von einander. II. Werdet wie die Kinder! — oder was kann und muß ich aus den kindlichen Jahren in das folgende Alter hinüber nehmen?

men? III. Was erwartet die Welt von mir, und was habe ich von der Welt zu erwarten? IV. Die Glückseligkeit einer schuldlos durchlebten Jugend. V. Der Confirmationstag. VI. Ich bin ein Christ, a) christliche Ueberzeugungen, b) christliche Vorsätze.

Zu.

Philosophie der Religion überhaupt und des christlichen Glaubens insbesondre: zu akademischen Vorlesungen geschrieben von Johann Christian Gottlieb Schaumann. Halle, bey Gebauer. 1793. 234 Seit. 8. 15 gr.

Diese Schrift verdient theils als eine wohlgerathene Propädevtik zum Studium der kritischen Philosophie, theils als eine aus den Werken Kants gut ausgezogene überall verständliche und richtige Darstellung seiner Lehrsätze, in so fern sie Religion und Theologie betreffen, oder berühren, nicht nur Anfängern, sondern auch selbst Geübteren empfohlen zu werden. Ihr Verdienst ist Deutlichkeit, Präcision, meistens unbefangene Prüfung und beyfallswerthe architektonische Construction der vorkommenden Ideen. Auch darf es zum Lob des Verf. nicht verschwiegen werden, daß er unter die kleinere Klasse der moderaten Schüler Kants gehört, die neben ihm auch andern Philosophen, wie z. B. einem Crusius und Buddeus (s. S. 102 f.) Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und sich nicht scheuen, einzelne Behauptungen ihres verehrten Lehrers (s. S. 107) in Anspruch zu nehmen. Hierdurch wird man auch wirklich um so williger gemacht, Parallelen von folgender Art, die, so wenig sie auch neu sind, freylich dem kaltblütigern Leser noch immer als zu enthusiastisch auffallen müssen, zu übersehen. S. 47 f. „Ich getraue mir zu behaupten, daß „der Stifter der kritischen Philosophie vollendet hat, was „der Stifter des Christenthums so herrlich begann. Dieser „setzte sich, wie es seiner Weisheit geziemte, Erweckung und „Bildung des moralischen Gefühls — jener Erweckung „und Bildung der moralischen Vernunft zum Ziel: Christus suchte das Herz zu veredeln, um dem Geiste die zur „Erzeugung richtiger Begriffe und Grundsätze über Tugend und Recht nothwendige Stimmung und Freyheit zu ge-

„ben;

„ben? (uns dünkt Christus gerade umgekehrt verfahren zu seyn; vergl. Luc. 1, 78. 79. Joh. 12, 46. 1, 9. 12. 13.) „Kant bemüht sich, die von seinem Tiefsinn aufgefundenen „moralischen Begriffe und Grundsätze gemein (?) zu ma„chen, um die Veredlung des Herzens auf einem ewigen und „unerschütterlichen Fundamente zu gründen: Christus lehrte „den „Gott, geoffenbaret im Fleisch" (doch ohne Gott, den Geist zu vergessen, Joh. 4, 23. 24.) „Kant lehrt den Gott, „geoffenbaret im Geist." Am besten hat uns die ziemlich ausführliche, gründliche Zergliederung und Sichtung der verschiedenen Beweisarten für die Existenz Gottes gefallen S. 99 — 145. Die Ueberzeugungsgründe dafür werden in solche eingetheilt, die für Menschen gelten, (argumenta κατ' ἄνθρωπον) und in solche, die vor der Vernunft gültig sind (arg. κατ' ἀλήθειαν.) Was die erstern betrifft, deren Moment nicht in ihnen selbst, sondern außer ihnen liegt, so unterscheidet der Vf. wiederum illudirende Beweise, d. h. diejenige, zu denen das beweisende Moment erdichtet wird; — er rechnet unter diese den sogenannten ontologischen und kosmologischen Beweis, giebt aber diesem doch noch einen Vorzug vor jenem; — und usurpirende Beweise, d. h. diejenige, denen das beweisende Moment anderswoher zugegeben wird; unter diese kommt der physikotheologische Beweis zu stehen. Von ihnen zusammen wird §. 171 diese Charakteristik gegeben. „Der kosmologische und phys. theol. „Beweis erwecken den Glauben an einen Urheber der Welt; „aber sie reichen nicht zu, den Glauben an einen Gott zu „gründen und zu befestigen. — Der kosm. Bew. macht „den Urheber der Welt zu einem Gegenstand des Erstaunens; „der phys. theol. zu einem Gegenstand der Bewunderung „und Verehrung; (und Liebe) aber weder der eine noch der „andere zu einem Gegenstand gewissenhafter, d. i. religiö„ser Verehrung." Nur dem moralischen Beweis wird das wirkliche gegründete Recht auf den Namen eines Arguments κατ' ἀλήθειαν zugestanden, d. h. auf die Ehre eines solchen Ueberzeugungsgrundes, der auf allgemeingültigen und nothwendigen Thatsachen beruht; die Vernunft zum Beyfall nothwendig bestimmt und ihr keinen einzigen Zweifel übrig läßt. Den moralischen Beweis stellt der Verf. durch Hülfe folgender Schlüsse sehr faßlich auf folgende Weise vor: §. 221 — 223. a. Wenn die einzig mögliche Bedingung, unter welcher etwas realisirt werden kann, nicht existirt;

lirt; so muß ich die Realisirung dieses Etwas aufgeben. Das Daseyn eines Gottes (als ohne welches die Einrichtung der Natur nach moralischen Gesetzen, die ein nothwendiges Postulat der praktischen Vernunft ist, nicht angenommen werden kann) ist die einzig mögliche Bedingung, unter welcher der Endzweck der prakt. Vern. realisirt werden kann. Wenn also kein Gott existirt, so muß ich die Realisirung dieses Endzwecks aufgeben. b. Was mir von der prakt. Vern. als praktisch-nothwendiger Endzweck vorgestellt wird, das darf ich nicht aufgeben. Das vollkommenste Gut (Sittlichkeit in Verbindung mit einer ihr angemessenen Glückseligkeit) wird mir von der prakt. Vern. als praktisch nothwendiger Endzweck vorgestellt, also darf ich dasselbe nicht aufgeben. c) Wenn ich einen Endzweck nicht aufgeben darf; so darf ich auch die einzig mögliche Bedingung seiner Realisirung nicht aufgeben. Den Endzweck der prakt. Vern. — das vollkommenste Gut — darf ich nicht aufgeben, also auch nicht die einzig mögliche Bedingung der Realisirung desselben — das Daseyn eines Gottes. Noch geben wir unsern Lesern eine kurze Uebersicht des Ganzen, welches in drey Theile zerlegt ist. Erst. Th. Einleitende Abhandlungen. 1. Abschn. Ueber den Geist unsers Zeitalters in Beziehung auf Religion und Theologie, und das Bedürfniß der Entscheidung religiöser und theologischer Controversen. Die herrschende Denk- und Sinnesart der Menschen in der gegenwärtigen Periode, charakterisirt sich, wie fern sie die genannten Gegenstände betrifft, durch Freyheit. 2. Abschn. Ueber die in Beziehung auf Religion und Theologie streitigen Punkte, das Forum, wo über dieselben entschieden werden muß, und den Grund der Uneinigkeit zwischen den verschiedenen Partheyen. 3. Abschn. Versuch zur Aufhebung des Mißverständnisses über den Begriff Religion. 4. Abschn. Ueber das Verhältniß der Religion zur Moral. a. Haben Religion und Moral überhaupt gegenseitige Beziehungspunkte? b. über die theoretische Verknüpfung — c. über die praktische Verknüpf. zwischen Rel. und Mor. 5. Abschn. Ueber das Verhältniß der natürlichen Religion zur positiven. a. Ueber natürliche und positive Theorien überhaupt. b. Ueber natürliche und positive Religion. c. Ueber das Verhältniß beyder. Zweyt. Th. Philosophie der Religion. 1. Abschn Begriff und Plan einer Philosophie der Rel. Diese ist Wissenschaft der Vernunftprincipien, welche der Rel. zum Grunde liegen, oder

Wis-

Wissenschaft der Gedanken der reinen Vernunft in Beziehung auf Rel. Religion aber in abstracto ist nach der Definition des Vf. §. 44. die moralische Beziehung der Menschen als freywilliger Unterthanen auf Gott, als freyerwählten Obern; — moralische Unterordnung der Menschen unter Gottes Gebot. 2. Abschn. Theoretische Philosophie der Rel. a. Theologische Dianoiologie; b. philosophische Theologie; aa. über den Begriff von Gott; bb. über Gottes Existenz; c. Religionslehre; aa. über die Eigenschaften Gottes. Unter welchen Bestimmungen müssen wir uns den moralischen Urheber der Welt denken? bb. Ueber das Verhältniß Gottes zum Menschen und zur Welt. Gott ist Schöpfer des Universums — ich habe ihn also als das Wesen zu denken, durch welches ich meiner physischen und moralischen Beschaffenheit nach lebe und bin. Gott ist moralischer Schöpfer und muß, als solcher, von mir als Realgrund des moralischen Gesetzes — mithin als moralischer Gesetzgeber gedacht werden. 3. Abschn. Praktische Philosophie der Religion. a. Menschliche Thelematologie; b. göttliche Thelematologie; c. Theorie der Religiosität. Dritter Th. Philosophie des christlichen Glaubens. 1. Abschn. Begriff und Plan einer Philosophie des christlichen Glaubens. 2. Abschn. Ueber das Verhältniß der Rel. zum kirchlichen Glauben, mit besonderer Hinsicht auf das Christenthum. Hier, so wie im folgenden, hat man Kant's bekannte Schrift: Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft in nucem kontrahirt. 3. Abschn. Philosophie des christlichen Glaubens. a. Einleitung. Kurze Skizze des Lebens und Charakters Jesu Christi. b. Christliche Anthropologie; c. christliche Theologie; d. christliche Religionslehre. Das Grundgesetz derselben, „liebe Gott über alles," will nichts anders sagen, als dies: thue deine Pflicht aus keiner andern Triebfeder, als der unmittelbaren Werthschätzung derselben; thue das Gute um des Guten willen; siehe deine Pflichterfüllung nicht als Mittel, sondern als Zweck an. — Das andre aber: liebe deinen Nächsten als dich selbst — ist dem gleich: befördere das Wohl deiner Brüder aus unmittelbarem Wohlwollen, nicht um deiner egoistischen Zwecke willen, sondern weil es deine Pflicht ist.

Ueber den specifischen Unterschied des Christianismus vom Naturalismus zur Beurtheilung einer Neuerung welche mit dem Christennamen im Werke ist, von J. C. S. Radefeld, Garnisonprediger zu Harburg. Helmstädt, bey Fleckeisen. 1794. 3½ Bogen in 8. (Abgedruckt aus dem Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte.) 4 gr.

In diesem in einer holprichten, uncorrecten und dunklen Schreibart abgefaßten Aufsatz bemüht sich der Vf. zu beweisen, daß den Naturalisten der Name der Christen keinesweges zukomme. Es läßt sich nicht wohl einsehen, warum der Vf. den Naturalisten diesen Namen streitig machen will. Man sollte denken, daß es auf den Namen nicht so wohl ankomme, als auf die Sache, und wenn nur in der natürlichen Religion die Hauptlehrsätze der christlichen enthalten sind: so können die Bekenner der erstern nach der alten Regel a potiori fit denominatio doch auch wohl Christen heißen? Man sollte ferner glauben, daß wenn die Naturalisten, welche als Christen getauft sind, auch hernach als Christen ihr Glaubensbekenntniß abgelegt haben, hernach bey veränderter Religionsüberzeugung sich doch nicht von der christlichen Kirche trennen, sondern im Gegentheil fernerhin darin zu bleiben für gut finden, auch niemand ein Recht habe, sie wegen ihrer Privatüberzeugung herauszustoßen. Allein der Vf. ist der entgegengesetzten Meinung, und das vornehmlich darum, weil die Naturalisten nicht an den Versöhnungstod Jesu glauben, der doch einem jeden Sünder zu gute kommen müsse; die natürliche Religion auch nichts vom Vater, Sohn und Geist, und ihrem Verhältniß unter einander lehre, und man endlich auch in der natürlichen Religion nicht in der Ordnung der Buße und des Glaubens selig werden könne. Dagegen läßt sich nun freylich nichts einwenden, und die Naturalisten sind nun dadurch dermaßen zu Boden geschlagen, daß sie sich auch nicht regen können. Es geschieht ihnen aber ganz recht; warum wollen sie auch Christen seyn, und was für Unheil würde nicht daraus entstehen, wenn diese Leute auf die Ehre des Christennamens Anspruch machten! Indessen wollten wir doch dem Vf. unmaßgeblich rathen, wenn er künftig dem Publikum über den

gleichen Dinge seine Meinung schriftlich sagen will, einen etwas höhern Standpunkt zu nehmen, und sich mehr über den Ideenkreis der gewöhnlichen Dogmatik zu erheben.

Agz.

Biblische, hebräische, griechische und überhaupt orientalische Philologie.

Ysbrand van Hamelsveld biblische Geographie. Aus dem Holländischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Rudolph Jänisch, hochdeutschem Prediger bey der Evangel. Lutherischen Gemeine zu Amsterdam. Erster Theil. Mit einer Landcharte. Hamburg, bey Hoffmann. 1793. 8. XVI und 540. Seit. 1 Rk. 20 gr.

Ohne Verabredung haben sich zwey Männer von gründlichen Kenntnissen fast zu gleicher Zeit in die Quellen der alten Erdbeschreibung und in die neue Untersuchung und Verarbeitung der daraus geschöpften Nachrichten vertheilt: Mannert's Fleiß widmete sich der Geographie der Griechen und der Römer, indeß Ysbrand van Hamelsveld, ein Gelehrter in Holland, das älteste Archiv des Morgenlandes, die heiligen Schriften der Hebräer und Christen, von neuem zum Behuf der alten Erdbeschreibung benutzte, und alle seit Bochart und Reland herbeygeschafte neue Hülfsmittel in Anwendung brachte. Es ist kein Zweifel, daß die Wissenschaft selbst, durch diese Theilung, viel gewinne, sofern der Gegenstand an sich um seines weiten Umfangs willen die Arbeit mehrerer Gelehrten fordert, die Quellen aber sehr verschiedene Studien und Hülfskenntnisse voraussetzen. Die erste Veranlassung zu dieser Geographie der Morgenländer, oder der Bibel, gab ein andres Werk, das der Vf. zur Vertheidigung der Bibel in holländischer Sprache, Den Bybel verdeedigt, geschrieben hatte, worin er ein eigenes Kapitel der Untersuchung solcher Einwürfe gegen die Bibel gewidmet hatte, die geographische Gegenstände betrafen. Da er genöthigt war, alles nur kurz zu berühren, so nahm er sich vor, die Geographie der Bibel in einem eigenen Werke weiter auszuführen. Dadurch ist dieses

Buch entstanden, das als ein Seitenstück zu unsrem Mannert betrachtet werden kann, und die Geographie der Hebräer enthält, so wie jenes die Geographie der Griechen und Römer. In der Art der Bearbeitung aber ist ein Unterschied unverkenntlich, der unsern Mannert auf eine vorzügliche Art auszeichnet. Mannerts Werk hat Fülle der Gedanken und Sachen, Hamelsveld mehr wortreiche Weitschweifigkeit; Mannert verbindet überall ausgebreitete Belesenheit mit kritischem Scharfsinn, und zeigt durchaus den Geist eigener Untersuchung, hingegen Hamelsveld behauptet mehr das Verdienst eines fleißigen Sammlers. Er hat den Stoff gut zusammengetragen und geordnet, auch abweichende Meinungen geprüft und beurtheilt, aber auf den Scharfblick eigener Entdeckungen, durch kritische Uebungen gebildet, macht er keine Ansprüche. Gewissermaßen ersetzt diesen Hr. Jänisch.

Der Vf. hat den Zuschnitt zu fünf bis sechs Theilen gemacht; wiewohl wir nach dem Verhältnisse dessen, was der erste Theil enthält, erwarten dürfen, daß es vielleicht etliche mehr werden mögen. Die ersten Theile sind der einheimischen Geographie, die letzteren der ausländischen gewidmet. Unsere Anzeige soll sich auf den Inhalt der einzelnen Theile, so wie sie erscheinen, einschränken. So wie wir das Werk haben kennen gelernt, dürfen wir hoffen, daß unsere Anzeige ein Beweis der ausführlichen Genauigkeit und Gründlichkeit theils des Vf., theils des deutschen Uebersetzers seyn werde, welcher letztere wichtige Zusätze und Berichtigungen beygefügt hat.

Der erste Theil begreift das ganze erste Buch und von dem zweyten, eilf Kapitel in sich. Das erste Buch besteht bloß in allgemeinen vorläufigen Anmerkungen zur biblischen Geographie, oder in einer Einleitung zur Geographie der Hebräer, in drey Kapiteln. Das erste Kapitel enthält eine Würdigung der biblischen Geographie. Des so sehr entfernten Zeitalters ungeachtet findet der Vf. die Vorstellungen und Begriffe von der Erde und der Lage ihrer Länder, so wie sie die biblischen Schriftsteller und selbst Mose in jenem hohen Alterthume mitgetheilt haben, ziemlich aufgestellt, und allezeit übereinstimmend mit der Wahrheit der Sache. Er scheint den Grund davon zum Theil in seinem individuellen Begriff von der Inspiration zu finden: übrigens aber natürliche Ursachen zu Hülfe zu nehmen, insonderheit die Ausbildung Moses in Aegypten. Das zweyte Kapitel zeigt die

Schwierigkeiten der biblischen Geographie an, welche daraus entstehen, daß eines Theils die Schriftsteller nicht absichtlich, sondern nur obenhin und gelegentlich über geographische Gegenstände geschrieben haben, andern Theils die Geographie selbst damals in ihrer Kindheit war, und überdies durch die Dunkelheiten der Sprache und durch die vielfachen Veränderungen der statistischen Verfassung der Länder verwirrt worden ist. Im dritten Kapitel werden die Mittel angegeben, diese Schwierigkeiten zu mindern oder zu heben. Dahin rechnet der Vf. 1) die richtige und bestimmte Erklärung der geographischen Sprache, oder solcher geographischen Redensarten und Kunstwörter, welche den ältesten Schriftstellern der Hebräer eigen sind. In dieser Absicht sammelt der Vf. selbst ein Register der vorzüglichsten geographischen Ausdrücke: a) Allgemeine: Himmel und Erde, Erdboden, Enden der Erde, in sehr verschiedener Bedeutung. b) Benennungen des festen Landes: Inseln, (der Verf. unterscheidet selbst nicht die ursprüngliche und frühere Bedeutung des Worts אי von der spätern; allein der Uebersetzer hat das Mangelnde und Unbestimmte ergänzt und genau bestimmt) Berge, mit der Bemerkung, daß der Hebräer keinen eigenen Ausdruck für Gebürge habe; Hügel, die oft auch Städte bedeuten, die darauf lagen und von der Lage den Namen führten; Thäler und Ebenen; (der hebr. Ausdruck נחל bedeutet bald einen Bach, bald ein Thal, das zu gewissen Zeiten abfließendes Wasser hat, wodurch manche Verirrung der Ausleger entstanden ist.) Wüsten, d. i. unbebauetes und unbesäetes Land, das aber darum doch gute Weiden, oft auch Städte und Dörfer enthielt; Felsen und Steinfelsen, (wir wissen nicht, wie der Vf. die letztern von den ersteren unterscheide?) oft unfruchtbar, oft aber mit Erde bedeckt und sehr fruchtbar; Hölen, nach ihrem Umfange und Gebrauche erklärt. — Troglodyten. c) Benennungen von Wasser. Der Verf. unterscheidet und bestimmt folgende: Meer. Der Hebräer kennt noch kein Weltmeer. Das große Meer ist ihm das mittelländische Meer. Meer bedeutet aber auch binnenländische Seen. — Kleine Seen heißen: Wasser. — Moräste und sumpfige Gegenden, wovon nämlich der Vf. das Wort אגם versteht, welche Bedeutung aber der Uebersetzer aus guten Gründen verwirft und Michaelis Meinung unterschiebt. — Hafen, oder vielmehr Küsten oder Ufer, wie der Uebersetzer das Wort חף erklärt. — Flüsse, Bäche und Seen. Ströme unter-

scheidet

scheidet der Hebräer nicht durch einen besondern Namen. Nur der Nil hat aus dem Aegyptischen den eigentlichen Namen יאר. — Furthen, oder Untiefen; auch Sandbänke, wenigstens Act. 27, 41. — Wasserfälle, worunter Harmar und Faber Wasserhosen verstanden haben. — Brunnen, warme Bäder rc. Von diesen verspricht der Vf. in einem eigenen Kapitel zu handeln, welches auch allerdings, und zwar noch in diesem ersten Theile S. 537, aber doch wieder nur obenhin und ohne alle Ausführung, geschiehet. Auch da vermissen wir, was wir suchen, nämlich eine deutliche Vorstellung von den Cisternen im Morgenlande. Da gerade dies etwas Eigenthümliches und Unterscheidendes des Morgenlandes war, wovon man sich oft unrichtige Begriffe macht, so hätte der Vf. es nicht unterlassen sollen, eine genaue Beschreibung mitzutheilen. — Indessen ersetzt er das, was man hier vermißt, an einer andern Stelle, nämlich S. 254. ff. d) Winde und Himmelsgegenden. Der Hebräer kennt nur vier Winde und vier Ecken oder Enden der Erde; gar noch nicht die 32 Gegenden des Compasses, wodurch in der Bestimmung der Lage eines Orts große Ungewißheit entstehet. Nur erst im N. T. zeigen sich Spuren von halben Strichen des Compasses. Osten, oder die Gegend, wo die Sonne aufgeht, denkt sich der Hebräer immer als die vordere Seite; woraus eine eigene geographische Sprache entsteht: Vorne = Morgen, Hinten = Westen, die Rechte = Süden, die Linke = Norden. Der Vf. hat seine Charte von Palästina nach dieser Richtung entworfen, und räth, zum Behuf der biblischen Geographie, wenigstens bey Palästina die neuere Art, den Nordstern in das Gesicht zu fassen, nicht nachzuahmen. Die beygefügten Erläuterungen dieser Sprache durch viele Beyspiele der Bibel sind sehr zweckmäßig für dieses Lehrbuch. Zur geographischen Sprache der Hebräer gehört ferner: Dieß= und Jenseits, Oben und Unten, Hinauf und Hinunter, welche letztere sehr verschiedene Bedeutungen haben, die der Vf. einzeln anzeigt. e) Politische Unterschiede, S. 81. Der biblische Begriff von König; welcher Name oft große Monarchen, oft aber auch bloße Scheichs und Emirs anzeigt. Auf gleiche Weise die Namen: Städte, Dörfer, Flecken, Vorstädte. f) Maaße, wodurch die Hebräer den Abstand der Oerter bestimmen, S. 93. — Elle, Fuß, Stadien im N. T., Meilen zur Zeit der Römer, Sabbathsweg, Tagereisen. 2) Das zweyte Hülfsmittel, welches der Vf. zur Aufklärung der bi-

blischen

blischen Geographie empfiehlt, ist die genaue Kenntniß und der richtige Gebrauch der Schriftsteller, aus welchen die Nachrichten zur alten Geographie geschöpft oder erläutert und berichtigt werden können. Der Vf. verzeichnet, beschreibt und beurtheilt sie, S. 101 — 142, nämlich die Bibel selbst, unter den apocryphischen Schriften insonderheit das erste Buch der Maccabäer, Josephus, die Geschichtschreiber der Griechen und Römer, arabische Geschichtschreiber, neuere Reisebeschreibungen des Morgenlandes, neuere Einleitungen zur alten Geographie, insonderheit des Morgenlandes, endlich Landcharten. Wir finden übrigens diese Anzeige der Quellen und Hülfsmittel in keinem Betracht vorzüglich. Die Aufzählung derselben ist mangelhaft, und würde es noch mehr seyn, wenn nicht Hr. J. viele Hauptwerke, die ganz übergangen waren, zugesetzt hätte; die Beschreibung derselben aber ist bloß litterarisch, durchaus nicht kritisch. Hierin bemerken wir, wie viel unser Mannert in dem Theil der alten Erdbeschreibung, die von ihm bearbeitet wird, mehr geleistet habe, als Hamelsveld. In der Darstellung der vorzüglichsten geographischen Systeme der Alten (Th. 1. die Einleitung) dringt jener ganz in den Geist der Schriftsteller und des Zeitalters ein, und untersucht ihren Werth mit kritischem Scharfsinn; da hingegen dieser nur oberflächlich die äußeren Umstände der angezeigten geographischen Hülfsmittel erwähnt.

Es folgt nun die Geographie der Hebräer selbst; zuerst die einländische, von Palästina, dann demnächst in den folgenden Theilen die ausländische, oder die von der übrigen Welt, so viel davon in der Bibel vorkommt.

Das zweyte Buch enthält die allgemeine Beschreibung des jüdischen Landes, in folgenden Hauptstücken: Hauptst. I. Von den verschiedenen Namen des Landes. Hauptst. II. Lage, Gränzen und Ausgestrecktheit von Palästina. Umständlich und genau, wobey aber Michaelis in Mos. R. immer der Hauptführer des Verf. geblieben ist. Hauptst. III. Beschaffenheit der Luft und des Wetters in Palästina. Es werden die Jahreszeiten nach ihren in Palästina regelmäßigeren Witterungen beschrieben, besonders aber Nachrichten von Thau, Regen, Früh- und Spatregen, Donner und Blitz, Vorzeichen des Wetters, die im Morgenlande weniger trügen; von den Winden, insonderheit von dem versengenden Ostwinde und dem tödtenden Samum, und allerley Lufterscheinungen, als Irrlichtern, Sternschnuppen, Nordlichtern

ten rc. mitgetheilt und so angewandt, daß durch jene aus zuverläßigen Schriftstellern gesammelte Nachrichten, über viele Stellen der heil. Schrift Licht verbreitet wird. Diesem allen ist ein ordentlicher Witterungskalender nach einzelnen Monaten, S. 222 ff., beygefügt worden, so wie ihn Michaelis in seiner N. Or. und Ex. Bibl. Th. I. aus Buhle und Walch's bekannten Preisschriften ausgezogen hatte. Zuletzt wird noch von der gewöhnlichen körperlichen Constitution der Einwohner in Palästina und von ihren Krankheiten, aber von allem sehr, kurz und obenhin gehandelt. So gar die eigenthümlichen Krankheiten des Orients werden mehr berührt und erwähnt, als auf eine charakteristische Art beschrieben. Die Krankheit der sogenannten Besessenen schreibt der Vf. noch immer der unmittelbaren Wirkung böser Geister zu; allein der Uebersetzer hat darüber eine bessere Belehrung beygefügt. Hauptst. IV. Beschaffenheit des Bodens, Fruchtbarkeit, Produkte. Es wird zuerst die Abwechselung der Berge und Flächen bemerkt, die viel zur Fruchtbarkeit beytragen. Ob aber der unebene Boden zugleich ein ausgestreckteres Erdreich verschaffe, wie S. 238 behauptet wird, davon sind wir nicht überzeugt. Der Boden ist fruchtbarer, als in Syrien und Phönicien, selbst auf felsichten Gebirgen, die aber eine besondere Art von Wässerung erfordern, die (S. 239 ff.) aus Niebuhr beschrieben wird. Die Berge und Felsen enthalten große Hölen, die der Vf. zum Theil den häufigeren Erdbeben zuschreibt, und eins wie das andere auf biblische Stellen anwendet, welche Anspielungen auf Berge und Erdbeben enthalten. Ebenen, Thäler und Wüsten oder Viehweiden; (S. 249) Gebüsche und Moräste (von solchen versteht der Verf. den Stolz oder die Höhe des Jordans Jer. 49. 19.) waren besonders in Kriegen wichtige Oerter. S. 252. — Wasser hatte das Land sparsam; nur einen einzigen Fluß, wenige immer fließende Quellen oder Brunnen, aber viele Regenbäche. Dies hat Veranlassung zur Aufbewahrung des Wassers in Cisternen gegeben, wovon S. 255 ff. gehandelt wird. Ueber die Fruchtbarkeit des Bodens bringt der Vf. im Allgemeinen Zeugnisse bey; jetzt sey es unfruchtbar, weil es gar nicht oder schlecht gebauet werde. Hierauf folgen particulare Nachrichten von Grasweiden und von den verschiedenen Arten zahmen Viehes; von der Fruchtbarkeit aller Getraidearten, (S. 273) und bey dieser Gelegenheit von dem größesten Korn [illegible], worunter der Vf. das zu verstehen gemeint ist, was Shaw und andere Rei-

 sende

rische Garmanzos nennen, wogegen aber Hr. Jänisch mit Recht Erinnerungen macht; auch von der Erndte, den Jahrsfeiern und Monaten. Er nimmt sechs Jahrszeiten der Hebräer an, die aber aus 1 Mos. 8, 22., wie der Vf. meint, gewiß nicht bewiesen werden können. Aus den Göttingischen Preisschriften, oder vielmehr aus Michaelis N. Or. Bibl. Th. I. wird S. 280 — 287 ein ökonomischer Kalender eingerückt. Hernach folgen Nachrichten von den übrigen Produkten Palästinens: insonderheit von dem Weinbau S. 287 — 295, von den Oliven S. 296, von den Feigenbäumen und Sykomoren S. 299, von den Palm- oder Dattelbäumen S. 300, von der Balsamstaude S. 303, von dem Honig, nicht nur dem Bienenhonig, sondern auch dem Syrup und sogenannten wilden Honig oder Manna S. 307, von dem Salze 309; von dem Judenpeche, wovon er aber erst unten bey der Geschichte des Todtenmeers umständlicher redet, S. 310; von den Fischen, S. 312, von den wilden Thieren, besonders den Löwen und Schackals, S. 313, von den Insekten, insonderheit von den Heuschrecken und Ameisen, S 317 ff. Wir können aber nicht verheelen, daß alle diese Nachrichten weiter nichts, als Excerpten oder compilirte Erzählungen und Meinungen anderer sind, welche durch das eigene Nachdenken des Vf. gar wenig gewonnen haben, um bestimmte und deutliche Vorstellungen in dem Leser zu erwecken. Daraus erklären wir es uns auch, daß so manche falsche Citata vorkommen, die selbst Hr. Jänisch nicht aufzufinden wußte, ob er sich gleich alle Mühe nahm. Der Vf. muß sie andern treuherzig nachgeschrieben haben. Hauptst. V. Berge von Palästina, S. 324 ff. Zuerst eine Beschreibung des Libanons und Antilibanons oder Hermons, die sehr zweckmäßig ist und das Merkwürdige mit guter Auswahl enthält. Hier wird auch von den Cedern Libanons umständlich geredet, auch von dem Thale Bakaa oder Cölesyrien und der Stadt Baalgad, jetzt Baalbeck, die Salomo in diesem reizenden Thale gebauet hat. Der Vf. meint, hier sey das Hohelied gedichtet und der Prediger geschrieben worden. Mancherley Muthmaßungen über die Stellen, wo Hermon und Thabor, Hermon und Zion zusammengestellt werden, Ps. 89, 13. 133, 3. — Es folgt der Carmel, S. 349 ff. — Der Tabor, S. 357 ff. naturhistorisch und historisch beschrieben. Der Verf. hält ihn nicht für den Verklärungsberg. — Der Berg der Seligkeiten, S. 363. — Gilboa, mit Anwendung auf 2 Sam. 1, 21; wobey ihm aber Hr. Jänisch wieder zu Hülfe

kommt.

Carmel. S. 366 ff. — Hermon. — Ebal und Garisim, mit dem Gebürge Ephraims, S. 374 ff. Die Lage beyder wird genauer untersucht und bestimmter angegeben. — Das Gebürge Juda, mit den Bergen um Jerusalem, die doch hier übergangen und bis zur Beschreibung von Jerusalem aufgehoben werden. S. 378. — Dazu gehören ferner Quarantania, S. 379; die Berge Sodoms, und andere. — Das südlichste Gebürge ist das Gebürge Seir, oder das Gebürge Esaus, S. 381. f. — Jenseit des Jordans: das Gebürge Abarim, wovon Nebo und Pisga Theile waren; ferner das Gebürge Gilead und der Berg Basan, ein Theil des letzteren, von welchem aber der Vf. aus neueren Reisebeschreibungen, welche alle diese Landschaft übergehen, keine nähere Nachrichten beyzubringen im Stande war. Hauptst. VI. Thäler in Palästina, S. 389. Weiter nichts, als ein Verzeichniß der in der Bibel vorkommenden Thäler, so weit sich ihre Lage bestimmt angeben ließe. Um das trockene Verzeichniß unterhaltender zu machen, erläutert er einige Dichtervorstellungen, Ps. 23, 4. 84, 7. und schüttet die fabelhafte Erzählung von der Entdeckung des Grabes Mose in dem Thale gegen Beth Peor ganz aus, S. 406 ff. Hauptst. VII. Flächen und Ebenen in Palästina, S. 412 ff. Das Flachfeld des Jordans, oder das Land um den Jordan, wovon die flachen Felder Jericho's ein Theil waren; gegen über, oder an der östlichen Seite des Jordans, die Ebenen der Moabiter; ferner mitten in Palästina, das πεδίον μέγα, vom Jordan bis an den Karmel, queer durch das Land, sonst auch das Thal Israels genannt, wozu die Ebene Akra gehörte; die Fläche Sarons längst dem mittelländischen Meere, die Niederlande (שפלה). Hauptst. VIII. Wüsten und Wälder, S. 427 ff. Die berühmteste Wüste ist die Wüste Juda, deren einzelne Theile durch besondere Namen unterschieden werden. Der Verf. führt von jeder an, was merkwürdiges darin vorgegangen ist. Am meisten beschäftiget ihn die Wüste bey Bethsaida, da diese an der östlichen Seite des Jordans lag, und gleichwohl die Stadt Bethsaida zur westlichen Seite gehörte. Er sucht sich damit zu helfen, daß er annimmt, die Stadt habe so gelegen, daß der Jordan durch sie geflossen sey, wie er aus einer Stelle des Josephus (de B. I. III. c. 10) zu beweisen sucht. Allein Hr. Jänisch beweiset aus dem Josephus das Gegentheil. Hauptst. IX. Seen und Meere, S. 440 ff. Eine kurze aber für die Bibel hinreichende Naturgeschichte des mittelländischen

Meeres.

Meeres. Die Küste hatte wenige Hafen, konnte aber leicht durch die Kunst mehrere erhalten, und folglich für Schiffahrt und Handlung die vortheilhafteste Lage bekommen. Daher behauptet Hr. Janisch mit Recht wider den Verf., daß Palästina durch die Lage der natürlichste Sitz der Handlung seyn konnte, wenn nicht Moses so manches angeordnet hätte, das die Handlung verhindern mußte. Sehr genau und umständlich handelt der Vf. von dem todten Meer: (447 — 476) von dessen verschiedenen Namen und erste Entstehung, aus Michaelis Vorlesung; von der Lage der berühmten Städte Sodom ꝛc., die in oder nahe an dem Thale Siddim gelegen hatten, und deren Ruinen verschiedene Reisende in dem Grunde des Meeres entdeckt haben wollen; von der Gestalt des Meers, die nicht in gerader Linie von Norden nach Süden läuft, wie Boachiens sie vorgestellt hat, sondern sich in der Beugung eines halben Mondes mehr nach Westen kehrt. Die Größe des Meers haben die berühmtesten Reisenden nur nach dem Augenschein, nicht durch mathematische Messungen angegeben. Der Vf. scheint ihm 10 Meilen in die Länge und 3 Meilen in die Breite zu geben. Das Meer hat Zuflüsse vom Jordan und von andern Flüssen oder Bächen; aber keinen Abfluß. Einige haben angenommen, daß es durch verborgene Canäle in ein anderes ihm nahe gelegenes Meer falle; hingegen der Verf. erklärt sich für die Meinung derer, welche behaupten, daß die Ausdünstung in diesem heißen Lande zureiche, es von dem überflüßigen Wasser zu entledigen und in einerley Höhe zu erhalten. Das Wasser dieses Meeres ist viel salziger, als das gemeine Seewasser, im Geschmacke bitter und erregt Ekel; gleichwohl liefert es ein sehr gutes Küchensalz. Durch seine Schwere geschieht es, daß das, was hinein geworfen wird, nicht leicht sinkt; welche Eigenschaft aber durch Fabeln vergrößert und übertrieben worden ist. Von dem Asphalt, oder Judenpech, welchen dies Meer erzeugt, S. 463 ff.; von der Naphtha und andern schwefelartigen Materien, die in der Nähe gefunden werden, und wodurch eine der Gesundheit nachtheilige Beschaffenheit des Meeres und der Gegend entsteht, S. 468 ff. Von Sodomsäpfeln und der Salzsäule, in welche Loths Frau verwandelt seyn soll, mancherley Erzählungen und Meinungen. Aber alles mehr Compilation als Untersuchung! — Die See Cinnereth oder das galiläische Meer, das auch das Meer Tiberias genannt wird, nach Josephus 6 Stunden lang und 1½ St. breit, und sehr fisch-

reich,

rech; S. 476 ff. — Endlich die Wasser (der kleine See) Merom, Samochonitis, d. i. der hohe oder obere See. Heut zu Tage heißt er der Morast des Jordans. Der Vf. hält die ersteren Namen, wie wir schon oben erwähnt haben, für synonymisch mit גאון הירדן Jer. 49, 19. S. 482 ff. — Zuletzt kurze Erläuterungen über die Wasser (kleine Seen) Megiddo, Asphar, eine Cisterne, aber keine See; das Meer Jaeser. Hauptst. X. Flüsse, Bäche, Quellen, S. 487 ff. — Der Jordan. Zur Naturgeschichte desselben sind die von Reisenden mitgetheilten Nachrichten fleißig zusammengestellt worden. S. 488—500. Die Wunder, welche hier geschehen sind, betrachtet der Verf. als unmittelbare Wirkungen der göttlichen Allmacht. — Jetzt folgen Nachrichten von den kleinen Flüssen und Bächen, die an der westlichen und östlichen Seite in den Jordan oder in das todte Meer fallen, S. 503 ff.; nach diesen ein Verzeichniß der Flüsse und Bäche, welche sich in das mittelländische Meer ergießen, S. 517 ff. Ihre Quellen, ihr Lauf oder ihre Richtung, ihre übrigen Merkwürdigkeiten werden so gut angegeben, als es die vorhandenen Nachrichten alter und neuer Geschichtschreiber möglich machten. Zuletzt von dem Flusse Aegyptens oder Sichor und dem Bache Aegyptens. Es wird aus Faber zum Harmar erwiesen, daß jenes der Nil, dieses aber ein Bach sey, der bey Rhinokorura ins Meer fällt. Hauptst. XI. Brunnen, Cisternen, warme Bäder, S. 537. Es ist ein bloßes Namenverzeichniß.

Die diesem Bande beygefügte Charte stellt Palästina nach seiner natürlichen Beschaffenheit vor, nach Meeren, Flüssen, Bergen, Ebenen u. s. w.

Ebend. Zweyter Theil. Mit einer Landcharte. Hamburg, 1794. 429 Seiten.

Der zweyte Theil dieses Werks enthält von dem im ersten Theile angefangenen zweyten Buche: bloß Hauptst. XII. die vornehmsten Städte von Palästina. Wir können auch nicht mit völliger Gewißheit sagen, ob es ganz geendigt sey, oder noch in dem folgenden Theile werde fortgeführet werden. Denn obgleich der Vf. im Allgemeinen den Plan des ganzen Werks beschrieben hat, so läßt sich doch nicht bestimmt angeben, welche Einrichtung und Vertheilung die besondere Ausführung

führung desselben haben werde. Hierüber werden wir urtheilen können, wenn erst das ganze Werk geendigt vor uns liegt. So viel sehen wir, daß der Vf. der Ordnung und dem Gange seiner eigenen Untersuchung folgt, welchem nach er, um einen festen Grund zu erhalten, das Gewisse und Entschiedene voraussetzt, um darnach das Ungewisse und Zweifelhafte richtiger bestimmen zu können. Dies will er nämlich damit sagen, wenn er in dem jetzt erschienenen zweyten Theile, welcher das zwölfte Hauptstück enthält, ankündigt, er wolle die vornehmsten Städte von Palästina beschreiben. Er erklärt sich S. 1 f. ganz deutlich, daß er unter den vornehmsten Städten bloß diejenigen verstehe, deren Lage sich ziemlich genau bestimmen lasse, und also in der Folge zu einem Leitfaden dienen könne, die Lage anderer Städte und Oerter zu entdecken, welche allein nach ihrer Entfernung von jenen zu bestimmen sey. Nach solcher Rücksicht beschreibt er: I. Jerusalem, und zwar so genau und umständlich, daß dieser Artikel allein über die Hälfte des Bandes einnimmt, S. 1 — 227. 1) Namen in verschiedenen Zeiten, und deren Erklärung. 2) Lage der Stadt. 3) Topographische Beschreibung in drey Perioden: A. Aeltester Zustand. B. Von David, bis auf die Zerstörung der Stadt durch die Babylonier, S. 27 ff. Der Verf. geht die einzelnen Theile, Hügel, Festungswerke einzeln durch. C. Von der Wiederaufbauung bis auf die Zerstörung durch die Römer, S. 39 ff. Die Hügel Akra und Bezetha, die Mauren, die Thürme, die Thore, der Grundriß der Straßen, die Größe der Stadt, die Volksmenge, und die einzelnen Vorzüge und merkwürdigen Gebäude machen so viele besondere Abtheilungen in der Beschreibung aus. Der Tempel wird nur kurz beschrieben, weil der Verf. dies Stück mehr zu den Antiquitäten gerechnet hat. D. Das heutige Jerusalem. 4) Schicksale der Stadt in ihren verschiedenen Zeitaltern, S. 215 ff. Man erkennt durchaus den rühmlichen Fleiß und die eigene Untersuchung des Vf., wodurch viele besondere Umstände in ein bess'res Licht gesetzt worden. II. Die Nachbarschaft von Jerusalem, insonderheit die beyden Flecken Bethphage und Bethanien, auch Bethlehem, S. 227 ff. III. Die Topographie der übrigen Städte, von welchen die Lage mit Gewißheit angegeben werden kann, nach dem Alphabete, S. 264 ff. Sie sind folgende: Acco, Hebron, Jericho, Joppe, Kapernaum, Nazareth, Rama, Ramla, Samaria, Sephor, Scythopolis, Sichem, Siloah und Tiberias.

Herr

Herr Jänisch ist nicht bloß Uebersetzer, sondern Kunstrichter, Verbesserer und Commentator des Werks gewesen, so daß sein Verdienst demselben große Vorzüge verschafft hat. Durch seine Anmerkungen, ob sie gleich nicht sowohl eigentliche geographische Gegenstände, als vielmehr Schrifterklärungen und Spracherläuterungen betreffen, hat er mancherley Verirrungen des Verf. berichtiget und dem Werke viel mehr Wahrheit und Aufklärung verschafft, als es im Original besaß. Im übrigen können wir doch nicht unbemerkt lassen, daß der deutsche Ausdruck in der Uebersetzung manche harte Wortfügungen und sprachwidrige Eigenheiten enthalte, davon wir zum Beschlusse einige Beyspiele anführen wollen. Z. E. Th. I. S. 253. „Außer dem Jordan hat Palästina keine fließende Abfluß habende Ströme." — S. 260. „Daß ich mit einem einzelnen Worte — berühre." — S. 173 ff. steht durchaus Korn anstatt Getraide. Eine Härte in der Construction ist S. 313 folgende: „Nicht zu gedenken, daß, auch zugestanden, daß jetzt wirklich keine Löwen in Palästina sind, daraus noch nicht folgen würde, daß sie auch in ältern Zeiten nicht da waren. — S. 359. „Barak durch Debora angemuthigt" (angefodert.) — Th. II. S. 10. „Vorall (besonders) in nominib. propr. — S. 43. „Gegen die Gewohnheit unserer Zeit, nun die Kriegskunst eine andere Gestalt bekommen hat." (Anstatt: da nun rc.) — Die beygefügte Charte hat die Stadt Jerusalem mit der umliegenden Gegend, zum Gegenstande.

Bf.

Handbuch der Einleitung in die Schriften des neuen Testaments, von Heinrich Karl Alexander Hänlein, drittem ordentlichem Lehrer der Theologie, Pastor der akademischen Gemeine, und des homiletischen Seminarii Director auf der Königlichen Preußischen Friedrich-Alexanders Universität. Zweyten Theils erste Hälfte. Erlangen, bey Palm. 1794. 15 Bogen in 8. 14 gr.

Diese erste Hälfte des zweyten Theils enthält historisch-kritische Untersuchungen über die äußere Beschaffenheit der Schriften

das

des N. T. im Ganzen in sechs Kapiteln. Im ersten Kapitel beschreibt der Vf. die Geschichte und Beschaffenheit des Textes der Schriften des N. T. in der frühesten Periode. Auf das entworfene Ideal einer solchen Geschichte folgt das bescheidne Geständniß, daß wir dasselbe zu erreichen aus Mangel an Nachrichten nicht hoffen dürfen; ferner daß wir die Autographa gar nicht kennen, und über ihre Beschaffenheit nur muthmaßen können. Unter die Ursachen des frühen Verlusts der Autographorum dürfte auch die geringere Achtung dieser Bücher im ersten Jahrhundert zu rechnen seyn. Denn zu dem Range einer Erkenntnißquelle der Religionslehre wurden sie erst hernach erhoben, als man sich nicht mehr, wie anfänglich, mit dem simpeln Begriff des Glaubens an Jesu göttliche Sendung, und an seine Lehre, daß Gott nur durch Rechtschaffenheit und Tugend würdig verehrt werden könne, begnügte, und bey entstandenem Streit über gewisse Sätze, einer Autorität bedürfte, um die Gegner zu widerlegen. In Absicht der Verbindung der Schriften des N. T. wird Michaelis Hypothese von einer ursprünglichen doppelten Ausgabe derselben aus guten Gründen verworfen. In Absicht der Sammlung derselben im zweyten Jahrhundert hält Rec. den Einfluß, der seit der Mitte desselben, gehaltenen Provinzialsynoden für eine der Hauptursachen derselben. Schade, daß uns die Acten dieser Synoden nicht vollständiger bekannt sind! — Das zweyte Kapitel handelt von den Varianten, ihrem Unterschiede von Schreibfehlern, ihrer Entstehung und Eintheilung. Etwas unbequem ist es, daß die Belege, die für jede Art von Varianten zum Beweise dienen, nicht unmittelbar auf die Anzeige dieser Art oder Klasse folgen. Rec. möchte bitten, dies bey einer neuen Ausgabe zu ändern, wie auch noch mehrere Stellen, an welchen vermuthlich Glossen in den Text gekommen sind, beyzufügen, z. B. 1 Kor. 11, 10. 15, 29. 45. u. a. O. — Im dritten Kapitel wird eine Nachricht ertheilt von den Handschriften der Bücher des N. T. Zuerst von den Werken, die zur allgemeinen Notiz derselben dienen; dann von der äußern Gestalt der Handschriften, von ihrer innern Beschaffenheit, von ihrem Werthe in Absicht ihres ehemaligen und jetzigen Gebrauchs, von den verschiedenen Recensionen und Familien der Handschriften, und von den beyden Hauptrecensionen derselben, der morgenländischen, oder alexandrinischen, und der abendländischen oder lateinischen. In Absicht des relativen Werths dieser beyden Recensionen sind am Schlusse

die-

dieses Kapitels die Resultate der Bemerkungen beygefügt, welche Griesbach in seinen Curis in textum epistolarum Paulinarum und in seinen Symbolis criticis darüber gemacht hat. Auch ist von dem Streit über die latinisirenden Handschriften und ihren Werth für die Kritik, hinlängliche Nachricht gegeben. Im vierten Kapitel wird von den Uebersetzungen des N. T. und den Grundsätzen, nach welchen ihr Werth für die Kritik zu beurtheilen ist, gehandelt, dann wird von den syrischen Uebersetzungen, von der koptischen, äthiopischen und armenischen, den persischen und arabischen Versionen, der gothischen und slavischen Uebersetzung, den angelsächsischen und den lateinischen Versionen des N. T. das Nöthige angemerkt. — Im fünften wird von den Anführungen des N. T. in alten Schriftstellern, dem Werthe derselben für die Kritik, und der bey dem Gebrauche derselben nöthigen Behutsamkeit im Schließen geredet. Endlich das sechste Kapitel belehrt über die Ausgaben des N. T. namentlich die Complutensische und Erasmische; die von Beza, und die folgenden von Mill, Bengel, Wetstein, Griesbach, Matthäi, Alter, Birch, u. a. besorgten kritischen Ausgaben, und beschließt mit kritischen Resultaten der Geschichte des gedruckten Textes.

Bg.

Sam. Frid. Nathan. Mori, Theol. Doct. et Prof. Ordin. Lipſ. Verſio et explicatio Actuum Apoſtolorum edidit animadverſiones recentiorum maxime interpretum ſuasque adjecit *Gottl. Imman. Dindorf*, Litter. Hebraic. Prof. ordin. Lipſ. *Partes II.* Lipſiae, ſumtibus Heinſii. 1794. 642 Seit. 8. 1 Rh. 16 gr.

Als der Rec. bey Durchlesung dieser Kollegienhefte des sel. Morus oft bey sich dachte: was würde Morus dazu sagen, wenn er seine für Anfänger in der Exegese und Latinität bestimmten, und gewiß nicht vorher aufgezeichneten, sondern aus dem Stegreif gesagten Bemerkungen jetzt gedruckt sähe: so erfuhr er, daß der sel. Mann die Bekanntmachung seiner Vorlesungen ausdrücklich untersagt hätte. Um desto mehr muß man sich wundern, daß seine Schüler durch die Herausgabe derselben seinem Namen ein Gedächtniß zu stiften vermeinen.

des N. T. im Ganzen in sechs Kapiteln. Im ersten Kapitel beschreibt der Vf. die Geschichte und Beschaffenheit des Textes der Schriften des N. T. in der frühesten Periode. Auf das entworfene Ideal einer solchen Geschichte folgt das bescheidne Geständniß, daß wir dasselbe zu erreichen aus Mangel an Nachrichten nicht hoffen dürfen; ferner daß wir die Autographa gar nicht kennen, und über ihre Beschaffenheit nur muthmaßen können. Unter die Ursachen des frühen Verlusts der Autographorum dürfte auch die geringere Achtung dieser Bücher im ersten Jahrhundert zu rechnen seyn. Denn zu dem Range einer Erkenntnißquelle der Religionslehre wurden sie erst hernach erhoben, als man sich nicht mehr, wie anfänglich, mit dem simpeln Begriff des Glaubens an Jesu göttliche Sendung, und an seine Lehre, daß Gott nur durch Rechtschaffenheit und Tugend würdig verehrt werden könne, begnügte, und bey entstandenem Streit über gewisse Sätze, einer Autorität bedürfte, um die Gegner zu widerlegen. In Absicht der Verbindung der Schriften des N. T. wird Michaelis Hypothese von einer ursprünglichen doppelten Ausgabe derselben aus guten Gründen verworfen. In Absicht der Sammlung derselben im zweyten Jahrhundert hält Rec. den Einfluß, der seit der Mitte desselben, gehaltenen Provinzialsynoden für eine der Hauptursachen derselben. Schade, daß uns die Acten dieser Synoden nicht vollständiger bekannt sind! — Das zweyte Kapitel handelt von den Varianten, ihrem Unterschiede von Schreibfehlern, ihrer Entstehung und Eintheilung. Etwas unbequem ist es, daß die Belege, die für jede Art von Varianten zum Beweise dienen, nicht unmittelbar auf die Anzeige dieser Art oder Klasse folgen. Rec. möchte bitten, dies bey einer neuen Ausgabe zu ändern, wie auch noch mehrere Stellen, an welchen vermuthlich Glossen in den Text gekommen sind, beyzufügen, z. B. 1 Kor. 11, 10. 15, 29. 45. u. a. O. — Im dritten Kapitel wird eine Nachricht ertheilt von den Handschriften der Bücher des N. T. Zuerst von den Werken, die zur allgemeinen Notiz derselben dienen; dann von der äußern Gestalt der Handschriften, von ihrer innern Beschaffenheit, von ihrem Werthe in Absicht ihres ehemaligen und jetzigen Gebrauchs, von den verschiedenen Recensionen und Familien der Handschriften, und von den beyden Hauptrecensionen derselben, der morgenländischen, oder alexandrinischen, und der abendländischen oder lateinischen. In Absicht des relativen Werths dieser beyden Recensionen sind am Schlusse die-

dieses Kapitels die Resultate der Bemerkungen beygefügt, welche Griesbach in seinen Curis in textum epistolarum Paulinarum und in seinen Symbolis criticis darüber gemacht hat. Auch ist von dem Streit über die latinisirenden Handschriften und ihren Werth für die Kritik, hinlängliche Nachricht gegeben. Im vierten Kapitel wird von den Uebersetzungen des N. T. und den Grundsätzen, nach welchen ihr Werth für die Kritik zu beurtheilen ist, gehandelt, dann wird von den syrischen Uebersetzungen, von der koptischen, äthiopischen und armenischen, den persischen und arabischen Versionen, der gothischen und slavischen Uebersetzung, den angelsächsischen und den lateinischen Versionen des N. T. das Nöthige angemerkt. — Im fünften wird von den Anführungen des N. T. in alten Schriftstellern, dem Werthe derselben für die Kritik, und der bey dem Gebrauche derselben nöthigen Behutsamkeit, im Schliessen geredet. Endlich das sechste Kapitel belehrt über die Ausgaben des N. T. namentlich die Complutensische und Erasmische; die von Beza, und die folgenden von Mill, Bengel, Wetstein, Griesbach, Matthäi, Alter, Birch, u. a. besorgten kritischen Ausgaben, und beschliesst mit kritischen Resultaten der Geschichte des gedruckten Textes.

Bg.

Sam. Frid. Nathan. Mori, Theol. Doct. et Prof. Ordin. Lipf. Versio et explicatio Actuum Apostolorum edidit animadversiones recentiorum maxime interpretum suasque adjecit *Gottl. Imman. Dindorf*, Litter. Hebraic. Prof. ordin. Lipf. *Partes II.* Lipsiae, sumtibus Heinsii. 1794. 642 Seit. 8. 1 Rh. 16 gr.

Als der Rec. bey Durchlesung dieser Kollegienhefte des sel. Morus oft bey sich dachte: was würde Morus dazu sagen, wenn er seine für Anfänger in der Exegese und Latinität bestimmten, und gewiss nicht vorher aufgezeichneten, sondern aus dem Stegreif gesagten Bemerkungen jetzt gedruckt sähe: so erfuhr er, dass der sel. Mann die Bekanntmachung seiner Vorlesungen ausdrücklich untersagt hätte. Um desto mehr muss man sich wundern, dass seine Schüler durch die Herausgabe derselben seinem Namen ein Gedächtniss zu stiften vermeinen.

meinen. Hrn. Dindorfs Entschuldigung, daß, wenn er sich nicht der Mühe den Druck zu besorgen unterzogen hätte, sie von einem andern nachläßig herausgegeben worden wäre, wollen wir indessen gelten lassen, und wir freuen uns, daß wenn sie ja gedruckt werden sollten, sie in die Hände eines gelehrten Mannes gerathen sind, der mehrere Handschriften mit einander verglich, aus den ältern oft Zusätze einschaltete, und sie mit vielen eigenen gelehrten Anmerkungen bereicherte. Bey dem ersten Theile mußte Hr. D. eilen, daher auch derselbe durch mehrere Druckfehler entstellt ist, als der zweyte. Man sehe z. E. S. 62, wo für einen Corrector viel zu thun übrig gelassen ist. S. 75 z. B. *comme per quid?* Was das erste Wort heissen soll, können wir nicht errathen. Auch aus dem letztern Theile wäre es leicht, Druckfehler oder falsche Lesarten der nachgeschriebenen Hefte anzuzeichnen. Wir begnügen uns nur die Seiten anzuzeigen, wo sie vorkommen, und überlassen es den Verehrern eines jeden Worts, welches aus dem Munde des sel. Morus hervorgieng, sie zu verbessern. S. 453, 454, 457, 459, 473, 510, 513. Wenn ja etwas von dem Nachlasse des sel. Morus gedruckt zu werden verdiente: so war es die Uebersetzung, denn dieser siehet man es an, daß sie mit Fleiß auf der Studierstube verfertiget war. Manche Erläuterung ist eingerückt, die entweder mit andern Lettern im Texte oder besser unter dem Text einen Platz gefunden hätten. Exempel dazu s. S. 387, 389, 402, 411. Der Commentar des sel. Mannes enthält immer manche schätzbare Bemerkung: aber er ist den Bedürfnissen seines Auditoriums angemessen. Das viele seichte, triviale, kinderleichte, die mancherley Wiederholungen, die auf der Erde kriechende Latinität, mit unter auch Barbarey ist auf Rechnung seiner Zuhörer zu schreiben, denen er auf die Weise am meisten verständlich zu seyn glaubte. Ihnen mußte Milch, keine starke Speise vorgesetzt werden. Wenn sie auch jetzt noch als Prediger und Schullehrer ein Vergnügen daran finden, so würde vielleicht ihr großer Meister, wenn er noch lebte, seine Mühe an ihnen für verloren halten. In seinen Unternehmungen scheint der sel. Mann mit der Zeit furchtsamer geworden zu seyn, wie wir aus seinen Anmerkungen über 2, 30 schliessen. Hr. D. hat durch seine Noten und Additamenta, worin er die neuern Schriften gebraucht, aber keine eigene neue Erklärungen gegeben hat, dem Buche einen Werth gegeben.

Dr.

Klas-

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Versuch einer praktischen Anleitung zu Cicero's Schreibart, von Karl Heinrich Sintenis, Director des Zittauer Gymnas. Leipzig, bey Baumgärtner. 1794. 15 Bogen in gr. 8. 12 gr.

Der Titel läßt nicht genau erwarten, was im Buche steht: Man findet hier von S. 23 bis 90 drey und vierzig Uebungen, das heißt, deutsche Aufsätze, welche den geübteren Jünglingen der oberen Schulklasse zum Uebersetzen ins Lateinische aufgegeben werden können. Jeder Aufsatz ist eine weitere Ausführung oder Betrachtung über irgend ein Urtheil oder eine Sentenz des Seneca in seinen Briefen. Von S. 91 an, und also durch die größte Hälfte des Buches, kommt nun der Lehrer, und dictirt über jede Uebung alle nöthigen Phrases, und zwar vollständig genug und gar allzubequemlich, als daß dem Schüler viel Sinnens übrig bleiben sollte. Hr. S. gab mit Fleiß die Phrases nicht gleich unter dem Texte, damit jeder erst seine Kraft versuchen sollte. Allein was hindert diese kleine Trennung einiger Blätter den, der sich nicht gern lange mag aufhalten lassen? Es veranlaßt dies auch noch den Papieraufwand, daß nun alle deutsche Periodentheile, und zwar des Abstechenden wegen mit erweiterter Schriftsetzung, von neuem wiederholet werden, wo allenfalls Bezeichnungen mit Zahlen zugereicht hätten. Zwischen dieser Phraseologie wird aber auch hin und wieder — und das ist das eigne Verdienst und das Charakteristische des Buches — vom Lehrer angeführt, auf welche Regeln des lateinischen oder Ciceronischen Sprachgebrauchs, der Wortfolge, des Periodenbaues, man dabey Rücksicht nehmen könne und müsse.

Damit jeder Schulmann desto anschaulicher über den Werth der Aufsätze und der Anmerkungen urtheilen könne: so mag hier Eine Periode zur Probe stehen.

Fünfte Uebung: „Nullius boni sine socio jucunda „est possessio. Diese Stelle, welche man im sechsten Briefe „des Seneca lieset, beweist, wie leicht und gefährlich der Ver„stand der Worte eines Schriftstellers verdreht werden kann,

„wenn man bey der Auslegung nicht auf dasjenige Rücksicht „nimmt, was unmittelbar vorhergegangen ist oder gleich dar„auf folget, indem jeder Verschwender diese Worte zu seiner „Entschuldigung anführen könnte, wiewohl auch seine Thor„heit daraus erhellen würde, daß er sich durch die Verschwen„dung um den Besitz seiner Güter bringt, zu geschweigen, „daß es nur so lange ein angenehmer Besitz für ihn seyn wird, „als er noch Güter zu verschwenden hat, Traurigkeit aber „und Betrübniß werden die Folgen seiner Verschwendung „seyn.“

Wahrlich, eine Periode von langem Athem, dergleichen es hier viele giebt. Hier ist nun der nachhelfende Commentar des Lehrers dazu, wobey, wie gesagt, das mehreste des deutschen Textes wieder eingeschaltet und im Drucke gedehnt ist:

„Diese Stelle — beweist, testatur, wie leicht und „gefährlich der Verstand der Worte eines Schriftstel„lers, mens verborum auctoris, nun folget die Bedingung, „wenn man bey der Auslegung nicht auf dasjenige „Rücksicht nimmt, was unmittelbar vorhergegangen „ist, oder gleich drauf folget, nisi in interpretando ra„tionem habueris eorum, quae aut proxime antecesserint, „aut sequantur, verdreht werden kann, detorquere, „indem propterea quod, jeder Verschwender diese Worte „zu seiner Entschuldigung ad se excusandum anführen „könnte, uti, wiewohl auch seine Thorheit daraus er„hellen würde, daß quod er sich durch die Verschwen„dung um den Besitz seiner Güter bringt tamquam „profusus se privaret, zu geschweigen ut praetermittam, „daß es nur so lange ein angenehmer Besitz für ihn „seyn wird, als er noch Güter zu verschwenden hat „possessionem, quamdiu bona habeat effundenda (habeat, „nicht habet, weil der Accus. cum Infin. vorhergehet) ju„cundum (Druckfehler für jucundam) esse, Traurigkeit „aber und Betrübniß werden die Folgen seiner Ver„schwendung seyn, sequentur ejus effusionem bonorum. „Auch kann man die beyden Glieder, wiewohl auch seine „Thorheit — die Folgen seiner Verschwendung seyn „gleich nach dem Subjecte, jeder Verschwender, herauf „nehmen, und die Worte zu seiner Entschuldigung als das „Prädicat zum Beschlusse der Periode setzen.“

Ange-

Angehängt hat der Hr. Dir. noch eine selbst gearbeitete lateinische Rede, deren Thema ist, doctrinam sine moribus homine indignam esse, in der Absicht, daß die Jünglinge durch deren Uebersetzung ins Deutsche noch mehrere Einsicht der Schreibart des Cicero erlangen könnten. Rec. sieht nicht ab, wie dieser Zweck dadurch zu erreichen stehe: denn so gut die Rede auch gearbeitet ist, gegen Cicero's Schreibart sticht sie doch durch manches Schwerfällige und Gezwungene ab. Sie hat nicht den leichten Fluß. Man hat ja der Reden und Schriften des Cicero noch so viele. Warum nicht gleich und stets den Jüngling an die Quelle verweisen? Auch was in der Vorrede über Nachahmung der Ciceronianischen Schreibart gesagt wird, ist noch viel zu enge und dürftig.

Mfg.

Terenzius Lustspiele übersetzt und kommentirt von Johann Friederich Roos, ordentlichem Professor der Philosophie auf der Ludwigs-Universität. Erster Theil. Gießen, 1794. XVIII und 372 Seit. 8. 1 Rk.

Man würde dem Vf. wirklich sehr unrecht thun, wenn man ihn nicht ganz von dem Haufen jener rüstigen Viergroschendollmetscher absondern wollte, die besonders seit zwey Jahren die schönen Ovale des Alterthums durch ihre verschobenen, abscheulichen Kopeien zu eckichten Fratzengesichtern machen. Er gehört gewiß unter die wenigen Geweihten, die ihre Originale nicht nur genau studieren und gründlich verstehen, sondern auch mit dem feinen Gefühl, wodurch die hohen Schönheiten der alten Meisterwerke empfunden und gefaßt werden müssen, diejenige Feinheit und Politur ihrer Muttersprache verbinden, welche nothwendig ist, wenn das, was man richtig empfindet, richtig und schön nachgebildet werden soll. Besonders ist ein Haupterforderniß bey der Uebertragung eines Schriftstellers, dessen erster Vorzug mit in der Delikatesse seiner Sprache besteht, die indeß unsers Erachtens bisher bey dem Terenz von keinem Uebersetzer, selbst nicht von Hrn. Roos, ganz erreicht worden ist. Wenigstens würde Terenz, hätte er deutsch geschrieben, gewiß z. B. nicht bey einer verächtlichen Benennung gewisser Mädchen Schandmenscher gesprochen

haben, was wohl auch der feinere Römer bey seinem vielgewählteren *cruribus* sich nicht gedacht haben mag. Man denke sich nur die Wirkung eines solchen niedrigen Gassenworts, auch von einer gemeinen Person auf der Bühne gesprochen! Wie muß das zarte Gefühl des gebildeten Theils der Zuschauer durch einen solchen Pöbelausdruck erschüttert werden! So etwas mochten sich die Römer höchstens in ihren Farcen und Mimen erlauben. Dahin rechnen wir auch, wiewohl im entgegengesetzten Falle, den Ausdruck Schatzkind, wie Thraso die Thais S. 147 nennt. Wenn man den Terenz vergleicht, so findet man hier: meum *suavium*! Wie edel, delikat und fein dies, wie gemein, plump und ungewählt hingegen das deutsche Schatzkind! Man denke sich das wieder auf dem Theater ausgesprochen, so wird man die widrige Wirkung sogleich fühlen, die dasselbe hervorbringt! Ganz ein andrer Fall würde seyn, wenn das Wort in der burlesken Rede stände. Der Blumauerische Aeneas z. E. konnte wohl seinem Weibe rufen: Kreusa, Schatzkind, Rabenvieh! wo hat dich denn der Teufel? Doch diese und ähnliche Stellen benehmen deshalb dem Werth dieser sehr gut gerathenen Uebersetzung durchaus nichts, und können bey einer wiederholten Ausgabe als kleine Flecken leicht weggetilgt werden.

Ganz einverstanden sind wir mit dem Hrn. R., daß man den Terenz nicht in Verse übersetzen dürfe, da wir das Silbenmaaß, dessen sich der Römer bediente, nicht wohl gerade so nachbilden können. Denn was ist das Terenzische Sylbenmaaß oft anders, als eine beynahe fesselfreye Prose! Selbst unsere leichtesten deutschen Jamben würden immer schwerfällig und gezwungen dagegen ausfallen, und auch Terenz, hätte er deutsch geschrieben, würde sicher kein Metrum gewählt haben. Hier konnte demnach die Form füglich wegbleiben.

Dieser erste Theil enthält das Mädchen von Andros, den Kastraten nebst dem Selbstpeiniger. Vorzüglichen Fleiß scheint Hr. R. auf das zweyte Stück, das ohnstreitig unter dem dramatischen Nachlaß Terenzens den ersten Rang behauptet, verwandt zu haben. Am Ende eines jeden Stücks sind Anmerkungen beygefügt, welche theils von der gewählten Lesart, von der Uebersetzung, von der Kunst des Dichters, u. s. w. Rechenschaft geben, theils auch die Meinungen anderer Erklärer enthalten. Doch war Hr. R. in Ansehung der letztern sonst wohl etwas zu freygebig, indem er große Stellen

aus dem Scholiasten und der Frau Dacier anführt, da man sich doch gewiß schon mit einem kurzen Auszug begnügt, oder vielmehr noch lieber ihn selbst gelesen hätte. Denn sein feiner Geschmack, so wie seine elegante Sprachkenntniß ist darin überall sichtbar, weshalb wir seinen Commentar über den Terenz vorzüglich jungen Männern empfehlen, die den Dichter für sich — denn zum scholastischen Unterricht würden wir das Theater der Römer nicht gerne vorschlagen — lesen und studieren wollen. Dazu würde freylich das noch gute Dienste gethan haben, wenn es dem Vf. gefällig gewesen wäre, den Inhalt und Plan eines jeden Stücks genau darzulegen und zu entwickeln, um dadurch die Kunst des Schriftstellers desto sichtbarer werden zu lassen. Bey der Uebersetzung selbst hat Hr. R. sich unter andern auch das Verdienst erworben, daß er überall, wenn man so sagen darf, den Mechanismus des Spiels bemerkt und angiebt, wie? und wo? die Personen sprechen. Bey der Lesart ist mit Recht die Zweybrückner Ausgabe zum Grund gelegt worden. Gleich am Anfang des ersten Akts im Kastraten behält Hr. R. die Lesart non eam? unsers Erachtens mit Recht bey. Ein Paar noch unverglichene Handschriften aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, welche Rec. ehedem einzusehen Gelegenheit hatte, und deren Abweichung er jetzt am Rande seiner Zweybr. Ausg. wieder sieht, lesen hier: num eam ad eam? Allein die zwey letzten Worte sind ohne Zweifel bloß als Glosse ehedem an den Rand geschrieben gewesen. Die eine von diesen Handschriften liest auch am Ende des ersten Auftritts: haec *sola* intercipit. Wenn dort Hr. R. das nostri fundi calamitas durch „das Ungewitter unserer Saaten" übersetzt, so glauben wir, diese Wortfügung möchte mehr der römischen als der deutschen Sprache angemessen, das calamitas eher durch Hagelwetter und die ganze Stelle durch „das Hagelwetter für unsere Saaten" zu übertragen seyn. Eine ängstliche Deutung des fundi kann ohnehin nicht statt finden, da die Idee bloß sprüchwörtlich ausgedrückt ist. Desto besser ist gleich im ersten Auftritt V. 10. das eludet bloß durch „spotten wird sie" gegeben worden, den Erklärern zum Trotze, die bey dem eludere überall und auch hier eine geschickte Fechterparade sehen wollen. Recht gut ist das falsa lacrymula durch Krokodillsthränchen gegeben. Warum aber 144 „zu verschnaufen von dem Lästigen seines Berufs" anstatt: von der Last seines Berufs? (quasi ubi illam exspuerat miseriam ex animo.)

Drob für darob ebend. ist zu antik und mithin zu stark und kühn für diesen Vortrag, anstatt darüber. Vor allem wollen wir aber am Ende Hrn. R. noch bitten, daß er in der Folge die vielen nur für gewisse kleine Gegenden Deutschlands verständliche Provinzialismen um so mehr weglassen möge, da man in dem Original nichts ähnliches davon findet, dahin gehören z. B.: kaputt machen, patsch seyn, quick seyn, schmanckig thun u. s. w.

Vb.

C. Valerii Catulli carmina minora. Editionem curavit *Theoph. Sam. Forbiger*, Art. M. Th B. Scholae Nicol. Lipf. Conrector. Lipsiae, apud Breitkopf et Soc. 1794. 158 Seit. kl. 8. 10 gr.

Da diese Ausgabe bloß ein Probestück der schönen lateinischen Druckschriften des Hrn. Breitkopf seyn soll, mit welchen eine Folge alter lateinischer Schriftsteller in gleichem Format und mit gleicher Eleganz gedruckt werden soll; so schränkt sich ihre Bestimmung auf Liebhaber ein, welche diesen angenehmen Dichter nach vollendeten Geschäftsarbeiten mit sich aufs Land oder auf den Spaziergang nehmen wollen, und die dabey zugleich auf Eleganz im Aeußern und auf das Portabile im Format sehen. — Aber werden nicht gerade diese die trefflichen größern Gedichte ungern vermissen, namentlich den schönen Hymenäus auf Julia und Manlius, den herrlichen Wechselgesang; vesper adest juvenes etc., und das Epithalamium auf Peleus und Thetis, in welchen der Catullische Geist in seiner Stärke athmet, wenn er in den kleinern Gedichten dagegen oft nur zu muthwillig und üppig ausschweift? Daß die Eleganz des Drucks durch den bey kleinem Format oft abzubrechenden Hexameter würde verloren haben, wie Hr. Forbiger zur Entschuldigung des Unternehmens sagt, ist doch eine sehr einseitige Rücksicht des Buchdruckers, (denn Hr. Forbiger hat gar keinen Antheil an der äußern Einrichtung der Ausgabe) der bedenken sollte, daß seine Kunst um der Bücher willen, und nicht die Bücher seiner Kunst wegen da sind. Oder wollte man bloß ein schönes Probestück liefern: so war es wohl billig, es gratis auszugeben. Hr. F. hat bey der Ausgabe die Be-

rich-

richtung des Textes und die Erläuterung desselben durch einige Noten besorgt. Der Text weicht nur selten von dem Döringischen ab; und die angehängten Noten, meist aus Döring ausgezogen, beziehen sich, ihrer Bestimmung für Liebhaber gemäß, nicht auf gelehrte Spracherläuterung, sondern erklären hauptsächlich nur Umstände aus Geschichte, Geographie, Mythologie u. s. w., deren sich der lustwandelnde Liebhaber nicht sogleich erinnern möchte. Einigemale ist auch der Sinn gut angegeben. Manches hätte jedoch noch einer Erinnerung bedurft. Neues wird man hier nicht erwarten, ungeachtet man es, wäre es gegeben, mit Dank annehmen würde. Ueber carm. 83: (im Catullo, carm. 90) nam magus ex matre et gnato gignatur oportet, si vera est Persarum impia relligio, scheint zwar eine eigene Meinung vorgetragen zu seyn; sie ist aber, so viel wir uns erinnern, durch keine Stelle eines alten Historikers begründet. Hr. F. sagt nämlich: videtur res sic intelligenda, ut, si quis in alia familia natus inter magos recipi voluerit, (fuerunt enim integrae magorum gentes et familiae, ut sacerdotum in Aegypto) is maxime probatus putetur fuisse, qui ex ejusmodi incestu procreatus esset. Allein Strabo l. 15 S. 1068 ed. Almel. sagt ja ausdrücklich, daß die Magier selbst ihren Müttern aus einer alten Gewohnheit beygewohnt.

Q.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Allgemeine Bemerkungen über die allgemeine Geschichte der Jesuiten, welche Herr Peter Philipp Wolf in vier Bänden herausgegeben hat, Augsburg, bey Nic. Doll. 1792. 184 Seiten in 8. Zweytes Heft. 1792. 190 Seit. Drittes Heft. 1793. 188 Seiten.

Nach einigen Gemeinplätzen, Klagen und Spöttereyen über die Gegner der Jesuiten, (welcher Orden in Ansehung der, gegen ihn eben so oft wiederholten als widerlegten Lästerungen mit den ersten Christen verglichen wird) kündigt der Vf. dieser

Schrift S. 15 an, daß er sowohl die Quellen und Zeugen, deren sich Hr. Wolf in seiner Geschichte der Jesuiten bedient hat, prüfen, als Thatsachen, welche sie erzählen, ausheben wolle. Unter jenen wird zuerst Scioppius aufgeführt; (S. 19—63) und aus dessen ungestümen und zänkischem Charakter; aus seiner beißenden und schmähsüchtigen Schreibart, auch aus einer Anzahl grober Unwahrheiten, die er von den Jesuiten hingeschrieben haben soll, bewiesen, daß er nicht den geringsten Glauben verdiene. Hier hat sich der Vf. zu viele unnöthige Mühe gemacht, das längst festgesetzte Urtheil über Sc. aus dessen Lebensumständen und Schriften zu bestätigen. Es mag auch manches, was er von den Jesuiten erzählt, falsch oder doch übertrieben seyn; aber daraus folgt noch nicht, daß er weiter nichts als ein Verläumder sey. Er hat doch immer tief genug in das Innere des Jesuitismus hineingeschaut. Auch bey Hospinian, Lucius und Harenberg hat sich der Vf. etwas zu lang aufgehalten; (S. 63 — 118) da doch auf ihre Glaubwürdigkeit eben so viel nicht gebauet wird. Desto wichtiger ist Thuanus, welchen möglichst herabzusetzen, der Rest des ersten Heftes angewandt wird. So sehr ihn die Protestanten hervorstreichen, sagt der Vf., so wenig sind mit ihm die Katholiken zufrieden; (als wenn nicht viele der gelehrtesten, scharfsinnigsten und freymüthigsten Katholiken jenen großen Geschichtschreiber eben sowohl als die Protestanten gerühmt hätten.) „Ueberall ergreift er die Parthey der Hugonotten; immer steht er wider Katholiken gerüstet; Päbste und Bischöfe sind ihm ein Gräuel; die Geistlichkeit, und vorzüglich Jesuiten, ein Abscheu.“ Das heißt, aus der jesuitischen Schreibart in die historische übergetragen, so viel: Thuanus, obgleich ein Katholik, ist zum Aergerniß aller groben päpistischen Eiferer so sehr Geschichtschreiber, daß er selbst Hugonotten von einer rühmlichen, und Päbste nebst ihrem Clerus von einer nachtheiligen Seite darstellt, wenn ihn die historische Wahrheit und seine Ueberzeugung dazu berechtigen. Nach diesem Eingange kann man es leicht erwarten, wie Thuanus der Partheylichkeit gegen die Jesuiten, und selbst bey Begebenheiten, deren Augenzeuge oder Theilnehmer er war, der Falschheit überwiesen werden soll; welche Schriftsteller ihm entgegengestellt werden, u. s. w. Hätte der Vf. behauptet, dieser Parlementspräsident sey von dem so natürlichen Widerwillen des Pariser Parlements gegen die Jesuiten nicht ganz frey geblieben: so hätte er vielleicht etwas Wahrschein-

ſcheinliches geſagt. Aber ſein Richome, und Mathieu, und Griffet, und Logomarſini; und Hr. Caraccioli, Cenſor zu Rom, werden wohl ſchwerlich als Gegenzeugen wider Thuanum bey dem ruhig urtheilenden Publikum gelten können.

Im zweyten Hefte werden über dasjenige, was Hr. Wolf von der ſchottiſchen Königin Maria, ingleichen von den Handlungen und Schickſalen der Jeſuiten unter Eliſabeth und Jacob I. geſchrieben hat, viele widerlegende Anmerkungen gemacht, und zugleich die drey Geſchichtſchreiber, Camden, Eduard Cooke und Rapin de Thoyras als untaugliche Zeugen abgewieſen. Zur Probe dieſer Unterſuchungen mag dasjenige dienen, was S. 141 fg. beygebracht wird, um es glaublich zu machen, die berühmte Pulververſchwörung „ſey gerades Wegs aus des Staatsbedienten Cecils Fabrik „gekommen, der ſich die Schlachtopfer ſeines Witzes, ſeines „Haſſes und ſeiner Raubſucht eigenhändig zubereitet habe;" ingleichen die Vertheidigung des Jeſuiten Garnet wegen ſeiner Theilnehmung an jener Verſchwörung.

Der dritte Heft iſt überſchrieben: Die Jeſuiten in Frankreich; er verbreitet ſich nämlich über die Geſchichte der Jeſuiten daſelbſt in den ſpätern Zeiten des ſechszehnten Jahrhunderts, von den Bemühungen des Parlements zu Paris, der Sorbonne und des Biſchofs von Paris an, die Niederlaſſung der Jeſuiten zu verhindern, bis auf Barrieres Verſuch, Heinrich IV. zu ermorden, und die Aufmunterung, welche er dazu von dem Jeſuiten Varade erhalten haben ſoll. In dieſem Hefte hat der Verf. ſeine Verdrehungskunſt allzu ſichtbar blicken laſſen. Denn wie kann man es anders nennen, was er von den Hugonotten mit der Wendung erzählt, als wenn ſie, welche bekanntlich faſt vierzig Jahre hindurch wegen ihrer Religion alle Verfolgungen ohne Widerſtand erduldet haben, die Urheber aller Gewaltthätigkeiten geweſen wären, welche ſeit dem Anfange der bürgerlichen Kriege Frankreich zerrütteten? oder ſeine äußerſt ſchiefe Vorſtellung von der Bartholomäusnacht? u. dgl. m.

Hin und wieder hat der Vf. allerdings Hrn. Wolfens Erzählung berichtigt; oder ihm auch gezeigt, daß er zu begierig aus Schriftſtellern von gar ungleichem Werthe nachtheilige Sagen und Vermuthungen von den Jeſuiten geſchöpft

 hat.

hat. Aber gar viel ist dadurch für den Orden überhaupt nicht gewonnen worden. Seine ganze der Welt höchst nachtheilige Verfassung, seine gefährliche Macht und ränkevolle Thätigkeit, mit andern allgemeinen charakteristischen Zügen desselben, werden durch Urkunden und Geschichte außer allen Streit gesetzt bleiben; wenn gleich noch viele Hefte ähnlicher Bemerkungen folgen sollten.

II.

Schilderung des Lebens und Charakters der Königin Marie Antoinette von Frankreich. Mit dem Bildnisse der Königin. Von dem Verfasser des Lebens und (der) Regierungsgeschichte Ludwigs des Sechzehnten. Bremen, bey Wilmans. 1794. 8. Erster Theil. 150 Seit. Zweyter Theil. 195 Seiten. 16 gr.

Auch eine von den zahllosen unbedeutenden Schriften, womit die französische Revolution unsere Litteratur schon überschwemmt hat und, wer weiß wie lange noch, überschwemmen wird. Umsonst erwartet man eine pragmatische, der Würde des Gegenstandes angemeßne, Darstellung, neue Aufschlüsse über die merkwürdigsten Lebensscenen und Unglücksfälle der Königin. Der Vf. hat ohne Plan und Auswahl, ohne sich um die Zuverlässigkeit der Quellen zu bekümmern, eine Menge schon bekannter Anekdoten von ihrer Geburt, bis zu ihrer Ermordung zusammengetragen und sie unter folgenden Rubriken aufgestellt.

Th. 1. Geburt und Erziehung, Vermählung, Edle Handlungen, Gräfin du Barry, Choiseul, Regierungsantritt Ludwigs 16., Turgot, Krönung des Königs, Klein Trianon, Familienscenen, Cardinal Rohan, Gräfin La Motte, Necker, Calonne, Brienne, Orleans, die Reichsstände. Th. 2. Die Revolution, Gastmahl der Garde du Corps, der 6. Oct., die Tuillerien, St. Cloud, die Dolchritter, die Osterwoche, Flucht nach Varennes, die Emigranten, Krieg mit Deutschland, der 20. Jun., Niederlage der Hofparthey, der Tempelthurm, Tod des Königs, die Conciergerie, das Revolutionstribunal, Hinrichtung der Königin. — So pathetisch der

Vf

[...]al anfängt, so sinkt bald nachher seine Schreibart ins Chronikenmäßige und fehlerhafte herab. Z. B. S. 56. Sie lebte auf eins ihrer Lustschlösser. S. 71, Hr. von Clugni folgte dem würdigen Türgot. Um den König zu gefallen, legte er sich eine Schmiede an, und arbeitete mit ihm zuweilen in seiner Werkstelle. Um die Großen des Hofes wieder den Hof zu machen, wurden die neuen Einrichtungen seiner Vorgänger aufgehoben. S. 80 ist das Mährchen von den Dolchrittern getreulich nacherzählt. „Jeder Dolch hatte drey Klingen, die bey dem Druck einer Feder in Form eines Triangels heraussprangen, und alle Eingeweide mit einem Stoß zerreißen konnten: es waren Gewehre a la Ankarström!!“ —

Bb.

Darstellung der vorzüglichsten Umstände, durch welche die Reformation Dr. Martin Luthers vorbereitet, bey ihrem Anfang und Fortgang unterstützt und ihre Ausbreitung befördert worden ist. Von Joh. Georg Tieftrunk, Doctor der Philosophie. Görlitz, bey Hermsdorf und Anton. 1794. 404 Seiten in 8. 1 Rk. 8 gr.

Durch diese Darstellung der die Lutherische Kirchenverbesserung vorbereitenden und befördernden Umstände wird weder die Litteratur noch die Kirchengeschichte viel gewinnen. Nach der so vortrefflichen und gründlichen Bearbeitung der Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs von Hrn. Dr. Plank in Göttingen, und nach so vielen andern Untersuchungen, die in neuern Zeiten über die Reformationsgeschichte geschrieben worden sind, war es wohl nicht zu erwarten, daß auf diesem Felde noch neue vorher nicht bekannte Entdeckungen oder Bemerkungen würden gemacht werden. Hätte unser Vf. die Umstände, die das große Werk der Kirchen- und Glaubensverbesserung, das unser wackerer D. Luther unternahm, in ein helleres, stärkeres und frappanteres Licht gestellt, als seine Vorgänger gethan hatten, so würde er sich immer noch Verdienste genug um die Reformationsgeschichte damit erworben haben. Aber da er andern Geschichtschreibern bloß nachschreibt, ja sie zuweilen, wie es ihm schon in einem andern gelehrten Jour-

Journal *) vorgehalten worden ist, wörtlich ausschreibt, und nirgends eigene neue, oder neu eingekleidete Bemerkungen vorträgt, so werden die, welche schon andere Reformationsgeschichten, und besonders die Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs vom Hrn. Consistor. R. und Dr. Plank gelesen haben, ihre Zeit, Mühe und Unkosten, die sie auf die Anschaffung und Lesung dieser Schrift verwandt haben, immer bereuen müssen. Wie artig unser Hr. Vf. andere auszuschreiben versteht, davon wollen wir hier nur ein kurzes Pröbchen beysetzen.

Tiefstrunk, S. 357.

Es läßt sich nun zwar wohl nicht zweifeln, daß die Mäßigung und Leutseligkeit, womit Miltiz Luthern stets begegnete, mehr als nur zur Hälfte Verstellung war, denn Luther selbst dachte nicht anders davon, wie aus mehrern Aeußerungen desselben gegen seine Freunde deutlich genug hervorgeht. Aber man thut doch auch Miltizen wohl zu viel, wenn man ihn beschuldiget, daß er die ganze Maske bloß deswegen angelegt habe, um seinen wirklich gewaltsamen Anschlag auf Luthers Person darunter zu verbergen. Miltiz hatte, nachdem er die ganze Lage der Sachen näher kennen gelernt, höchst wahrscheinlich gar keinen Anschlag weiter, als den einzigen, dem unseligen Streit auf irgend eine Art ein Ende zu machen.

Und dies war ihm so angelegen, daß er den Streit lieber auf Luthers eigene Bedin-

Dr. Plank.

Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs 1. Band. S. 165 erste Auflage 1781.

Es läßt sich nicht zweifeln, daß die Mäßigung und Freundlichkeit des Gesandten wohl mehr als zur Hälfte Verstellung war, aber es ist wohl auch allzu künstliche Beschuldigung, wenn man ihm ausbürden will, daß er die Maske bloß deswegen angelegt habe, um seine gewaltsamen Anschläge auf Luthern darunter zu verbergen.

Miltiz hatte wohl gar keinen Anschlag, als den einzigen, dem unseligen Streit auf irgend eine Art ein Ende zu machen, und dies war ihm so angelegen, daß er ihn lieber auf Luthers eigene Bedingungen beylegen, als seinen Hof der Gefahr der weitern Folgen aussetzen wollte, die daraus

eine

*) In der Allg. Litt. Zeit. den 3. Nov. 1794. Nr. 352.

zung beylegen, als seinen Hof der Gefahr der weitern übeln Folgen, die daraus entstehen mußten, und die er näher und schreckender sahe, als man sie zu Rom sehen konnte, aussetzen wollte, u. s. w.

entstehen mußten. Er sah diese Folgen näher und schreckender vor sich, als man sie in Rom sehen konnte, u. s. w.

Ueberdies werden hier, besonders im ersten Kapitel dieser Schrift, manche Umstände angeführt, die gar nicht zur Sache gehören. Denn wozu soll z. B. die von S. 18 an bis S. 21 auslaufende Erzählung von dem hierarchischen Despotismus des Pabsts Gregors VII.? Wozu die höchst langweilige von S. 76—143 meistentheils aus Bowers Geschichte der Päbste herausgesponnene Geschichte des Pabsts Bonifaz VIII. mit dem König von Frankreich Philipp dem Schönen? Wenn uns der Hr. Verf. alle die Mißbräuche und Entstellungen der christlichen Lehre, alle die Anmaßungen und Usurpationen des römischen Clerus und der Päbste, kurz alles, was eine Verbesserung der Kirche und des Glaubens erwünscht und nothwendig machte, hätte beschreiben wollen, alsdann hätte er nur geradezu die ganze Kirchengeschichte in Auszug bringen dürfen.

Hätte uns der Hr. Verf. hingegen etwas mehr von dem innern Zustand der Kirchen und Schulen selbst unmittelbar vor Luthers Zeiten, von der Wiederherstellung der Wissenschaften und des freyen Denkens, von der Beschaffenheit der christlichen Lehren, und des Lehrvortrags, und insonderheit von den Verbesserungen der Paulicianer, der Waldenser, Wiklefiten und Hußiten, und wie weit diese damit gekommen, gesagt, dann hätte er einen größern Dank damit verdient, als ihm für jene längst allgemein bekannte Geschichten, die auf Luthers Reformation so wenig Bezug haben, gebührt. Von S. 247 an, im zweyten Kapitel dieses Buchs, da kommen endlich noch mehrere die Kirchenverbesserung des Dr. M. Luthers begünstigende Umstände vor; doch, da sie hier in kein helleres pragmatisches Licht gestellt worden, und da sie unsern Lesern größtentheils schon aus andern Kirchengeschichtschreibern bekannt seyn werden, so wollen wir uns hier in keinen weitern Auszug derselben einlassen. Nur das können wir hier nicht unbemerkt lassen, daß der Vf. S. 400 thut, als ob Luther schon alle in die christliche Kirche eingeschlichenen Mißbräuche

und

und Irrthümer wiederum daraus verbannt und die christliche Religion wieder in ihrer ganzen ursprünglichen Reinigkeit hergestellt hätte; da doch die Reformation nach Dr. Luthers eigenem Geständniß ein Werk war, das seine weitere Vollendung erst von nachfolgenden spätern Zeiten erwartete.

Das unser Hr. Vf. in einem Anhang S. 402 den braven D. Luther gegen den Vorwurf, der ihm auch in neuern Zeiten wieder gemacht worden ist, in Schutz nimmt, „als ob er diesen Streit bloß aus eigennütziger Eifersucht gegen den Orden der Dominikaner angefangen habe, weil die Verkaufung des Ablasses, welches ein so einträgliches Geschäft war, nicht ihm und seinen Ordensbrüdern, sondern den Dominikanermönchen übertragen worden;" das hat uns zwar recht wohl gefallen; doch haben ihn ja auch schon andere Schriftsteller in neuern Zeiten auf eine recht gründliche und bündige Art darüber vertheidigt.

Ag.

Gelehrtengeschichte.

Beyträge zur Ergänzung der deutschen Litteratur und Kunstgeschichte; herausgegeben von M. Johann Friedrich Köhler, Diakon zu Taucha bey Leipzig. Zweyter Theil. Leipzig, im Verlage der Dyckischen Buchhandlung. 1794. 19 Bogen in gr. 8.

Von dem ersten Theil dieser beyfallswürdigen Schrift ist zu seiner Zeit (N. A. D. Bibl. B. V. S. 49 ff.) Nachricht ertheilt. Ihre Einrichtung und Bestimmung dürfen wir also als unsern Lesern bekannt voraussetzen, und ihnen sogleich den Inhalt dieser Fortsetzung anzeigen.

I. Johann Böschensteins Verdienste um die Wiederherstellung der hebräischen Litteratur in Deutschland. Die hebräische Sprache war ehedem im Alleinbesitze der Juden, welche christlichen Gelehrten den Unterricht darin aus Mißgunst und Aberglauben versagten. Nach Wiederherstellung der Wissenschaften erwachte die Neigung zu dieser Sprache erst spät; und Reuchlin war einer der ersten, dem

die

die Nothwendigkeit ihres Studiums einleuchtete, und der hernach zur Verbreitung desselben in Deutschland nicht wenig beytrug. Er war es auch, der das erste hebräisch gedruckte Buch über das A. T. in Deutschland besorgte. Unter denen, die den von ihm gebahnten Weg weiter betraten, ist besonders einer seiner nächsten Zeitgenossen und Schüler, Johann Böschenstein, denkwürdig. Er wurde zu Eßlingen in Schwaben 1472 geboren, lernte das Hebräische von Juden und aus den Reuchlinschen Schriften, und gab darin, als geweihter Priester, zu Augsburg Unterricht. Zum Behuf seiner Lehrstunden schrieb er ein sogenanntes Elementale, und legte eine eigene hebräische Druckerey in Augsburg an. Man schalt ihn einen Juden, hielt ihn sogar für einen getauften Juden, und machte ihm mancherley Vorwürfe. In der Folge erhielt er die erste Lehrstelle in der hebräischen Sprache zu Wittenberg, wo er jedoch nur ein Jahr blieb, und dann wieder nach Augsburg zog, wo er sich kayserlicher gefreyeter hebräischer Zungenmeister nannte, und verschiedne Schriften herausgab. Hier übersetzte er auch vor Luthern einige Bücher des A. T. aus der Grundsprache ins Deutsche. Hernach kam er nach Heidelberg, und von dort an mehrere Orte, bis er endlich, in einem Alter von einigen sechszig Jahren, starb. Seine letzten Schriften erschienen zu Nürnberg, 1525. Sie werden jetzt sämmtlich zu den seltnern gezählt; und der Vf. giebt ein Verzeichniß von denen, die ihm bekannt geworden sind. Das bekannte alte Kirchenlied: **Da Jesus an dem Kreutze stund** 2c. ist von ihm, wie Serpilius in einer besondern Schrift erwiesen, und bey dieser Gelegenheit von B. die vorzüglichsten Nachrichten ertheilt hat.

II. **Bartholomäus Scheräus, und dessen seltene Werke, zur Erläuterung der hebräischen und deutschen Sprache.** Der Name dieses Mannes ist ziemlich in Vergessenheit gerathen, und man wüßte von ihm fast nichts, hätte er nicht selbst in der Vorrede zu seinem Wörterbuche über die Psalmen für die Erhaltung seines Andenkens bey der Nachwelt gesorgt. Er war 1574 zu Klusterwalda, im meißnischen Kreise, geboren, legte sich eifrig auf Sprachen, besonders auf die hebräische, wurde anfangs Kantor und Lehrer bey der Schulpforte, legte aber dies Amt, so, wie einige nachher erhaltene Predigerstellen, bald wieder nieder. Zuletzt ward er Pfarrer zu Hohenwerbig und Zirdorf, in der Belziger

ger Inspection des sächsischen Churkreises. Sein Todesjahr ist unbekannt. Seine beyden Hauptwerke, die der Vf. näher beschreibt, sind: ein lateinisches Wörterbuch über die Psalmen, unter dem Titel, Itinerarium in Psalterium Davidis hebraeum; und seine Miscellanea Hierarchica, geistliche, weltliche und häusliche Sprüchenschule, die er zur Erläuterung dunkler und dem gemeinen Manne unverständlicher deutscher Wörter und Redensarten schrieb. Ein Buch, welches, wenigstens zum Theil, noch jetzt alle Aufmerksamkeit des Sprachforschers verdient. Der Vf. giebt S. 39 ff. einige Proben daraus, worunter es freylich aber manche seltsame und unnatürhafte Wortfügungen giebt. Ganz unbemerkt ist jedoch dies Buch nicht geblieben, sondern von Reichard in seinem Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, S. 68 ff., obgleich mit keiner sonderlichen Empfehlung, angeführt worden.

III. Ueber die ursprüngliche Beschaffenheit der deutschen Orthographie, nach Urkunden und andern schriftlichen Denkmälern des Mittelalters. Der Verf. gesteht selbst, daß die Orthographie der deutschen Sprache in frühern Zeiten auf keinen sichern und zuverläßigen Grundsätzen beruhte. Man formte sie in einigen Gegenden nach der unter dem Volke gewöhnlichen verdorbenen Aussprache, und in andern, besonders in Niedersachsen, nach der plattdeutschen Mundart, oder schrieb, wie man es für gut fand, ohne auf gewisse Regeln zu sehen. Desto mißlicher und schwieriger ist also ein Unternehmen, wie das gegenwärtige, die ursprüngliche Beschaffenheit einer so unbestimmten Sache zu bestimmen. Indessen bleibt solch ein Versuch immer nützlich und lobenswerth; und allerdings sind hier die Urkunden, landesherrliche Briefe und Verordnungen, öffentliche Verträge, u. dgl., die besten Erkenntnißquellen, die der Verf. auch sehr gut und zweckmäßig zu benutzen verstanden hat. Selbst zur Berichtigung der gegenwärtigen Rechtschreibung, zur Angabe ihrer Entstehung, und zur Beurtheilung der Mundarten, ihres Einflusses, und ihrer ehemaligen Verbreitung kann ein Versuch dieser Art nützlich werden. So ist z. B. merkwürdig genug, daß die in der niedersächsischen Sprachart gegründete Sitte, das ch nach dem s da, wo einer von den Mitlautern l, m, n, und w folgt, wegzulassen, und Slag, Sloß, slecht, Geslecht, Swerd, swören, zu schreiben, ehedem selbst

selbst im Meißnischen, und bey den schwäbischen Dichtern des dreyzehnten Jahrhunderts, üblich gewesen sey, und Melanchon noch im J. 1544 swehen, Beswerung, geschrieben habe. — Der Gebrauch des zusammengesetzten ß war den Alten ganz unbekannt. Er entstand zu einer Zeit, da man allenthalben das ſ in z verwandelte, und daz, Haz, lazzen, Wazzer, schrieb. Da indeß diese Schreibweise zu hart und unnatürlich war, so setzte man in einigen Gegenden ein ſ vor das z, und schrieb: haſz, daſz, oder auch: dasz, Hasz. Diese zur Milderung der Aussprache unternommene Verbesserung veranlaßte die Entstehung des ß. Des bloßen z bediente man sich, nach Art der Lateiner, am Schluß der Wörter.

IV. **Erziehungsgeschichte des Herzogs Friedrich Wilhelm zu Sachsen; zur nähern Kenntniß der pädagogischen Grundsätze des sechzehnten Jahrhunderts.** Friedrich Wilhelm war einer der würdigsten Fürsten, und, ob er gleich nur einen kurzen Zeitraum durchlebte, immer doch thätig für die Bildung und das Wohl seiner Unterthanen. Für die Gelehrsamkeit bleibt sein Andenken den Sachsen immer ehrwürdig, und er selbst besaß nicht gemeine Kenntnisse, weil er eine gelehrte Erziehung genossen hatte. Der Vf. erzählt zuerst seine mannichfaltigen Bemühungen und Verdienste dieser Art, und sodann seine allerdings merkwürdige Erziehungsgeschichte. Seinen Erziehern, dem Melissander und von Erfa, wurde im J. 1573 eine umständliche Instruction ertheilt, die hier der Länge nach eingerückt ist, und einen nicht unerheblichen Beytrag zur nähern Kenntniß der Erziehungsmethode jenes Zeitalters abgiebt. Eine große und fast ängstliche Sorgfalt für die äußere und innere Bildung des Prinzen leuchtet überall daraus hervor, wenn gleich manches darin zu unsern Zeiten auffallen kann; z. B. wenn gleich in dem zweyten Artikel vorgeschrieben wird: „Seine Beinkleider „soll der Junge alle Abend umkehren und säubern, desgleichen „Morgens, ehe unser Sohn aufstehet, inwendig und auswendig, beneben andern seinen Kleidern wohl und sauber „mit der Bürste auskehren." Und Art. 4. heißt es: „Als„bald er mit gedachten christlichem Segen aufgestanden, soll er „alle Morgen auf seinen Leibstuhl gehen, desgleichen auch „thun Nachts, ehe er sich zu Bette legt, und sich befleißigen, „daß dieses nicht vergebens geschehe. Welche Ordnung und

„Gewohnheit ihm sonderlich dazu dient, damit der Leib offen „erhalten und viele Krankheiten verhütet werden. Und weil „vielgedachter unser Sohn zur Constipation geneigt, soll der „Kammerdiener wohl Acht darauf geben, und da über vier „oder fünf Tage sich dieselbe erzeigen wollte, soll ers dem Hof„meister oder Präceptor ja nicht verschweigen, die werden „dann dem Medico solches zu vermelden wissen."

V. **Ezechiel Meth. Beytrag zur Geschichte religiöser Schwärmerey.** Man weiß, wie vielen Leuten im vorigen Jahrhunderte das chymisch magische System des Theophrastus Paracelsus, und die dunkle, hieroglyphische Hülle desselben, den Kopf verrückte. Dies war auch der Fall mit Stifel und Meth, zwey berüchtigten Schwärmern in Thüringen. Der letztere war Neffe des erstern, dessen Schwärmerey Meth annahm, weiter ausbreitete, sich Anhang verschaffte, und dadurch in gerichtliche Untersuchung, besonders des Kirchenraths zu Dresden, gerieth, dem er zwölf, hier aufgeführte Sätze vorlegte, welche er mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit vertheidigte. Dies veranlaßte ein, hier gleichfalls abgedrucktes, churfürstl. Mandat, um vor seinen darin dargelegten Irrlehren zu warnen. Vermuthlich wandte sich zuletzt Meth zur schwedischen Armee, und diente daselbst entweder als Soldat, oder als Arzt. Er starb endlich zu Erfurt, 1640. Von der damaligen Intoleranz und Verketzerungssucht giebt die Geschichte dieses und andrer damaliger Schwärmer traurige Beweise.

VI. **Einige Nachrichten von des berühmten Malers Lukas Kranachs Leben und Kunstwerken.** Der Vf. war Willens, das Leben dieses um die Kunst so sehr verdienten Mannes umständlich zu erzählen, und seine noch vorhandenen vorzüglichsten Werke der Zeit nach anzuführen. Er erhielt aber die dazu erwarteten Nachrichten nicht; und da er doch nicht gern bloß das schon Gesagte und Bekannte wiederholen wollte, so blieb er nur bey einigen, entweder übergangenen, oder nicht allgemein bekannten, Umständen stehen. Man wird auch hier den genauen und fleißigen Sammler überall erkennen, und manche schätzbare Nachweisungen und Berichtigungen in diesem Aufsatz antreffen, die sowohl über die Lebensumstände des wackern Künstlers, als über die nähere und vollständige Kenntniß seiner Gemälde und Holzschnitte ein größeres Licht verbreiten.

VII. Der Erfinder des Kaliberstabes. Dieser Aufsatz ist Beytrag eines verdienstvollen Nürnbergischen Gelehrten. Der Kaliberstab oder Visirstab wurde erst im J. 1540 von Georg Hartmann in Nürnberg angegeben, von dem hier weiter Nachricht ertheilt wird.

VIII. Zusätze zu Andreas Bodensteins von Karlstadt Leben, und zu einigen andern Abhandlungen im ersten Theil dieser Beyträge. Sie geben abermals von dem fortgesetzten Fleiße des Vf. ein rühmliches Zeugniß.

IX. Anzeige einiger seltnen Schriften des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts.

Am Schluß dieses zweyten Stücks steht ein Register über beyde Theile dieser schätzbaren Beyträge, von denen wir nur noch anmerken müssen, daß sie jetzt noch folgenden veränderten und gemeinschaftlichen Titel erhalten haben:

Lebensbeschreibungen merkwürdiger deutscher Gelehrten und Künstler, besonders des berühmten Lucas Kranachs; nebst einigen Abhandlungen über deutsche Litteratur und Kunst; von M. Joh. Friedrich Köhler.

Edk.

Ueber den Begriff der Geschichte der Philosophie, und über das System des Thals, von M. Georg Friedrich Daniel Goeß, Privatlehrer der Philosophie. Erlangen, bey Palm. 1794. in 8. 74 Seiten. 5 gr.

Der Vf. geht von der schon oft gemachten richtigen Bemerkung aus, daß der Begriff von einer Geschichte der Philosophie auf dem Begriffe der Philosophie selbst beruhe, und sucht demnach diesen festzusetzen. Nachdem er mehrere Definitionen verworfen hat, stellt er die seinige folgendergestalt auf: Philosophie ist die Wissenschaft der nothwendigen und allgemein gültigen Formen, Regeln und Principien der ursprünglichen Vermögen des menschlichen Geistes, und aller derjenigen Dinge, die durch jene (Formen u. s. w.) bestimmt sind. Hieraus erhellt, daß er sich zur kritischen Philosophie bekennt, erhellt

aber

aber auch, daß diese Definition nur denen annehmlich seyn kann, die die Grundsätze dieser Philosophie für die einzig wahren erkennen; Wer nicht mit Kant alle menschliche Wissenschaft und Erkenntniß allein aus dem Gemüthe des Menschen herleitet; sondern den Gegenständen selbst an ihr einen beträchtlichen Antheil zugesteht, der kann diese Erklärung schlechterdings nicht billigen. Mit jener Philosophie also muß sie stehen oder fallen, und mithin kann nicht eher ein gültiges Urtheil über sie gesprochen werden, bis der Streit über diese Philosophie zu einiger Entscheidung gelangt seyn wird.

Nach dieser Erklärung redet der Vf. von der Geschichte der Philosophie in dem Tone, worin schon mehrere kritische Philosophen von ihr geredet haben, als ob noch fast nichts von einigem Belange hier geleistet sey, und als ob nun erst eine ächte Geschichte dieser Wissenschaft werde zu Stande kommen können. Wir hoffen, daß dieser hohe Flug mit der Zeit der Erde sich mehr nähern, und das glänzende Licht, worin die Neuheit jede Sache erscheinen läßt, mit den Jahren sich mildern wird. Wir geben zu dem Ende folgendes zu erwägen: die Thatsachen bleiben die nämlichen, es mag angenommen werden welches System da wolle; der Fortschritt des menschlichen Geistes bleibt auch der nämliche; also das Wesentliche in der Geschichte der Philosophie ist von jedem System der Wissenschaft unabhängig. Alle Veränderung, die von einem neuen Philosophiegebäude in der Geschichte der Wissenschaft bewirkt werden kann, besteht demnach in der Art die Lehren und Systeme der Philosophen zu beurtheilen, und in der Art sie zu erklären, und ihre Entwickelung aus einander, und aus der Natur des Verstandes zu zeigen. Hieraus erhellt also, daß die kritische Philosophie ihre Aussprüche über die bisherigen Geschichtschreiber der Philosophie um ein Beträchtliches herabstimmen müssen; haben unter diesen anders einige die Thatsachen gehörig gesammlet, und den Fortgang der Vernunft richtig bemerkt: so bleibt ihnen, falls ihr System obsiegen sollte, nichts mehr als das Verdienst, diese Materie unter einen neuen Gesichtspunkt zu bringen.

Das mag für jetzt das bestätigen, was der Vf. vom System des Thales sagt. Er wirft vorläufig die schon bekannte Frage auf, warum die ersten Philosophen sich mit cosmogonischen und metaphysischen Untersuchungen befaßten? und beantwortet sie, wie sie von andern vor ihm auch ist beantwortet

wor-

worden. Dann untersucht er, warum Thales das Wasser zum Grundprincip machte? Die von Aristoteles geäußerten Muthmaßungen verwirft er, weil sie zu gekünstelt und abstrakt sind. Also wäre die Beobachtung zu abstrakt, daß durch Regen und Feuchtigkeit alles wächst? Zu gekünstelt dürfte sie auch nicht seyn, vielmehr würden unsere heutigen phys. Kritiker sagen, sie sey zu ungekünstelt; denn daraus, daß Feuchtigkeit zum Wachsthum der Pflanzen und zur Erhaltung der Thiere unentbehrlich ist, folgt noch lange nicht, daß diese auch ihr erstes Princip ist. Gemeiner ungeübter Verstand schließt so, mithin wäre dies noch ein Grund mehr, der Aristotelischen Vermuthung beyzutreten. Daß Thales in der Annahme seines ersten Princips den gemeinen Theogoniesagen gefolgt seyn soll, verwirft der Vf. gleichfalls; denn wie könnte er dadurch einen so großen Ruhm sich erworben haben? wo aber steht auch geschrieben, daß er seinen Ruhm diesem Satze allein verdankte? Nicht ihm, sondern seiner Ausführung, seiner Anwendung, seiner Verdeutlichung, verdankt er diesen Ruhm. Die Denker alle gehen von gewissen hergebrachten von Jugend auf angewöhnten Begriffen und Meinungen zuerst aus, und müssen davon ausgehen; dies macht jene Behauptung höchst annehmlich. Aber daraus erklärt sich noch nicht, warum Thales gerade das Wasser zum ersten Princip nahm; er hätte nach den Theogoniedichtern auch andere wählen können? Dies werden wir auch schwerlich je erklären können, da wir die individuelle Lage des Philosophen nicht kennen; selbst der Vf. läßt es ja auch unerklärt; denn wenn er hinzufügt, Thales habe die Luft und das Feuer zu wenig gekannt, und sey deshalb bey dem Wasser stehen geblieben: so heißt das am Ende doch wohl nichts anders, als er habe sich von der gemeinsten Meinung zu sehr hinreißen lassen. Ohne diese würde er jene Körper genauer untersucht, und gleich seinen Nachfolgern, vielleicht andere Principien erwählt haben. Daß Thales den Anfang der Welt in der Ewigkeit gefunden und angenommen habe, das sichtbare Universum sey von je und je in seinem Grundprincip vorhanden gewesen, ist uns ganz unerwartet. Aristoteles nennt ihn da nicht, wo er diejenigen aufzählt, die den Anfang der Welt geläugnet haben, und a priori läßt sich eine Thatsache wohl schwerlich erweisen. Wenn wir alles zusammennehmen, was der Vf. von Thales sagt: so finden wir nicht, daß hierdurch bestätiget werde, was er vorher den bisherigen Schriftstellern über die Geschichte der Philosophie

nachgesagt hat; finden nicht, daß er hier großes und erhebliches Licht aufgesteckt habe; finden vielmehr das meiste schon vorher genug gesagt, und das nichtgesagte, schlecht gegründet. Wir müssen also ihn nebst den übrigen kritischen Philosophen bitten, ein wenig bescheidener zu seyn, und sich nicht das Ansehen zu geben, als ob sie allein im Stande seyn, eine ächte Geschichte der Philosophie zu verfertigen.

Ai.

1. Physisch-ökonomisch und statistische Bemerkungen von Lief- und Ehstland oder von den beyden Statthalterschaften Riga und Reval, von W. Chr. Friebe. Riga, bey Hartknoch. 1794. 23½ Bog. in 8. 1 Rh.

2. Topographische Uebersicht der rigischen Statthalterschaft, in fünf und zwanzig Tabellen. Von Fr. Eckardt, Provinzialsekretär. Riga, 1792. Ueberhaupt 27 Bogen in Fol. 2 Rh. 16 gr.

Bereits sind zwar von diesen Statthalterschaften hinlängliche Beschreibungen vorhanden, dieselben auch in Nr. 1. angezeigt, häufig genutzet und die Leser oft darauf verwiesen worden: dennoch darf man die beyden gegenwärtigen Schriften nicht für überflüßig erklären, da sie, was man in jenen vollständiger findet, kurz zusammenfassen, auch eben daher zu einem Leitfaden bey dem Schulunterricht der liefländischen Jugend dienen können.

Gh.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 17.

Todesfälle.

Am 12 Jänner 1795 starb Hr. M. Joh. Traugott Mangelsdorf, Pfarrer zu Löbnitz ohnweit Düben, an einem Schlag- und Steckflusse, gerade als er sein 55stes Lebensjahr antrat. Durch seine vor einigen Jahren herausgegebene Stromata und einige andere kleine Abhandlungen ist er in der gelehrten Welt bekannt geworden.

Am 22. Jan. gieng zu Frankfurt am Mayn Hr. Just. Christ. Krafft, ersten Prediger bey der dortigen reformirten deutschen Gemeine, in einem Alter von 63 Jahren mit Tode ab. Man hat von ihm verschiedene ascetische und exegetische Schriften.

Am 25sten Januar 1795 starb in Heidelberg Hr. Dominik Gottlieb Heddäus, Doktor und ordentlicher Professor der Theologie bey dortiger Universität, kurpfälzischer Kirchenrath und Ephorus der Sapienz, im 70sten Jahre seines Lebens.

Am 15ten März starb zu Wismar der Oberappellationsrath J. C. von Quistorp im 58sten Jahre seines Alters.

Am 19ten März starb zu Braunschweig der Herzoglich Braunschweig-Lüneburg. Hofrath und Professor am Carolinum, Ebert, im 72sten Jahre seines Alters.

Zu Halle ist der Professor der Theologie, Mursinna, im 78sten Jahre seines Lebens gestorben.

Chronik der Universitäten.

Göttingen, 1795.

Prorectoratsanschlag. 1) Am 2. März dieses Jahrs hat Hr. Dr. Schleusner das Prorectorat an den Hn. Hofr. u. Prof. Jur. Waldeck übergeben. Die Einladungsschrift zu dieser Feyerlichkeit: Acad. G. A. Prorector — Successorem commendat. (bey Dieter. 2½ Bog. Fol.) hat zum Inhalte: *Exulum reditus in patriam ex Graecis Romanisque historiis enarrati.* Herr Hofr. Heyne, als Verf. dieser, im Namen der Universität, ausgefertigten Schriften, fährt fort, einzelne ausserordentliche Ereignisse unsers Zeitalters mit Ereignissen der alten Welt zu vergleichen; jetzt die Zustände der Vertriebenen und Ausgewanderten, welche in dem gegenwärtigen Europäischen Revolutionskriege auf mehr als eine Art die Aufmerksamkeit anderer Menschen auf sich gezogen haben. Das Bild, welches der Verf. aus unserem Zeitalter von diesen Unglücklichen aufstellt, ist durchaus interessant für Humanität, und durch keine Politik verstellt: Ad humanitatis autem sensum, quo omnis virtus animi sanior, erectior generosiorque indoles, vitae cultus, elegantia vera ac dignitas continetur, ad hunc, inquam, sensum excitandum acuendumque imisque praecordiis infigendum, quot et quanta huic aetas offert oculis animisque exempla, quantarum miseriarum et calamitatum! — *hominum e patria sua exulantium; quibus pro virtutis, fidei et constantiae praemio omnium aliarum terrarum exilia irrogata sunt! pro quibus cum arma sumta sint, ipsis interdictum est hospitio, aqua et igni, amicissimorum hominum; ipsi eiecti, miseri, egentes, errant hospitio exclusi, quod nec iumentis negatur! Vidimus quoque varia exulum genera, alia aliis succedentia, etiam ex iis, qui se dediderant et in fidem recepti erant. Quanta rerum monstra peperit temporum rerumque necessitas!* Bey so verschiedenen Veranlassungen, das Vaterland zu verlassen, bestimmt der Verf. den Gegenstand dieser Schrift so, daß er ihn blos auf diejenigen einschränkt, die bey Staatsrevolutionen und entstandenen bürgerlichen Factionen vertrieben worden sind, oder aus Furcht entflohen sind. Er giebt die Veranlassungen im Allgemeinen an; Könige und Tyrannen sind häufig vertrieben worden; auch ganze Stämme oder Völkerschaften; um der

Reli-

Religion willen zu vertreiben, ist nur den spätern Zeiten des Christenthums, also gerade derjenigen Religion vorbehalten geblieben, welche dies barbarische Verfahren durchaus mißbilligt. In den freyen Staaten der Griechen fielen die Verweisungen am zahlreichsten vor, wovon der Verf. die Ursachen angiebt. Factionum exilia tanto crebriora, quo magis civitatum constituendarum rationes, experiundo tum primum et alias ex aliis adsciscendo, certis nondum notionibus, principiis ac praeceptis repertis, explorabantur magis, quam sciscebantur. — Der Zustand der Vertriebenen und Ausgewanderten war in dem damaligen Zeitalter der beklagenswürdigste; viel beklagenswürdiger, als er jetzt seyn kann, da alle Gewerbe und Staatseinrichtungen den Vertriebenen anderwärts Brodt und Glück versichern. Die Rückkehr der Vertriebenen ins Vaterland gelang fast nie. Die Ursache war: weil sie sich nur durch Wuth und Haß regieren ließen. Non enim consilia ab ira et odio suscepta felicem exitum habere possunt. Es folgen hernach einzelne Beyspiele, die der Verf. aus der griechischen und römischen Geschichte aufgesucht und erläutert hat.

2) Das lateinische Lektionsverzeichniß auf das Sommerhalbejahr 1795. — Catalogus praelectionum etc. bey Dieterich, 1 B. 4., enthält blos die Anzeige der Vorlesungen der öffentlichen Lehrer. In dem deutschen Lektionsverzeichniß, das mit den Gel. Anzeigen ausgegeben wird, sind auch die Vorlesungen der Privat-Docenten angezeigt. Die Vorrede des Hrn. Hofr. Heyne erweckt, mit den schönsten und nachdruckvollesten Sprüchen alter Weisen und Dichter, zu solchen Gesinnungen, die in den widrigsten Umständen und Erwartungen unsern Muth beleben und unsere Thätigkeit unterhalten können.

Die von dem Theater des Kriegs entferntere Lage Göttingens gewährt übrigens den Studien daselbst fortdaurend die gewünschte Ruhe, und läßt auch auf die Zukunft den ungestörten Genuß derselben für diesen Sitz der Wissenschaften erwarten. Non tam adventus mali, quam metus affert calamitatem.

Juristische Disputationen und Promotionen. — Jahr 1795. — 1) Diss. inaug. iurid. *de depositione iudiciali debiti cambialis, praesertim ex iure Hamburgensi*, quam — proponit *Petr. Aug. Widow*, Hamburgensis.

pensis. Goett. 7 Mart. 1795. 7 Bog. 4. 7) Diss. inaug. *de fundamento rigoris cambialis*, quam — defendet *Nic. Hartwig Petzoldt*, Bergedorfiensis. Goett. 12 Mart. 1795. 5 Bog. 4.

Philosophische Disputationen und Promotionen.

1) *Io. Christ. Dan. Wildt*, AA. LL. M. et Philos. in G. A. Doctoris, *de rotatione annuli Saturni* Commentatio. *Pars prior.* Accedunt figurae aeri incisae. Hannov. apud Hahn, 1795. 5 Bog. 4. Es ist die Inauguraldisputation zu des Verf. Magisterpromotion 10 Aug. 1793, welche jetzt zugleich als ein eigener Tractat erscheint, und daher mit doppeltem Tittelblatt ausgegeben wird.

Bücheranzeige.

1) Anzeige eines grossen Plans der Belagerung von Maynz. In der Wilhelm Fleischerschen Kunst- und Buchhandlung in Frankfurt am Mayn ist zu haben: Plan der Belagerung von Maynz, nebst den vorhergegangenen Positionen bey Wickert und Hochheim im Jahre 1793. Sr. Königl. Maj. von Preußen gewidmet vom Königl. Preuß. Ing. Lieutenant C. J. Humbert. Gestochen von C. Jäck in Berlin. Ein 4 Fuß 9 Zoll langes, und 1 Fuß 10 Zoll breites Imperialblatt. Jedes Exemplar kostet baar 5 fl. 24 kr. oder den Werth eines vollwichtigen Dukaten. Dieses Blatt verdient in jeder Rücksicht eine nähere Auseinandersetzung seines Inhalts, da es drey Meilen im Umfange hat, und alles militärisch aufgenommen ist. Die äußersten Dörfer sind Laubenheim, Hechtsheim, Marienborn, Drais, Finthheim, Budenheim, Schierstein, Mosbach, Erbenheim, Delckenheim, Massenheim, Wickert und Flörsheim. Die über dem Mayn liegenden sind Rüsselsheim, wo das Preußische Laboratorium war, Mayn-Bischoffsheim und Ginsheim. Die näher liegenden Dörfer um Maynz sind Weißenau, Zahlbach, Bretzenheim, Gonsenheim, Mombach, Biebrich, das von den Franzosen befestigte Cassel, die Marsschanze, Costheim, Hochheim, und die von den Preußen errichtete Gustavsburg. Alle hier genannten Dörfer sind im Grundriß gezeichnet. Diese kurze Angabe wird hinlänglich seyn,

kurz nur einen [illegible] der [illegible] dieses Plans allen denen zu geben, für welche er Interesse haben kann. Er empfiehlt sich auch noch überdies dem Auge durch einen prächtigen Stich, und durch Schriftzüge, wie man sie von einem Jäck nur immer erwarten kann. Dieser Plan ist auch in zerschnittenen Feldern auf Leinwand aufgezogen, in ein bequemes Taschenformat gelegt, und mit einem Futterale versehen, um den Preiß von 6 fl. 54 kr. oder 3 Rthlr. 20 Groschen zu bekommen. Auswärtigen Bestellungen bittet man, bey postfreyer Einsendung des Betrages, nach Verhältniß noch etwas für die Emballage und das Verpacken beyzulegen.

Das vierte Stück von Reichardts Cäcilia, womit dieses von Kennern und Freunden des edlen Gesanges geschätzte Werk beschlossen werden soll, erscheint zur nächsten Ostermesse in unterzeichneter Handlung, und wird bey uns und in allen guten Musikhandlungen und Buchhandlungen, die sich mit Musikalien befassen mögen, bis Ende April 1795 Ein Thaler Preuß. Courant Pränumeration angenommen. Der dritte Band von Reichardts Musik zu Goethe's Werken wird die Operette Claudine von Villa Bella in einem vollständigen Clavierauszuge enthalten, und soll erscheinen, sobald sich eine hinlängliche Anzahl Pränumeranten dazu gemeldet haben wird. Die Pränumeration beträgt zwey Thaler Preuß. Courant und steht, wie oben gemeldet worden, offen. Der erste Band dieses beliebten Werkes, welcher die Operette Erwin und Elmire enthält, ist noch für 2 Thaler Preuß. Courant und der zweyte Band, welcher Göthe's lyrische Gedichte enthält, für Einen Thaler, bey uns und in allen guten Musikhandlungen zu haben. Wer alle drey Bände dieses Werks mit einem Friedrichsd'or baar bey uns bezahlt, erhält den vierten Band dieses Werks, oder das vierte Stück der Cäcilia frey. Wer 3 Exemplare mit 3 Friedrichsd'or baar bezahlt, erhält ein komplettes Exemplar von allen 3 Bänden frey. Musiklehrer werden ersucht, sich auf diese Bedingung für die Verbreitung dieses Werks zu verwenden.

Die neue Berlinische Musikhandlung.

Anzeige. Zu Hamburg auf Kosten des Herausgebers, und in Commission bey Joh. Christ. Dieterich in Göttingen sind erschienen: Miscellen zur Geschichte des Tages, herausgegeben von J. W. von Archenholz. Erster

Band. Eine Sammlung von mehrentheils aus dem Französischen und Englischen übersetzten seltenen Flugschriften, deren Fortsetzung nächstens erscheinen wird.

Vermischte Nachrichten.

Bamberg. Unsere Universität erhielt nun auch den ersten öffentlichen Lehrer der Zeichenkunde und militärischen Wissenschaften in der Person des Hrn. **Leopold Westen**, Oberlieutenants vom Artilleriekorps. Der Fürst, der besonderes Zutrauen zu seinen Fähigkeiten zu haben scheint, ließ ihn vor einigen Jahren eine Reise nach Holland machen, um seine Kenntniße vorzüglich in der Waßerbaukunde zu erweitern. Mehrere Jahre schon gab er in den einem Ingenieur nöthigen Wissenschaften Privatunterricht. Er hat sich der gelehrten Welt durch folgendes Produkt bekannt gemacht: Gedanken und Empfindungen über das von einem Officier aus *** verfaßte Werkchen unter dem Titel: Gedanken über den Zweykampf, entworfen auch von einem Officier aus *** 1787. 8. (Probsts Topographie von Bamberg im 9ten Jahrgange 1. St. des Journals von und für Deutschland.) — Durch einen vom Fürsten bestätigten Schluß des akademischen Senats wurde die Vorschrift gemacht, daß in Zukunft alle Vorlesungen bey der Universität gleich nach Allerheiligen ihren Anfang nehmen sollen. In Rücksicht der Honorarien ward folgende Verfügung getroffen, daß alle voraus bezahlt werden müßen, und daß jeder Professor, der an der Endigung seiner Vorlesungen gehindert würde, dafür sorgen müße, daß den Zuhörern das Collegium vollständig gelesen werde.

Weimar. Hr. Secretär **Schmid** allhier ist jetzt mit der Uebersetzung des neuen prächtigen Werks zur Geschichte von Amerika von Munnoz beschäftigt, und wird auch einen dritten Theil zu den Reisen des Don Juan Andres durch Italien liefern, den ihm der Verfasser selbst mit Zusätzen von Mantua zugeschickt hat. Von diesem thätigen Gelehrten haben wir auch eine vollständige Uebersetzung von Hayleys schönem Lehrgedichte on History, mit den Anmerkungen des Originals, zu erwarten, wovon schon Proben im deutschen Merkur gestanden haben. Mit der Ausarbeitung seines spanischen deut-

deutschen Wörterbuchs, das im Schwickertschen Verlage in Leipzig herauskömmt, ist er bis auf den Buchstaben N. gekommen, und es wird gewiß zur Freude aller Liebhaber der spanischen Litteratur bald ganz vollendet seyn.

Braunschweig. Hr. Macaulay, Prediger zu Claybrook in Leicestershire, der sich durch seine Essays, seine History of Claybrook, seine Rede On the advantages (ins Deutsche übersetzt von J. W. H. Ziegenbein) vortheilhaft bekannt gemacht hat, sammelt jetzt hier zu Wolfenbüttel, Göttingen und an andern Orten Materialien, zu einer Lebensbeschreibung Philipp Melanchthons, die er in einiger Zeit herauszugeben gedenkt.

Uebersetzungen deutscher Schriften in fremde Sprachen.

Folgende deutsche Schriften sind in die Dänische Sprache übergetragen worden:

Die Entführung, ein Lustspiel von Jünger: Bortförelen, C. i. 3. a. 1793. 72 p. 8.

Der Strich durch die Rechnung, von Demf.: Stregen i Regningen, overs. ved *S. Sönnichsen*, 1793. 86 pag. 8.

Moses Mendelssohns Abhandlung von der Unkörperlichkeit der menschlichen Seele: *M. M.* Afhandl. om den menneskelige Sjels Vlegemlighed. Oversat af det Tydske. 1793. 8.

J. G. Marezolls Erbauungsbuch für Frauenzimmer: Andagtsbog for Fruentimmer, isär for den meere oplyste Deel af Kjönnet, ved *F. G. Marezoll*. Förste D. 340. Anden D. 340 S. 1794. 8.

Fausts Gesundheitskatechismus doppelt 1) *Fausts* Udkast til en Sundheds-Katechismus, forøged med en Fortale af *Nicolai Bötcher*, M. D. 1794. 47 p. 8. 2) von Herrn Prof. und Hofmedicus Tode: was aber nicht Uebersetzung, sondern Umarbeitung ist: Forsög til en Sundheds-Katechismus efter det Tydske af . . . *Faust* i Bückeb. heelt igjennem omarbejdet og mangfoldigt forøget af *Dr. I. C. Tode*. 1794. 70. p. 8.

Will.

Willdenows Grundriß der Botanik: Udkast til en Laerebog i Botaniken af *C. L. Willdenow*, etc. oversat efter den tydske Udgave og forøget med Anmärkninger og et Tillag om Botanikens Skjebne in Danmark af *H. Steffens*, med. 8 Kob. og en Farvetabel 1794. 384 p. 8.

Wielands Oberon: *Wielands* Oberon, et Heltedigt i tolv Sange, paa Dansk ved *Frederik Stoud*. Udgivet ved Selskaber til de skjönne Videnskabers Forfremmelse. 1792. 312 p. 8.

Kurze Geschichte eines Onaniten, der sich selbst curirt hat u. s. w.: En kort Historie om en Onanit, der har cureret sig selv. Skreven for Foräldre og Opdragere, men især for hans lidende Medbrodere. Oversat etc. 1794. 53 p. 8.

J. C. Stunzer, K. K. Rath und Leibm. über das Verhalten bey Hypochondrie und Nervenkrankheiten u. s. w.: Over Forholdet i Hypokondrie og Nervesygdomme for Uerfarne i Laegevidenskaben af *I. C. Stunzer*. 1793. 68 p. 8.

Bertuchs Polyxena: Polyxena. Et lyrisk Monodram af *F. I. B.* sat i Musik af Kapelmester A. *Schweitzer*. Til samme Musik oversat af det Tydske. 1793. 16 p. 8.

Bretzners Leben eines Lüderlichen: En Liderligs Levnet; Et moralsk satirisk Malerie efter *Chodowitzky* og *Hogarth* af C. F. *Bretzner*. Oversat af *Lorenz Rusrup*. I. D. 274 p. II. D. 286. III. D. 176. IV. D. 206. p. 8. 1792. 1793.

Zusatz zur N. Allg. D. Bibl. XII Band. 547 S. Der Biographe sagt: Jedes der sechs Vierecke solle noch einmal so groß gemacht werden. Hat also der gegebene Würfel, und jedes seiner Vierecke, die Seite = 2; so soll von dem neuen Würfel jedes Viereck $2 . \sqrt{2}$ zur Seite bekommen, und das ist auch des Würfels Seite; des neuen Würfels Inhalt ist also $= 16 . \sqrt{2}$, freylich auch größer als das Doppelte des gegebenen, aber doch nicht achtmal.

Hs.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 18.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen 2c.

Kiel. Am 12ten März d. J. erhielt Hr. Wilhelm Mackensen aus Wolfenbüttel von der hiesigen philosophischen Facultät, nach vorhergegangenem Examen, die philosophische Doctorwürde und facultatem legendi. Seine Dissertation handelt de motu et causa.

Der Doktor G. Eimbke, bisheriger Privatdocent in Kiel, ist zum Adjunkt der medicinischen Facultät daselbst ernannt worden.

Der Doktor und Prof. Hermbstädt in Berlin, ist von der Königl. Societät der Wissenschaften in Kopenhagen zum Mitgliede aufgenommen.

Der bisherige Rector des Johanneums in Hamburg, M. A. A. H. Lichtenstein, ist am 19ten März zum Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium, wie auch zum zweyten Bibliothekar an die Stelle des sel. Prof. Pitiskus, mit Beybehaltung des Rektorats, erwählet worden.

Der Kapellmeister Schulz in Kopenhagen hat, seiner schwächlichen Gesundheit halber, seine Dimission gesucht, und, mit Beybehaltung einer Pension, erhalten.

Akademische, Schul- und andere kleine Schriften.

Frankfurt a. M. Geduld im Leiden. Eine Rede gehalten über Hebr. 12, 1. in dem deutschen reformirten Bethause zu Frankf. a. M. am 6ten des Weinmonats 1793, von Carl Cleymann. 32 S. 8. Diese Rede würde noch mehr Lob verdienen, wenn der Vortrag etwas weniger gesucht, blumenreich, und die Sprache nicht so voll unnatürlicher Inversionen wäre.

Rostock. Verzeichniß der Titel, der Verfasser, und zum Theil des Hauptinhalts von den sämmtlichen Büchern, woraus diejenige Bibliothek besteht, welche von der zur Beförderung des Guten und Wahren, Nützlichen und Schönen vereinigten Rostockischen Lesegesellschaft errichtet ist. Erstes Stück. Nebst einer nöthigen Vorrede. 1794. XLVI. und 67 S. 8. Der Verf. dieses Verzeichnißes ist Herr M. Johann Markus Constantin Tarnow, Privatlehrer der Theologie und Philosophie zu Rostock, welcher diese Lesegesellschaft dirigirt. Die Auswahl der guten ist im Ganzen erträglich, und dem in der Vorrede angegebenen Zweck, vernünftige und gute Aufklärung zu befördern, entsprechend, wiewohl man doch auch auf manches sehr mittelmäßige und schlechte Buch stößt. Aehnliche Verzeichniße großer und kleiner Lesegesellschaften und Bibliotheken aus den verschiedenen Provinzen Deutschlands würden dem Litterator sehr angenehm seyn, und eine Reihe derselben könnten die Grundlage zu interessanten und wichtigen Resultaten über den Geschmack und die Bildung der Nation werden. Die Vorrede, die wir doch so gar nöthig nicht gefunden haben, enthält sehr bekannte und alltägliche Dinge in einem sehr gesuchten, komisch gravitätischen Styl, wovon schon der Titel dieses Verzeichnißes als eine kleine Probe dienen kann.

Zittau. Wodurch werden Vaterlandsliebe und ächter Bürgersinn, die einzigen Mittel der innern Ruhe und Sicherheit der Staaten, am besten befördert? 2½ Bog. Fol. 1794. Ist die Einladungsschrift des Hn. Direktor M. Sintenis zu einer Redeübung bey der Zittauer Rathswahl. Vaterlandsliebe u. ächter Bürgersinn sind dem Vf. gleichbedeutend mit vernünftiger Neigung und Anhänglichkeit an ein Land, die sich in dem Bestreben äußern, das Wohl desselben auf alle mögliche Weise

zu

zu befördern, doch unterscheidet er sorgfältig, daß er Vaterlandsliebe auf das Land, in welchem wir geboren wurden, Bürgersinn auf dasjenige, worin wir zu Bürgern aufgenommen wurden, bezieht. Als Beförderungsmittel beyder nennt der Verf. gute und weise Regenten, gute Bürgerschulen, patriotische Schriftsteller. So wichtig diese Mittel sind, so giebt es doch noch manche andere, die als von gleicher Bedeutung billig nicht hätten übergangen werden sollen.

* * *

Verzeichniß einer Suite Preßlerischer Kupferstiche im Verlage der Wilhelm Fleischerischen Kunsthandlung zu Frankfurt am Mayn.

1) Nachstehende Blätter sind sämmtlich, theils auf starkes holländisches Papier, theils auf feinen Schweizer - Carton aufgezogen, und mit angemessenen Einfassungen umgeben.

2) Diese Suite wird von nun an beständig mit neuen Stücken vermehrt werden.

3) Die beygesetzten Preise sind nach Rhein. Courant berechnet, dem zu Folge hier 11 fl. eine Caroline, und 9 fl. einen Louisd'or zu 5 Rthlr. Sächs. betragen. Ein Reichsthaler in Chursachsen würde also, in hiesiges Geld reducirt, 1 fl. 48 kr. oder 108 kr. betragen.

4) Da die Blätter dieser Suite, wenn sie verpackt und versandt werden sollen, das Rollen über Holz entweder gar nicht, oder doch nicht leicht, ohne Schaden zu nehmen, vertragen können; so wird man bey jeder auswärtigen Bestellung auf die möglichste Conservation während des Transportes Rücksicht nehmen, und jederzeit die Stücke, nachdem sie vorher zwischen zwey starken, besonders dazu zugerichteten Brettern gepackt worden, mit einer Emballage von Wachstuch versehen lassen. Eine solche Emballage, nach der Größe der Blätter, wie sie von Nr. 8. an folgen, beträgt nach genauer Berechnung der Packmaterialien 2 fl., welche Auslage die Liebhaber dem einzusendenden Betrag für die Stücke, den man sich postfrey erbittet, gefälligst beylegen werden.

Venus commande les armes pour Enée, nach einer Handzeichnung des *P. da Cortona*, in Zeichnungsmanier gearbeitet, und braun abgedruckt, sculpsit 1788. (No. 1.) Ein Oval, 10 Z. h. und 7 Z. 5 L. br., nach französischem Maaße. 1 fl. 40 kr.

Iunon porte ses plaintes contre sa rivale à Jupiter, nach demselben Meister und in derselben Manier, sc. 1788. (No. 2.) Als Gegenstück zu dem vorigen. 1 fl. 40 kr.

Ein Heiligenblatt: Die heilige Catharina zwischen dem heiligen Franciscus und Hieronymus, oben der verklärte Heiland in den Wolken, nach einer Handzeichnung des *Joseph Cesari d'Arpino*, genannt *Josephin*, in Zeichnungsmanier gearbeitet, und auf grün gedruckt, sc. 1786. (No. 3.) H. 9 Z. 6 L., Br. 7 Z. 3 L. 1 fl. 40 kr.

Eine kühn gearbeitete Landschaft, wozu Italien dem Künstler wahrscheinlich den Stoff geliefert hat: Eine wilde gebirgige Gegend, die sich dem Auge perspectivisch durch ein ungeheures Felsengewölbe, das den Vorgrund ausmacht, darstellt; in der Ferne erblickt man einige Ruinen. — Nach einer Handzeichnung des *Franz Kobell*, in schwarzbrauner Zeichnungsmanier. (No. 4.) H. 15 Z. 8 L. — Br. 10 Z. 5 L. 2 fl.

Untersee dans le Canton Bern, nach einer Zeichnung des *Franz Schütz*, in Crayon-Manier gearbeitet, und braun abgedruckt mit weiß aufgehöht. (No. 5.) H. 12 Z. 6 L. — Br. 20 Z. 6 L. 3 fl. Hinter den friedlichen Hütten des Ortes, die sich im Wasser des ruhigen Sees spiegeln, erhebt sich ein schroffes Felsgebirg, dessen hohe, kegelförmige Gipfel ein schauerliches Ansehn gewähren. Den Horizont begrenzen rechts eine Parthie majestätisch sich erhebender Gletscher.

Vue du Rhin près de Basle, nach demselben als Gegenstück zu dem vorigen. (No. 6.) 3 fl. Diese Ansicht ist von Klein-Hüningen genommen, von wo man den Rhein in Krümmungen sich in die Gebirge verlieren sieht. Am Ufer erblickt man einige Geräthschaften zum Lachsfang.

Der Sieg der Tugend über das Laster, Allegorie nach einer Handzeichnung des *Jac. Ligozzi*, in Zeichnungsmanier gearbeitet, braun abgedruckt und mit Gold aufgeblickt. (No. 7.) H. 11 Z. 4 L. — Br. 8 Z. 5 L. 3 fl.

Eine

Eine Landschaft, deren kühne Ideen aus Italien herzurühren scheinen: Ungeheure Felsen, durch die hin sich ein ruhig fliessendes Wasser krümmet; etwas in der Ferne wird man auf einem Felsenabsatze Ruinen gewahr. Ganz im Vorgrunde steht eine dicke abgestorbene Eiche, in deren Nähe sich einige Arbeiter gelagert haben: Nach einer Handzeichnung des *Salvator Rosa*, in schwarzer Crayon-Manier mit weiß aufgehöht. (No. 8.) H. 15 Z. 8 L. — Br. 25 Z. 6 fl.

Cascade en Vestphalie, nach einem Originalgemälde *Alderts van Everdingen*, in der dem Künstler eignen Manier gearbeitet, und braun abgedruckt. (No. 9.) H. 23 Z. — Br. 18 Z. 6 L. 11 fl. Ueber diesen Wasserfall, der sich im Vorgrunde zwischen Felsstücken strudelnd fortwälzt, ist aus rohen Baumstämmen ein Fußsteig gelegt, der eine, aus artigen Baumparthien hervorlauschende Mühle mit einigen gegenüber liegenden ländlichen Wohnungen verbindet. Im Hintergrunde erhebt sich ein steiler Berg, auf dessen Abhängen man einige alte Schlösser wahrnimmt.

Le Soir, nach einem Gemälde des *Jac. Ruysdaal*, in der dem Künstler eignen Manier gearbeitet, und braun abgedruckt. (No. 10.*) H. 18 Z. 9 Lin. — Br. 24 Z. 11 fl. Ein Abend, wie er im Sommer auf einen schwülen Mittag zu folgen pflegt. Alles athmet hier Kühlung und ladet zur Ruhe ein: Dies ist der Charakter dieses Blattes, dessen schöne Composition eine nähere Auseinandersetzung verdienet. Links kommt aus anmuthigem Gebüsch ein Bach hervor, der von einer Felsenwand in mehreren Einschnitten in ein von der Natur gebildetes Bassin herabfällt, welches von einer, gegen den Vorgrund hin stehenden Buche überschattet wird. Gleich hinter derselben fällt das Auge auf einen, mit Gebüsch bekleideten Felsen, auf welchem sich eine Windmühle ins Freye erhebt; ein grosser Block, der vor demselben liegt, hat sich wahrscheinlich von ihm getrennt. Rechts hin, am Fuße dieses Felsen nach dem Horizonte zu, blicken ein Kirchthurm und die Firste einiger ländlichen Wohnungen aus einem Kranze von Baumen hervor. Sanft sich erhebende, dicht bewachsene Hügel füllen die Gegend nach dem Vorgrunde hin. Eine froh dem Dorfe zueilende Heerde Rind- und Schaafviehes will sich eben

*) Mehrere Exemplare dieses Blattes sind aus Versehen unrichtig mit 14 numerirt worden.

im Dickicht eines kleinen, von jenen Hügeln gebildeten Thales verlieren. — Das Ganze erscheint in einem dämmernden Lichte; nur die Buche, und eine kleine Parthie in der Nähe derselben, scheint noch vom westlichen Himmel die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zu empfangen.

Le Midi, nach demselben, ein Gegenstück zu dem vorigen. (No. 11.) 11 fl. Man sieht sich in eine anmuthig wilde, waldige Gegend an einem schwülen Sommertage versetzt. Die Hauptparthie, die völlig im Mittagslichte steht, charakterisirt sich durch eine grosse, hervorstehende Eiche; einige Arbeiter oder Hirten eilen ihrem kühlenden Schatten zu. Ein stilles Wasser, das sich unvermerkt im Hintergrunde verliert, zieht sich zwischen krümmenden Ufern, die mit den anmuthigsten Parthien von Gebüsch bekränzt sind, mitten durch diese Landschaft; einiges Hornvieh wadet im Wasser dem jenseitigen schattigern Ufer zu.

Vue en Sicile, nach einem Originalgemälde des *Salvator Rosa*, in der dem Künstler eignen Manier gearbeitet, und braun abgedruckt. (No. 12.) H. 18 Z. 6 Lin. — Br. 24 Z. 6 L. 11 fl. Eine wilde Gegend schroffer Felsgebirge, die sich vielleicht durch irgend eine Erdrevolution gebildet hat; die Thäler u. Schluchten sind mit Wasser angefüllt. Ein gefahrvoller Weg ist kühn über Felsen und Klippen geführt. Im Vorgrunde haben sich einige Landeseinwohner auf Felsstücken gelagert.

Vue de la Saxe inferieure, nach einem Gemälde *Alberts van Everdingen*, in der dem Künstler eignen Manier gearbeitet, und braun abgedruckt. (No. 13.) H. 18 Z. 3 L. — Br. 24 Z. 7 L. 11 fl. Ein reißender Waldstrom, der im Hintergrunde aus einem schauerlichen Dickicht hervorkommt, und schäumend durch Felsen bricht, macht die Hauptidee dieses Blattes aus. In der Nähe dieses Wassers haben sich Hirten an gefahrvollen Stellen sorglos ihre Hütten erbaut.

Vue près de Saxe-Meiningen, nach einem Gemälde von *C. Reinhart*, in der dem Künstler eignen Manier gearbeitet, und schwarz abgedruckt. (No. 14. *) H. 19 Z. 7 L. — Br. 25 Z. 6 fl. Ein wilder Wald, dem eine majestätische Eiche

*) Von diesem Blatte sind einige Exemplare unrichtig mit 10 numerirt.

Eiche vorsteht; links zur Seite eine Mühle an einem klaren Bache, über den ein Steg führt.

Les Bains de César en Calabre, nach dem Gemälde des *Alex. Moretti*, in der dem Künstler eignen Manier gearbeitet, und colorirt gedruckt. (No. 15.) H. 17 Z. 5 L. — Br. 23 Z. 9 L. 18 fl.

Le Temple du Soleil à Palmyre, nach demselben, als Gegenstück zu dem vorigen. (No. 16.) 18 fl. Die Sujets beyder Blätter erwecken die erhabensten Ideen, die man sich von dem hohen Baustyle der Alten nur immer machen kann. Der Künstler hat sie mit einer, fast unnachahmlichen Perspective dargestellt. Das Colorit scheint mit der Natur zu wetteifern.

In Leipzig wird diese Suite in der bevorstehenden Jubilatemesse in oben bemerkter Verlagshandlung, nebst noch mehreren Kunstsachen, anzutreffen seyn.

Uebersetzungen deutscher Schriften, welche in dänischer Sprache übergetragen worden.

W. F. Graf v. Schmettow Erklärung an Se. Königl. Majestät zu Dänemark in Betreff des ihm angeschuldigten Misbrauchs der Preßfreyheit: Allerr. Erklaring til H. M. Kong. fra *W. F. G. af S.* angaaende Beskyldningen for Misbrug af Trykkefriheden. 1794. 82. p. 8.

F. Hildebrandt über die Ausleerung des Saamens im Schlaf: *F. H's*, over Sædens Vdgydelser I Sövne. 1793. 34. p. 8.

F. Schulz Darstellung der französischen Revolution in dem Braunschweig. Histor. Almanach: Efterretning om den store Revolution i Frankerige af *Fried. Schultz*. Overs. af d. tydske. Anden Deel. 1793. 310. p. 8.

Das rothe Käppchen von Vulpius: Den röde Hue, ellre Gjör det ej Godt, ondt gjör det ei. Et Syngespil i 2 a. af Vulpius, hvortil Musiken er komponeret af Dittersdorf. Oversat af L. Knudsen 1794. 91 p. 8.

Kotze-

Kotzebue Schauspiel: der Papagoy: Papagöjen, Skuespil i 3 a. af *A. v. Kotzebue*, af *P. D. Faber*. 75. p. 8.

Kotzebue Indianer in England: Indianerne i Engelland. Et Lystsp. i 3. a. af *A. v. K.* Oversat ved *S. Sönnichsen*. 1793. 152. p. 8.

v. Archenholz Brittische Annalen, 4r und 5r Band zusammen: Udsigt over det brittiske Folks Historie for Aaret 1790. Af *I. W. v. Archenholtz*. Tredie Bind. 1793. 502. p. 8.

Lessings Philotas: Philotas. Et Sörgespil af *G. E. Lessing*. Oversat af det Tydske ved *Georg Christian von Scheel*. 1793. 38. p. 8.

(Alle diese Uebersetzungen sind sämmtlich Verlag von Kopenhagner Buchhändlern und unter dem Druckort Koppenhagen erschienen.)

Vermischte Nachrichten.

Magdeburg. Ein sehr nachahmungswürdiges Beyspiel für größere öffentliche Lehranstalten giebt das L. F. Pädagogium allhier durch die Herausgabe eines eignen Jahrbuchs, in welchem jährlich einmal vom ganzen Zustande dieser Schule die genaueste Rechenschaft abgelegt wird. (Jahrbuch des Pädagogiums zur L. Frauen in Magdeburg, herausgegeben von G. S. Rötger, Probst und Schuldirektor. gr. 8. seit 1793. 3 Stücke, jedes 5 — 6 Bogen broschürt.) Es wird darinn nach einem sehr zweckmässig eingerichteten Plane, in mehreren Rubriken von den merkwürdigsten Schicksalen, Verhandlungen und Einrichtungen der Schule Nachricht gegeben. Diese Jahrbücher werden aus dem Schulfond gedruckt, und auch an auswärtige Schulmänner, denen man Interesse für diese Sache zutrauen kann, unentgeldlich versendet.

Druckfehler.

Intelligenzblatt Nr. 15. S. 144. Z. 7. Hegelingen l. Hägelin. Nr. 16. S. 151. Z. 12. v. u. Schregergel l. Schreyvogel. S. 152. Z. 4. v. u. Seiler l. Sailer.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 19.

Todesfälle.

Schon am 18ten May 1794. starb Hr. Christoph Weidlich, Kön. Preußischer Justizkommissair zu Halle im Magdeburgischen, geboren den 17ten Julius 1713 zu Schafstädt im Stift Merseburg, bekannt durch seine biographischen Nachrichten von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten in Deutschland, in welchen er selbst etwas von seinem Leben erzählt.

In den letzten Tagen des Decembers 1794 starb zu Sonnenfeld im Herzogthum Hildburghausen der Diakonus Hr. Christian Friedrich Dotzauer an der Schwindsucht, alt 30 Jahre. Er schrieb viel, von Nahrungssorgen getrieben, und eine seiner letzten Arbeiten war die Berichtigung von Hoen S. Koburgischer Chronik.

Am 31sten Januar 1795 starb in Altdorf Hr. Dr. Johann Conrad Sieglitz, Senior der dortigen Universität, erster Professor der Juristenfacultät, Konsulent der Reichsstadt Nürnberg u. s. w. nach zurückgelegten 70 Lebensjahren.

Beförderungen, Ehrenbezeigungen ꝛc.

Wittenberg. Zu den, seit dem Abgange des Herrn Oberhofpredigers Reinhards, durch mehrere unerwartete Zufälle unbesetzt gebliebenen Aemtern eines ordentlichen Professors

sors der Theologie, Propsts an der Schloß- und Universitätskirche, und Assessors am Consistorium, hat Herr Dr. und Professor Schleusner zu Göttingen den Ruf erhalten und angenommen.

Erlangen. Unter dem 2. März sind der Hofr. v. Schreber zum geheimen Hofrathe, die Professoren, Klüber in der Juristischen, Hildebrand in der Medicinischen Facultät, zu Hofräthen ernannt worden.

Akademische, Schul- und andere kleine Schriften.

Ohne Anzeige des Druckorts. Unterredung zwischen einem deutschen Reichsfürsten und einem seiner Räthe, der kein Illuminat ist; veranlaßt durch den churmainzischen Antrag wegen des zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich zu vermittelnden Friedens. 1794. 45 S. 8. Ein sehr wahrscheinliches Gerücht nennt einen erfahrnen Staatsmann als Verfasser dieser kleinen patriotischen Schrift, die wenigstens jedem Staatsmann und Patrioten Ehre machen würde. Der Verf. wünscht den Frieden, wie jeder Deutsche, dem das Wohl seines Vaterlandes und allgemeines Menschenglück am Herzen liegt, und er führt die besten und triftigsten Gründe für seine Meinung an, warum ein annehmlicher Friede der Fortsetzung dieses höchst verderblichen, blut- und kostspieligen Kriegs vorzuziehen sey.

Wien. De recta ratione, linguam latinam in Gymnasiis tradendi disseruit *Ioannes Groß*, Director ac Professor in Gymnasio Carlowiczensi. 1794. 62. p. 8. Ein Gymnasium unterscheidet sich nach der Meinung des Verfassers von Trivialschulen und Universitäten durch das Studium der Humanioren, das jedoch nicht bis zur Ästhetik fortschreiten dürfe, als welche den eigentlichen Akademieen vorbehalten bleiben müsse. Ein solches Gymnasium theilt er dann in zwey Klassen, in der ersten, deren Zöglinge höchstens 13 bis 14 Jahre alt seyn sollen, werde Grammatik getrieben, in der zweyten Humanität vorgetragen. Die Grammatik werde weder bloß auf Auswendiglernen von Regeln, noch nach der Me-

thode

[illegible] [illegible] [illegible] Pädagogen auf ein [illegible] [illegible] einge[illegible]
[illegible]ränkt. Der Mittelweg, den der Verf. vorschlägt, erfordert [illegible]
[illegible]nen Zeitraum von drey Jahren. Das erste halbe Jahr soll [illegible]
[illegible]r Schüler Vocabeln lernen, doch so, daß auch andere See[illegible]
[illegible]nkräfte, als das Gedächtniß, dabey geübt werden. Im zwey[illegible]
[illegible]n halben Jahr wird er mit den Redetheilen und ihrem Un[illegible]
[illegible]rschied bekannt gemacht. Im zweyten Jahr wird der An[illegible]
[illegible]ang mit Uebersetzen gemacht, und zwar so, daß die Jugend [illegible]
[illegible]ngeführt werde, selbst grammatische Regeln abzuziehen; so[illegible]
[illegible]ann werden sie mit den Ausnahmen von den Regeln bekannt [illegible]
[illegible]emacht. Im dritten Jahr bekommen sie erst eine förmliche [illegible]
[illegible]remde Grammatik in die Hände, (der Verf. schlägt dazu die [illegible]
[illegible]von Hrn. P. Bröder vor) und nun erst gehen sie in die Klas[illegible]
[illegible]der Humanität über u. s. w. Dieser Plan hat manches Gute, [illegible]
[illegible]aber auch große Mängel: als Ideal verdient er wenigstens [illegible]
[illegible]in keinem Fall aufgestellt zu werden.

Berlin. Von der Uebung im Lateinschreiben auf Sch[illegible]
[illegible]len von Johann Ernst Blähdorn, erstem Lehrer der Sal[illegible]
[illegible]dernschen Schule und ernanntem Prorektor der noch zu verei[illegible]
[illegible]nigenden beyden gelehrten Schulen in Brandenburg. 1794.
36 S. gr. 8. Nicht ohne Grund behauptet der Verfasser, daß mehrere neue Einrichtungen im gelehrten Schulunterricht die Seichtigkeit beförderten, und die jungen Leute eingebildet und selbstzufrieden machten. Unter die jetzt zu sehr vernachläs[illegible]sigten Gegenstände gehört unstreitig auch das Lateinschreiben, dessen große Vortheile für den künftigen Gelehrten der Verf. sehr gut ins Licht setzt. Zugleich theilt er seine Ideen über die zweckmässigste Einrichtung dieses Theils des gymnastastischen Unterrichts mit.

Bücheranzeige.

Der Genius der Zeit, herausgegeben von Hennings, April 1795, enthält: 1) der Klavierer, vom Herrn Hofrath Voß. 2) Frühlingsgesang, von demselben. 3) Vaterlands-liebe, von demselben. 4) Karl der Erste von England, von J. C. Albrecht. 5) Ueber verschiedene allgemeine moralische Ausdrücke vom Herrn Prof. Hermann. 6) An Freunde der Wahrheit und des Menschenwohls. 7) Zweck der Zeitkunde,

in Anleitung einer Recension der Horen in der ADB. 8) Elio, von Herrn Stäudlin. 9) Pichegrü. Disciplin. Anekdote v. einem Augenzeugen.

Deutsches Magazin, 1795, April, enthält: 1) Reise von Bern über Lauterbrunn nach Meiringen, Forts. von Fried. Brunn. 2) Robespierre, nach dem Engl. von Herrn Prof. von Eggers. 3) Etwas über den Hang seinen Ort zu verändern, von Hrn. Mag. Olshausen. 4) Nachrichten von dem alten Heldenbuche, nebst einigen Auszügen von Herrn Kanzleysekr. Schütze. 5) Anekdote von König Jacob II. von England. 6) Bemerkungen über die Insel Hinzuan, oder Johanna, aus dem Engl. von Hn. G. F. Palm. 7) Neuer Schleifweg zum Predigtamte. 8) Bedenken über die Frage: ob und in welchen Fällen der Landesherrschaft mit Grunde Rechtens angerathen werden kann, einem Cedenten das ihm auf Lebenszeit verliehene persönliche Privilegium, wider seinen Willen, und ohne, daß er dazu im Voraus seinen Consens gegeben, zu entziehen, und daß es der Masse zum Besten mit veräußert werden könne, zu gestatten?

Frankreich im Jahr 1795. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris. Mit Belegen. Erstes Stück. *La verité, rien que la verité, toute la verité.* *Altona.* Unter diesem Titel ist in der Expedition des Altonaer Merkurs ein neues Journal erschienen, welches sich ausschließlich mit französischen Sachen beschäftigen wird, und von welchem monatlich ein Stück von 6 Bogen mit der Beylage eines französischen Nationalliedes sammt der Musik, erscheinen soll.

Dieses erste Stück enthält folgende Aufsätze: I. Der Herausgeber an die Leser. Am Ende dieses Aufsatzes, der eine kurze Darstellung vom Gange der französischen Revolution und des gegenwärtigen wichtigen Zeitpunkts enthält, versichert der Herausgeber, seine deutschen Correspondenten in Paris „haben keine andere Absicht, als dem theilnehmenden Weltbürger und Menschenfreunde die wichtigste Epoche, welche die Menschheit vielleicht je erlebt hat, nach ihrem besten Vermögen beobachten und kennen lernen zu helfen; überzeugt, daß die Verheelung oder Verdrehung der Wahrheit am Ende sicher Verderben bringe. Nur die kurzsichtigste Aengstlichkeit, nur der gierige Ringer nach dem nächsten kleinen Gewinnst, kann die Verkümmerung der Wahrheit für nütz-

lich

ich und nothwendig halten. Sey er, wer er auch sey, zu seinem eignem Besten muß er sich überzeugen, daß ihm am Ende nur die Bekanntschaft mit der Wahrheit dauerhaften Nutzen bringen kann. Was einmal geschehen ist, ist nicht mehr ungeschehen zu machen; was einmal da ist, wirkt fort. Ja selbst wo es möglich ist, die natürliche Wirkung zu hemmen, oder mit Sicherheit anders zu leiten, ist es nur durch die ganze Bekanntschaft mit der Wahrheit möglich.“ II. Schreiben aus Paris an den Herausgeber. (Ueber den gegenwärtigen Zustand Frankreichs und über die letzten Begebenheiten, die ihn hervorgebracht; die folgenden acht Nummern dienen diesem Briefe zu Belegen.) III. Philippeaux. (Dieser Artikel enthält auch einen sehr edlen rührenden Brief des unglücklichen vortrefflichen Mannes an seine Frau, kurz vor seiner Hinrichtung geschrieben.) IV. *De Fermont*, *Isnard*, *Louvet*. (Eine kurze Charakteristik dieser merkwürdigen geächteten Volksrepräsentanten und ihre bedeutenden Briefe an den Convent.) V. Auszug aus dem französischen Zuschauer von Delacroix. (Enthält das Gespräch zwischen einem Conventsdeputirten und dem Autor, welches den wichtigen Proceß vor dem Revolutionstribunale erzeugte.) VI. Abscheu des Convents gegen Delacroix und das Königthum. (Enthält die tumultuarische Sitzung des Convents vom 8ten Nivôse.) VII. Bedenken des Ausschusses der allgemeinen Sicherheit über den Verleger und Buchdrucker Baillon. (Die Sitzung des Convents vom 17ten Nivose, 5ten Januar). VIII. Deutsches Gutachten über die drey vorhergehenden Aufsätze. (Das Verfahren des Convents gegen Delacroix aus dem französischen Nationalcharakter und der gegenwärtigen Lage des Convents erklärt.) IX. Verstehen wir uns einander! Erstes Gespräch zwischen zwey Jacobinern von Dubois Crancé. (Ein launiges Gespräch, welches den Geist der früheren u. späteren Jacobiner darstellt.) X. Rede des Volksrepräsentanten Bordas. (zu Bordeaux am 10ten Nivôse im Tempel des höchsten Wesens gehalten.) XI. Jacobinerjagd. Auszüge aus verschiedenen französischen Blättern und Briefen vom 13ten Nivose (2ten Januar) bis zum 16ten Pluviose (4ten Februar) sammt einigen französischen Spottgedichten auf die Jacobiner. XII. Proclamation der Franzosen an das Volk der Bataver. XIII. Auszüge aus den freundschaftlichen Briefen eines Niederländers bey der französischen westlichen Pyrenäenarmee. (Aus

Orthez à Lectoure geschrieben.) XIV. Le peuple françois, eine Fabel von Dissault. XV. Neue französische Bücher. (Acht neue Werke kurz angezeigt mit Auszügen aus denselben.) XVI. Neue französische Kupferstiche. (Acht neue Blätter angezeigt.) XVII. Marche des Pyrenées. XVIII. Die Musik zu diesem Liede fürs Clavier. Dieses Journal ist ausser in der obengenannten Expedition auch in Commission bey Bohn und Comp. in Lübek, in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern zu haben, der Jahrgang zu vier Thaler Conventionsmünze oder 10 Mark Courant. Das einzelne Stück zu 1 Mark oder 10 Gr. Diejenigen, die bis Ende April 1 holländischen Dukaten Pränumeration an obige Expedition einsenden, erhalten den ersten Jahrgang, aus 12 Stücken bestehend, jedesmal in 2 Stücken ohne weitere Kosten zugesandt.

Der Buchhändler Keyser zu Erfurt hat die Fortsetzung des 1793 von dem zu Bibra verstorbenen Herrn Adjunctus Nitsch herausgegebenen Handbuchs zur Erklärung der Schriften des Alten Testaments ɩc. einem als Schriftsteller und Exegeten rühmlich bekannten Gelehrten übertragen, der den Zweyten Theil schon bearbeitet, welcher zu nächster Michaelimesse vollendet seyn, und das Buch Josua, Richter, Ruth, und die beyden Bücher Samuels enthalten wird. Er wird den von dem sel. Nitsch angelegten Plan dahin erweitern, daß er alles, was auf den Ausdruck der deutschen Uebersetzung, die allerschwersten und seltensten Worte im Texte, Geographie, Geschichte, Alterthümer, Sitten, Religion, Beziehung hat, erläutern, die allerschätzbarsten unter den alten Commentatoren, und den neuern Interpreten, Clericus, Grotius, Schulz, Hezel, Eichhorn, Michaelis, Dathe, Döderlein, Herder, Koppe u. a. m. vergleichen, die sichersten und gründlichsten Erklärungen und die den allgemeinsten Beyfall gefunden haben, ausheben, und alles das, mit der allerstrengsten Auswahl und möglichsten Präcision darstellen wird.

Sonach wird dieses Handbuch gewiß eins der brauchbarsten Werke für Prediger, Schullehrer und gebildete Leser, für die es zunächst bestimmt ist, werden, u diese vorläufige Nachricht möchte wohl die Besitzer des ersten Theils beruhigen und die das Werk sich noch anschaffen wollen, ermuntern, da die Besorgnisse wegfallen, daß es durch Nitsch's Tod ins Stecken gerathen sey.

Ver-

Vermischte Nachrichten.

Frankfurt a. M. Einige vernünftig denkende Israeliten haben seit kurzem einen Plan zu einer wohleingerichteten Unterrichtsanstalt für Knaben ihrer Nation entworfen, und den Hindernissen, die ihnen von blindem Religionseifer in den Weg gelegt wurden, ausgeführt. Es hatten sich schon 1.. jüdische Familien zur Theilnahme an dieser Anstalt für ihre Kinder verbindlich gemacht, und den würdigen Senior Hn. Dr. Hufnagel ersucht, ihnen einen geschickten Lehrer für die deutsche und französische Sprache, und Schreiben und Rechnen zu verschaffen, als auf einmal der Oberrabbiner, auf Ersuchen der Baumeister (der weltlichen Obern der Gemeinde) die erst entstehende Schule als religionswidrig in den Bann that. Die Theilnehmer an dieser Anstalt baten hierauf den Dr. Hufnagel um Beystand, welcher folgende Anzeige beym Magistrat einreichte.

Gehorsamstes Promemoria. Einige Menschenfreunde aus der jüdischen Nation wünschen, daß die hiesigen Judenkinder doch einmal zur Sittlichkeit u. zu nützlichen Kenntnissen auf eine zweckmässigere Weise, als bisher, möchten angeleitet werden.

Einen so menschenfreundlichen Zweck aus allen Kräften zu befördern, war in dem Augenblicke mein Entschluß, in dem ich davon unterrichtet wurde.

Die jüdischen Eltern, welche hier in der Beylage ihre Namen aufgezeichnet haben, und denen noch mehrere beytreten wollen, liessen mich ersuchen, für einen geschickten jungen Mann zu sorgen, der ihre Kinder in der deutschen, in der franz. Sprache, im Schreiben u. im Rechnen unterrichten soll.

So weit kam der Wunsch zur Ausführung, als ich gestrigen Montag vor acht Tagen von einigen Gliedern der jüdischen Gemeinde mit der Nachricht überrascht wurde, daß in der gewöhnlichen Morgenschule der Bann auf diese Anstalt gelegt, und sie damit auf immer vernichtet werden solle. Zugleich ersuchte sie mich, durch einige Zeilen an die Baumeister diesen Bann abzuwenden.

Aber auf meine Vorstellung an die jüdischen Baumeister erhielt ich die Antwort, daß sie mich selbst besuchen und es bezeigen würden, daß meine Zeilen erst nach dem ausgesprochenen Bann ihnen zu Händen gekommen seyn.

Bey dieser Unterredung lernte ich die Vorurtheile genauer kennen, wodurch sich die beyden Baumeister so weit irre führen liessen, mich sogar aufzufordern, alles anzuwenden, daß

dieser

dieser Bann in seiner Schärfe bleiben, und der elterliche Wunsch nicht realisirt werden möge. Mit der Güte ließ sich also gegen jüdische Vorurtheile, von mir wenigstens, für den aufzuhebenden Bann nichts gewinnen. Indessen scheint mir doch die Sache viel zu wichtig, als daß ich sie nicht zur Sprache bringen, und die hochobrigkeitliche Aufmerksamkeit ihr zuzuwenden sorgen sollte.

Wie? hat die jüdische Gemeinde das Recht, ihren Privatmeinungen, wenn es auch keine Vorurtheile wären, eine öffentliche Anstalt Preis zu geben? Ist ein Bann gegen eine Sache, die selbst von einzelnen Vorstehern der Gemeine und von ächt jüdischen Eltern, auch nach jüdischen Religionsgrundsätzen beurtheilt, unverwerflich und sogar wünschenswerth ist, nicht offenbar ein Eingriff in die Privatrechte der jüdischen Eltern? Muß eben darum dieser Bann nicht oberherrlich aufgehoben werden, um die Eltern selbst gegen diese öffentliche Kränkung ihres guten Namens in Schutz zu nehmen, ihr Vorhaben zum Besten ihrer Kinder kräftig zu fördern, und zu verhindern, daß nicht auf die Zukunft ähnliche gute Wünsche ganz unerfüllt bleiben mögen? Alle diese und ähnliche Fragen drängen sich dem Herzen des Menschenfreundes von selbst zu, zumal da die Rechte der Baumeister ungekränkt bleiben, indem ja noch immer, wenn das Institut errichtet ist, ihre Bemerkungen über die Gefahr des Judenthums angebracht und geprüft werden können.

Uebrigens setzt die jüdische Beylage den Richter schon allein in den Stand, sein Ansehen für die gute Sache geltend zu machen, daß es ganz überflüssig wäre, meinen Namen vor den Partheyen zu nennen, da ich nur für die Sache spreche, und die Sache für sich selbst spricht. Frankf. a. M. d. 16 Dec. 1794.

Die erwünschte Wirkung davon war, daß dem Oberrabbiner von Obrigkeitswegen geboten wurde, die gute Sache nicht weiter in ihrem Fortgange aufzuhalten. Nun hat man einen kleinen Aufsatz von ½ Bog. unter dem Titel: Zur Beherzigung für jeden Menschenfreund, dem die Bildung und Veredlung der jüdischen Jugend nicht gleichgültig ist, besonders für die Einwohner jüdischer Nation zu Frankf. a. M. drucken laßen, worin die Absicht und Einrichtung dieser Unterrichtsanstalt erläutert, ihre Nothwendigkeit und ihr Nutzen gezeigt, und erwiesen ist, daß sie der jüd. Frömmigkeit nicht entgegen, sondern vielmehr beförderlich sey.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 20.

Beförderungen, Ehrenbezeigungen etc.

Göttingen. Hr. Heinrich, ein junger Philolog, aus dem Gothaischen bürtig, welcher sein philologisches Studium auf dem Gymnasium zu Gotha anfieng, und hier vollendete, auch durch einige mit Beyfall aufgenommene Arbeiten der gelehrten Welt bereits bekannt ist, hat einen Ruf als Collaborator an dem Maria Magdalena Gymnasium zu Breslau erhalten und angenommen.

Straßburg. Unter den Departements-Verwaltern, welche hier in der ersten Hälfte des Jenners neu eingesetzt wurden, befinden sich auch zwey Gelehrte, Braun, Professor der Rechte, und Koch, Professor der Geschichte, ehemaliges Mitglied der zweyten oder gesetzgebenden Versammlung in Paris.

Würzburg. Der bisherige zweyte Arzt des Juliusspitals, Hr. Hofmedikus Thlen, ist zum ersten und Hr. Prof. Siebold, der j., zum zweyten Spitalarzt ernannt worden, und zwar letzterer mit der besondern Obliegenheit, den klinischen Unterricht an den Krankenbetten in diesem Spital zu ertheilen.

Chronik der Universitäten.

Jena, 1794.

Den 6ten Febr. Hr. David Christian Bornwasser, aus Liefland, Diss. de usu vomitoriorum in phthisi pulmonali, 24 pagg. Nach Aufstellung der Aerzte, welche den Gebrauch der Brechmittel in der Lungensucht empfohlen haben, zeigt der Verf., daß die Sache nicht neu sey, — führt Ettmüller, Vater, Hartmann u. a. als Beleg an, welche dadurch den Auswurf befördern, und das Geschwür sprengen wollten, und legt das Bedenken gegen das von Reid zu allgemein empfohlene Brechmittel vor.

Der Catalogus praelectionum setzt den Anfang der Vorlesungen auf den 27ten April.

Den 24ten März: Herr August Heinrich George Curdts, aus Halberstadt, Diss. sistens febris nervoso - pituitosae observationem, 28 pagg. in 8. Nach vorgängiger Erklärung der allgemeinen Begriffe vom Nervenfieber, liefert der Verf. eine Krankengeschichte aus dem Loder - Hufelandischen Clinico. Er glaubt, man könne die Nervenfieber am besten aus dem Pulse und Urin erkennen. — Die Einladungsschrift des Hn. GHR. Gruner enthält Nosologiae historicae Spec. IX. Diesmal einige Geschichten aus Windeck, Spalatin und verschiedenen Chroniken, betreffend Krankheiten von Ausschweifungen, religiösen Wahnsinn und Vergiftungen.

Den 25ten Hr. George Ernst Friedrich Mysing, aus Osnabrück, Diss. de haemorrhoidibus mucosis vesicae urinariae ab infarctibus ortis. Sie enthält einen Fall aus dem Clinico. — Das Program. X. des Herrn GHR. Gruner schließt die interessante und in ihrer Art einzige Nosologia historica.

Den 26ten Hr. Johann Abraham Albers, aus Bremen, Diss. de ascite, 46 pagg. in 4. Nach Vorausschickung des Wissenswerthen vom Saugadersystem, in wiefern es Bezug auf die Entstehung der Wassersucht hat, behauptet der Vf., daß nicht alle Saugadern sich in den Brustgang endigen, sondern unmittelbar in andern Organen die Feuchtigkeiten absetzen, und gehet die Bauchwassersucht durch nach der Diagnose im

den drey Stadien, nach den Säften, welche rein oder ver-
scht sind, nach den Ursachen und Wirkungen, nach den Kri-
durch Ausleerungen, endlich nach der verschiedenen Pro-
ße. — Die Einladungsschrift des Hrn. Hofr. Loder ent-
t Observat. Scroti per sphacelum destructi et reprodu-
onis ope restituti Part. II. Die Fortsetzung der Krank-
tsgeschichte.

Würzburg. Bey den in der sogenannten aula acade-
ca im J. 1794 gehaltenen Disputationen, über philosophi-
Sätze, erschienen, um einigen dieser Uebungen zum Grunde
ge zu werden: I. Theoria facultatis repraesentandi.
Theoria sensualitatis. III. Theoria intellectus. IV.
nopia rationis. — Sie enthalten die zu den angezeigten
eorien Bezug habenden Lehrsätze der kritischen Philosophie,
züglich nach Reinhold. In der Vorrede zu Nr. IV. ver-
digt sich der Verf. gegen einige über den Vortrag der kri-
chen Philosophie erlittene Angriffe.

Akademische, Schul- und andere kleine Schriften.

Giessen.

De morbis veterum obscuris Sectio I. Epistola gratu-
oria ad — D. *Ge. Thom* — conscripsit D. *Ern. Lud.*
ilh Nebel, 1794. 8. 47 pagg. Der Verf. gratulirt sei-
n Anverwandten, der nach Darmstadt, als Leibarzt, gehet,
dankt ihm unter andern, daß er ihm frühe angerathen ha-
das Studium der alten Aerzte mit der neuern Medicin zu
binden. Eine würdige Selbstempfehlung für beyde! Man
et hier mit geschmackvoller Belesenheit und in einem reinen
einischen Styl die Gedanken eines jungen Arztes über des
rodot Scytharum θηλεια νουσος, über des Horaz Mor-
Campanus, den er unter die Excrescentias ficosas rech-
, über des Plinius Morbus per sapientiam mori, den
eine Phrenitis symptomatica zu seyn scheint, über des
antus Morbus, qui insputatur, d. i. Epilepsie. Die gute
üthe läßt zuletzt herrliche Früchte hoffen.

Greiz. Ueber die deutsche Reichsverfassung in Hinsicht
Schulen. Eine Einladungsschrift zu der ... und

 zten

sten Junii dieses Jahrs angesetzten öffentlichen Schulprüfung von Christian Gottlob Jähring, Schulinspektor und Frühprediger. 1794. 2 Bog. 4. Sehr richtig bemerkt der Verf., daß die Verfassung des deutschen Reichs um deshalb dem Schulwesen und dessen Verbesserung zuträglich sey, weil die meisten Regenten nur einen kleinen Staat beherrschen, folglich auch nicht von der Menge anderer Gegenstände verhindert werden, durch Sorge für die Erziehung der Jugend ihres Landes, und die Erziehung derselben, eine ihrer wichtigsten und heiligsten Pflichten zu erfüllen. Je größer das Land, je zahlreicher die Einwohner, desto größer die Schwierigkeiten. Je kleiner der Staat, desto besser können diejenigen, welchen die Einrichtung der Schulen und die Aufsicht über sie anvertraut ist, ihre Aufmerksamkeit auch auf kleine Umstände verbreiten. Daß dies ferner nicht blos geschehen könne, sondern wirklich geschehe, beweisen mehrere allgemein bekannte Beyspiele, deren Anzahl, dem Himmel sey Dank, jährlich zunimmt.

Hannover. Aufklärung, größtentheils eine Grille, 1794. 95 S. 8. Dieser sehr unglücklich gewählte Titel läßt ganz etwas anders erwarten, als man in dieser kleinen lesenswerthen Schrift wirklich findet. Der V. derselben, ein Landgeistlicher, ist nichts weniger, als ein Widersacher der Aufklärung, im Gegentheil ist er einer ihrer wärmsten Freunde. Er behauptet nur, und wer muß ihm darin nicht Recht geben, daß noch gar viel verändert, verbessert und umgeschaffen werden müsse, ehe auch die allerbesten bisher gethanen Vorschläge zur Aufklärung des Volks ausführbar und nützlich werden können, und daß folglich der Glaube an ihre bisherigen Fortschritte größtentheils Wahn und Irrthum sey. Bey Behandlung dieses Gegenstandes hat sich der Verf. ausschließend auf den Landmann eingelassen. Die Frage: Wer soll aufgeklärt werden? wird beantwortet: Der Landmann, als der bey weitem größte und wichtigste Theil des Staats. Worinn besteht die Aufklärung des Landmanns? In einer gründlichen und deutlichen Religionskenntniß. (das ist doch zu einseitig.) Wer soll aufklären? Schullehrer und Prediger. Diese sind aber bey der jetzigen Lage der Sachen dazu nicht im Stande. Es fehlt an guten Schullehrern, weil sie so elend bezahlt werden, und die wenigen vorhandenen guten Landschulen werden oft sehr nachläßig besucht. (Dies gilt denn doch nur von einzelnen Gegenden und Oertern, gewöhnlich solchen,

m den Landmann in großer Armuth und unter harten Druck schmachtet. Wohlhabende Landleute, und solche, die ihr nothdürftiges Auskommen haben, halten in der Regel ihre Kinder sorgfältiger, als in Städten geschieht, zur Besuchung der Schule und Kirche.) Die Aufzählung der übrigen Hindernisse der Aufklärung des Landmanns, und die Vorschläge zur Wegräumung derselben, sind nach unserm Verf. Mangel an brauchbaren Schulbüchern; die zu starken Schulen von 100 bis 170 Kindern, mit denen allen Ein Mann fertig werden soll; enge und dumpfige Schulstuben; die Besetzung der Schulmeisterstellen durch Bedienten. Eben so viel Hindernisse der Aufklärung treten bey den Predigern ein. Manchen fehlt es an Kraft, andern an Lust und Neigung: überhaupt haben sie zu wenig Einfluß auf den Landmann, und das hat wiederum seinen Grund größtentheils in der Dürftigkeit, worinn die meisten leben, und Mangel an nöthiger Autorität. Die einzig wirksamen Mittel, die der Vf. gegen diese Uebel vorschlägt, verstehen sich nun fast von selbst: alle aber erfordern beträchtliche Summen Geldes, das heißt, die Vorschläge werden, wenn auch nicht ganz, noch für immer, doch gewiß für jetzt und lange Zeit noch unausgeführt bleiben.

Bücheranzeige.

Verzeichniß der neuen Verlagsartikel von Voß und Compagnie in Leipzig zur Ostermesse 1797.

A B C und Lesebuch, neues, in Bildern mit Erklärungen aus der Naturgeschichte. Vierte sehr verbesserte Auflage, mit 20 illum. und schwarz. Kupfertafeln von Capieux gestochen. schwarz 12 Gr. illum. 16 Gr.

Becker, R. romantische Chroniken 2r Bd. enthält Kayserharts Leben und Schicksale mit Kupfern. 8.

Bibliothek, auserlesene, der allgemeinen Staatswissenschaft, für Staats- und Geschäftsmänner, Gelehrte, Freunde und Beflissene dieser Wissenschaft. Herausgegeben von C. D. Voß, Herzogl. Sachsen-Weimarischen Rath. 1tes Quartal. gr. 8.

Bilderbuch, botanisches für die Jugend und Freunde der Pflanzenkunde, mit deutschem, französischem und englischem

Text. Herausgegeben von Fr. Dreves, 4s, 5s und 6s Heft 4. mit illum. Kupfern von Capieux, jeder Heft 16 Gr.

Biographie der Wahnsinnigen vom Verfasser der Biographie der Selbstmörder, 1r Band 8. mit Kupfern von Doo[illegible]

Bosz, J. F. die Gartenkunst, oder ein auf vieljährige Erfahrung gegründeter Unterricht, sowohl große, als kleine Lust-, Küchen-, Baum- und Blumengärten anzulegen; fremde Bäume, Stauden und Gewächse für englische Gärten zu pflegen und zu warten, nebst einem Anhang, wie die in den Apotheken gewöhnlichen Pflanzen zu Arzneyen, im Gärten im Freyen anzubauen sind, für Gärtner und Gartenfreunde, 2 Theile. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dolz, M. J. Chr., katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände mit einer gebildeten Jugend in den sonntäglichen Versammlungen in der Freyschule zu Leipzig gehalten. Mit einer Vorrede vom Domherrn Dr. J. G. Rosenmüller. gr. 8.

Glückliche, der unglückliche, oder merkwürdige Geschichte eines französischen Officiers während seiner Gefangenschaft und seines Aufenthalts unter den Türken im letzten Kriege Rußlands und Oesterreichs mit der Pforte, von ihm selbst beschrieben, 8. mit Kupfern von Penzel.

Graf Meaupois und seine Freunde, eine Geschichte aus den Zeiten der franz. Revolution, mit Kpf. 8.

Handwörterbuch, kurzgefaßtes, über die schönen Künste, von einer Gesellschaft von Gelehrten, 2r Thl. gr. 8.

Oekonomische Hefte, oder Sammlung von Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen, für den Stadt- und Landwirth. Herausgegeben von F. G. Leonhardi. 1795 1tes bis 5s Stück, der Jahrgang erscheint monatlich complet. 4 Thlr. 12 Gr.

Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode 1795 1s bis 5s Stück. 8. mit natürlichen Zeugmustern und illumin. Kupf. Der Jahrgang complet. 5 Thlr. erscheint monatlich.

Langbein, A. F. Feyerabende 2r Bd. 8. mit Kupfern von Penzel.

Leben, Meinungen und Thaten Dr. Martin Luthers. Ein Lesebuch für den Bürger und Landmann. 2te verbesserte und vermehrte Auflage, mit Luthers Bildniß von Mangot 8. 10 Gr.

...gen, Meßtingen und Thaten ... Ein ...buch für den Bürger und Landmann. Vom Verf. von ... Leben. 8.

...bel, Dr. N. G. kleine Bibliothek des sächsischen Rechts. 1r Bd. auch unter dem Titel: Geschichte des sächsischen Rechtes 8.

...mann, der Auge... Vom Verf. des Erasmus Schleicher, 1r Thl. 8. mit Kupf. von Kohl.

...armontel's sämmtliche prosaische Werke, übersetzt von C. G. Schütz, 1r Bd. oder der moralischen Erzählungen zweyter Theil. 8.

...artyni Laganae, Ioan. Aloys. Epistola ad Christ. Gottl. Heyne, Professorem Gotting. sub tempus feriarum semisaecularium Almae Georgiae scripta, nunc passim aucta et aucta. Typis Didotianis I. F. Ungeri descripta. 8.

...eusel, J. G. Neues Museum für Künstler und Kunstliebhaber. 16 und 17 Stück mit Kupfern von ... und Guttenberg. 8. jedes Stück 16 Gr.

...onatsschrift, Leipziger, für Damen 1793. ... Okt. 8. mit Kupf. von Bolt, Chodowiecky, Kohl und Penzel. Schweizerpap. 8. der Jahrgang complet ... Thlr. erscheint monatlich.

...desto, Joh. Fr. ... Zeichen - Maler - und Stickerbuch zur Selbstbelehrung für Damen, welche sich mit diesen Künsten beschäftigen. Mit 48 Kupfertafeln und einem auf Taffet mit Seide und Gold gestickten Modeltuche, ... Fol. 7 Thlr. 12 gr. Dasselbe mit ill. Modellblatt. 6 Thlr. ...

...Betrachtungen über die Kriegsgesetze. Aus dem Französischen herausgegeben und mit einem erläuternden und berichtigenden Commentar, auch einigen Anmerkungen versehen von C. D. Erhard. 2r und letzter Band. gr. 8. mit Churfürstl. Sächs. Privil.

...scher, C. F. Ueber den verderblichen Einfluß des Lotteriewesens auf den Staat, in vorzüglicher Hinsicht auf die arbeitende und productive Volksklasse. 8.

Sammlung kleiner Kupfer und Vignetten aus dem Verlag von Voß und Comp. 1r Heft. 4. 1 Thlr.

...eisen, malerische, von Deutschland, entworfen nach der Natur und historisch - romantisch dargestellt von Günther und Schlenkert, 1ter Heft mit 4 Kupfern und 1 Vignette. Fol. Auch unter dem Titel: Ansichten von Königstein. Schloß

Text. Herausgegeben von Fr. Dreves, 4s, 5s und 6s Heft 4. mit illum. Kupfern von Capieux, jeder Heft 16 Gr.

Biographie der Wahnsinnigen vom Verfasser der Biographie der Selbstmörder, 1r Band 8. mit Kupfern von Dorbeim.

Bley, J. J. die Gartenkunst, oder ein auf vieljährige Erfahrung gegründeter Unterricht, sowohl große, als kleine Lust- Küchen- Baum- und Blumengärten anzulegen; fremde Bäume, Stauden und Gewächse für englische Gärten zu ziehen und zu warten, nebst einem Anhang, wie die in den Apotheken gewöhnlichen Pflanzen zu Arzneyen, in Gärten im Freyen anzubauen sind, für Gärtner und Gartenfreunde, 2 Theile. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dolz, M. J. Chr., katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände mit einer gebildeten Jugend in den sonntäglichen Versammlungen in der Freyschule zu Leipzig gehalten. Mit einer Vorrede vom Domherrn Dr. J. G. Rosenmüller. gr. 8.

Glückliche, der unglückliche, oder merkwürdige Geschichte eines österreichischen Officiers während seiner Gefangenschaft und seines Aufenthalts unter den Türken im letzten Kriege Rußlands und Oesterreichs mit der Pforte, von ihm selbst beschrieben, 8. mit Kupfern von Penzel.

Graf Meaupois und seine Freunde, eine Geschichte aus den Zeiten der franz. Revolution, mit Kupf. 8.

Handwörterbuch, kurzgefaßtes, über die schönen Künste, von einer Gesellschaft von Gelehrten. 1r Thl. gr. 8.

Oekonomische Hefte, oder Sammlung von Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen, für den Stadt- und Landwirth. Herausgegeben von F. G. Leonhardi. 1795 1tes bis 5tes Stück, der Jahrgang erscheint monatlich complet. 2 Thlr. 12 Gr.

Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode 1795 1s bis 5s Stück. 8. mit natürlichen Zeugmustern und illumin. Kupf. Der Jahrgang complet. 5 Thlr. erscheint monatlich.

Langbein, A. F. Feyerabende 2r Bd. 8. mit Kupfern von Penzel.

Leben, Meinungen und Thaten Dr. Martin Luthers. Ein Lesebuch für den Bürger und Landmann. 2te verbesserte und vermehrte Auflage, mit Luthers Bildniß von Mangot 8. 10 Gr.

Le-

[illegible] Meynungen und Thaten [illegible]. Ein Lesebuch für den Bürger und Landmann. Vom Verf. von [illegible] Leben. 8.

[illegible]hel, Dr. K. G. kleine Bibliothek des sächsischen Rechts. 1r Bd. auch unter dem Titel: Geschichte des sächsischen Rechtes 8.

Kann, der kluge. Vom Verf. des Erasmus Schleicher, 1r Thl. 8. mit Kupf. von Kohl.

Marmontel's sämmtliche prosaische Werke, übersetzt von C. G. Schütz, 2r Bd. oder der moralischen Erzählungen zweyter Theil. 8.

Marzyni Lagnasch, Joan. Aloys. Epistola ad Christ. Gottl. Heyne, Professorem Götting. sub tempus feriarum semisecularium Almae Georgiae scripta, nunc passim [illegible] et aucta. Typis Didotianis J. F. Ungeri descripta. 8.

Meusel, J. G. Neues Museum für Künstler und Kunstliebhaber. 16 und 17 Stück mit Kupfern von [illegible] Guttenberg. gr. 8. jedes Stück 16 Gr.

Monatsschrift, Leipziger, für Damen 1795. [illegible] St. 8. mit Kupf. von Bolt, Chodowiecky, Kohl und Penzel. Schweizerpap. 8. der Jahrgang complet. 2 Thlr. Erscheint monatlich.

Netto, Joh. Fr. Zeichen- Maler- und Stickerbuch zur Selbstbelehrung für Damen, welche sich mit diesen Künsten beschäftigen. Mit 48 Kupfertafeln und einem auf Taffet mit Seide und Gold gestickten Modeltuche, quer Fol. 7 Thlr. 18 gr. Dasselbe mit ill. Modellblatt. 6 Thlr. 8 gr.

Pastoret's Betrachtungen über die Strafgesetze. Aus dem Französischen herausgegeben und mit einem erläuternden und berichtigenden Commentar, auch einigen Anmerkungen versehen von C. D. Erhard. 2r und letzter Band. gr. 8. mit Churfürstl. Sächs. Privil.

Rascher, C. F. Ueber den verderblichen Einfluß des Lotteriewesens auf den Staat, in vorzüglicher Hinsicht auf die arbeitende und productive Volksklasse. 8.

Sammlung kleiner Kupfer und Vignetten aus dem Verlag von Voß und Comp. 1r Heft. 4. 1 Thlr.

Skizzen, malerische, von Deutschland, entworfen nach der Natur und historisch-romantisch dargestellt von Günther und Schleukert, 1ter Heft mit 4 Kupfern und 4 Vignetten. Fol. Auch unter dem Titel: Ansichten von Königstein.

Schles[illegible]

Schloß Altenburg, Dohna zu Meissen, Schloß Pleissenburg zu Leipzig. 1 Thl. 16 Gr.

Spieß, Chr. H., die Reisen und Abentheuer des Ritters Bruno von Eisenburg im Jahr 1225. Eine höchst wunderbare und doch keine Geistergeschichte. 1ter Theil. 8. mit Kupfern von Kohl. 1 Thlr. 12 Gr.

Staatsverwaltung, die, von Toskana, unter der Regierung Sr. Kön. Maj. Leopold des Zweyten. Aus dem Italien. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. A. F. W. Crome. 2 Bde. 4. mit Kupfern. Druckpap. 4 Thlr. Velinpapier 6 Thlr.

Streifereyen durch einige Gegenden Deutschlands. Vom Verf. der Scenen aus Faust's Leben. 8. mit Kupfern von Kohl.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1792. Zweyte Aufl. mit Kupfern, Spielen, Musik und Tänzen. 12. 12 Gr.

Unterricht, praktischer, in den bewährtesten und vortheilhaftesten Bereitungsarten und Verbesserungen der natürlichen und künstlichen Weine, der Weinschäune, wie auch von den Weinverfälschungen und ihren Entdeckungsmitteln. Nebst einem Anhange, der das Zweckmässigste einiger dahin einschlagenden Schriften enthält. Vom Verfasser des Buchs: Ueber den Anbau und die Benutzung der Kartoffeln zu Mahlzeiten u. s. w. 8.

Urania, herausgegeben von J. L. Ewald. 1793. 1s bis [illegible] St. 8. der Jahrgang [illegible] 4 Thlr. erscheint monatlich.

v. Wallenroth, Augusta, Kollmar und Klaire, eine vaterländische Geschichte. 2r u. letzter Th. 8. mit Kollmars Bildniß.

Wanderungen, malerische, durch Sachsen, von Engelhardt und Veith. 2tes Heft. 4. mit 4 Kupfern und 1 Vignette. 1 Thlr. 8 Gr.

Wegweiser der Stadt Leipzig, nebst einem Grundriß derselben, für Fremde. gr. 8. 12 Gr.

Witzleben F. L. von, Ueber die rechte Behandlung der Rothbuchen-Hoch- oder Saamenwaldung. 1r Th. 8. 14 Gr.

Druckfehler im 2ten Stücke des XIVten Bandes.

S. 281 Z. 23 lese man: durch den Erfolg.

— [illegible] — 7 — [illegible] herkommen, lese man: vorkommen.

— 351 — 14 — — nicht deutlich ist.

— 352 — 30 muß noch sonderbar ein (!) stehen.

— 356 — 19 f. grossen, lese man: groben.

— [illegible] — 8 — Belegen.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 21.

Todesfälle.

Am 29. Jan. d. J. starb der Herzogl. S. Oberconsistorialrath und erste Diakonus zu Eisenach, Hr. Joh. Christian Friedrich Heusinger, im 72sten Jahr seines Alters. Er hinterläßt, als Handschrift, eine mit vielem Fleiß völlig ausgearbeitete Geschichte der Prediger des Fürstenthums Eisenach seit der Reformation, die viele merkwürdige neue Nachrichten von der Reformationsgeschichte und von Männern jener Zeit enthält.

An eben dem Tage starb zu Großzinder im Danziger Werder Hr. Christ. Friedr. Wernsdorf, Baccalaur. der Theologie und Prediger daselbst, 44 Jahr alt. Er war einer der gelehrtesten Prediger, und durch verschiedene kleine mit Beyfall aufgenommene Schriften bekannt.

Zu Wien starb am 4. Febr. d. J. Hr. Johann Ehrenreich v. Fichtel, k. k. Gubernialrath, mehrerer gel. Gesellsch. Mitglied, an einem Schlagfluß plötzlich in einem Alter von 63 Jahren. Seine mineralogischen Schriften, in welchen er als ein erklärter Gegner der Wernerischen Schule auftritt, haben ihn bekannt gemacht. Er hinterläßt eine schätzbare Mineraliensammlung.

Am 14. Febr. starb Fürst Franz Ludwig, Bischof von Bamberg und Würzburg ꝛc. gebohrner Freyherr von und zu

 Erthal.

Erthal. Die Schulen seiner Lande sowohl, als vorzüglich die Akademie zu Würzburg, verdanken ihm die vortrefflichsten Einrichtungen und Verbesserungen, insbesondre: mehrere neue mit guten Lehrern besetzte Lehrstühle; die Vereinigung der akademischen mit der Hofbibliothek; die Anlegung eines Naturalienkabinets; die Errichtung einer Hebammenschule; die Erweiterung des botanischen Gartens, u. s. w. Eben so eifrig arbeitete er für Anstalten zur Volkscultur, Verbesserung der Justizverwaltung, der Handlung, des Ackerbaues u. s. w., wovon unter andern das Krankenhaus zu Bamberg (dessen Fonds aus dem Privatvermögen des Fürsten genommen wurde), die neue Ingenieur- und Zeichenschule, die Aufhebung des Lotto, die Abschaffung der Tortur, Zeugniß geben.

Am 24. Febr. starb zu Halle der Königl. Hofprediger, Consistorialrath und Inspector Hr. G. J. Pauli, Verfasser einiger exegetischen und ascetischen Schriften. Alt 73 Jahre.

Den 26. Febr. starb zu Wittenberg Hr. D. Christ. Friedr. Nürnberger, öffentl. ordentl. Lehrer der Botanik und Anatomie, geb. zu Zwickau 1744.

Am 9. März starb zu Tübingen D. Geo. Friedr. Sigwart, Senior der Universität, der Anatomie und Chirurgie öffentl. ordentl. Lehrer, Herzogl. Hofmedicus. Er war gebohren den 8. April 1711.

Chronik der Universitäten.

Göttingen, 1795.

(Fortgesetzt bis Ostern. Das erste Stück von diesem Jahre s. B. XIV. Intelligenzbl. Nr. 8. S. 73 ff.)

Festprogramma. Das Festprogramm auf Ostern hat Hr. Consistorialr. D. Plank geschrieben, obgleich die Reihe eigentlich Hrn. D. Schleussner traf. *Insunt* Anecdota quaedam ad historiam Concilii Tridentini pertinentia. Nr. V. als Fortsetzung der Festpr. auf Pfingsten 1791, Weihnachten 1792, 1793, 1794. Es folgt jetzt: Replica Cardinalis Moroni ad responsum Caesareae Maiestatis in materia concilii. 1½ B. 4.

Medi-

Medicinische Disputationen und Promotionen.
Diss. inaug. med. *de hydrope plethorico*, quam — exa-ini subm. auctor *Car. Io. Chr. Grapengießer*, Parchimo-egapolitanus, Soc. phys. priv. Goett. Sod. ord. Goet-agae, 4 Apr. 3½ B. 8.

Medicinalanstalten; — Entbindungshospital. r. Prof. Osiander hat angefangen, als Director der Accou-cheanstalt, halbjährige Raports über die in dem neuen großen ccouchirhause angestellten Uebungen und Operationen abzu-atten. Die erste Nachricht führt den Titel: Kurze Ueber-cht der Vorfälle in dem Königl. Entbindungshospi-il auf der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, om 1. October 1794 bis 23. März 1795, am Schlusse es Winterhalbenjahres seinen Zuhörern zum Anden-en mitgetheilt vom Prof. Osiander. Göttingen, bey Barmeyer, ½ B. 4. Dem theoretisch-praktischen Collegio ber die Entbindungswissenschaft haben 27 Zuhörer beyge-ohnt; 21 Ausländer und 6 Inländer. Im Anfang Oct. 794 waren im Hause 5 Wöchnerinnen und 7 Schwangere. Vom 1. Oct. 1794 bis zum 23. März 1795 haben sich zur Aufnahme in das Gebährhaus gemeldet: 49 Personen. Da-von sind aufgenommen worden 47; als unrein abgewiesen 2, ntlaufen 2. Unter diesen 49, die sich gemeldet haben, waren Wittfrauen und unverheyrathete Frauenspersonen 48 und eine Verheyrathete; Inländerinnen 25, Ausländerinnen 24, Lu-theranerinnen 32, Reformirte 7, Katholikinnen 9, und eine Jüdin; zum erstenmal schwangere 27, unter 20 Jahren 3, über 20 J. 37, über 30 J. 6, über 40 Jahre 3, davon eine 47 Jahr alt, ledig und zum zweytenmale schwanger war. — Niedergekommen sind bis zum 23. März: 45 Personen, 28 blos durch Hülfe der Natur, 17 durch künstliche Hülfe und unschädliche Werkzeuge, nämlich 4 aus dringender Noth, 13 aber zum Unterrichte und zur Uebung der Studirenden. Zur Welt kamen 45 Kinder; 21 Knaben, 24 Mädchen. Davon waren unzeitig und unter 37 Wochen 3, zeitig 42, lebendig gebohren 44, todt gebohren 1, bald nach der Geburt gestorben 2, mehrere Tage hernach 5. Von den Müttern auf dem Hause starb keine. Vollkommen gesund waren 38, krank 5, gefährlich krank 2. Andere Merkwürdigkeiten bey den Ge-burten werden besonders beschrieben.

Bey dem Institute ist nach dem Vorschlage des Hrn. Prof. O. eine bleibende Lesebibliothek angelegt worden. Hr.

 Hofr.

Hofr. Schlözer hat dem Institute aus dem Nachlasse seines sel. Schwiegervaters, des Leibarzts Röderer, als ersten Directors der Accouchiranstalt, alle Papiere, welche Beziehung auf dieselbe hatten, mitgetheilt; auch hat Hr. Hofr. Stein in Marburg das von ihm neu erfundene Werkzeug, Ellisometer genannt, zum Geschenk überschickt.

Amtsveränderungen. Hr. D. Schleussner verläßt mit Erlaubniß Königl. Regierung in Hannover, sein theologisches Ephorat in Göttingen, und geht als Professor der Theologie und Propst der Universitätskirche an die Universität Wittenberg.

Akademien, gelehrte Gesellschaften.

Erfurt. In der Versammlung der Churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften am 6. Novbr. 1794 wurden folgende Aufsätze theils vorgelesen, theils summarisch vorgetragen. 1) Noch etwas über Bleyvergiftung, eine vom Hrn. Hofrath Ebell in Hannover eingesandte Abhandlung, worin der Verf. vorzüglich auf die Geräthe von weißem Blech aufmerksam macht, und zugleich Hoffnung giebt, die Bleylöthung zu verbessern. 2) Fortsetzung der Versuche über die sauern Seifen, vom Hrn. Prof. Fuchs in Jena. Der Verf. fand bis jetzt noch keine Methode, die völlige Befriedigung gewährte. Inzwischen leisteten dephlogistisirte Vitriolsäure und Mandelöl noch die beste Verbindung. 3) Fortgesetzte Versuche zu Bestimmung der Frage, ob es möglich sey, hölzerne Gebäude vor dem Verbrennen zu sichern? Von dems. Die Versuche des Verf. mit Salzauflösungen u. s. w. entsprachen bisher seiner Erwartung nicht ganz. Diejenigen Ueberzüge, die dem Feuer am längsten widerstanden, sind zu kostbar, und im Ganzen nicht wohl anzuwenden. 4) Einige Beyträge zur Geschichte der in den letzten drey Jahrhunderten allhier in Erfurt gemachten milden Stiftungen. Vom Hrn. Prof. Agrikola in Erfurt. 5) Beschreibung eines zu Lilienthal zu Stande gebrachten großen 25füßigen Newtonischen Reflectors, sammt einigen Beobachtungen über die Menge der Fixsterne, über den Stern und den Nebelfleck des Orions, den Mond rc. Von dem Hrn. Oberamtmann und Dr. Schröter in Lilienthal eingeschickt. (Dieser Aufsatz ist vor kurzem in dem astronomi-

nomischen Jahrbuch von Bode fürs Jahr 1797 im Druck erschienen.) 6) Commentatio de variatione aberrationis et nutationis e variata ascensione recta vel declinatione oriunda. Von dem Hrn. J. Wilh. Camerer, der Philos. Dr. und Vicar zu Düßlingen, eingeschickt. Dieser Aufsatz wird in den Verhandlungen der Akademie abgedruckt werden. — Zuletzt wurden noch sowohl der ebengedachte Hr. Vicar Camerer, als Hr. Dr. Prof. und Sanitätsrath Knape in Berlin zu Mitgliedern aufgenommen.

In der Sitzung am 3ten Dec. las Hr. Prof. Trommsdorf eine Abhandlung vor: **Einige Versuche und Beobachtungen über das Phänomen, vermittelst der Flamme der inflammabeln Luft einen harmonikähnlichen Ton hervorzubringen**, und begleitete denselben in der Sitzung selbst mit den dazu gehörigen Versuchen. Eine Mischung aus Zink und Salzsäure, oder aus Eisen und Vitriolsäure entwickelt brennbare Luft. Wird die Mischung in einer kleinen Flasche gemacht, diese hernach mit einem Stöpsel, durch den eine enge Barometerröhre gesteckt ist, verschlossen, und hierauf die Luft angezündet: so entsteht, wenn man einen gläsernen Zylinder oder Glocke darüber hält, ein starker, durchdringender, der Harmonika ganz ähnlicher Klang. Mit Eisen und Vitriolsäure gelingt der Versuch nicht immer, und die Röhre muß besonders dazu eingerichtet seyn. Mit Zink und Salzsäure gelingt es fast immer. Es ist besser, die Röhre blos mit feuchtem zu umwickeln, und sich einer irdenen Flasche zu bedienen, weil man dabey weniger Gefahr läuft. Die Flamme verschiedener Wachskerzen, brennbarer Oele, des Aethers, des Weingeistes und aller andern brennbaren Körper gab, unter mannichfaltig abgeänderten Umständen, nie einen Ton. Merkwürdig ist es, daß in dem Moment, wo der Ton entsteht, die Flamme sich zuspitzt. Bey anhaltendem Versuche wird die Glocke endlich feucht, es entsteht Wasser, und der Ton verschwindet. Der Ton wird stärker, wenn die Flamme höher in die Glocke gebracht wird; schwächer, wenn sie tiefer darinne steht. Eine lange Glocke, die oben eine Oeffnung hatte, gab zwey verschiedene Töne, je nachdem die Oeffnung zugehalten wurde, oder offen blieb. Dies Phänomen läßt sich bis jetzt noch nicht befriedigend erklären; entsteht aber, wie der Verf. aus verschiedenen dabey beobachteten Umständen glaubt, aus dem während dem Verbrennen hervorgebrachten Vacuo, das immer wieder durch die äussere Luft ersetzt wird.

Da die innere Luft nun und die Seiten des Glases erwärmt, folglich gespannt sind, und die äussere Luft kälter ist: so stößt sie an die Seiten an, kühlt sie ab, oder vermindert ihre Spannung, wodurch denn im ganzen Glase eine Fibration hervorgebracht wird, die sich in der Luftmasse fortpflanzt, so unser Ohr erschüttert, oder den Ton hervorbringt. Daß andere brennende Körper diese Erscheinung nicht hervorbringen, liegt vielleicht darin, daß sie während dem Verbrennen Luftsäure (Kohlensäure) erzeugen, welche jeder Fibration hinderlich ist, wie durch andere Versuche offenbar gezeigt werden kann. Vielleicht wird auch durch jede andere Flamme die Spannung des Glases so weit getrieben, daß die äussere atmosphärische Luft sie nicht wieder genug abspannen, und die Fibration hervorbringen kann. In einem stark erhitzten Zimmer gelang der Versuch auch nicht, u. s. w. Der Verf. wird seine Versuche über diesen Gegenstand fortsetzen, da sie vielleicht für die Akustik und zur Erfindung eines neuen musikalischen Instruments nicht ganz unbrauchbar seyn möchten. — — Auch hatte der Hr. Vicar M. Camerer aus Dußlingen, jetzt in Gotha, mehrere Proben von seinen polygraphischen Versuchen der Akademie eingeschickt. Die Vervielfältigung einer Abschrift kann ohne Zweifel in vieler Rücksicht, z. B. bey Kanzleyen, Kaufleuten, und in allen den Fällen, wo sichs nicht der Mühe lohnt, etwas drucken zu lassen, oder auch, wo man seine Nachrichten nicht gern drucken lassen will, u. dg. m. sehr nützlich seyn; deshalb verdienen des Hrn. C. Bemühungen gewiß alle Aufmerksamkeit. Die überschickten Schriftproben hatte der Hr. Verf. achtzigmal vervielfältigt, und alle sind gut leserlich. Das Verfahren ist folgendes: Hr. C. schrieb mit einer Dinte, die das Papier durchfrißt, z. E. mit Vitriolöl, worin Gummi aufgelöst ist. Dann hielt er das so durchfressene Papier an die heiße Ofenplatte, so daß die Buchstaben ausgebrannt wurden, die man allenfalls noch mit einer Nadel reinigt. Das Papier, in welchem nun die Buchstaben alle durchsichtig sind, legt man auf ein mit Buchdruckerfarbe überzogenes Bret, und druckt dann die durchgehende Schrift auf andere Blätter, so viel man will, ab. Das Papier, welches das Modell enthält, muß von einem festen und dichten Körper seyn, so nimmt z. B. Hr. C. Papier velin zum Modell, das sich selbst nach achtzigmaliger Vervielfältigung so gut erhalten hat, daß er es noch mehr auflegen konnte. Bey gedachten 80 Abdrücken legte der Verf. nur fünfmal frische Farbe auf; das

[illegible] Modell aber muß jedesmal abgenommen oder fortgerückt [w]erden. Trüge man die Buchdruckerfarbe auf eine Kupfer[pl]atte, die man erwärmt, so würde die Behandlung gewinnen; [w]ie sich überhaupt nach des Verf. Aeusserung die Sache [d]och in mancher Hinsicht verbessern läßt. Da bey dem Ver[f]ahren des Durchfressens diejenigen Buchstaben, die eine ein[ge]schlossene Figur haben, wie a, e und o, den eingeschlossenen [R]aum verliehren, so hat der Verf. stats deren die Zeichen [illegible] und : gebraucht. Diese Erfindung verdient des Nutzens [u]nd der Zeit- und Geldersparniß halber unstreitig vervoll[ko]mmnet zu werden.

Göttingen. Praesens Societatis physicae privatae [G]öttingensis status 1794 litteris Barmeierianis. 4. Dieses [P]rogramm enthält nähere und genaue Nachrichten von dem [ge]genwärtigen Zustande der physikalischen Privatgesell[sc]haft zu Göttingen, und wird allen denjenigen unentgeldlich [m]itgetheilt, die sich deswegen an den gesellschaftlichen Secre[tä]r, Hrn. Doctorand Schrader, in postfreyen Briefen wen[d]en wollen.

Leipzig. Gespräche über die Offenbarung Johannis [u]nd jetzige französische Revolution, zwischen einem Catechet, [e]inem Schmidt, einem Müller und einem Richter: oder wi[d]er Mißdeutung der Offenbarung Johannis zur Begünstigung [d]er jetzigen französischen Revolution und ähnlicher Empörun[g]en, 1794. 77 S. 8. Die Bibel, und vorzüglich die Apoka[ly]pse, mußte von jeher den wundersüchtigen Witzlingen Stoff [z]u den abentheuerlichsten Deutungen und Exegesen geben. [K]ein Krieg, keine merkwürdige Begebenheit konnte sich ereig[n]en, sie und ihr Ausgang und ihre Folgen mußten darin pro[p]hezeiht seyn. Gegen diese gewiß noch mehr schädliche, als [lä]cherliche Thorheit ist diese kleine, gutgemeinte Schrift gerich[te]t, die leider nur schwerlich denen in die Hände kommen wird, [d]ie eines solchen Heilmittels bedürfen. Daß der Verf. übri[ge]ns weder ganz grammatisch richtig schreibt, noch sich überall [g]anz bestimmt und philosophisch richtig ausdrückt, zeigt schon [de]r Titel.

Kleine Schriften.

Bayreuth. Als im Sept. 1794 Hr. M. Joh. Christoph Eschenbach, Pfarrer zu St. Johannis bey Bayreuth, [s]ein Amtsjubiläum feyerte, wünschten ihm seine Amtsbrüder in

zu einer kleinen Schrift Glück, unter dem Titel: Precum et promissionum in S. S. occurrentium admirabilis consensus, voti Davidis Ps. 71, 17. 18. et promissionis Ies. 46, 4. extantis exemplo, illustrata, 4. 1½ B. Ihr Verf. ist Hr. Prof. Lang in Bayreuth. Sie enthält, ausser den angegebenen Betrachtungen, auch einige Lebensumstände des Jubelgreises.

Ebendas. In zwey Schulprogrammen unter dem Titel: De sacerdotibus iubilaeis in Burggraviatu Norico superiori, recentioribus. Partic. I. et II. 1794. 1795. giebt Hr. Prof. M. Andreas Schumann Nachricht von dem Leben des Hrn. Superintendent Bodenschatz in Bayersdorf, eines noch lebenden Jubelpriesters. Der Verf. denkt auf diese Art Supplemente zu dem Grassischen Jubelpriester-Lexiko zu liefern.

Bautzen. Die neueste Einladungsschrift unsers hiesigen Hrn. Rect. und Prof. Bodke, die durch die diesjährige Matthäi-Gedächtnißfeyer veranlaßt wurde, enthält: Gedanken eines Schulmanns über eine dem Schulwesen in Chursachsen bevorstehende Veränderung. 48 S. 8. — Sie betrifft die Einrichtung eigentlicher Bürgerschulen, neben den gelehrten, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Oberlausitz. Ein hauptsächliches Hinderniß solcher Anstalten findet der Verf. in dem Mangel an tauglichen Lehrern, weil die meisten nicht das auf Universitäten treiben und studiren können, was dazu erfordert wird, weshalb er die Anlegung von Instituten zu Bildung solcher Lehrer und akademische Anweisung zur Pädagogik von einem erfahrnen Manne wünscht. Ausser diesen allgemeinen Betrachtungen giebt die Schrift zugleich Nachricht von den Schuleinrichtungen und Prüfungsmethoden zu Bautzen, die wegen ihrer Zweckmäßigkeit werth sind, näher bekannt zu werden.

Meissen. Hr. Superint. Gehe zu Oschaz erneuert das Andenken des vormaligen dasigen Superint. Jand durch eine kleine Biographie, unter dem Titel: Memoria M. Caroli Christoph. Jandii, Pastoris quondam longe meritissimi et Superintendentis Ossitiensis, renovata a M. *Henr. Christiano Gehe*, 18 S. 4. Diese Schrift wird man nicht ohne Vergnügen lesen, und vorzüglich sind die Jugendschicksale des Helden derselben merkwürdig.

Intelligenzblatt
der
[N]euen allgemeinen deutschen
Bibliothek.

No. 22.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

um Nachfolger des verstorbenen Fürstbischofs zu Würzburg, ranz Ludwig, wurde am 12. März 1795 — Georg Carl, s der freyherrlichen Familie von Fechenbach, erwählt. Er ar ein vertrauter Freund seines Vorfahren, und der Eifer, it welchem er sich bis jetzt aller zu Würzburg bestehenden terarischen Anstalten angenommen hat, giebt schöne Hoffnun- n für die Zukunft.

Noch von dem verstorbenen Fürstbischof wurde Hr. Prof. Sintperlet zum Hofrath und Leibmedicus ernannt, und ihm n ansehnlicher Gehalt ertheilt.

Hr. M. Pölitz zu Leipzig, durch mehrere Schriften be- nnt, ist als zweyter Professor der Moral und Geschichte bey r Ritterakademie zu Dresden angestellt worden.

An die Stelle des am 8. Febr. d. J. verstorbenen Jo- ann Rudolph Ulrich, Vorstehers der Geistlichkeit des Can- ons Zürich, der Landgrafschaft Thurgau und des Rheinthales, urde schon am 10ten d. M. ein neuer Antistes gewählt, in r Person des bekannten Schriftstellers Hrn. Joh. Jacob Heß, Verfassers der Lebensgeschichte Jesu. Dieser Antistes t der erste reformirte Geistliche in der Schweitz, hat einen sehr ohen Rang, und ohngefähr 350 Geistliche unter sich. Er ist eistlicher Präsident und beständiger Director des Oberconsisto-

riums oder des Examinatorenconvents, und dieses Collegium schlägt dem grossen oder souveränen Rath der Zweyhundert acht Subjekte zu jener Wahl vor. Unter ihnen befanden sich gegenwärtig ausser Hrn. Heß, Lavater, Canonicus Tobler und Prediger Häseli zu Bremen, der als Bürger zu Zürich gleichfalls wahlfähig ist. Heß hatte 80 Stimmen, Lavater 49. Die in dergleichen Fällen verordnete schnelle Wahl hat ohne Zweifel den Zweck, alle Kabalen abzuschneiden.

Die durch den Tod des Conrector Glandorf erledigte Stelle an dem Gymnasium zu Anspach ist mit Hrn. M. Johann Adam Schäfer, bisherigem Lehrer der vierten Klasse, unter Ertheilung des Rangs als Königl. Kanzleyrath, besetzt worden, und an dessen Stelle der auf ihn folgende Lehrer Hr. M. Georg Friedrich Stephan Strieber gekommen. Letzterer arbeitet an einer neuen Ausgabe des Persius.

Todesfälle.

Im Anfang dieses Jahrs starb zu Schwarzenbach an der Saal, im Fürstenthum Bayreuth, der dasige Pfarrer, Hr. Joh. Salomo Völkel. Die Mixturen zum Wohl des Menschengeschlechts sind größtentheils aus seiner Feder.

Am 16ten Jenner 1795 starb zu Hanau Hr. Jacob Meyer, Fürstl. Darmstädtischer Hofrath und Königl. Großbrittannischer, wie auch Fürstl. Hessen-Casselischer Hofzahnarzt, im 60sten Jahr seines Alters. Die geprüften Kenntnisse, die er in seinem Fach besaß, haben seinen Namen, noch ehe er als Schriftsteller auftrat, berühmt gemacht.

Chronik der Universitäten.

Leipzig. Von ältern Verhandlungen sind noch zu bemerken: die Disputation Hrn. Christian Gottlieb Eisenstuck, welche derselbe am 22. Sept. v. J. unterm Vorsitz des Hrn. Assessor Erhard vertheidigte. Sie handelt die Frage ab:

Quae iura in alendis et educandis liberis secundum ...m naturalem et civilem obtineant? 56 S. 4.

Am 22. October v. J. disputirte Hr. M. Johann Chri... Rosenmüller, Prosector des anatomischen Theaters, ...dem philosophischen Katheder. Die Streitschrift hat den ...: Quaedam de ossibus fossilibus animalis cuiusdam, ...riam eius et cognitionem accuratiorem illustrantia. S. 4. mit 1 K. Zuerst Geschichte der Entdeckungen sol... Thierknochen. Die Vergleichung der Beobachtungen ...t, daß sie wahrscheinlich einer ausgegangenen oder ausgear... Species vom Bärengeschlecht zugehören. Wie sind aber Knochen in die Höhlen gekommen, wo man sie findet? ... läßt sich vermuthen, daß dieses die gewöhnlichen Aufent...tsörter dieser Thiere waren.

Zu den neuern gehören:

Am 12. Februar d. J. vertheidigte Hr. Gersdorf, ...s Zwickau, eine Streitschrift unter dem Titel: De notione ...gum civilium. 4. 41 Seiten. Hr. Assessor Erhard war ...äses.

Am 19. Februar war die gewöhnliche feyerliche Magister...motion, zu welcher Hr. Prof. Beck durch ein Programm ...lud, welches unter der Aufschrift: Observationes critico-...egeticae. 18 S. 4. verschiedene Bemerkungen über Kritik, ...e Gattungen, Regeln und Gränzen in sich faßt, und zwar ...zwey Rubriken: 1) De altioris criseos natura et ratione, ...d 2) de finibus interpretationis locorum et criseos subti...ris regundis. Der Verfasser macht Hoffnungen zur Fort...ung dieser reichhaltigen Bemerkungen. — Hr. Prof. Eck ...rieb zu dieser Promotion einen Panegyrikus, unter dem ...tel: Leopoldus Brunsvicensis; dem die Lebensbeschreibun... ...der creirten Magister angehängt sind. Es waren: Hr. ...rl Friedrich Adolph Dähne, aus Leipzig, Hr. Trau...tt Leberecht Schneider, aus Bautzen, Hr. Friedrich ...dwig Kreysig, aus Eilenburg, Hr. Christian Ferdi...nd Schulze, aus Leipzig, Hr. Moritz v. Prasse, aus ...resden; Hr. Johann Carl Friedrich Leune, aus Ab...au im Stift Merseburg. Diese hatten ihre Diplomen schon ...her erhalten. Neu creirt wurden: Hr. Christian Weiß, ...s Leipzig, Hr. Zacharias Wilhelm Meineke, aus Hayn ...Meißnischen; Hr. Christian Gotthold Mayler, aus

Freyburg, Hr. Heinrich Ludwig Harrmann, aus Wahlen, und Hr. Zenotheus Bonifacius Victor Leo, aus Weissenfels.

Halle. Am 31sten Jenner disputirte ohne Präses Hr. Caspar Heinrich Gottfr. Werkshagen, aus Westphalen, über seine Inauguraldisputation: De valore critico Diarrhoeae. 1½ Bogen, 8. und erhielt hierauf die medicinische Doctorwürde.

Am 11. Febr. vertheidigte Hr. Joh. Joach. Schmidt, aus Meklenburg, seine Inauguraldisputation: De consensu partium corporis humani inter se, 2 B. 8. und erhielt gleichfalls die medicinische Doctorwürde.

Am 24. März erlangte die Erlaubniß, öffentliche Vorlesungen zu halten, Hr. M. Johann Severin Vater, durch Vertheidigung seiner Abhandlung: Vindiciae theologiae Aristotelis, 68 S. 8. Er untersucht und erklärt die Stellen, welche den Stagyriten in den Verdacht, die Gottheit ganz zu leugnen, oder wenigstens sie mit dem Sternenhimmel für Eins zu halten, gebracht haben.

Helmstädt. Den 6. Febr. disputirte zur Erlangung der medicinischen Doctorwürde Hr. Joh. Christ. Philip Schaefe, aus Braunschweig, ohne Präses: De constitutione epidemica rheumatico-catarrhali Ienae anno praeterito observata.

Am 19. Februar erhielt der Hr. Advocat Aug. Wilh. Christ. v. Hanckelmann zu Braunschweig die juristische Doctorwürde. Seine Disputation handelt: De iure praelationis venditoris intuitu pretii residui.

Akademien, gelehrte Gesellschaften.

Prag. Die Königl. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, die durch Naturforschungen der vaterländischen Industrie zu Hülfe zu kommen, neue Zweige derselben zu entdecken, und einst eine vollständige Natur- und Kunstproduktencharte Böhmens zu Stande zu bringen wünscht, hat beschlossen: für irgend eine genugthuende mineralogische, oder botanische, oder zoologische Beschreibung eines Kreises oder eines beträchtlichen Bezirkes von Böhmen einen Preis von 150

Gulden

[illegible] anzusetzen, dergestalt, daß es den Theilnehmern frey stehe, entweder eines der drey Naturreiche besonders zu wählen, oder zwey, oder auch alle drey Reiche mit einander zu verbinden, und sonach auf den einfachen Preis von 150 Gulden, oder den doppelten von 300 Gulden, oder den dreyfachen von 450 Gulden Anspruch zu erhalten. Die Königl. Gesellschaft glaubt, ihrer Absicht gemäß, denjenigen Abhandlungen einen Vorzug geben zu müssen, in welchen der Barometerstand an wichtigern Oertern (diese mögen Thäler, Berge oder Ebenen seyn) mit Angabe des Tages und der Stunde; die Orientirung und Neigung der Steinschichten; der Lauf der Flüsse, die Verbindung der Gebirge; das Streichen der Gänge; klimatische Eigenschaften; örtliche Vorzüge der Natur- und Kunstprodukte, und was überhaupt zu Berichtigung der Böhmischen Charte dienlich seyn kann, zuverläßig und deutlich angezeigt wird. Im Betreff der hierzu gehörigen Werkzeuge empfiehlt sie 1) ein zweyschenkliches ausgekochtes Barometer, nebst einer Scale, die von unten auf die Quecksilbersäule nach Königl. Pariser Decimalzöllen und Linien mißt, 2) ein Thermometer, das durchgehends die Beobachtungen des Barometers begleiten, oder irgend eine achtungswerthe Localtemperatur anzeigen soll; 3) eine Boussole, womit das Steigen, Fallen, Verflächen, und vorzüglich die Richtung der Schichten nach einer Weltgegend, nebst derselben Neigungswinkel auf den Horizont bey allen merkwürdigern Gebirgsarten bestimmt werden mag. Man muß hier erinnern, daß es allerdings vonnöthen sey, die bey der Boussole gewählte Beobachtungsart genau anzugeben; ferner, daß man dergleichen Beobachtungen in einer tabellarischen Form, und nicht dem Verlaufe anderer Forschungen eingestreut, zu erhalten wünsche. Sollten pünktliche Theilnehmer nähere Auskunft oder Unterstützung hierinnen zu bedürfen glauben: so können sie sich beliebig an den Secretär der Gesellschaft oder ein anderes Mitglied der Kön. Gesellschaft wenden. Damit übrigens der Inhalt der eingesandten Abhandlungen von der Königl. Gesellschaft geprüft, und bey der Herausgabe bestätigt werden möge: so ist erforderlich, von den aufgefundenen Naturalien einzelne Exemplare den Abhandlungen beyzulegen, welche die Königl. Gesellschaft, wenn sie von Werthe und mit Transportkosten verbunden sind, vergüten, und mit dem Namen des Finders in ihrem Saale zum öffentlichen Gebrauche aufstellen wird. Wiewohl man die Wahl, Ordnung und Behandlungsart der Gegenstände

(Y) 3 ganz

ganz dem Geschmacke patriotischer Naturforscher überläßt: so kann man doch nicht umhin, dieselben zu ersuchen, daß sie nur Resultate und Materien, die zu ihrer Sache gerade gehören, liefern mögen. Die Abhandlungen werden bis zum 1. Jenner 1796 wie gewöhnlich, mit einer Devise und einem versiegelten Umschlage, worin Name und Addresse des Verfassers verwahret sind, an den Secretär der Königl. Gesellschaft in Prag, Hrn. Joseph Dobrowsky, eingesandt. Zugleich wird es den HH. Verfassern anheim gestellt, ob es denselben gefälliger sey, die ausgesetzten Preise im baaren Gelde, oder in goldnen Gesellschaftsmedaillen von gleichem Werthe, zu erhalten. —

Burghausen. Die Churpfalzbaierische sittlich-landwirthschaftliche Akademie zu Burghausen hat neuerdings beschlossen, in Gemäßheit ihrer ursprünglichen Statuten alle Jahre eine oder mehrere Preißfragen über land- und hauswirthschaftliche Gegenstände aufzuwerfen, und legt für das Jahr 1795 die Frage vor: In welchem Verhältniß soll die Schafzucht in unserm Vaterlande Bayern mit dem übrigen Viehstande eines Gutes stehen, und welches ist die beste Art, Schafe zu erhalten und zu veredeln, sonderbar (besonders) in Rücksicht der Länge und Feine ihrer Wolle? Der Preis für die beste Beantwortung dieser Frage ist eine Münze 10 Dukaten an Werth. Die Schriften müssen längstens bis Ende Septembers 1795 mit verschlossenem Namen und beliebiger Devise in deutscher Sprache unter der Aufschrift: An die Churpfalzbayerische sittlich-landwirthschaftliche Akademie zu Burghausen in Bayern, eingeschickt werden. Die später einlaufenden werden nicht zum Concurs gelassen. Des rednerischen Prunkes oder überspannt gekünstelter Worte bedarf man bey Auflösung dieser Frage eben nicht.

Schul- und andere kleine Schriften.

Die Theilnahme an fremder Noth, als Menschenpflicht, empfohlen in einer Predigt am Morgen nach der gänzlichen Zerstörung der Stadt Hasselfelde. Nebst einem Vorbericht von J. G. A. Schulze, Prior zum Kl. Michaelstein ꝛc. Helmstädt, 1794. (4 Gr.) Der würdige Verfasser ließ diese Predigt blos in der Absicht drucken, um aus dem Ertrage derselben den Unglücklichen einige Unterstützung

ützung und Beyhülfe zu verschaffen. „Sie sollte ihm gleichsam ein offener Brief seyn an auswärtige Menschenfreunde, ob auch von ihnen einige die Noth und das Elend ihrer leidenden Brüder beherzigen, und einen kleinen Beytrag für dessen Milderung zu der Summe des Ganzen hinzuthun wollten." Diese edle Absicht ist nicht unerreicht geblieben. Es sind von dem Debit dieser Predigt bis jetzt schon 76 Rthlr. 4 Ggr. eingenommen, und davon ist, nach Abzug der wenigen Kosten, der reine Ertrag an die vier abgebrannten Schullehrer zu Hasselfelde bereits abgeliefert worden. Auch hat der Hr. Prior Schultze auf seine in den Braunschw. Anzeigen an seine Landsleute gemachte Aufforderung, und durch die vereinigte Bemühung vieler wohldenkenden Männer, besonders der Landprediger im Braunschweigischen, die Freude gehabt, an freywilligen Beyträgen für die Abgebrannten 2088 Rthlr. 19 Ggr. in baarem Gelde, ausser einigen Naturalgeschenken, zu erhalten, welche bereits abgeliefert und ausgetheilt sind.

Dresden. Unter der Aufschrift: Tractatur Psalmus quartus, hat hier Hr. Joh. Friedr. Sillig eine Glückwünschungsschrift drucken lassen, worinne er den 8ten Vers dieses Psalms anders als gewöhnlich erklärt, nämlich so: tu me affecisti laetitia *inde a tempore, quo* allata mihi est magna et frumenti et musti copia. Uebrigens wird auch der Ideengang im ganzen Psalm recht geschickt entwickelt und gut erklärt.

Gera. Zu einer auf der hiesigen Schule den 2ten Januar d. J. zu haltenden Redeübung lud Hr. Prof. Friedr. Wilh. Sturz durch ein Programm ein, das den Titel führt: Prolusio prima, de vestigiis doctrinae de animi humani immortalitate in Homeri carminibus. 16 S. 4. Es enthält den Anfang eines vom Stobäus in Eclogis aufbewahrten Fragments des Porphyrius, das die jenen Gegenstand betreffende Homerische Stellen zusammenfaßt. Dieses Bruchstück begleitet der Verf. mit erläuternden und kritischen Anmerkungen, und in der Fortsetzung wird er in einem Commentar die Meinungen jenes Schriftstellers näher erläutern. Zur Einleitung dienen einige Nachrichten von dem Porphyrius.

Ver-

Vermischte Nachrichten.

Ehrenrettung des verstorbenen Conrectors Glandorf zu Anspach. Bey der Anzeige des Todes dieses Mannes in der Gothaischen gel. Zeit. S. 80 dieses Jahrg. war verschiedenes zum Lobe seines Charakters und seiner Amtsführung gesagt. Ein gewisser M. G. J. äusserte darüber S. 136 ders. Zeitung seine Unzufriedenheit, klagte den Verstorbenen der Sonderbarkeit in seinem Betragen und Lehrmethode — der Unverträglichkeit vorzüglich gegen Prof. Faber, als Rector des Gymnasiums, an, setzte seine griechische Formenlehre auf Autorität einer Recension in unsrer Bibliothek tief herunter, u. s. w. Jetzt nehmen sich in derselben Zeitung Beyl. zum 27sten Stück einige Collegen des Verstorbenen seiner Ehre an, und widersprechen öffentlich jenen Behauptungen. Es sind Hr. M. Johann Adam Schäfer (Glandorfs Nachfolger), M. Georg Friedr. Stephan Strieber, M. Christoph Wolfgang Brunner, und M. Johann Thomas Martini. Die Anomalien, welche Glandorf in seinem Betragen zeigte, entsprangen alle aus körperlichen Leiden und aus einem hohen Grad von Hypochondrie. Er wich in seinen Vorträgen von der gewöhnlichen Methode ab, aber nicht anders, als sich von einem denkenden Kopf erwarten läßt: in der Bildung seiner Schüler war er unermüdet eifrig und thätig. Gegen den Vorwurf der Unverträglichkeit endlich berufen sich seine Freunde auf das Zeugniß ganz Anspachs.

Constanz. Die jetzt hier befindliche Vorderösterreichische kaiserliche Regierung hat unterm 24. November vorigen Jahres eine Verordnung wegen der sonntäglichen Christenlehren (katechetischen Lehrstunden) erlassen, welche gebietet: daß die Lehrstunden in den Kirchen und Schulen von den Seelsorgern regelmäßig gehalten, von den Kindern und unverheyratheten Erwachsenen fleißig besucht, und die Eltern allenfalls mit Zwangsmitteln angehalten werden sollen, ihre Kinder und Gesinde hineinzuschicken.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen
Bibliothek.

No. 23.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Hr. Christian August Pescheck, Verfasser der dichterischen Kriegsgemälde, des Oybins bey Zittau u. s. w. ist zweyter ...lbarzt des Chursächs. Reichscontingents geworden.

Hr. D. Johann August Schmidt, Verfasser der Abhandlung de Baryte muriato, ist Leibarzt des Grafen von Reuß-Ebersdorf im Vogtlande geworden.

Hr. D. Lentz, Lehrer bey der Wichmannischen Erziehungsanstalt zu Celle, hat vom Herzog von Weimar den Titel ...s Rath erhalten.

An des verstorbenen Strobel zu Nürnberg Stelle ist Hr. Leonhard Stephan Luck, bisheriger Caplan in der Vorstadt Wöhrdt zu Nürnberg, Pastor dieser Gemeinde geworden.

Zu Berlin sind zwey Emigranten, der Vicomte de Joyon und Trembler, vermöge höchster Kabinetsordre zu Mitgliedern der Königl. Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden. Der Chevalier Boufflers soll ebenfalls zum Akademisten ernannt worden seyn; ist aber noch nicht eingeführt.

Todesfälle.

Am 17. Sept. 1794 starb zu Freyberg der Rector des dasigen Gymnasiums, Hr. Joh. Gottfr. Jänger, 70 Jahr alt. Ausser mehrern von ihm herausgegebenen kleinen Schulschriften hat er auch an der deutschen Uebersetzung von Fergusons Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft einigen Antheil.

Am 11. Octbr. 179[illegible] starb zu Militsch Hr. Carl Florian Weber, Pastor primarius bey der evangelischen Kirche und Schule. Von seinen Schriften s. Meusels gelehrtes Deutschland.

Im Januar d. J. starb Hr. M. Johann Gottlieb Volkelt, Conrector zu Liegnitz, durch mehrere Schriften verschiedener Gattung, und vorzüglich über mineralogische Gegenstände, bekannt.

Den 1. Febr. 1795 starb zu Regensburg der Hofrath und Stadtphysikus Hr. D. Johann Gottlieb Schäfer, 75 Jahr alt, ein Bruder des vor einigen Jahren verstorbenen Naturforschers dieses Namens. Er war gebohren zu Querfurt den 13. Sept. 1720, und lernte im J. 1734 zu Schmölle im Altenburgischen die Apothekerkunst. Nachdem er einige Zeit zu Regensburg in einer Apotheke gestanden hatte, bezog er, um sich der Arzneykunde zu widmen, im J. 1744 die Akademie Altdorf, erhielt 1745 die Doctorwürde, worauf er zu Regensburg zu practiciren anfieng. Er führte daselbst im J. 1761 die Blatterninoculation ein. Auch hat er sich durch verschiedene Schriften bekannt gemacht.

Zu Walsrode im Zellischen starb den 9. Febr. Hr. Doctor der Theologie und erster Prediger Kern am Schlagfluß.

Am 20. Februar gieng zu Verden Hr. Johann Friedrich von Stade, K. Churf. Consistorialrath, Superintendent der Verdenschen Präpositur und Hauptprediger an der Domkirche, mit Tode ab. Er war 84 Jahre alt, und hat sowohl Jubelhochzeit, als Amtsjubiläum, das letzte schon vor sechs Jahren, gefeyert. Durch Lehre nicht nur, sondern auch durch Beyspiel hat er vieles Gutes gestiftet.

Den 2. März d. J. starb zu Stolzenau im Hannöverischen der Superintendent Hr. Schrage, vorher Professor und Prediger zu Göttingen, 42 Jahre alt.

Bücher-

Bücheranzeigen.

Die Geschichte der Schweizerischen Eidgenossen-
aft durch Johannes Müller betreffend. Die seit sieben
ihren unterbrochene Fortsetzung dieses Werkes ist von dem
erfasser endlich wieder unternommen worden, und die 2te
theilung des 3ten Bandes wird auf die Michaelismesse d. J.
wiß erscheinen. Der Verfasser gedenkt, die Geschichte der
chweiz bis auf unsere Zeiten zu erzählen; und zwar die
atenreiche Periode von 1436 bis 1531, aus großentheils
igedruckten Urkunden, um so ausführlicher, da sie den Uebe-
ing der Denkungsart, Sitten und Einrichtungen des Mit-
lalters in die neuern Zeiten enthält, und während derselben
e Schweiz auch auf die größeren europäischen Staaten ge-
irkt hat; kürzer, aber auch zum Theil aus ungedruckten
Luellen, die seit 1531 verflossene Periode, welche die, in ih-
er Art einzige, Erscheinung des Gangs der Verfassung einer
Menge sich selbst, beynahe gänzlich, überlassener Gemeinden
arstellt. — Diese Abtheilung wird in der bekannten „All-
gemeinen Weltgeschichte, nach dem Entwurfe W.
Guthry's, Joh. Grays u. s. w." zugleich den 2ten Theil der
sten Abtheilung des 17ten Bandes ausmachen. Leipzig, am
23. April 1795.

Weidmannische Buchhandlung.

Neue Verlagsbücher der Caspar Fritschischen Buchhandlung in Leipzig, Ostermesse 1795.

Ernesti, Io. Aug. Lectiones academicae in epistolam ad Hebraeos ab ipso revisae, cum eiusdem excursibus theologicis edidit, Commentarium, in quo multa ad recentissimorum inprimis interpretum sententias pertinentia uberius illustrantur, adiecit G. I. Dindorf. 8. maj. 3 Thlr.

— — Observationes philologico-criticae in Aristophanis nubes et Flavii Iosephi antiquitates Iud. Accesserunt Godofr. Olearii notae in Suidam. 8. maj. 1 Thlr.

Ernesti, Io. Chr. Theoph. Lexicon technologiae graecorum rhetoricae. 8. maj. 1 Thlr. 8 Gr.

Kindii, D. Io. Ad. Theoph. Quaestiones forenses, observationibus ac passim decisionibus El. Sax. supremi provoca-

vocationum tribunalis collustratae, Tomus II. cum indice necessario. 8. maj. 1 Thlr. 8 gr.

Meusels, J. Ge. Lehrbuch der Statistik. Zweyte vermehrte Ausgabe, gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Mülleri, Io. Ern. Iust. Promtuarium iuris novum ex legibus et optimorum iurisconsultorum, tam veterum, quam recentiorum scriptis ordine alphabetico congestum, editio altera auctior et emendatior, Volum. 4um. comprehendens loca *Iudex — Mutuum*. 4. maj. 3 Thlr.

Plutarchi Marius, Sulla, Lucullus et Sertorius, recensuit, explicavit, chronologia rerum memorabilium indicibusque necessariis instruxit E. H. G. Leopold. 8. maj. 1 Thlr. 12 Gr.

Schotti, D. Aug. Frid. Institutiones iuris Saxonici electoralis privati, editio tertia auctior et emend. Post auctoris obitum curavit C. G. Haubold. 8. mj. 1 Thlr. 8 Gr.

Scriptorum Rei Rusticae veterum latinor. Tom. III. Palladii Rutilii Tauri Aemiliani libros XIV. tenens. Ex librorum scriptorum atque editorum fide et virorum doctorum coniecturis correxit, atque interpretum omnium collectis et excerptis commentariis suisque illustravit Io. Gottl. Schneider. 8. maj. 2 Thlr.

Wehrn, D. Chr. Guil. Doctrina iuris explicatrix principiorum et causarum damni, habita doli mali, culpae, morae, eiusque quod interest, ratione, praestandi. 8. maj. 1 Thlr. 12 Gr.

Bey dem Buchhändler Wilhelm Vieweg zu Berlin sind zur Ostermesse 1795 erschienen: 1) J. C. Eiselen (Kön. Preuß. Bergraths) Handbuch, oder ausführliche theoretisch-praktische Anleitung zur nähern Kenntniß des Torfwesens und Vorbereitung der Torfmoore, Behuf der nutzbarsten Anlage und Betrieb einzelner Torfgräbereyen, deren praktischen Betrieb selbst, sowohl in Rücksicht auf Holzschonung, als den daraus entstehenden besondern und allgemeinen Nutzen, auch Wiedercultur der ausgestochenen Gründe ꝛc. mit sechs großen Kupfertafeln in acht Abschnitten, gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. Erster Abschnitt, vom Torfwesen überhaupt und der Verschiedenheit des Torfs ꝛc. Zweyter Abschnitt, über die nothwendigen Voranstalten, um ein Torfmoor zur Anlage zweckmäßiger Torfgräbereyen, geschickt zu machen. Dritter

Abschnitt, von Eintheilung der Moorgründe ꝛc. Vierter Abschnitt, von den zum Torfstechen erforderlichen Geräthschaften und Arbeitern. Fünfter Abschnitt, vom Torfgraben selbst. Sechster Abschnitt, vom Trocknen des Torfs. Siebenter Abschnitt, von der Bereitung des Preß- oder Streichtorfs. Achter Abschnitt, vom Nutzen, den eine Torfgräberey dem Staat und dem Eigenthümer bringt. Vier specielle Anmerkungen beschließen das Werk. 2. C. B. Glörfeld's (Königl. Propstes, Inspectors und ersten Predigers zu Bernau) Gespräche über biblische Erzählungen und Gleichnisse, nach Anleitung der Trinitatis- und Adventsevangelien. Ein Beytrag zur christlichen Moral für die Jugend. 8. 12 Gr. Die gute Aufnahme der von dem Hrn. Verf. der zweyten Auflage seines Lutherischen kleinen Katechismus angehängten Gespräche hat denselben zur Herausgabe dieser Sammlung von neuen Gesprächen über die Trinitatis- und Adventsevangelien aufgefordert, die ein Leitfaden für Eltern und Lehrer seyn sollen. 3) Fritz Wandrers Lebensreise. 8. 1 Thlr. Ein Pendant zum Anton Reiser, Karl Pilger und Georg Waller. Mit dem Motto: Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Zu Johannis d. J. erscheint: Die Moseide, in achtzehn Gesängen, aus dem Hebräischen, nach Hartwig Wessely. Erstes Heft, mit Kupfern und Vignetten. Von diesem wichtigen Werke, dieser ersten und einzigen hebräischen Epopee, findet man schon in Hrn. D. Hufnagels Journal „für Christenthum, Aufklärung und Menschenwohl", Bd. II. Heft 4. S. 311, und in der Berlinischen Monatsschrift, Januar, 1794. S. 93. eine ehrenvolle Anzeige.

Das zweyte Stück des Journals, betitelt: Frankreich im Jahr 1795. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris, mit Belegen, ist in der Druckerey der Expedition des Altonaer Mercurs erschienen. Es enthält folgende Aufsätze: 1) Verstehen wir uns einander? Zweytes Gespräch zwischen zwey Jacobinern, von Dubois-Crancé. 2) Capet und Robespierre. Von Merlin von Thionville. 3) Rede des Präsidenten der Volksgesellschaft in Bordeaux, über den wahren Begriff von Gleichheit. 4) Republikanisches Lycäum. Ein schönes

Eröffnungsprogramm. 5) Cheniers Bericht im Namen des Ausschusses des öffentlichen Unterrichts. 6) Liste von unbegüterten Gelehrten und Künstlern, unter welche der Convent dreymal hunderttausend Livres zu vertheilen verordnet hat. 7) Die Normalschulen. 8) Die Centralschulen. 9) Urtheil eines deutschen Sachverständigen über die Aufhebung des Maximums und über den freyen Handel in Frankreich. 10) Louvets, Isnards und der übrigen geächteten Repräsentanten Wiedereintritt in den Convent. (Auszug aus einer kleinen Schrift von Isnard. Cheniers und Sieye's Reden. Debatten. Förmlicher Bericht und endliches Decret zu Gunsten der Geächteten. Ihre Erscheinung im Convente. Worte des Friedens, von einem derselben, im Namen aller seiner Gefährten.) 11) Ein Brief aus Paris an die Herausgeber. 12) Auszüge aus den Briefen eines Nordländers bey der westlichen Pyrenäenarmee. 13) Gefängnißscenen. (Aus den äusserst interessanten Memoiren eines Verhafteten.) 14) Drey Briefe an Robespierre, von St. Just, von seiner Schwester und seinem jüngern Bruder. 15) Bücheranzeigen. (Urtheil eines Pariser Recensenten über die Memoiren von Dümouriez. *Notice sur la vie de Sieyes.*) 16) Anekdote, das Lied Le reveil du peuple betreffend. 17) Le reveil du peuple. 18) Die Musik dazu fürs Klavier.

Dieses Journal, von welchem monatlich ein Stück von 6 Bogen, mit der Beylage eines französischen Nationalliedes, sammt der Musik, erscheinen soll, ist, ausser der obengenannten Expedition, auch in Commission: bey Bohn und Comp. in Lübeck, auf dem Addreßcomtoir und auf allen Postämtern, in Hamburg in der Bohnschen Buchhandlung, und an allen gewöhnlichen Orten zu haben. Der Jahrgang, aus 12 Stück bestehend, zu vier Thalern (Conventionsmünze), oder 10 Mk. Das einzelne Stück zu 1 Mk. oder 10 Gr.

In dem Paulischen Bücherverlage zu Berlin ist fertig geworden: Die Landstraßen und Chausseen, wie auch Meilensäulen und Wegweiser, historisch, technisch, polizeymäßig und cameralistisch abgehandelt von D. Johann Georg Krünitz. Aus der ökonomisch-technologischen Encyklopädie 62. und 63sten Theil gezogen und besonders

ges abgedruckt. 2 Alph. 10 Bogen in gr. 8. nebst 6 Bogen Kupfer, und 1 Bogen gedruckter Tabelle. Eine Abhandlung, welche, so wie das grosse Werk, woraus dieselbe gezogen ist, dem arbeitsamen Fleisse und den Kenntnissen des Hrn. Verfassers Ehre macht. Zuerst von dem Ursprunge und Unterschiede der Wege. Nutzen und Nothwendigkeit guter Landstrassen. Ursachen der schlechten Wege in Deutschland, und Hindernisse der Wegebearbeitungen. Von der römischen Wegebaukunst. Wegegeschichte über die in den neuern Zeiten angelegten Chausseen. Untersuchungen, welche man vorher vornehmen und anstellen muß, wenn man eine Chaussee anlegen will. Von den zum Straßenbau nöthigen Materialien und Werkzeugen. Beschreibung des Landstraßen- und Chausseebaues selbst, als: das Abstecken derselben, ihre Richtung, das Anlegen der Gräben, Dohlen und Brücken, der Futter- oder Verkleidungsmauern und Erdböschungen, des Dammes, sowohl nach Verschiedenheit des Terrains, als auch des Grundes oder Erdbodens, durch welche die Chaussee geführt wird. Von dem, was zur Zierde und Schönheit der Landstraßen und Chausseen gereicht; von ihrer Bepflanzung mit Bäumen; von den Meilensäulen oder Steinen, und den hölzernen Armsäulen oder Wegweisern. Cameralistische Betrachtung des Landstraßen- und Chausseebaues. Von der nöthigen Aufsicht, Unterhaltung und Ausbesserung oder Wiederherstellung der Landstraßen und Chausseen. Von den Rechten und Vorzügen der Landstraßen und Chausseen. Verschiedene Landesverordnungen und Reglements, die Anlegung und Verbesserung der Landstraßen und Wege betreffend. Zuletzt ein Verzeichniß der vornehmsten von den Landstraßen und Chausseen handelnden Schriften. Kostet 4 Thlr.

Verbesserungen.

In den Verzeichnissen der in der N. A. D. Bibl. recensirten Bücher fehlt:

B. I. St. 2. unter der Rubrik: „Schöne Wissenschaften und Poesien“ die Anzeige der „Eunomia, gesammelt von Jerboni“. S. 335,

B. III. St. 2. u. d. R. „Klassische, griechische und lateinische Philologie“ die „Bibliothek der alten Literatur

und

und Kunst, herausgegeben von A. H. L. Heeren. Neuntes Stück." S. 429.
— „Specimina antiquissima scripturae graecae tenuioris seu cursivae, edit. C. D. *de Murr*." S. 431.
— „Ammian Marcellin. Aus dem Lateinischen, von Wagner." S. 432.

B. IV. St. 2. unter derselben Rubrik die Anzeige der „Kurzgefaßten griechischen Grammatik, von Buttmann." S. 498.

Im VI. Bande.

S. 533. Z. 21. statt nur l. uns. Z. 22 statt nun l. nur. S. 534. Z. 4. statt aus l. mit. Z. 17. v. u. statt in diese l. in die. S. 536. Z. 2 und 3. statt die Vorschriften des Glaubens gegeben l. Vorschriften des Glaubens zu geben. S. 537. Z. 16. statt ein Plan l. im Plan.

Im VII. Bande.

S. 6. Z. 16. v. u. statt Artikel l. Kritik. S. 11. Z. 10. v. u. statt demselben l. denselben. S. 13. Z. 1. v. u. statt unsern Gemüthern l. unserm Gemüthe. S. 16. Z. 7. statt Ist allein l. Allein ist. Z. 18. statt liegt l. legt. S. 19. Z. 5. v. u. statt der Begriff, Gattung l. der Begriff der Gattung. S. 20. Z. 21. statt ein Cirkel l. im Zirkel. S. 22. Z. 13. statt die in ihr l. der in ihr. S. 30. Z. 12. statt ein Objekt l. kein Objekt. S. 48. Z. 2. statt unmöglich l. möglich. S. 53. Z. 20. statt der Vorbereitung l. die Vorbereitung. S. 55. Z. 7. statt Freund l. Feind. S. 58. Z. 12. v. u. statt unsre Erkenntniß l. unserer Erkenntniß. S. 60. Z. 10. statt eine Vorstellung l. einer Vorstellung. Z. 30. statt erlangen vermittelst l. erlangen wir vermittelst. S. 261. Z. 8. von oben, statt erhaben l. erhoben.

Im VIII. Bande.

S. 581. Z. 16. von oben muß „nicht" fehlen.

Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 24.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Hr. Collegienassessor Storch zu Petersburg hat von Ihro Maj. der Kaiserin Catharina II. für das Gemälde von Petersburg nicht 100 Dukaten (wie Nr. 4. S. 41 des Intell. Bl. gemeldet wurde), sondern 1000 Rubel Silbermünze zum Geschenk erhalten, wobey ihm die Monarchin zugleich in sehr gnädigen Ausdrücken ihre Zuneigung versichert, und zu wissen gethan hat, daß sie das Buch in das Russische übersetzen lassen, und einige zu verbessernde Stellen selbst anmerken wolle.

Auf Veranlassung des von dem Generalsuperintendent Hrn. Christian David Lenz zu Riga im J. 1792 gefeyerten Amtsjubiläum verfertigte Hr. Krüger in Dresden eine Medaille, deren Avers das schön gearbeitete Brustbild des Jubelgreises zeigt, mit der Umschrift: C. D. LENZ. ECCLESIARUM. LIVONICARUM. SUMMUS. ANTISTES. N. 1720. und in der Exergue: C. I. KRUEGER fec. — Revers: THEOLOGO. | PIO. DOCTO. FACUNDO. | ANNIS. MERITISQUE. | VENERABILI. | IUBILAEUM. LITURGICUM. | D. 24. IUN. A. 1792. | CELEBRANTI. — Diese Gedächtnißmünze hat $1\frac{5}{8}$ Pariser Zoll im Durchschnitt, und wiegt $1\frac{3}{4}$ Loth Cöllnisch in Silber.

3. Todesfälle.

Zu Würzburg starb den 15. März 1795 der Professor der Moral und Pastoraltheologie D. Roßhirt, 49 Jahr alt.

Am 31. März 1795 starb zu Coburg Hr. D. Gottlieb Hornschuh, S. Coburg-Saalfeldischer Rath und Hofmedicus, Landphysikus und Prof. der Naturwissenschaft am hiesigen Gymnasium, im 49sten Jahre seines Alters, nach einem funfzehnwöchentlichen Krankenlager an der Auszehrung. Sein Tod wird sehr betrauert, da er nicht allein ein sehr braver Mann und geschätzter Arzt war, sondern auch viele Verdienste um das Gymnasium hatte. Er war nämlich nicht blos thätiger und guter Lehrer, sondern sorgte auch für die Vermehrung des Naturalienkabinets an gedachtem Gymnasium mit so vielem Enthusiasmus, daß er dasselbe, so gering er es auch beym Antritt seiner Professur fand, ziemlich ansehnlich zurückließ. Ein paar Monate vor seiner Krankheit erhielt er das Diplom als Ehrenmitglied der botanischen Gesellschaft zu Regensburg.

Am 24. März starb zu Saalfeld der dasige Superintendent Hr. Joh. Friedr. Bernhard im 63sten Jahre seines Alters. Er hatte diese Stelle nicht zwey Jahre bekleidet. Vorher war er lange Zeit Archidiakonus.

Zu Jena starb, nach wiederholten Blutstürzen, am 21sten April Hr. Weißhuhn, Doctor der Weltweisheit, ein junger Mann, dessen glückliche Anlagen und ihre mit Beharrlichkeit von ihm fortgesetzte Ausbildung zu schönen Hoffnungen berechtigte. Er hatte erst vor kurzem seinen Aufenthalt zu Jena genommen, in der Absicht, Vorlesungen über die kritische Philosophie daselbst zu halten. Als Dichter hat er sich durch die vor einigen Jahren herausgekommene Sammlung von Sinngedichten gleichfalls nicht unvortheilhaft bekannt gemacht.

Vor einiger Zeit starb auch zu Strasburg im Gefängniß Hr. D. Johann Michael Lobstein, seit 1790 Professor und Prediger daselbst, vordem Professor der Theologie zu Gießen, sodann Inspector in Buzbach, alt 54 Jahre. Verschiedene unvorsichtige Aeusserungen in öffentlichen Vorträgen zogen ihm die Verhaftung im ehemaligen Jesuitercollegium zu, wo er verurtheilt war, Holz und Wasser zu tragen. Gram über sein Schicksal beschleunigte seinen Tod.

Oeffent-

Oeffentliche Anstalten und Einrichtungen.

Hildburghausen. Durch die Thätigkeit des für das Wohl der Kirchen und Schulen unermüdet arbeitenden Hrn. Oberhofpredigers Genßler kommt hier die Errichtung eines Schulmeisterseminariums für das hiesige Fürstenthum zu Stande. Hr. Waisenpfarrer Müller wird erster Lehrer an diesem Institut: neben ihm tragen die vorzüglichsten Lehrer der Stadtschule den Seminaristen die Geographie, Geschichte, vorzüglich des Vaterlands, Meßkunst u. s. w. vor; und die Lehrlinge erhalten zugleich Unterricht in der Baumzucht und Bienenpflege. Die Kosten dieser neuen Anstalt werden aus mehrern Cassen genommen: das Land selbst aber bekommt dabey keine neue Last.

Wolfenbüttel. Unter mehrern zweckmäßigen Bekanntmachungen, die Landesschulen betreffend, welche neuerlich hier erschienen sind, verdient die durch eine Bekanntmachung vom 23. August 1794 geschehene Vertheilung einer Anzahl in Kupfer gestochener Vorschriften Erwähnung. Jede Schule bekömmt davon, um sich derselben als Regeln und Muster zum Schreiben zu bedienen, ein Exemplar, das als ein Inventarienstück bey der Schule erhalten werden muß.

Bamberg. In dem dasigen allgemeinen Krankenhause sind während des vorübergegangenen Jahres 1794 620 Kranke verpflegt worden. Darunter waren 191 vom Institut der kranken Handwerksgesellen; 153 vom Institut der kranken Dienstboten; 159 von dem Armeninstitute; 109 auf Rechnung des verewigten Fürsten, und 17 auf eigne Rechnung. Die Anzahl der Verstorbenen war 20. Davon starben 8 an schnell vorübergehenden, 9 an langwierigen, 3 an äusserlichen Krankheiten. Das Verhältniß der Verstorbenen zu den Aufgenommenen war 1:31.

Leipzig. Das hiesige Böttgerische Erziehungsinstitut ist durch den Tod seines Stifters, der im März dieses Jahres starb, eingegangen.

Litterarische Bildungsanstalten in Meklenburg-Strelitz. Der jetztregierende Herzog von Meklenburg-Strelitz widmet seine ganze Aufmerksamkeit dem Schul- und Erziehungswesen, einem Gegenstand, für den zeither nur allzu wenig geschehen war. Insbesondre wird mit Eifer daran

gearbeitet, in der Residenzstadt Neu-Strelitz eine ganz neue Schulanstalt zu errichten, die eine Bürger- und Gelehrtenschule in sich vereinigen soll. Beyde Klassen von Instituten sind wahres Bedürfniß für Stadt und Land. — Zugleich ist in Neu-Strelitz eine neue Hofbuchhandlung errichtet worden, wodurch auch mehrere Bildung zu verbreiten gegründete Hoffnung ist. Und endlich hat auch der Herzog seine eigene Bibliothek dem Nutzen des gesitteten Publikums schon im voraus bestimmt. (Aus einem Briefe vom 15ten Januar 1795 in der Berl. Monatsschrift 1795. 1. St. S. 1.)

Schulen, Gymnasien und andere Lehranstalten.

Stuttgardt. An die Stelle der aufgehobenen Karls-Akademie (s. Intelligenzbl. v. J. S. 42, 96.) ist ein Gymnasium getreten, wo Jünglinge sowohl zur litterarischen Bildung überhaupt und insbesondere, um sich zur Universität vorzubereiten, volle Gelegenheit finden. Die Direction dieser Anstalt hat Hr. Prof. Tafinger, und mit ihm lehren zugleich die Herren Professoren: Bardili, Cleß, Drück, Franz, Hopf, Kielmann, La Motte, Morelli, Nast, Rappolt, Schmidlin, Ströhlin. Die Wissenschaften, welche vorgetragen werden, sind lateinische, griechische, hebräische, französische, italienische und deutsche Sprachen, Religion, Physik, Naturgeschichte, Mathematik, Psychologie, Aesthetik, Rhetorik, Logik und Metaphysik, Geschichte der Philosophie, Naturrecht, Staaten- und insbesondere vaterländische Geschichte, Geschichte der Erfindungen und Künste, Geographie, Alterthümer und Mythologie.

Bücheranzeige.

Encyklopädie für Künstler. Aus den vorzüglichsten Schriften verschiedener Sprachen gesammelt, und zu einem allgemeinen Handbuch für Künstler, Chemiker, Fabrikanten und Oekonomen bestimmt. Zweyter Band. Was schon bey der Anzeige des ersten Bandes von diesem Werke gerühmt worden ist, das kann auch hier von dem zweyten Bande desselben vollkommen bestätiget werden. Es

sind

sind auch hier solche Materien, welche sowohl für alle diejenigen, die entweder aus Liebhaberey, oder ihres Gewerbes wegen, sich mit Vergolden, Versilbern, Bereitung der Firnisse und Lackiren, als auch für den angehenden Maler, sehr willkommen seyn müssen, nach richtigen Grundsätzen vorgetragen, mit kluger Wahl hinlänglich geprüften Vorschriften und Methoden, mehrentheils aus eigener Erfahrung, abgehandelt und beschrieben. Es kommen hier vor: die Wasser-, Oel- und Miniaturmalerey; die nöthigen Werkzeuge, welche zur Malerey erfordert werden; die vornehmsten natürlichen und zusammengesetzten Materialien, woraus die Hauptfarben entstehen; besondere Regeln von der Malerey mit Wasserfarben; die Wachsmalerey oder Enkaustik; die Freskomalerey; die neue Miniaturmalerey mit Wasser und Oel, oder die sogenannte Eludorische Malerey; Vorschriften zur Malerey mit Oelfarben; verschiedene Arten, die Gemälde zu reinigen; Vorschriften, ein Gemälde auf neue Leinwand überzutragen; Oelanstriche auf Mauerwerk und Holz; Methode, die schmutzigen Kupferstiche zu reinigen, und ihnen ihre erste Schönheit wieder zu geben; Vorschrift und Handgriffe zur Miniaturmalerey, Pastelmalerey; Malerey auf Glas, Emaille, Marmor, Agat ꝛc.; Malerey auf Fayance, oder Glasurfarben; Bereitung der trocknen und flüßigen Farben, als: des Rußbraun, des Schiefer- und Bleyweißes, des Spanisch- oder Königsweiß, des Wißmuthweiß, Perlweiß, Weiß von Eyerschalen, Weiß zum Illuminiren, Weiß der Orgelmacher, des Ultramarinblau, des Berlinerblau, des Lackmusblau, des Azurblau aus Silber, Kupfer und Quecksilber, der blauen Farbe aus Buchweizen, des Emaillblau, des Koboltblau, des Indigblau, des Bergblau, des Türkischblau, des Karmin, der chinesischen Tusche, des neapolitanischen Gelb, der Lackfarben, des Bleygelb oder Massicot, des Frankfurter Schwarz zum Gebrauch der Kupferdrucker, des Rußschwarz der Goldarbeiter, des Kienrußes, des Hirschhornschwarz, des Kohlenschwarz, des Lederschwarz, des Spanischschwarz, des Beinschwarz, des Elfenbeinschwarz, der Scharlachfarbe aus Kolkothar, des Auripigments, der rothen, gelben und grünen Farben; Zubereitung der Farben, mit welchen man die Zimmer, hölzernes Tafelwerk, Mobilien u. dgl. anstreicht, nebst der Art, sie aufzutragen; allgemeine Regeln zur Bereitung der Firnisse, nebst Beschreibung der Bereitung derselben von allerley Farben zu verschiedenem Gebrauch. Nach unserer Ueberzeugung

kann der Hr. Prof. Loos, als Verfasser, den Dank Vieler, für die sein Werk allerdings sehr brauchbar ist, mit Recht erwarten. Ein vollständiges Register vermehrt die Brauchbarkeit dieses Werkes. Dieses Werk ist im Verlage der Paulischen Buchhandlung herausgekommen, und daselbst um 1 Thlr. 19 Gr., beyde Theile um 3 Thlr. zu haben.

Vermischte Nachrichten.

Telegraph des Hrn. Director Achard zu Berlin. Hr. Director Achard hat sich durch eine eigenthümliche Anordnung des Telegraphen ausgezeichnet. Mit einem eisernen Fleiß hat er mehrere Lexika, wovon ein jedes mehr als 23500 Worte enthalten soll, ausgearbeitet, welche durch einen Index aufgesucht werden, der mit den Zeichen, welche der Beobachter durch das Fernrohr wahrnimmt, übereinstimmt. Vor der Hand sind zwey Hauptversuche damit angestellt, bey deren ersten der König selbst zugegen war, und nach erhaltenem Unterricht die Beobachtung übernahm. Hr. Achard dirigirte den Telegraphen in Spandau, und der andre war in Bellevue, einem Lustschloß des Prinzen Ferdinand, eine gute Meile davon aufgerichtet, woselbst sich der König und eine Deputation der Königl. Akademie der Wissenschaften befand. Unter andern Sätzen wurde der Satz: der König ist von seinen Unterthanen so geliebt, als von seinen Feinden gefürchtet, durch ein einziges Zeichen des Achardschen Telegraphen angegeben und aufgefunden. Der König ist mit diesem Erfolg so wohlzufrieden gewesen, daß er Hrn. Achard durch ein Kabinetsschreiben seines Beyfalls versichert, und ein Geschenk von 500 Reichsthalern hinzugefügt hat.

Altes Buch unter einem neuen Titel. Die Bibliothek für Thierärzte, Landwirthe und Liebhaber der Thierarzneykunde, I. Band, welcher den 1. und 2ten Theil der Zergliederung des Pferdes nach einer neuverbesserten Uebersetzung aus dem Französischen des Hrn. Bourgelat enthält. Marburg, akad. Buchh. 1794. liefert dem Käufer nichts anders, als: Anfangsgründe der Vieharzneykunst, oder kurzer Begriff von der Zergliederung des Pferdes, zum Behuf der Lehrlinge in der

Königl.

Königl. Vieharzneyschule, vom Hrn. Bourgelat — aus dem Franz. übersetzt. Danzig, Flörke, 1772.

Berichtigung. In dem Intelligenzblatte der Neuen Allg. D. Bibl. 1795. Num. 16. steht: „Ich würde den angekündigten *Codex pandectarum criticus* des Hrn. Professor Beseke mit meinem eigenen kritischen Pandektencodex herausgeben." Wer wird hieraus etwas zu machen wissen? Zur Verdollmetschung dieser Nachricht sage ich: daß ich mir die Mühe genommen habe, einen gedrängten Auszug aus den so sehr zerstreut liegenden Emendationen und Observationen über die Pandekten zu verfertigen, und daß ich hoffe, diese Arbeit, bey der mir die mitgetheilten sehr reichhaltigen Papiere des Hrn. Prof. Beseke sehr nützlich gewesen sind, dem Publikum recht bald, unter dem Titel eines *Codex pandectarum criticus* vorlegen zu können. Das Corpus Juris des Hrn. Prof. Spangenbergs nimmt bekanntlich nur auf Handschriften und alte Drucke, nicht aber auf Conjecturalkritik, Rücksicht, und es ist in Absicht dieser bisher eine bedeutende Lücke geblieben, auf die Hommel in s. *Corpus iuris civilis, cum notis variorum*, (Leipzig, 1768. bey Fritsch,) zwar auf eine sehr anschauliche Art aufmerksam gemacht; die er aber dadurch nicht wirklich ausgefüllet hat. Göttingen, am 29. April 1795.

D. Seidensticker.

Ein Recensent der Neuen A. D. Bibliothek hat im XI. Bande S. 438 einen Nachtrag zu der im IX. Bande enthaltenen Recension meines Henneberg. Idiotikons, und darinne verschiedene Bemerkungen gemacht, davon ich einige benutzen werde. Die übrigen sind theils aus einem paar Druckfehlern meines Buchs entstanden, theils werden sie wegfallen, wenn ich mich darüber erkläre, welches im Fränkischen Merkur umständlicher als hier geschehen kann.

W. F. H. Reinwald.

Bücherverbote zu Wien im Monat Februar 1795.

Der Krieg in der Hand der Vorsehung, 1794. 8.
Friedenspräliminarien, 21. und 22. St. Berlin, 1794. 8.

Ueber

Ueber Monarchie und Republik. 1794. 8.

Compendiöse Bibliothek: der Geograph. 1 — 3tes Heft. 8. Gotha und Halle, 1794.

Auszug eines Briefs, die Illuminaten betr. Lpz. 1794. 8.

Bertholdi Geschichte des ältern Europa, 1. Theil. Berlin, 1794. 8.

Bolingbrokes Briefe über das Studium und den Nutzen der Geschichte, 1. und 2. Theil. Leipzig, 1794. 8.

Verbesserungen.

Im VIII. Bande.

S. 497. Z. 4. v. u. statt unersinnliche l. die sinnlichen. S. 498. Z. 18. statt dieser Erscheinungen l. diesen Erscheinungen. Z. 10. v. u. statt und l. uns. S. 499. Z. 14. statt nie l. ein. Z. 16. statt daß l. das. Z. 27. statt setzend l. seyend. Z. 2. v. u. statt den l. der. S. 501. Z. 20. statt nur l. uns. Z. 30. statt uneingeschränkt l. eingeschränkt. S. 503. Z. 13. v. u. statt geometrische l. geometrischer. Z. 9. v. u. statt arithmetische l. arithmetischer. S. 504. Z. 5. statt nur l. aus. Z. 16. statt daß l. das. S. 505. Z. 1. statt verwandeln l. verwandelt. S. 507. Z. 13. statt grades l. graden. S. 508. Z. 9 statt die l. d. i. S. 509. Z. 14. v. u. statt Falle eingeschlossen l. Falle alle eingeschlossen. Z. 6. v. u. statt mußten l. muß. Z. 4. v. u. statt ehemals l. einmal. S. 110. Z. 3. statt sondern so l. sondern es so. Z. 9. statt zu unterscheiden l. nicht zu unterscheiden. Z. 15. statt unentberlich machte l. unendlichemal. Z. 16. statt zu einem der l. zu einander. Z. 11 v. u. wird nach wegzulassen statt des Punctum ein Comma gesetzt. S. 112. Z. 10. statt zu l. in.

Im XII. Bande.

S. 530. Z. 23 statt Gulbe l. Hulbe. Z. 28. statt G. l. H. S. 531. Z. 30. statt Hr. l. Kr.